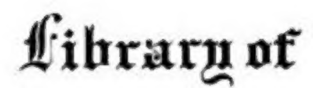

Princeton University Library
32101 064469610

Digitized by Google

0902
.407

ANNEX LIB.





Princeton University.

Pri

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

XXVIII. Jahrgang. II. Semester.



Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

№ 40.

Ausgegeben am 1. October 1869.

Inhalt:

Grenzbotenumschlag: Literarische-Anzeigen.
Literarische Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.
Literarische Beilage von Fr. Bartholomäus in Erfurt.

Leipzig, 1869.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)



Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.



28. Jahrgang.

II. Semester. II. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1869.

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Jahs. 28
pt. 4
1869

Digitized by Google

Register.

Jahrgang 1869. Viertes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Bilder und Schilderungen.

Literatur und Kunst.

611946

Digitized by Google

Kritiken und Besprechungen.

Digitized by Google

Die Session des italienischen Parlaments von 1867—1869.

Durch k. Decret vom 20. August ist die Session des italienischen Parlaments geschlossen worden, nachdem schon am 17. Juni Vertagung stattgefunden hatte, und seitdem die Frage nur die war, ob durch Schluß der Session oder durch die gründlichere Maßregel der Kammerauflösung eine parlamentarische Aera beendigt werden sollte, deren Unfruchtbarkeit nachgerade erschreckend und für das Ansehen der parlamentarischen Institutionen in hohem Grad bedrohlich geworden war.

Schritt für Schritt läßt sich seit dem Tode Cavours die Zerstückelung der großen Nationalpartei verfolgen, deren energischer Zusammenhalt allein den großen Staatsmann hätte ersetzen und den geregelten Gang der Staatsmaschine, die Erledigung der großen gesetzgeberischen Aufgaben hätte sichern können. Keiner seiner Nachfolger besaß Autorität genug, um die verschiedenen Elemente zusammenzufassen, deren innerliche Verschmelzung mit dem raschen Gelingen des Nationalstaates nicht hatte gleichen Schritt halten können. Man kann sagen, daß der Sieg allzuleicht erkämpft wurde; denn er ließ die Gefahr übersehen, die dem neuen Staat von inneren Gegnern drohte, die zu dessen Constituirung selbst unentbehrliche Mitarbeiter gewesen waren. Während die Demokratie, nicht gezügelt durch eine überlegene Autorität und des Antheils bewußt, den sie selbst am Einigungswerk hatte, zu einer gefährlichen Macht heranwuchs, gefährlicher außerhalb als innerhalb des Parlaments, erlahmte die Kraft der Regierungspartei, sie zersplitterte sich in Fractionen, deren Motive mehr landsmannschaftliche Eifersucht oder kleinliche persönliche Interessen als politische Principien waren. Der Schwung einer großen Regierungspolitik verlor sich in die unsicheren und unstäten Schwankungen kleiner Coterien.

Zwei große Ereignisse trugen dazu bei, diese Zersplitterung der Parteien zu vollenden: der Vertrag vom September 1864 und der Krieg von 1866: beides Ereignisse, welche die Vollendung des Einheitsstaats zu beschleunigen schienen, und deren nächste Folge gleichwohl nur eine Schwächung

Digitized by Google

des Staatsgefüges war. Durch den Septembervertrag wurde Italien von der letzten fremdländischen Besatzung befreit und gleichzeitig der Schwerpunkt der Monarchie aus der leitenden Provinz in die geographische Mitte des Reichs verlegt. Aber eben diese Verlegung der Hauptstadt warf Piemont, das bis dahin die Stärke des nationalen Staats gewesen war und allein von allen Provinzen parlamentarische Erziehung besaß, in eine krankhafte, unversöhnliche Opposition und isolirte die Männer der Consorterie, den eigentlichen Kern der Cavourschen Partei, während das Attentat Garibaldi's auf Rom die unvermeidliche Folge hatte, das wichtigste Ergebniß des Septembervertrags, die Räumung Roms, wieder rückgängig zu machen. Der Krieg von 1866 vereinigte zwar Venetien mit dem Königreich, aber die Art, wie der Krieg geführt worden war, das nicht unverschuldete Unglück von Heer und Marine vereitelten zum großen Theil die Früchte der neuen Erwerbung, sofern die Staatsgewalt nicht gestärkt, sondern geschwächt und gedemüthigt aus dem Kriege hervorging. Das allgemeine Unbehagen warf sich schließlich auf die verantwortlichen Leiter des Staats. Während es nun galt, aufzubauen, wuchs umgekehrt die Lust am Demoliren. Die subversiven Parteien streuten eine reiche Saat von Anklagen und Verdächtigungen aus. Unter dem Schutz einer freisinnigen Gesetzgebung gewöhnte sich die Presse an jenen negativen Ton, welcher doch nur eine Nachwirkung des Systems der alten Regierungen war, denen gegenüber der Einzelne als geschworener Feind sich fühlen durfte. Selbst die Geheimbünde lebten in erneuter Stärke wieder auf, die Justiz sah sich zur Ohnmacht verurtheilt, und die erhöhten Anforderungen des Staats wurden als Mittel der Agitation benutzt, um den Geist einer Bevölkerungen zu corrumpiren, deren Staatsgefühl erst noch zu wecken war. Sank im Allgemeinen das Volk in Gleichgiltigkeit gegen die öffentlichen Dinge zurück, so blieben nur jene zersetzenden Kräfte in Action und es konnte nicht ausbleiben, daß sie sich allmälig auch des Parlaments selbst bemächtigten, wo inzwischen durch die Streitsucht der Parteien die größeren Gesetzgebungsarbeiten nicht über das Stadium von Projecten und und Gegenprojecten hinauskamen.

Erkennbar waren die Symptome aller dieser Uebelstände, die später noch ungleich schlimmer wurden, bereits damals, als Ricasoli am 13. Febr. 1867 sich entschloß, die im Jahre 1865 gewählte Kammer aufzulösen und an das Land zu appelliren. Jene Kammer hatte einen auf Ideen Minghetti's beruhenden Entwurf über die Liquidation der Kirchengüter zurückgewiesen, der die Befriedigung der finanziellen Bedürfnisse mit einer definitiven Regelung der Beziehungen von Staat und Kirche auf der Grundlage gegenseitiger Freiheit verbinden sollte. Allein dieser combinirte Plan der Minister Scialoja und Borghatti, welcher der Staatskasse binnen 4 Jahren 600 Mill. Fr.

Digitized by Google

einbringen sollte, erschien nicht vortheilhaft genug, und vor Allem fand man ihn zu conservativ, zu clerical, zu günstig für den Episcopat, dessen freie Mitwirkung angerufen werden sollte. So wurde das Project zu Fall gebracht, und seitdem hatte die Kammer ihre Zeit mit unerquicklichen, unfruchtbaren Discussionen verloren, denen Ricasoli durch die Auflösung ein Ende machte, während er gleichzeitig seine Collegen Scialoja und Borgatti der öffentlichen Meinung opferte. Am 10. März fanden die Neuwahlen statt, und am 22. März wurde die neue Kammer, deren Mandat in diesem Augenblick noch dauert, durch den König mit einer Thronrede eröffnet welche die Ordnung der Finanzen und die administrativen Reformen in dringender Weise als die Hauptaufgaben des Parlaments bezeichnete. Aber trotzdem, daß die neue Provinz Venetien fast ausnahmlos regierungsfreundlich gewählt hatte, war die Zusammensetzung der Kammer im Wesentlichen unverändert geblieben, es war eine starke Linke vorhanden, die zwar nicht die Mehrheit besaß, aber einer in sich zerklüfteten Rechten gegenüberstand. Ricasoli verzichtete in Kurzem darauf, mit dieser Kammer zu regieren, und in der Zweideutigkeit der Lage griff man zu dem Namen, welcher der gegebene Ausdruck einer zweideutigen Lage ist, zu Ratazzi, der sich immer eine Stellung zwischen der Rechten und der Linken zu erhalten gewußt hat, nicht als ein Führer von überlegener Autorität über den Parteien, sondern als ein verschlagener Schiffsmann zwischen denselben hindurchsteuernd, ohne eigentliche politische Grundsätze im höheren Stil, aber jeden Augenblick bereit, die Aussichten eines kritischen Moments für sich auszunützen, und rasch entschlossen, es mit einer Kammer zu versuchen, deren unentschiedener Charakter seinem Talent der Intrigue den besten Spielraum bot. Für eine Politik, die eben nur für den nächsten Tag sorgte, ist man immer wieder auf den Advokaten von Alessandria zurückgekommen, obwohl noch jedesmal die Folgen einer solchen Politik warnend genug ausfielen. Denn jede Amtsführung Ratazzi's war wie durch ein Verhängniß mit einem nationalen Unglück bezeichnet. Novara wie Aspromonte sind mit seinem Namen verknüpft, und diesmal hieß das Unglück Mentana. Die frivole Mißachtung eines internationalen Vertrages, der schon darum nicht ungestraft verletzt werden konnte, weil er mit einem Stärkeren abgeschlossen war, eines Vertrages, der vor Allem Geduld und Treue verlangte, dann aber unzweifelhaft die Lösung eines Problems erleichtern mußte, das nun einmal weder mit List noch mit Gewalt zu lösen ist, rief nicht nur die Franzosen in die ewige Stadt zurück, sondern warf Italien wiederum in eine jener heftigen Krisen, welche immer wieder eine unglückliche Stockung in die Arbeit der inneren Befestigung des Königreichs bringen, die Kräfte in unfruchtbaren Discussionen erschöpfen und die Gehässigkeit des Parteitreibens schärfen. Inzwischen war unter dem

Digitized by Google

Ministerium Ratazzi die Kirchengüterangelegenheit wenigstens zu einem vorläufigen Abschluß gediehen. Zwar hatte der Vertrag, den der Finanzminister Ferrara mit dem Haus Erlanger abschloß, und der binnen vier Jahren dem Staatsschatz 430 Mill. auf die Kirchengüter einbringen sollte, — so herabgemindert waren bereits die Schätzungen des Ertrags aus diesem Geschäft — den Beifall der Kammer nicht gefunden, und Ferrara hatte seine Entlassung nehmen müssen, sein Portefeuille an Ratazzi überlassend, der keinen anderen Finanzminister aufzufinden vermochte. Aber der weit radicalere Entwurf, den die Commission ausgearbeitet hatte, fand endlich die Mehrheit, trotzdem die Consorterie den Entwurf als zu brutal lebhaft bekämpft hatte und auch die Linke unzufrieden darüber war, daß der Ertrag nunmehr nur noch auf 400 Mill. angeschlagen wurde. Denn das Gesetz vom 28. Juli 1867 ermächtigte den Minister, so viele Obligationen auf die Kirchengüter auszugeben, als zur Realisirung einer effectiven Summe von 400 Mill. erforderlich wären. Diese Obligationen, zu 5 Proc., sollten bei dem künftigen Verkauf der Güter al pari angenommen werden. Es kam nun nur darauf an, die Obligationen unterzubringen, und das war die schwache Seite des Entwurfs. Denn als am 27. October in Folge der Ereignisse im Kirchenstaat und der neuen französischen Expedition nach Rom das Ministerium Menabrea ins Amt trat, waren von jenen 400 Mill. kaum $1\frac{1}{2}$ Mill. gezeichnet.

Es war eine wenig beneidenswerthe Erbschaft, die das neue Ministerium antrat. Schon die Art seiner Ernennung — während der Vertagung und ohne daß ein Votum der Kammer mitgewirkt hätte — bereitete ihm eine schwierige Stellung. Es hatte die undankbare Aufgabe, die Thatsache der erneuten Besetzung Roms hinzunehmen, während im Uebrigen die aus dem Septembervertrag fließenden Verpflichtungen in Kraft blieben uud namentlich in Betreff der Zahlung der päpstlichen Schuld Frankreich unerbittlich war. Die extremen Parteien, die so eben ihre Unfähigkeit glänzend bewiesen hatten, beeilten sich, dadurch Rache zu nehmen, daß sie die Minister als Vasallen des Tuilerienkabinets herunterrissen, obwohl die Erklärungen Menabrea's zeigten, daß er um keinen Fußbreit von der Linie des nationalen Programms abwich und die später veröffentlichte diplomatische Correspondenz urkundlich erwies, daß das Ministerium, sobald es sich fest fühlte und Vertrauen in seine Loyalität beanspruchen zu können glaubte, sofort Versuche gemacht hatte, die Wiederräumung des Kirchenstaats zu erwirken und Frankreich zum Rückzug auf die Stipulationen des Septembervertrags zu bewegen, was freilich Napoleon schon aus dem Grund nicht zugestehen konnte, weil er es angesichts der bevorstehenden Wahlen in Frankreich nicht mit der clericalen Partei verderben durfte. Das neue Ministerium sollte vor Allem ein Ministerium der Loyalität sein, und dies war nach der Amtsführung Ratazzi's auch das

Allerdringendste. Es galt, den Credit der Regierung wiederherzustellen, nach außen ebenso wie nach innen. Dabei kam ihm die conservative Nuance zu Statten, die es durch den Namen des neuen Ministerpräsidenten erhielt, welcher einst im subalpinischen Parlament entschieden zur Rechten gehört, aber sich dann allerdings ganz der Cavourschen Politik angeschlossen hatte, die er nun nach allen Beziehungen fortzusetzen entschlossen war. Denn was von reactionären Tendenzen der neuen Minister alsbald in der Presse der Opposition zu lesen stand, war eitel Parteierfindung; niemals konnte dafür der Schatten eines Beweises beigebracht werden, obwol bis in die neueste Zeit und in immer verstärkter Weise eine liebenswürdige Localpresse sich in Verbreitung abenteuerlicher Gerüchte gefiel, als ob das Ministerium mit freiheitsmörderischen Staatsstreichgedanken umgehe und nach dem Blut der Bürger dürste.

Die Frage war, wie das Ministerium Menabrea sich zu einer Kammer stellen werde, die eben noch eine Stütze Ratazzi's gewesen war. Der Anfang verhieß wenig Gutes. Als die Kammer, die am 20. August vertagt worden war, am 5. December wieder zusammentrat, stürzte sie sich — wie dies nach Mentana zu erwarten stand — in eine jener unfruchtbaren Debatten über die römische Frage, deren Mittelpunkt diesmal die Erörterung von Ratazzi's Haltung bildete. Vierzehn Tage dauerte dieses Wortgefecht, und am Ende wurde die Tagesordnung, die das Ministerium als ein Vertrauensvotum zu acceptiren bereit war, mit geringer Mehrheit verworfen. Menabrea reichte seine Entlassung ein, wurde jedoch sofort mit der Neubildung des Ministeriums beauftragt und trat, nachdem die Versuche, mit den frondirenden Parteien anzuknüpfen, gescheitert waren, mit nicht erheblichen Veränderungen am 11. Januar 1868 wiederum vor die Kammer. Neben Menabrea blieb der Finanzminister Cambray-Digny, der vormalige Gonfaloniere der Stadt Florenz, der nunmehr seine Finanzpläne vor dem Lande zu entwickeln hatte.

Am 20. Januar legte der Minister sein Exposé vor. Die Hauptpunkte seines Programms, um das Deficit der Jahre 1866—1868 zu decken, das er auf 630 Mill. anschlug, und das Gleichgewicht der Einnahmen und Ausgaben herzustellen, waren folgende: zunächst die Einführung neuer Steuern, darunter besonders der Mahlsteuer, die schon von Sella versucht und von Ferrara beabsichtigt war; ferner die Reform einiger bestehenden Steuern, damit zusammenhängend Aenderungen in der Tabaksregie; dann Reformen in der Central- und Provinzialverwaltung, durch welche der Dienst vereinfacht und decentralisirt, und andererseits die Autorität der Behörden gehoben werden sollte; sodann Uebergang des Dienstes der Staatskasse an die Nationalbank und endlich die Betrauung der Gemeinden mit der Erhebung der directen Steuern. Nicht mit großen Erwartungen hatte man der Amtsführung des

Digitized by Google

neuen Finanzministers entgegengesehen, der kein eigentlicher Finanzmann war. Dennoch gelang es ihm, durch rückhaltlose Offenheit und den Ernst seiner wiederholten Darlegungen bald eine gewisse Autorität zu erlangen. Die Nothwendigkeit, entscheidende Maßregeln zu ergreifen, wenn der Bankerott abgewendet werden sollte, machte sich allgemein geltend. Man war der ewigen Ministerveränderungen müde und war auch davon überzeugt, daß der Weg der fortgesetzten Anleihen durch Ausgabe von consolidirter Rente verlassen werden müsse, wenn der Credit des Landes nicht immer tiefer geschädigt werden sollte. Im Lande regte sich endlich die gemäßigte Partei, in mehreren oberitalienischen Städten wurden Versammlungen veranstaltet, welche das Parlament an die Pflicht erinnerten, das Land vor der Schmach des Bankerotts zu bewahren und zugleich die opferwillige Mitwirkung des Volkes betheuerten. In der Kammer selbst gewann das Ministerium sichtlich an Boden, und wirklich waren die Verhandlungen des Jahres 1868 — sie dauerten vom 11. Januar bis zum 31. August und wieder vom 25. November bis 22. December — verhältnißmäßig reich an Ergebnissen. Es war die fruchtbarste Session, deren ein Finanzminister des neuen Königreichs sich rühmen konnte.

Die Debatte über die Mahlsteuer nahm dadurch eine glückliche Wendung, daß im Laufe derselben die sogenannte dritte Partei unter Führung von Bargoni, Mordini, Correnti u. A., eine weniger durch ihre Zahl als durch ihre Talente einflußreiche Partei und bei dem Verhältniß der Parteien immerhin ein erheblicher Zuwachs, ihren Uebergang zur ministeriellen Partei vollzog, unter der Bedingung, daß das Ministerium auf ihre Ideen in der Verwaltungsorganisation einging. Am 21. Mai wurde die Mahlsteuer und mit ihr zwei andere neue Steuern genehmigt und später ein Zuschlag von 10 Proc. zu den directen Steuern votirt. Wurde auch das Project einer allgemeinen Einkommensteuer wieder aufgegeben, und der Vorschlag des Ministers, die auswärtigen Staatsgläubiger von der Couponsteuer auszunehmen, verworfen, so wurden doch im Uebrigen seine Steuerpläne gutgeheißen. Im Ganzen hatte die Kammer 140—150 Mill. neuer Steuern bewilligt und damit ihren entschiedenen Willen, für Herstellung des Gleichgewichts mitzuwirken, documentirt. Und kaum hatte der Minister diesen Triumph errungen und damit seine Stellung befestigt, so wandte er sich den anderen Theilen seines Programms zu. Die Basis seines Finanzplans bildete das Tabaksgeschäft. Hatte eine Operation auf die Kirchengüter immer das Mißliche, daß man hier einem schwer zu schätzenden Object gegenüberstand, so bot dagegen eine Operation auf das Tabaksmonopol den Vortheil, daß der Ertrag fast bis auf Heller und Pfennig sich berechnen ließ. Man hatte hier einen soliden, sicheren Gewinn und der Gewinn mußte sich zugleich fortwäh-

Digitized by Google

rend steigern, wenn das Geschäft, wie dies auch volkswirthschaftlich sich empfahl, in die voraussichtlich rationellere Behandlung durch Privathände überging. Schon wenige Tage nach jenem günstigen Votum über die Steuergesetze schloß Cambray-Digny mit einer Anzahl italienischer und ausländischer Handelshäuser einen Vertrag über die Bildung einer Actiengesellschaft ab, welche für 20 Jahre die Ausnutzung des Tabaksmonopols (Anfertigung, Kauf und Verkauf) in Pacht nehmen und der Regierung sofort 180 Mill. als Vorauszahlung und 50 Mill. als Entschädigung für die vorhandenen Vorräthe zur Verfügung stellen sollte. Und am 8. August wurde, nachdem einige von den Abtheilungen der Kammer gewünschte Modificationen angebracht waren, der Vertrag genehmigt, jedoch nicht ohne lebhafte Bekämpfung von Seiten der Consorterie sowohl als der Piemontesen, und nur mit geringer Mehrheit. Auch der Gesetzentwurf, der die Erhebung der directen Steuern nach dem sogenannten lombardischen System den Gemeinden überträgt, wurde von der Kammer genehmigt, und ferner der Beschluß gefaßt, den mit Zwangscours umlaufenden Banknotenbetrag auf 750 Mill. zu reduciren. So konnte man, als die Kammern am 31. August vertagt wurden, auf eine geschäftsreiche und fruchtbare Session zurückblicken. Ministerium und Kammer hatten sich an gemeinsame Arbeit gewöhnt und es war nicht blos für die finanziellen Bedürfnisse des Augenblicks gesorgt, sondern ebenso waren eingreifende Maßregeln, die eine allmälige Besserung der Finanzlage überhaupt versprachen, durchgesetzt. Am 25. November trat die Kammer wieder zusammen und nichts schien im Wege zu stehen, daß nunmehr der Entwurf der Verwaltungsreorganisation energisch in Angriff genommen würde. Wirklich konnte am 20. December die Generaldebatte über den Entwurf geschlossen werden; aber die Anträge der Opposition wurden mit starker Mehrheit verworfen und eine von der Regierung acceptirte Tagesordnung angenommen. Zuvor noch hatte die Hinrichtung der beiden politischen Verbrecher in Rom, Monti und Tognetti, eine kleine politische Episode veranlaßt. Als aber trotz der hierdurch veranlaßten Aufregung der Antrag der Linken, die Zahlung der päpstlichen Schuld zu suspendiren, am 21. December nach lebhafter Debatte verworfen wurde, schien das Ministerium fester denn je zu stehen, und das Jahr 1868 schloß mit den günstigsten Aussichten für die Zukunft.

Um so schlimmer ließ sich gleich der Anfang des neuen Jahres an. Der 1. Januar war der Tag der Einführung der Mahlsteuer. Zum Unglück waren an diesem Termin die mechanischen Zähler, die zu diesem Zweck in den Mühlen anzubringen waren, noch nicht fertig geworden. Und doch wollte der Minister die Erhebung einer Steuer nicht hinausschieben, die mit ihrem muthmaßlichen Ertrag von 70—80 Mill. einen wesentlichen Theil seines Finanzplans bildete. Man half sich mit provisorischen Anordnungen,

Digitized by Google

es gab Irrungen, die Behörden verfuhren mit Ungeschick und dadurch wurde im Volk die alte Abneigung gegen diese Steuer wieder lebendig, die noch überdies von den staatsfeindlichen Parteien nach Kräften ausgebeuet wurde. Die Folge waren mehr oder weniger ernste tumultuarische Auftritte in einer Reihe oberitalienischer Städte, zumal in den Provinzen Parma und Bologna. Im Süden war die Einführung der Steuer auf keinen Widerstand gestoßen, weil man hier seit alten Zeiten an die Mahlsteuer gewöhnt war, die zwar von Garibaldi abgeschafft, seitdem aber meistens von den Gemeinden für ihre eigene Rechnung wieder eingeführt worden war.

Diese Unruhen wären indessen bald wieder vergessen gewesen, wenn sie nicht ihr unvermeidliches Nachspiel im Parlament gehabt hätten. Als die Kammer am 21. Januar wieder zusammentrat, war das Erste eine Interpellation der Linken, die sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, wieder eines jener mehrtägigen Wortgefechte aufzuführen, die nun einmal einen ungleich größeren Reiz für sie besitzen, als die Behandlung von Geschäften, und die, was schlimmer ist, durch die unvermeidliche Nachwirkung des Parteigezänks auf geraume Zeit die Behandlung von Geschäften unmöglich machen. Uebrigens fehlte es auch von Seite der Rechten nicht an scharfem Tadel. Denn an jenen Tumulten entzündete sich auch in der Kammer wieder die ganze Opposition gegen die Mahlsteuer überhaupt, unversöhnlich zeigte sich besonders die Gruppe der Piemontesen unter Lanza und Sella. Und wenn auch schließlich am 27. Januar hauptsächlich durch die Unterstützung der dritten Partei eine Tagesordnung angenommen wurde, welche Cambray-Digny als eine Indemnitätsbill acceptirte, so war doch mindestens viel Zeit verloren, die Unlust an positiven Arbeiten gesteigert, die günstige Stimmung des vorigen Jahres verflogen. Die Sitzungen waren leerer als je, und als die unvermeidlichen Carnevalsferien eintraten, war nichts als lediglich jene Debatte über die Mahlsteuertumulte fertig gebracht worden.

Am 16. Februar trat die Kammer wieder zusammen. Es sollte jetzt mit Energie gleichzeitig an die Berathung des Budgets und an die Specialberathung des Verwaltungsgesetzes gehen. Abwechselnd sollten die Sitzungen dem einen und dem andern Gegenstand gewidmet sein. Aber langsam rückten die Debatten vor, und je näher man den Hauptpunkten der Verwaltungsreform kam, um so zweifelhafter wurde es, ob überhaupt eine Mehrheit für eine so bedeutende Gesetzesarbeit zu Stande kommen werde. Das Ministerium hatte den Entwurf von Bargoni (dritte Partei) adoptirt, dessen wesentlichster Punkt die Aufhebung der Unterpräfecturen war. An Stelle dieser sollten nach dem Muster der vormaligen Verwaltung im lombardisch-venetianischen Königreich Regierungsdelegationen für kleinere Bezirke von 40—50.000 Seelen treten, mit denen auch die bisherigen kostspieligen Finanzämter ver-

Digitized by Google

bunden werden sollten. Zu diesem Entwurf stellte nun Peruzzi (von der Consorterie) noch einen eingreifenden Antrag, der dahin zielte, die Provinzialräthe von den Präfecten unabhängig zu machen, und dadurch ein praktischer Anfang der Decentralisation sein sollte. Aber obwohl Decentralisation hier wie überall längst ein von allen Parteien im Munde geführtes Wort war, so scheute man doch jetzt vor dem ersten ernsten Versuch der Verwirklichung zurück, und nach langen fruchtlosen Verhandlungen gelang es der Linken, einen Antrag auf Vertagung des Vorschlags durchzusetzen, was geradezu einer Bankerotterklärung der Kammer gleich kam. Schon in diesem Augenblick konnte der Ernst der Lage Niemand entgehen. Die Kammer hatte ihre gänzliche Unfähigkeit bewiesen; sie hatte weder den Willen noch das Selbstvertrauen, eine solche Gesetzesarbeit durchzuführen, sie wußte überhaupt nicht, was sie wollte. Die wichtigen Fragen zu vertagen, hatte sich als ein überaus bequemes Mittel empfohlen. Als die Verhandlungen fortgesetzt wurden und man an den Punkt der Delegationen kam, vertagte man diesen Punkt ebenso wie man es mit dem Antrag Peruzzi's gethan hatte, und am 12. April wurde die Berathung des ganzen Gesetzes abgebrochen, und zwar auf den Wunsch des Ministers Cambray-Digny, der, müde des grausamen Spiels, daran verzweifelte, mit dieser Kammer etwas in Stand zu bringen.

Dringlicher war aber die Finanzfrage. Vielleicht, daß der Minister hier eine günstigere Stimmung fand und auf den Resultaten des vorigen Jahres fortzubauen im Stande war. Um die Abschaffung des Zwangscurses der Banknoten herbeizuführen und das Kirchengütergeschäft in Fluß zu bringen, hatte Cambray-Digny im März einen neuen Vertrag mit Rothschild abzuschließen versucht, war aber gescheitert und verzichtete nunmehr auf die Heranziehung des ausländischen Capitals. Am 21. April trat er mit einer neuen Finanzdarlegung vor die Kammer, auf deren Grund er folgende Operationen vorschlug: 1) sollte der Verkauf der Kirchengüter, der unter der Initiative der italienischen Creditbank gebildeten banaa pei beni domaniali übertragen werden, und diese die Summe der noch übrigen 300 Mill. vorschußweise leisten. Es waren nämlich von dem Gesammtbetrage von 400 Mill. allmälig doch 100 Mill. Obligationen vertrieben worden; trotz der Zahlung der Zinsen in italienischem Papiergeld hatte sich seit Cambray-Digny's Geschäftsführung der italienische Staatscredit nicht unbeträchtlich gehoben; für die übrigen 300 Mill. aber, deren Vertrieb jetzt bei dem bis auf 85 gestiegenen Cours ins Stocken gerieth, sollte nun das Pauschalgeschäft mit der Domänengüterbank helfen; 2) sollte der Dienst des Staatsschatzes der Nationalbank übertragen und mit der letzteren die Bank von Toscana verschmolzen werden. Endlich aber verlangte der Minister 3) die Ermächtigung zu einer Zwangsanleihe von 320 Mill. Fr.

Digitized by Google

Um für diese Finanzoperationen eine Kammermehrheit zu erlangen, versuchte das Ministerium zunächst eine Operation im Parteiwesen der Kammer, die, wiederholt versucht, immer an der Unversöhnlichkeit der Gemüther gescheitert war, jetzt aber angesichts der Finanznoth und angesichts der bedrohlichen Stockung der parlamentarischen Arbeiten eine letzte Anstrengung herausforderte. Es handelte sich um nichts Geringeres als um die Versöhnung der grollenden Piemontesen. Keine der frondirenden Parteien hatte mehr geschadet als diese; aus Groll über die Verlegung der Hauptstadt hatten die von Hause aus conservativen Piemontesen, welche bis zum Herbst 1864 ein Hauptbestandtheil der ministeriellen Partei gewesen waren, ein unnatürliches und unmoralisches Bündniß mit der Linken abgeschlossen. Sie hatten nicht nur aus Haß gegen die Hauptstadt Florenz in das unvernünftige Geschrei Roma capitale eingestimmt, sondern außerdem auch in allen inneren Fragen den seither gefolgten Ministern hartnäckige Opposition gemacht. Kein Appell an den Patriotismus hatte die Verbitterung zu überwinden vermocht, welche die Hauptschuld an der unerquicklichen Zerklüstung der Parteien trug. Wenn Cambray-Digny die Versöhnung der „Permanenten" gelang, so war dies offenbar ein Erfolg von entscheidender Bedeutung, die Bedingung späterer Erfolge. Schon als er sein neuestes Exposé der Kammer vorlegte, hatten vertrauliche Verhandlungen mit den Führern der Permanenten begonnen, selbstverständlich nicht ohne daß man ihnen einen Antheil an der Regierung in Aussicht stellte. Wirklich kamen sie diesmal dem Wunsch einer Verständigung entgegen, sie schienen ihrer bisherigen Rolle überdrüssig, von der Mitwirkung zur Herstellung einer geordneten Finanzverwaltung wollten sie sich nicht länger ausschließen, vielleicht trug auch noch das in derselben Zeit entdeckte mazzinistische Complot zu Mailand bei, ihnen über ihr Coquettiren mit der Linken das Gewissen zu schärfen — kurz, Ende April erfuhr man, daß die Verhandlungen mit dem Turiner Advocaten Ferraris, dem parlamentarischen Führer der Permanenten, zum Abschluß gediehen seien. Die Aussöhnung wurde besiegelt durch die Neubildung des Ministeriums vom 13. Mai, dessen Zusammensetzung die Union aller Parteien der Rechten darstellen sollte. Denn auch die dritte Partei sollte jetzt für ihre Unterstützung des Ministeriums Menabrea belohnt werden, und selbst für die seit dem Septembervertrag von 1868 verfehmten Männer der Consorterie schien die Zeit gekommen, wieder an den Geschäften Theil zu nehmen. Es war wirklich das sprechendste Symbol der wiedergefundenen Eintracht, wenn Ferraris, das Haupt der Permanenten, in Einem Cabinet saß mit Minghetti, der jenen Vertrag über die Verlegung der Hauptstadt abgeschlossen und damit den Ausbruch des Turiner Municipalgeists veranlaßt hatte; Menabrea behielt das Auswärtige, wie Cambray-Digny die Finanzen. Ferraris erhielt das Mi-

Digitized by Google

sterium des Innern. Von der dritten Partei traten ein Bargoni und Mordini, jener für den Unterricht, dieser für den Handel. Minghetti übernahm das Ministerium des Ackerbaus und der öffentlichen Arbeiten. So schien die alte Mehrheit zunächst in den Führern wiederhergestellt und man durfte auch in der Kammer auf eine compacte Regierungspartei gegenüber der eigentlichen Linken und damit auf eine rasche Förderung der gesetzgeberischen Arbeiten rechnen.

Diese Hoffnung wurde rasch zertrümmert. Die Zersetzung der Parteien war doch tiefer, als daß ein Compromiß von Führern mit einemmal den schlimmen Nachwirkungen hätte Einhalt thun können. Zunächst zeigte es sich, daß nicht alle Piemontesen ihren Führer bei seiner Schwenkung begleiteten. Einige blieben unversöhnlich, wie es im Ganzen die Turiner Municipalpresse blieb; Lanza stellte sich ironisch bei Seite und spottete, die scheinbare Versöhnung sei nur eine neue Zweideutigkeit. Aber auch auf der Rechten war die Freude über den Eintritt der Permanenten in das Ministerium gemischter Natur. Man begriff nicht, wodurch die bisher Grollenden solches verdient hätten. Die Persönlichkeit von Ferraris flößte wenig Vertrauen ein; zumal ein so wichtiges Ministerium wie das des Innern, sah man ungern in den Händen eines Mannes, dessen Ministerrede weder über die bisherige noch über die künftige Haltung der Piemontesen genügende Aufklärungen gab. War man einverstanden mit der Aussöhnung, so war man es nicht ebenso mit der Art und Weise, wie sie ins Werk gesetzt wurde, ohne ein klar definirtes Program und durch die Zusammensetzung eines ungleichartigen Kabinets. Die ausgeschiedenen Minister waren mißvergnügt und besaßen ihren Anhang; die Consortorie ihrerseits war unzufrieden, daß Minghetti, dem sie als einem alten Mitarbeiter Cavour's das Auswärtige zugedacht hatte, sich mit einem verhältnißmäßig untergeordneten Portefeuille begnügen mußte. Kurz, der offizielle Jubel verstummte bald. Eine kleinliche Personenfrage — dies war doch schließlich die praktische Pointe des großen Versöhnungsfestes gewesen. War es auch den neuen Ministern unzweifelhaft Ernst mit ihrer gemeinsamen Aufgabe, so fehlte es ihnen doch an der nöthigen Autorität über die Kammer, in welcher in der That nichts verändert war. Cambray-Digny sollte darüber in Bälde belehrt werden.

Am 24. Mai legte er der Kammer seine vielgenannten drei Conventionen vor: 1) wegen der Uebertragung des Schatzdienstes an die Nationalbank und die Bank von Toscana; 2) wegen Verschmelzung dieser beiden Banken; 3) den Vertrag mit der Staatsgütergesellschaft zur Uebernahme des Kirchengütergeschäfts. Die Stimmung der Kammer war sofort die feindseligste. Am 1. Juni wies das Privatcomité nach eintägiger Sitzung die Vorschläge Cambray-Digny's zurück, es wurde ein Ausschuß gewählt, der fast nur Mit-

Digitized by Google

glieder der Opposition enthielt, und am 15. Juni beantragte auch der Ausschuß die Verwerfung der Conventionen. Zwei Tage darauf erfolgte die Vertagung. Positive Gegenvorschläge waren, wie immer, von der Opposition nicht gemacht worden. Offenbar war die schroffe Haltung wesentlich der Ausfluß einer allgemeinen Abneigung gegen die Bankinstitute, deren wachsende Bedeutung man fürchtete und deren Gewinn man mißgönnte, aber ohne daß man Mittel und Wege wußte, wie der Staat bei seinen dringlichen Vorschußgeschäften billigere Bedingungen erhalten könne.

Es war nicht blos die Verwerfung der ministeriellen Finanzplane, welche die Vertagung der Kammer herbeiführte, sie wurde geradezu unaufschiebbar durch die inneren Vorgänge, welche den Saal der Fünfhundert in den letzten Wochen ausschließlich beschäftigt hatten. Die Beschuldigung gegen einige Abgeordnete der Rechten, daß sie in der Tabaksregieangelegenheit ihr Votum für den von der Regierung vorgelegten Vertrag verkauft und in unrechtmäßiger Weise sich an dem Geschäft betheiligt hätten, eine Beschuldigung, die zuerst in der radicalen Winkelpresse auftauchte, und hier mit gerichtlicher Verurtheilung beantwortet, dann aber mit Berufung auf gestohlene Privatpapiere von Abgeordneten in die Kammer selbst gebracht wurde, das geheimnißvolle Attentat auf den Abgeordneten Major Lobbia, über das die gerichtliche Untersuchung erst noch die Wahrheit an den Tag bringen soll, die unüberlegte Einsetzung einer parlamentarischen Untersuchungscommission und deren zweideutige Entscheidung, die abenteuerlichen Sensationserfindungen der Presse und die politischen Zweikämpfe — alle diese peinlichen Vorgänge, die noch in frischer Erinnerung sind, legten klar vor Augen, wie weit es mit einer Landesvertretung gekommen war, die sich, einer autoritätsvollen Leitung entbehrend, lieber in Scandalgeschichten privater Natur vertiefte, als mit ernstem Willen an der Heilung der Schäden des Staatswesens betheiligte. Auf der einen Seite hatte sich ein Fanatismus der Verfolgungssucht und Verleumdung, auf der andern ein Mangel an moralischem Muth gezeigt, welche im Interesse der Kammer selbst und der schwer geschädigten parlamentarischen Einrichtungen die Schließung der traurigen Bühne verlangten. Auf diese Vertagung folgte am 20. August der Schluß der unerquicklichen fruchtlosen Session.

Und was nun? Noch ist über die Ergebnisse der zahlreichen, seither gehaltenen Ministerberathungen nichts Zuverlässiges in die Oeffentlichkeit gelangt. Noch bleibt abzuwarten, mit welchen Entwürfen und Vorlagen die Regierung bei Eröffnung der neuen Session hervortreten wird. Darin stimmt Alles überein, daß das dringendste Bedürfniß ist, das Ansehen der Regierung und der Gesetze zu heben. Durch welche Mittel aber dies geschehen soll, darüber scheint in dem wenig homogenen Ministerium schwer eine Einigung

zu erzielen. Inzwischen hat der Justizminister Pironti einige Verordnungen erlassen, welche zeigen, daß die Minister, durch den Strike der Kammer im Stich gelassen, ihrer Verantwortlichkeit gegenüber dem Lande wohl bewußt sind. Ein Rundschreiben an die Justizbehörden fordert zu strenger Handhabung des Gesetzes bei Preßvergehen auf und einige Mitglieder des Richterstandes in Mailand und Bergamo sind auf dem Verordnungswege auf andere Posten versetzt worden, weil sie sich bei der Instruirung von politischen Prozessen schwach und unzuverlässig gezeigt hatten. Damit ist die Hand an zwei der allerwundesten Flecke gelegt. Die Rechtspflege ist bei Verbrechen politischer Natur vielfach geradezu illusorisch geworden. Von Mordthaten, die auf politischen Motiven beruhen, bleiben die meisten unentdeckt, viele unbestraft; schon weil in der Regel Zeugenverhöre nicht herzustellen sind. Es hängt dies zusammen mit jenem Mangel an moralischem Muth, der vor Allem den gemäßigten Elementen der Gesellschaft anhaftet. Auch in Italien wird das Bürgerthum erst durch Schaden belehrt werden, daß ein freisinniges Staatswesen die höchsten Anforderungen an den Bürgermuth stellt, wenn es nicht den anarchischen Parteien anheimfallen soll. Im absoluten Staat sorgt die Behörde für den Bürger, im freien Staat muß er selbst für sich sorgen und sich seiner Haut wehren. So fehlt es auch noch ganz an einer energischen Gegenwirkung gegen die kleine Skandalpresse, die in der That in Italien einen äußersten Grad von Frechheit und Niedrigkeit erreicht hat und bei einem so leicht entzündlichen, dem albernsten Gerede zugänglichen Volk doppelt corrumpirend wirkt. Daß wenigstens die bestehenden Gesetze mit Strenge angewendet werden, ist das Mindeste, was im Interesse der Selbsterhaltung der Gesellschaft geschehen muß. Und nicht Wenige sind der allerdings bedenklichen Meinung, daß das Preßedikt vom Jahr 1848 unzureichend sei und durch ein neues Gesetz ersetzt werden müsse, das insbesondere den Begriff der Verantwortlichkeit — den Gesetzen in anderen constitutionellen Ländern entsprechend — schärfer definirte und den Behörden in Fällen von systematischer Schmähung der Staatseinrichtungen einen weiteren Spielraum gewährte.

Wie die radicale Presse über diese ersten Symptome einer Ermannung des Ministeriums herfiel und im Besonderen über die „abtrünnigen Verräther" — Pironti war einst nebst den Poërio an die bourbonischen Galeeren geschmiedet — läßt sich denken. Allein im Ministerium selbst kamen bei diesem Anlaß innere Differenzen zu Tag und konnten nur mit Mühe beigelegt werden. Ebenso gingen die Meinungen über die Opportunität der Kammerauflösung auseinander, die von Ferrara als dem hierbei zunächst betheiligten Minister bis jetzt energisch bekämpft wurde, obwohl an ein gedeihliches Zusammenwirken mit der gegenwärtigen Kammer nicht mehr zu

denken ist. Auch andere Vorschläge, die in dieser Krisis aufgetaucht sind, hatten unter der Unschlüssigkeit eines disparaten Ministeriums zu leiden. Cambray-Digny wollte einige Gesetze, die ihm dringlich schienen, aber noch nicht sämmtliche Stadien durchgemacht hatten, provisorisch auf dem Verordnungswege promulgiren, mit dem Vorbehalt späterer Indemnität, so das Gesetz über die veränderte Steuererhebung, das von der Kammer, aber noch nicht vom Senat genehmigt ist, und das Verwaltungsgesetz, so weit es von der Kammer berathen wurde. Ein anderes Project, das erörtert wurde, ist dies: die Zahl der Abgeordneten, von denen in der Regel die Hälfte durch Abwesenheit glänzt, zu vermindern und dagegen das jetzt bestehende Wahlrecht erheblich auszudehnen, um damit die Masse des Volks mehr als bisher für das öffentliche Leben zu interessiren. Auch die Art und Weise, wie große Gesetzgebungsarbeiten vom Parlament behandelt werden, ist dringend einer Reform bedürftig. Die in ermüdender Weise fast ununterbrochen fortdauernden Sessionen sind darum so ergebnißlos, weil die Grenzen der parlamentarischen Action ganz falsch gezogen sind. Es ist fast unvermeidlich, daß Gesetzesvorlagen scheitern, die aus 200 Paragraphen bestehend zur Detailberathung einer Kammer von 400 Mitgliedern überantwortet werden, welche zum großen Theil aus Advocaten zusammengesetzt ist, deren Streitlust und ungehemmter Redeschwall jeden Morgen aufs Neue beginnt.

Freilich ist vorauszusehen, daß alle diese oder andere Mittel, zu denen das Ministerium greifen mag, wenig nützen oder wenigstens keine gründliche und rasche Heilung herbeiführen werden. Jahrzehnte lang wird Italien noch an den Finanz- und Verwaltungscalamitäten dieser Uebergangszeit laboriren, denn sie beruhen auf Ursachen, die, wie sie nicht plötzlich eingetreten sind, auch nicht plötzlich verschwinden können. Bis jetzt ist das constitutionelle Regiment, das alle Entscheidungen von wechselnden Majoritäten abhängig macht und überdies unendlich verzögert, eher ein Hinderniß als ein Mittel der inneren Consolidirung gewesen. Nur die Zeit vermag dem Volk allmälig die politische Reife zu geben, die zu einer parlamentarischen Regierungsweise befähigt. Das Volk ist zum Herrn seiner Geschicke geworden, zu einer Zeit, da noch alle Grundbedingungen dafür fehlten, und die heutige Lage Italiens mit dem Bankerott seines Constitutionalismus, den doch immer die Volksvertretung selbst verschuldet, wäre eine wahrhaft trostlose, wenn nicht neben dem politischen Italien, das so widerliche Scenen in den letzten Monaten aufwies, ein anderes Italien existirte, das, um das öffentliche Leben nur allzuunbekümmert, ruhig seinen Geschäften lebt, das arbeitet, und so in der Stille in kleinen Bruchtheilen die Elemente jenes Nationalwohlstandes sammelt, der nicht durch Finanzgesetze hervorgerufen werden kann, sondern erst die Basis einer gesunden Finanzpolitik werden wird. Die Existenz des

Digitized by Google

Nationalstaats selbst ist bei all diesen Calamitäten gar nicht in Frage. Für sämmtliche Parteien ist die Einheit selbstverständliche Voraussetzung, und Niemand denkt daran, daß sie durch die häufig wiederkehrenden inneren Krisen gefährdet werden könnte. Niemals sind in dem heftigen Krieg der Parteien Bestrebungen hervorgetreten, deren Ziel die Auflösung der Staatseinheit wäre. Es gibt keine Partei der Depossedirten. Wohl zeigt die Skandalpresse ein Temperament, das selbst uns Deutschen, die wir doch seit drei Jahren an Starkes gewöhnt sind, unerhört erscheint. Allein auch für die äußersten Parteien in Italien gibt es eine Grenze, wo ihnen das Bewußtsein der nationalen Ehre wiederkehrt. Es kommt ihnen zu statten, daß am Werk der Wiedergeburt ihre Häupter activ betheiligt sind und diese Erinnerungen würden wieder durchschlagen, sobald eine große Gefahr im Anzuge wäre; vollends aufs äußerste verächtlich erschiene es, im inneren Kampf der Parteien auf auswärtige Freundschaften oder Eventualitäten zu speculiren. Das mögen wir uns in Erinnerung bringen, wenn wir versucht sein sollten, mit selbstgerechter Miene auf den traurigen Zustand des heutigen Italien zu blicken. Die Begriffe des Schicklichen sind nicht dieselben bei allen Völkern. Laxer sind die Sitten der Italiener in den Dingen der privaten Geschäftssphäre, das hat zu vielen anderen Beispielen auch die Untersuchung in der Tabaksangelegenheit gezeigt. Allein andererseits wären ohne Zweifel jene Geschäfte, welche die Bürger der alten Reichsstadt am Main betrieben, um sich um ihre bürgerliche Pflicht herumzuschleichen, überall sonst mit einem solchen Makel behaftet, daß sie unmöglich wären. Das Staatsgefühl ist bei den Italiern noch so wenig entwickelt als bei uns Deutschen, aber ihr Ge- Gefühl der nationalen Ehre ist unstreitig feiner und empfindlicher. Und nur in Einem können wir uns einer entschiedenen Ueberlegenheit rühmen: Deutschland besitzt eine starke Regierung, und wer je im Verdruß über die Langsamkeit oder die verkehrten Wege der Gesetzgebung vergessen würde, was dies in politischen Uebergangszeiten für ein Land werth ist, der mag am Beispiel Italiens erkennen, was die Folgen des Gegentheils, d. h. eines parlamentarischen Apparats ohne die Autorität einer starken Staatsgewalt sind.

W. L.

Die Ausstellung von Gemälden älterer Meister in München.

I. Holbein und Dürer.

Der löbliche Plan einer Vereinigung von Gemälden älterer Meister in München wurde in dem Maße betrieben, in welchem die Aussichten der internationalen Ausstellung moderner Bilder wuchsen. So wenig diese nun auch allen Wünschen genügen konnte, gewiß schien doch, daß sie viel Anziehungskraft ausüben und ungeachtet ihrer Gleichzeitigkeit mit der in demselben Ehrgeiz unternommenen Ausstellung in Brüssel lohnende Theilnahme beim Publicum finden werde. Wäre gleich von vornherein auch zu dem andern Zwecke der Heranziehung alter Bilder geworben worden, so hätten umfassende gemeinsame Anstrengungen wahrscheinlich eine ansehnliche Zahl interessanter und bedeutender Kunstwerke aus Vergangenheit und Gegenwart unter Einem Dache zusammengebracht. Statt dessen wurden die alten Meister gegen die modernen zurückgesetzt und das ganze Unternehmen dadurch in Frage gestellt, daß nur wenig Zeit zu den Vorbereitungen übrig blieb. In der That ist der erste Eindruck, den die paar Zimmer im Kunstausstellungsgebäude machen, ziemlich niederschlagend. Wenn auch der außerordentliche Werth einzelner Nummern für die geringe Zahl mehr als entschädigt, so bleibt es doch immerhin eine befremdende Wahrnehmung, von allen den Schulen, in welche man die alte Kunst einzutheilen pflegt, keine vollkommen, etliche hier überhaupt gar nicht vertreten zu finden. Der Katalog weist eine verhältnißmäßig gute Anzahl altdeutscher Bilder, einige interessante flämische und holländische Stücke auf, aber so gut wie gar kein italienisches Gemälde von Rang.

Freilich darf man nicht unbillig sein. Die Schwierigkeiten eines derartigen Unternehmens sind heute größer als ehemals. Die Kritik ist in unseren Tagen scharfsichtiger und lauter als in früherer Zeit; die Bilderbesitzer müssen sich darauf gefaßt machen, daß ihre Schätze ziemlich indiscret auf die Namen hin geprüft werden, die sie tragen. Ganz erklärlich daher, wenn das öffentliche Forum solcher Ausstellungen von den in der Regel empfindlichen Sammlern eher gemieden als gesucht wird. Ueberdieß pflegen Privatsammlungen neuerdings unter strengen Bedingungen vererbt zu werden, welche Ortsveränderungen immer mehr erschweren. Nicht zuletzt aus diesem Grunde hat die British Institution in London ihre jährliche historische Bilderschau einstellen müssen. Die Ausstellung in Manchester im Jahre 1853 war das erste derartige internationale Unternehmen und sie ist auch bis heute weitaus das bedeutendste geblieben; weder Dublin, noch London, noch Leeds haben solchen Erfolg gehabt.

Digitized by Google

Die gegenwärtige Münchener Ausstellung nun hätte als erste ihrer Art in Deutschland entschieden ausgiebiger sein müssen, als sie in der That ist; wir bescheiden uns jedoch sehr gern bei dem, was sie bietet, denn vom Standpunkte der Kunstforschung kann man sich des Nutzens nur freuen, den die allgemeine kunstgeschichtliche Kenntniß aus der Anschauung der Hauptwerke dieser Sammlung ziehen muß. Schon der Vortheil allein, daß Holbeins bewunderungswürdige Madonna auf einige Zeit aus der Dämmerung des Privatbesitzes in das volle Licht einer öffentlichen Bilderschau versetzt worden ist, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Instructiver freilich wäre es für das vergleichende Studium, wenn das Dresdener Gegenstück an der Seite des Darmstädter stünde; dann würden die kritischen Streitpunkte, zu welchen die beiden Gemälde Anlaß gegeben haben, eher ins Reine zu bringen sein, aber es ist schon sehr viel werth, daß die competenten Leute Gelegenheit haben, das Darmstädter Bild eingehend zu betrachten.

Höchst wichtig ist die Ausstellung ferner für die Erweiterung unserer Kenntniß von demjenigen Entwickelungsstadium Albrecht Dürer's, welches sein Aufenthalt in Venedig bezeichnet. Außerdem wird dem Deutschen Publicum unseres Wissens hier zuerst der Anblick von Arbeiten des Vlamländers Gerard David zu Theil, eines Künstlers, dessen Name noch Geheimniß war, als man seine besten Bilder schon längst classificirt und katalogisirt hatte. Anderen Arbeiten holländischer Schule gegenüber werden wir in die Lage versetzt, uns darüber zu entscheiden, ob Alles, was dem Van der Meer zugeschrieben wird, von Einem Manne herrühren könne, oder ob nicht dasselbe Handzeichen auf verschiedene Meister hinweist.

Bezüglich Holbein's bietet uns die Ausstellung noch über anderweite Entwickelungsstufen, als das Darmstädter Gemälde sie vertritt, lehrreichen Forschungsstoff. In dem Epitaph des Bürgermeisters Schwarz von Augsburg und der kleinen Madonna im Besitz des Herrn Pfarrer Schmitter-Hug in St. Gallen haben wir vielleicht die frühesten Beweisstücke seiner Kunstthätigkeit vor uns, während sein vollendeterer Stil aus späterer Zeit an zwei Bildnissen zu studiren ist, welche die Jahreszahlen 1533 und 1541 tragen. Daß wir mit den Bildern aus den Jahren der künstlerischen Reise Holbein's vertrauter sind als mit seinen Jugendarbeiten, liegt nicht an der größeren Zahl der ersteren, sondern daran, daß sie eine so große Anziehungskraft vor jenen voraus haben. Jedenfalls aber ist es von großem Interesse, die Entwickelung des Mannes zu verfolgen. Als er die erste Unterweisung im Handwerk der Familie erhielt, war Augsburg der Sitz einer Kunstweise, die offenbar unter dem Einfluß der rheinischen und niederländischen stand: formalreligiös in der Auffassung mit starkem Zug zum Realismus und zwar zu einem Realismus von ziemlich abstoßender Art. Mustert man das Schwarz'sche

Digitized by Google

Epitaph als eine unter Mitwirkung des jungen Hans Holbein entstandene Arbeit aus der Augsburger Werkstatt, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der obere Theil des Bildes (Gottvater mit dem Schwert der Gerechtigkeit, umgeben von Christus, der die Brustwunde, und Maria, die ihre Brust entblößt) die plumpe und gemeine Weise des alten Stiles wiedergibt, wogegen die knieende Familie des Bürgermeisters weit feineren Künstlersinn bekundet, eben den eines jungen Malers, der schon auf Mannigfaltigkeit in Zügen und Ausdruck der Physiognomien ausgeht. Was diese Seite der Augsburgischen Schule ganz besonders charakterisirt, ist gutes Studium und sorgfältige Ausführung der Gewänder in milden Temperafarben; die Falten sind nicht so steif und eckig gebrochen, wie auf flämischen Bildern. Diese Eigenschaft, welche an dem Schwarz'schen Epitaph deutlich hervortritt, findet sich nun auch auf den sicherer beglaubigten Arbeiten Hans Holbein's wieder. Ein anderes Merkmal der Jugendwerke des Meisters bildet die Schwulst in der Zeichnung der Hände, eine Incorrectheit, welche wieder die authentischere Madonna von Schmitter-Hug mit unserem Epitaph gemein hat.

Woltmann scheint das Richtige zu treffen, indem er jenes kleine Bild in St. Gallen ungefähr in das Jahr 1513 setzt. Der damals 17- oder 18jährige Holbein bewegte sich noch in dem Vorstellungskreise, der den alterthümlichen Künstlern eigen war. Das Jesuskind, wie es im Kissen auf einem Simse sitzend mit dem Rosenkranz spielt, ist unverkennbar einem archaischen stabilen Typus nachgebildet; seine froschähnliche Bewegung ganz wie bei den Niederländern und Deutschen des 15. Jahrhunderts, während die dahinterstehende Mutter, die dem Knaben ein Stück Obst reicht, aber wie in Gedanken entrückt ist, schon sanftere und modernere Auffassung zeigt. Charakteristisch für den Meister sind die kräftig braunen Schatten und die schmelzende Weichheit, womit er sie in die gelben Lichter vertrieben hat. Von völlig neuem Geschmack und vortrefflich in ihrer Art ist die Marmorbekleidung des Hintergrundes mit ihrem Karnieß und dem Ornament von Genien und Medaillons. Ob Holbein berechtigt war, das Motto „Carpet aliquis cicius quam imitabitur“ („Tadeln ist leichter als Nachmachen“) auf den Pilaster zu schreiben, lassen wir gleichwohl so lange dahingestellt, bis erwiesen ist, daß er diesen dünkelhaften Spruch selbst dort angebracht hat. Jedenfalls sticht er sehr ungünstig von der Bescheidenheit ab, womit der große Johann van Eyck sich in all seiner Unübertrefflichkeit mit seinem schlichten „Als ikh kan“ begnügte. Zu Ehren Holbein's ist es nicht unwahrscheinlich, daß wir als Verfasser jenes Mottos den nämlichen unbekannten Gönner anzusehen haben, der die fernere classische Inschrift des Bildes „IOHANES. HOLBAIN. IN. AVGVSTA. BINGEWAT.“ (sic) lieferte. Auch anderweit ist das Werk

Digitized by Google

angetastet worden: Schindung und Retouche macht sich besonders in den Fleischtheilen des Kinderkopfes bemerklich.

Welchen mächtigen Aufschwung der Künstler wenige Jahre nach Vollendung dieser kleinen unbedeutenden Sachen nahm, das tritt uns nun in seiner Maria vor Augen, die im Jahre 1523 für den Bürgermeister von Basel gemalt ist. Daß wir in dem hier ausgestellten Darmstädter Bilde ein Original haben, welches geraume Zeit vor dem Dresdener entstanden ist, darf jetzt wohl nicht mehr als controvers gelten. Die Fragen, über welche noch beträchtliche Meinungsverschiedenheiten obwalten, sind 1) ob das Bild von Darmstadt in Zeichnung, Anordnung und Typen dem Gegenstück in Dresden überlegen ist und 2) ob das Dresdener Bild eine Replik von Holbein's eigener Hand oder von einem seiner Schüler oder endlich gar eine spätere Copie sei?

Von mehreren Seiten wird hervorgehoben, daß die Linien der Architektur sowie die Gesichter der Madonna und des Kindes, welche auf den beiden Exemplaren verschieden sind, auf dem Dresdener vorzüglicher seien als auf dem Darmstädter. Wir unsererseits sind der entgegengesetzten Meinung, und provociren auf eine Confrontation der Bilder, die ja in Aussicht gestellt ist, und von der wir überzeugt sind, daß sie uns Recht geben wird. Der Punkt, welcher die aufmerksamste Erwägung erheischt, ist die Technik. Je nach dem Urtheil, das hierüber gewonnen wird, steht und fällt die Behauptung, wonach Holbein der Meister beider Gemälde sein soll. Aber auch hierbei wird man am besten thun, die directe Vergleichung abzuwarten. — Ein sehr bemerkenswerther Umstand von allgemeinerem Interesse ist, daß Holbein just in der Zeit, da die Reformation mit so energischen Schritten ihren Rundlauf durch Deutschland machte, eine Composition erfand und ausführte, die in so hohem Grade wie diese gnadenreiche Jungfrau der religiösen Gluth und Devotion alten Stiles entspricht. All' seine Kunst und seine ganze Gedankentiefe hat der Meister darangesetzt, die Vorstellung milden Schutzes auf der einen, anbetender Zuversicht auf der anderen Seite zu veranschaulichen. In der Nische stehend hat Maria das Kind mit mütterlicher Zärtlichkeit an sich gedrückt; lächelnd gibt dieses der betenden Familie mit kindlich unbefangener Geste den Segen; ein Stück des von den Schultern Maria's herabfallenden Mantels ist über die Gestalt des Bürgermeisters Meyer ausgebreitet, der kniend mit dem Ausdruck vollster Inbrunst zu der Schützerin emporblickt; die zum Gebet gefalteten Hände ruhen auf der Schulter des Sohnes vor ihm, dem er durch diese körperliche Berührung die Stimmung mitzutheilen scheint, die sein ganzes Wesen durchdringt; dieser Knabe wieder schlingt die Arme um das nackte Kind, das auf dem bunten Teppich steht. Kann die von manchem Kritiker zugelassene Annahme, wonach dieses letztere den jüngsten Sprößling des Meyer'schen Hauses vorstellen soll, wirklich Be-

stand haben? Uns dünkt, hiergegen läßt sich vielerlei einwenden, vor allem die Frage, weshalb man die nächstliegende Deutung umgeht, daß in diesem Knäbchen Niemand anders als der junge Täufer zu suchen sei? Dabei darf freilich nicht vergessen werden, daß bei dem Mangel der Heiligenscheine die Idealfiguren hier nicht so kenntlich sind wie anderwärts. — Die rechte Seite des Bildes (vom Beschauer) nimmt die schöne Frauengruppe ein: das Mädchen an vorderster Stelle im Beten begriffen, die Hausfrau der Madonna zunächst und im Schatten ihrer Gestalt. Vortrefflich dient die nahe über den Häuptern der Betenden ansetzende Console der Nische dazu, die Composition zu unterstützen, deren oberer Theil durch den Halbbogen den angemessensten Rahmen erhält. Die Statur Marias sodann steht vollkommen im Verhältniß zu dem Körper des Jesusknaben, ihre vortretende linke Hüfte verhindert, daß das Kind durch die Arme hinabgleitet. — Einige Kleinigkeiten abgerechnet befindet sich die Tafel in untadelhaftem Zustande; leider aber baben Abreibung und Retouche, so mäßig sie an sich sind, gerade Stellen betroffen, wo sie die empfindlichste Entstellung verursachen. So ist Stirn und Haar der Jungfrau lädirt, die Schatten um Augen und Nase neu übergangen, Kopf und Achsel des Christuskindes in den dunklen Partien aufgefrischt, das Ohr desselben aufs äußerste verstümmelt. Auch Mund und Kinn des knieenden Mädchens rechts sind nicht unberührt geblieben. Alles Andere aber ist durchaus genuin.

Wir sehen in diesem Meisterwerke die Kunst Johann's van Eyck ausgereift unter dem Einfluß der Fortschritte des 15. und 16. Jahrhunderts. Es verbindet den Realismus der alten Handwerksleistungen mit der harmonischen Einheit von Aufbau und Färbung, die den späteren Künstlern eigen wird. Dürer's herbe Strenge und tiefe Kenntniß besitzt Holbein nicht, aber er entzückt uns durch die stille Weihe seiner Persönlichkeiten und ihren sanften Ausdruck, durch die Weichheit seiner Modellirung und die Fülle seiner Töne. Obgleich er bis zu einem Grade durchführt, der kaum eine Steigerung zuläßt, so behält doch Alles körperhafte Masse; Licht und Schatten sind aufs wirkungsvollste vertheilt, das Ganze mit sattem Auftrag und ungemeiner Sauberkeit in Guß gebracht. Die Sonne Italiens liegt auf dem Bilde, man glaubt vor dem Meisterstück eines zweiten Lionardo zu stehen. Eine kleine Sonderbarkeit ist deshalb umso auffälliger. Man kann das Bild nicht betrachten, ohne das Geschick, womit die Verkürzungen der Hände gezeichnet sind, und die liebevolle Durchbildung zu bewundern: gleichwohl sind an dem Händchen, welches das auf dem Teppich stehende nackte Kind dem hinter ihm knieenden Knaben auf den Aermelvorstoß legt, in übernatürlicher Weise 5 Finger statt 4 sichtbar. Sonst ist die Behandlung normal. Maria's Mantel hat bräunliches Roth, die Tunika blau mit rother Schärpe, welche

Digitized by Google

locker um die Hüften geschlungen ist; die Aermel sind sehr schön mit Muschelgold durchwirkt und gehöht.

Ueber Herkunft und Geschichte des Bildes und seines Wiederspiels in Dresden hat man sich in neuester Zeit gründlich orientirt. Die Thatsachen, wie sie von His-Heusler, v. Zahn, Woltmann, Fechner beigebracht sind, hat Gottfried Kinkel in dem nachfolgendem Resumé vereinigt, das wir für jetzt auf sich beruhen lassen: Holbein war von Jacob Meyer zu Basel beauftragt, die gnadenreiche Jungfrau nebst den Porträts seiner vor ihr knieenden Familie zu malen, und er genügte dieser Anforderung. Im Lauf der Jahre kam das Gemälde sodann in die Hand des Remigius Fesch, der eine Enkelin Meyer's zur Frau hatte; derselbe verkaufte es an Lucas Iselin, und durch diesen gelangte es an Michael Le Blond, einen Bildermäkler in Amsterdam, den man als Kunstagenten des Herzogs von Buckingham kennt. Bis hierher weiß man nur von Einer Madonna Holbein's mit der Meyer'schen Familie. Mit dem Zeitpunkt aber, wo Le Blond das Bild veräußerte, scheinen zwei Exemplare desselben Gemäldes aufzutreten. Nach Sandrart's Angabe hat Le Blond das Baseler Original an Johann Lössert abgetreten, nach einer handschriftlichen Notiz des Remigius Fesch jedoch hätte er es der Königin-Wittwe von Frankreich, Maria von Medici, verkauft. Patin will die beiden Berichte dadurch vereinigen, daß er annimmt, Le Blond habe es an Lössert und dieser es weiter an Maria von Medici gegeben. Diese Widersprüche beseitigt Kinkel mit der vielleicht ganz richtigen Annahme, daß Le Blond zwei Exemplare des Bildes besaß, wovon das eine an Lössert, das andere an die Königin kam, und welche beide als Originale passirten. Lössert's Bild ist das in der Dresdner Gallerie. Es gelangte nach dem Bankerott des Besitzers in die Hände eines Avogadro nach Venedig, dort in die Familie Delfino und ist 1743 für Dresden erworben worden. — Das Darmstädter Exemplar, 1822 vom Händler Delahaute in Paris für den Prinzen Wilhelm von Preußen gekauft, gelangte durch Erbgang an seine gegenwärtigen Besitzer Prinz und Prinzessin Karl von Hessen. — Was Kinkel von Le Blond's Handlungsweise vermuthet, bekommt gravirende Bestätigung durch einige historische Zeugnisse über seinen Charakter. In Mr. Sainsbury's vortrefflicher Sammlung von „Papers relating to Rubens“ findet sich ein Brief Balthasar Gerbier's an den Earl of Arundel, dat. Brüssel 30. Januar 1632/33, worin folgendergestalt von Le Blond die Rede ist: „Ich will Acht haben, wie ich etliche Zeichnungen finden kann, aber zu billigem Preise kann ich Nichts versprechen, denn wenn die Dinge schon in Holland theuer sind, so sind sie es hier erst recht, wo Tulpen- und Muschelliebhaber so geriebene Leute sind wie Le Blond, der die Waaren mit fremdem Gelde kaufen kann, wie ich denn auch in der That überzeugt bin, daß er zu jenen Sachen durch das Geld meines werthesten

Digitized by Google

und allezeit hochzuverehrenden seligen Lords gekommen ist; ich war ehemals Le Blond's Freund, weil ich ihn für einen ehrlichen Mann hielt; seit er sich aber so verändert hat, kann er umso weniger der meinige sein, denn er beträgt sich ja schandbar und echt amsterdammisch gegen einen so edlen Beschützer der Tugend wie Ew. Excellenz." *)

Wir erklärten bereits, daß wir die Entscheidung der Frage, ob das Dresdener Bild Copie oder Original sei, bis zu einer Confrontation desselben mit dem Darmstädter vertagen möchten. Einiges Thatsächliche mag aber schon jetzt festgestellt werden: das Dresdener Exemplar ist jünger als das andere, der Gesammtton ist bleicher und es zeigt weder die Fülle des Colorits, noch hat es überall dieselben Farben wie das Gegenbild. Das Kleid der Dresdener Madonna ist grün, die Aermel haben keine Goldlichter, das so hoch bewunderte Antlitz zeigt ganz andere Züge und Formen, die Gestalt ist von der Brust abwärts in die Länge gezogen, und zwar dermaßen, daß das Christuskind nicht mehr an Leib und Hüfte der Mutter ruht, sondern offenbar in Gefahr ist, hinter dem Arme hinabzugleiten. Auch ist der Mantel nur ganz unmerklich über den Bürgermeister gebreitet; und dieser selbst hat seine Hände nicht auf die Schulter des Knaben gelegt. Ferner kniet die zunächst der Maria angebrachte Frauengestalt nicht im Schatten der Heiligen, sondern empfängt volles Licht auf das Profil. Die Nischenconsolen beginnen einige Zoll oberhalb der Köpfe, und der Bogen selbst ist wesentlich in die Höhe gestreckt, sodaß er keinen Halbkreis mehr bildet; der Teppich ist dagegen viel kürzer und hat weniger Farben. Die größte Abweichung aber liegt im Gesicht des Jesuskindes. Dies hat in Dresden eine so kränkliche Farbe und so melancholisches Aussehn, daß man die Entstehung der allbekannten müßigen Legende wohl begreifen kann, wonach die Madonna das eigene Kind auf den Boden niedergesetzt und dafür den kranken jüngsten Meyer auf den Arm genommen haben sollte. Hätte das Darmstädter Bild nur das eine Verdienst, dieser Deutung der Composition ein Ende gemacht zu haben, so wäre das schon ein Gewinn für die Kunstgeschichte. —

Zwei Bildnisse, eines v. J. 1533, das andere von 1541, beide auf kaltem blauen Grunde, vervollständigen die Reihe authentischer Arbeiten Holbein's. Es sind schöne noble Leistungen der Porträtmalerei und lassen,

---

*) „I will watch how some drawings may be found, though good cheape I cannot promise; for if thinges are deare in Holland, they are dearer here where tulip and cockle-shells-lovers are as full of trickes as le Blon who can buy marchandise with other man's moneyes, as I verily thinke he hath those thinges in his handes with the money of my most deare and ever to be hounered late Lord; I was once le Blon's friend while I thought him an honest man; but since he is changed much lesse can he be mine considering his foolish and Amsterdam — like carriage to soe noble a Patron of Vertue as your Exc."

Digitized by Google

wenn man sie mit dem dicht daneben hängenden Johann van Eyck vergleicht, in hohem Grade erkennen, welchen Fortschritt die Wiedergabe der Bewegung und der Proportion in dem Jahrhundert gemacht hatte, das zwischen den Arbeiten dieser Meister liegt, und wie Holbein bis zuletzt das technische Geschick für malerische Specialisirung der Gewänder und Stoffe beibehielt. Von den anderen Porträts, die mit seinem Namen geschmückt sind, genügt es, die des Mörz'schen Ehepaares (Eigenthum des St. Annen-Stiftes in Augsburg) hervorzuheben, welche respektable Arbeiten Amberger's sind, während drei andere (im Besitz der Herren Augusti in Stuttgart, Pestalozzi-Wieser in Zürich und Arnhard in München) nicht genau bestimmt werden können. Die von Herrn Landammann Schindler in Zürich ausgestellte Replik der Lais Corinthiaca ist eine zwar verhältnißmäßig moderne, aber sehr weich und schön behandelte Copie. —

Auch was uns die münchener Ausstellung über Albrecht Dürer Neues lehrt, ist nicht ohne Belang. Gerade im Leben der größten Maler gibt es Partien, welche der Forschung spotten. Die Jugend Perugino's und Rafael's z. B. sind uns nur sehr ungenügend bekannt, bei Dürer ist es besonders sein Aufenthalt in Venedig, der Einfluß der dortigen Kunst auf die seinige und der seinigen auf die Venezianer, was uns immer noch zu rathen aufgibt; auch sind wir nicht einmal sicher, ob Dürer nur ein Mal oder zwei Mal in Italien war. Eins der hier befindlichen Bilder, ein Salvator mundi aus dem Besitz des Herrn Reichardt in München, regt interessante Fragen über diesen Punkt an. Bevor wir aber näher auf dasselbe eingehen, wird es sich empfehlen, an einige Thatsachen zu erinnern, die mit Dürer's Leben und Werken während der Zeit seiner italienischen Reise Zusammenhang haben. Aus eigenen Briefen des Meisters sowie aus anderweiten Quellen ist uns bekannt, daß er 1505 — 1506 in Venedig gewesen ist. Als alter Verehrer Mantegna's hegte er den Wunsch, diesen berühmten Meister persönlich kennen zu lernen. Ob er sich nun unmittelbar bei demselben einzuführen suchte, wissen wir nicht; aber da er mit den Fugger in Verbindung stand, für die er Aufträge hatte, war am einfachsten, sich an die Bellini zu wenden, die mit Mantegna verschwägert waren. Er suchte denn auch den Giovanni Bellini auf und wurde mit großer Auszeichnung von ihm aufgenommen, war er doch auch bereits als ein vielversprechendes Talent in seiner Kunst bekannt. Bei Bellini konnte er Empfehlungsbriefe nach Mantua erbitten und diese sind vielleicht nur deshalb nicht abgegeben worden, weil Mantua 1506 durch Guarantäne von Venedig abgesperrt war, wegen der dort grassirenden Seuche, an welcher Mantegna selbst in eben diesem Jahre starb. Dürer machte sich unterdessen in Venedig zu thun. Er war zu einer Zeit dahingekommen, da zwei wichtige Strömungen in der Kunstthätigkeit

Digitized by Google

bemerkbar wurden. Seit dem Auftreten Donatello's in Padua und Venedig um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts kam das Studium der Antike, dem sich der große florentinische Kunstreformator gewidmet hatte, im ganzen Norden in Schwang. Mächtig wirkte es auf Mantegna, die beiden Bellini, die Vivarini; die älteren Arbeiten Gentile's und Giovanni's sogut wie des Antonio da Murano und Bartolommeo Vivarini legen Zeugniß davon ab. Antonello da Messina's Ankunft jedoch (1473) lenkt die künstlerische Intention in eine andere Bahn; selbst Giambellin, welcher in der Oeltechnik mit Antonello wetteiferte, wendet sich von der Antike ab und gibt sich ganz und gar dem Ehrgeiz hin, das Farbenelement auszubilden. Hier hat die Schule ihren Ursprung, welche den Giorgione und Tizian hervorbrachte, Giorgione bei Antonello und Bellini, Tizian nur bei Bellini lernend, und zwar eben zu der Zeit, als Dürer nach Venedig kam. Noch bestanden die beiden Richtungen neben einander, die Donateske aber im Niedergang, Antonello's Tendenz intensiv und extensiv im Wachsthum. Dieser Sachverhalt lehrt verstehen wie es kam, daß Dürer brieflich gegen Pirkheimer klagen konnte, in Venedig fände man seine Arbeit nicht genug im Geist der Antike, während von ihm zugleich auch gesagt wurde, daß er kein rechter Colorist sei. Den Einblick in das geistige Ringen des großen Nürnbergers, den solche Aeußerungen geben, unterstützt nun unserer Meinung nach das vorliegende Salvator-Bild, das wir für eins aus der Reihe seiner Werke halten, welche eben diesen Zeitpunkt charakterisirt. Die Geschichte der Tafel sagt, sie sei in Dürer's Atelier bis zu seinem Tode unvollendet geblieben, dann in Pirkheimers Besitz gelangt; von ihm haben sie die Imhof geerbt und von diesen bekam sie Haller von Hallerstein. Es ist ein Brustbild: Christus hat die Rechte zum Segen erhoben und in der Linken die juwelenbesetzte krystallene Weltkugel; als Folie dient dem Kopfe ein grüner Grund von giorgionesker Tonfülle. Das Haar fällt in reichen braunen Locken auf die Schultern herab, einzelne ausgeführtere Partien sind mit der minutiösen Sorgfalt behandelt, von welcher Lomazzo so bewundernd spricht; dünner Flaumbart bedeckt Lippen und Kinn. Die Hände sind schmal und langfingerig; die Zeichnung, die hier und auch am Haupte durchscheint, läßt erkennen, daß die ganze Figur zuerst mit sehr spitzer Feder in blasser Tinte angelegt und schattirt gewesen ist. Die rothen und blauen Töne des Gewandes sind von venezianischer Leuchtkraft und auf der Glaskugel meisterlich reflectirt, wie auch Perlen und Amethyst am Knopfe des Reichsapfels prächtig im Wiederscheine spielen, Specialitäten, die bei Dürer höchst merkwürdig sind. Das Ganze sieht sich an wie ein Probestück; als hätte man ihm den coloristischen Sinn abgesprochen und er sich hingesetzt, um ausschließlich venezianische Farbenwirkung herauszubringen. Und man kann nicht leugnen, er hat das erreicht, genau wie die Venezianer und mit Darangabe

Digitized by Google

der strengeren Grundsätze seiner eigenen Kunst, auf Kosten des edlen Ernstes im Ausdruck, der reinen Formgebung und Proportion. Aber ist das Bild wirklich von Dürer's Hand? Die Stilkritik wird bei diesem befremdlichen Sachverhalt manche Bedenken haben. Man ist versucht, an Catena oder Basaiti zu denken, aber dennoch ist es Dürer's Arbeit, wir wenigstens halten es entschieden dafür. Schade nur, daß fast die ganze Uebermalung abgeschunden und dadurch grade der Reiz der ausgeführteren Theile verloren gegangen ist.

Nur zwei oder drei Dürer'sche Werke aus derselben Periode lassen sich diesem hier gegenüberstellen. Das eine ist die Madonna in Strahow (Maria von Heiligen umgeben, den Kaiser Max mit Rosen krönend); auch dieses arg lädirt, aber es enthält einen zu Füßen Maria's auf der Viola spielenden Engel, welcher beweist, daß Dürer, wenn es seinem Zweck entsprach, auch bellineske Züge entlehnte. Hierher gehört denn auch der gekreuzigte Christus aus der Sammlung Böhm, jetzt im Dresdener Museum, mit der Jahreszahl 1506 (nicht 1500!), wo Hintergrund und Landschaft ganz die Farbenstimmung der Venezianer und dabei die wunderbarste Detailvollendung haben. Bekundet jenes Salvator-Bild den Einfluß der Venezianer deutlich genug, so ist er auch in diesem Crucifixus wahrnehmbar, aber uns dünkt, daß selbst die Venezianer an diesem Werke noch hätten lernen können. Denn angesichts dieses Bildes möchte sich Tizian wohl gedrungen gefühlt haben, seinen Farbenreiz noch durch einige Detailausführungen zu erhöhen. — Dr. v. Zahn hat in einer trefflichen Monographie seine Ansichten über den Einfluß der Renaissancekunst auf Dürer dargelegt. Wenn er die Frage künftig wieder aufnimmt, wird er auch den Punkt, den wir hier berühren, näher ins Auge zu fassen haben; denn erschöpft ist er noch lange nicht.

Einige andere sogenannte Dürer in der Münchener Ausstellung erregen kein besonderes Interesse. Das Studium zu einem Kopfe, mit dem Monogramm und der Jahreszahl 1511 (Besitz des Herrn Professor Metzger in Augsburg) ist völlig übermalt. Das dem Grafen Törring gehörige Porträt eines alten Mannes mit dem Datum 1520 ist moderne Replik des dem Hans von Kulmbach zugeschriebenen angeblichen Jakob Fugger im Berliner Museum oder desselben Bildes in Tempera, welches die Pinakothek in München besitzt. Der „Christus unter den Schriftgelehrten“ (Sammlung des Grafen Salm) mit Monogramm, durchaus neu, wird von Einigen für ein Hoffmann'sches Machwerk angesehen.

Aus Holzschuher'schem Besitz aber sind zwei Porträts von Dürer's Hand ausgestellt. Das eine (Bes. Herr Regierungsrath v. Holzschuher in Augsburg), ein alter Mann von feurig rothem Teint, in den Lichtpartien etwas

Digitized by Google

retouchirt, ist mit ungemeiner Meisterschaft gezeichnet; man sieht das Geäder unter der Haut, eine Warze, die schwarz und weiß melirten Haare der Brauen und olivengraue Streifen eines groben, nicht besonders glatten Bartes. Gemalt hat Dürer das Bild lange nach der Zeit, in welcher ihm die Venezianer zu schaffen machten. — Um 1526 sodann ist das zweite dieser Porträts (Eigenthum des Freiherrn von Holzschuher in Nürnberg) entstanden. Auf dem graubraunen Grund, von dem sich der Kopf abhebt, lesen wir: „HIERONIM9 HOLTSCHVER ETATIS SVÆ 57 ANNO DONI 1526; auf dem Schieber, der im Rahmen läuft und das Bild bedeckt, ist das Holzschuhersche Wappen mit dem Datum MDXXVI. Der alte nürnbergische Patrizier hat rothe aber klare Gesichtsfarbe, Haupt- und Barthaar ist silbergrau und so fein detailirt, daß es wirklich schwebt, die Cirkelform der Augen ist die von heißblütigen, zur Apoplexie geneigten Personen. Der alte Herr trägt eine Schaube von Bisampelz über dem schwarzen Wams. Das Ganze, von dem zu jener Zeit üblichen schwarzen Rahmen umschlossen, ist ein wahres Wunderwerk von Ausführung und lohnt allein schon die Reise nach München.

(Schluß folgt.)

Die Gräfin, Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Leipzig, S. Hirzel 1868.

Die kritische Würdigung eines Dramas findet am zweckmäßigsten dann statt, wenn dasselbe seine Theaterprobe bereits gemacht hat. Der Bühnenwirkung ist es im Ganzen vortheilhaft, wenn das Stück in der Darstellung zu vollem Leben erblüht, bevor das Publicum vom Gesumm der Kritik eingenommen ist. Dann ist es auch billig, daß der Kritiker dem Dichter die Aufführung vorausgibt, denn durch sie kann der Dichter zu Aenderungen veranlaßt werden, welche das ästhetische Urtheil wesentlich modificiren. Darum empfiehlt sich heut noch, ein neues Stück nur im Manuscript drucken zu lassen und erst nach vollendetem Bühnenlauf der Lesewelt zu übergeben, obgleich unsere Gesetzgebung den Dramen des Buchhandels die Honorarrechte der Manuscripte zu erhalten bemüht ist. Indeß ist das genannte Drama seit einem Jahre im Buchhandel erschienen, und es scheint fast, als ob die deutschen Theater aus landüblichem Schlendrian dasselbe als Bücherdrama betrachten, welches außerhalb des Kreises ihrer Aufgaben steht. So wird die Erinnerung nicht unnütz sein, daß hier ein Theaterstück vorliegt, welches

Digitized by Google

über das gewöhnliche Jahrescontingent des deutschen Dramas, über die Schablonenstücke und jugendlichen Versuche stattlich hervorragt.

Es ist ein deutscher Stoff aus Ostfriesland, einer Landschaft, deren eigenthümliche Vergangenheit noch wenig von unseren stoffsuchenden Poeten ausgebeutet ist, Zeit: das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, die Periode, in welcher die Charaktere der Menschen aus der alten epischen Starrheit herauswachsen und in ihrer Empfindungsweise uns Modernen leichter verständlich werden.

An dem vorliegenden Trauerspiel ist vor Allem zu rühmen, daß der Verfasser für ein neues Stoffgebiet eine schöne, eigenthümliche Farbe gefunden hat. Es wird hier sichtbar, welchen Gewinn unsere Geschichtswissenschaft und der dadurch geschärfte historische Blick auch der charakterisirenden Poesie bereitet. Ein altheimisches Geschlecht in patriarchalischer Herrschaft, friesischer Baueradel in vortrefflicher Mischung von Hochmuth und Gemeinheit, von trotzigem Sinn und kalter List; der niederdeutsche Charakter des Volkes und der Landschaft, Alles warm und poetisch empfunden und nicht nur in der Exposition, sondern durch das ganze Stück wirksam. Die Mitteltöne und der Hintergrund des Dramas gehören zu dem besten, was seit langer Zeit auf diesem Gebiete in Deutschland geschaffen worden.

Die poetische Idee des Stückes ist: der hochfahrende Herrscherstolz eines starken Frauencharakters zerbricht Glück und Leben der eigenen Kinder.

Die Begebenheit ist in folgender Weise zu dramatischer Handlung disponirt:

I. Akt. 1. Scene. Schloß Aurich. Die beiden Töchter der Gräfin Theda von Ostfriesland; die sanfte Gela liebt unglücklich einen Grafen von Oldenburg, der vor Jahren als Gefangener im Schlosse gelebt hat; die heftige, starke Almuth hält ihren Geliebten für treulos, einen westphälischen Junker Engelmann von Horst, der im Hause der Gräfin erzogen, mit dem Kaiser einen Heerzug nach Italien gemacht hat, jetzt zurückgekehrt ist. — Darauf Häuptlinge der Friesen, mißvergnügt über die Herrschaft der Gräfin; sie höhnen den hergekommenen Günstling Engelmann. Die auftretende Gräfin befiehlt einem derselben, Gerd von der Haide, ein Mädchen zu heirathen, das er böslich verlassen hat. — Engelmann's Versöhnung mit Almuth, da er nur durch Gerd von der Haide verleumdet ist, Sorge Almuth's, daß die Mutter nicht in die Verbindung willigen werde. — Die Gräfin trägt Engelmann auf, eine Flotte Seeräuber an der Küste zu tilgen und die Raubnester der Hehler zu zerstören, sie verheißt guten Lohn. — 2. Scene. In Aurich. Verschwörungsgemurmel der Häuptlinge, Gerd, bedrängt durch die Forderungen des Juden Isaac, vertröstet diesen auf Heirath mit der Tochter des reichen Häuptlings Omken.

Digitized by Google

II. Act, 1. Scene. Schloß des Häuptlings Omken; die versammelten Häuptlinge erweisen sich als Hehler der Seeräuber. — Engelmann tritt ein, verkündet, daß die Seeräuber geschlagen sind und er das Schloß besetzt habe, um aus den Kellern das gehehlte Gut herauszuschaffen, Zorn und Verschwörung der Häuptlinge, welche das Volk gegen die Gräfin aufzuregen beschließen. — 2. Scene. Im gräflichen Schlosse unterrichtet Engelmann seine Herrin über seinen Sieg; Lärm und Nachricht, daß das Volk zur Landgemeinde sich versammelt. Besorgniß. — 3. Scene. Volksgemeinde im Freien. Der Versuch der Häuptlinge, das Volk gegen die Gräfin aufzuregen, wird durch den dazwischen tretenden würdigen Oheim derselben, Hero Mauritz, vereitelt, die Häuptlinge beschließen, mit dem Landesfeind, dem Grafen von Oldenburg, sich zu verbinden.

III. Act. 1. Scene. Schloß Aurich. Kalte Begegnung zwischen der Gräfin und Herrn Mauritz, welcher vergebens vor dem hochfahrenden Sinn warnt. — Nachricht, daß der Oldenburger, mit den Häuptlingen verbündet, eingefallen; Engelmann wird zum Hauptmann gegen denselben ernannt. — 2. Scene. Graf Adolph von Oldenburg verwundet, die Häuptlinge geschlagen. Oldenburg wird von Engelmann gefangen. — 3. Scene. Die Gräfin mit ihren Kindern im Schloß. Bericht über die Tücke Gerds von der Haide, über den Sieg, der Oldenburger wird gefangen eingebracht, die Gräfin macht dem lachenden Leichtfuß Aussicht auf freundlichen Vergleich. Almuth mahnt den Oldenburg an seine Jugendliebe zu Gela, er erklärt sich bereit, das alte Verhältniß mit der dazu kommenden Gela aufzunehmen; die Gräfin tritt wieder auf, von Engelmann gefolgt, und bedeutet den Oldenburger, daß er Freiheit und Frieden durch Vermählung mit Almuth erwerben solle. Verwirrung, Schreck, Einsprache; Almuth erklärt sich vor der Mutter als Verlobte des Engelmann. Die Gräfin fertigt Alle kurz ab, bleibt auf ihrem Sinne, belohnt Engelmann, indem sie ihn zum Drost und Besitzer des Schlosses Friedensburg macht und warnt ihn, als Diener nichts Höheres zu begehren. — Engelmann und Almuth in Noth, sie fordert, daß er sie rette. Der dazukommende Oldenburger erklärt sich auch bereit, Almuth zu heirathen, sie drückt ihm ihren Abscheu aus.

IV. Act. 1. Scene. Im Schlosse. Almuth und Engelmann beschließen, daß er sie in sein Schloß entführt. — Engelmann, die Gräfin und Gerd von der Haide als Gefangene. Engelmann berichtet über frühere Schlechtigkeit desselben; Gerd stößt mit dem Dolche nach Engelmann, dieser sticht ihn zu Boden. Die Gräfin entläßt Engelmann hart nach seinem Schlosse. — Der Gräfin wird berichtet, daß der Graf Oldenburg entflohen ist, daß ihre Tochter Almuth entflohen ist und von Engelmann entführt wird. — Der älteste Sohn Enno kommt vom Kaiserhofe, eiteler, hochfahrender

Geck. Er wird von der erfreuten Mutter sogleich mit einem Haufen gesandt, Engelmann und Almuth gefangen zu nehmen. — 2. Scene. Vor dem Schloß des Engelmann Zusammenkunft desselben mit Enno, welcher zu einer Unterredung aufgefordert hat; Zank zwischen Beiden, Enno verfolgt mit dem Schwert den waffenlosen Engelmann, bricht auf dem jungen Eis des Schloßgrabens ein und ertrinkt.

V. Act. 1. Scene. In dem belagerten Schloß Engelmanns. Hunger der geworbenen Landsknechte; Festigkeit und tapferer Sinn der Almuth. Engelmann und die Geliebte beschließen, daß er entfliehen soll, nachdem ihm die Geliebte angetraut worden. — 2. Scene. Vor dem Schloß. Almuth und Engelmann als Vermählte aus der Kapelle, ahnungsvolle schmerzliche Trennung der Gatten. Uebergabe des Schlosses an die Gräflichen. Abzug der Landsknechte. Die Gräfin und Almuth treten einander feindselig gegenüber, Hero Mauritz berichtet, daß Engelmann gerettet ist, sucht vergebens zu vermitteln; Häuptling Iko berichtet, daß er Engelmann getödtet hat; die trauernde Almuth wird in den Kerker abgeführt; ein Bote bringt die neue Trauerkunde, daß Gela vor Gram gestorben sei. Die stolze Gräfin steht allein.

Gräfin.

Ich blieb auf meinem Sinne stehen —

Hero Mauritz.

Du stehst
Auf Deiner Kinder Leichen, Theda, Theda!
Geschieht ein Wunder? Wird Dein Auge naß?
Du brauchst Dich dieser Thräne nicht zu schämen:
Sie söhnt Dich, Schwester, mit der Menschheit aus!

Schon dies Scenarium läßt erkennen, daß in dem Stück die epische Schilderung der Begebenheiten einen großen Raum einnimmt. Das stellt sich auch äußerlich durch den häufigen Scenenwechsel dar. Der I. IV. V. Act sind je zweimal, der II. und III. Act gar dreimal durch Veränderung der Scene gebrochen. Einige dieser Störungen lassen sich ohne Weiteres beseitigen, die Brechung im I. Acte ist unnöthig, die Häuptlinge könnten am Schluß des Actes im Schlosse selbst auftreten, ja die ganze Scene, auch die zwischen Gerd und dem Juden darf ohne Schaden für die Handlung wegbleiben, da die nächste Scene Anfang des II. Actes dieselben Stimmungen in Steigerung darstellt. Auch die 2. Scene des II. Actes kann um so eher gestrichen werden, da die thatlose Haltung der Gräfin gegenüber der zusammenberufenen Volksgemeinde nicht vortheilhaft wirkt. Ferner ist möglich, die 1. Scene des III. Actes zu tilgen, indem die kleinen Motive und die kurze Unterredung

Digitized by Google

zwischen Hero Mauritz und der Gräfin in die 3. Scene gefügt werden. Im V. Act ist die Verwandlung ganz unnütz.

Dieses Vereinfachen des scenischen Apparates ist für eine wirksame Aufführung unbedingt nöthig. Die Größe und reichere scenische Ausstattung der neuen Bühnen hat alle Uebelstände eines Coulissenwechsels während der Acte sehr gesteigert, nicht nur weil der Apparat, welcher fortgeschafft und neugestellt werden muß, massenhafter geworden ist, sondern vorzüglich darum, weil das Publicum in den großen Häusern weit schwerer erwärmt und in seiner Aufmerksamkeit fest gehalten wird. Eine unglückselige Verabredung deutscher Bühnenleiter hat fast auf allen größeren Bühnen den Scenenvorhang eingeführt, um die Störung zu vermindern, welche durch Tischrücken und Befestigen neuer Versatzstücke hervorgebracht wurde. Dadurch ist aber, wie vorauszusehen war, der größere Uebelstand erwachsen, daß die Regie sich die neue Gelegenheit zu behaglichem Arrangiren der Staffage nicht nehmen läßt, daß jetzt auf den meisten Theatern ein Drama in eine größere Zahl unregelmäßiger Theile zerhackt wird. Und es ist ein abgeschmacktes Auskunftsmittel, durch die Farbe des heruntergelassenen Vorhangs dem Publicum anzudeuten, daß der große Einschnitt, den der Bühnenvorhang macht, nur ein kleiner Gedankenstrich sein soll. Wir müssen fortan im Drama entweder ganz darauf verzichten, durch Malerei und aufgestellte Requisiten die Umgebung der handelnden Personen zu schildern, oder die Theatermaschinisten müssen einen Apparat erfinden, welcher blitzschnellen Scenenwechsel ohne Verschluß durch den Vorhang möglich macht. Die erstere radicale Abhilfe wäre in Wahrheit für die Kunst des Schauspielers die wünschenswertheste, aber wir haben selbstverständlich keine Hoffnung, die Alpenlandschaften und die Möbelausstellung in den schön geschlossenen Zimmern gebändigt zu sehen. Deshalb wird wohl zuletzt die Behendigkeit der Maschinisten helfen müssen, und wir sind der Ansicht, daß eine Zukunft sowohl auf die Möbel tragenden Livreebedienten als auf die Zwischenvorhänge mit ähnlicher Ueberlegenheit zurücksehen wird, wie unsere Zeit auf die alten Klappcoulissen. So lange aber der Scenenwechsel die erwähnten Uebelstände mit sich führt, muß der dramatische Dichter sich die arge Störung seiner Wirkung auf das kleinste Maß beschränken, am liebsten ganz vermeiden. Und das ist in der Regel auch da möglich, wo der Dichter, befangen durch die Bühnenbilder, die er mühelos in seiner Phantasie gewechselt hat, eine Aenderung für unthunlich hält.

Freilich durch das Vereinfachen des scenischen Apparats wird in dem vorliegenden Stück die Schwierigkeit nicht völlig gehoben, welche der Stoff bereitet. Der Dichter des Dramas weiß recht wohl, worauf es in den scenischen Wirkungen ankommt, er vermeidet die sogenannten Actionen mit Ge-

Digitized by

schick, ja er drängt in einem Act zuweilen so viel von Vorfällen zusammen, daß dem Publicum ein starkes Springen über dazwischen liegende Zeiten und Räume zugemuthet wird. Er wagt dies, weil ihm in den Scenen weislich nicht die Vorführung der Begebenheiten Hauptsache ist, sondern die Schilderung der Reflexe, welche durch das Geschehende in die Seele der Helden fallen. An dem Siege Engelmanns über die Seeräuber kümmert den Dichter mit Recht nur die Wirkung, welche der Sieg auf die Häuptlinge und die Gräfin ausübt; er führt nicht das Treffen vor, in welchem Adolph von Oldenburg gefangen wird, nur die Gefangennahme nach der Schlacht, er schildert die Noth auf dem Schloß Engelmanns nur durch die gemüthlichen Stimmungen der Landsknechte u. s. w.

Das hilft die einzelnen Theilstücke der Handlung für die Aufführung dramatisch beleben, aber es werden der Botenberichte doch zu viele. Die Aufmerksamkeit wird zu oft mit den Ereignissen beschäftigt, welche hinter der Scene vorgegangen sind. Und die Verbindung einzelner Momente zu einem Ganzen wird nicht so fest und nothwendig, als man wünschen möchte; denn die Scenen sind nicht alle unentbehrlich um die künstlerische Idee des Stückes wirksam zu machen. Zu den besten Theilen des Dramas gehören alle die, in welchen die Häuptlinge zusammen oder durch ihren schlechten Führer Gerd von der Haide, charakterisirt sind. Aber grade diese Scenen sind nur dazu da, um Zeit und Ort und die relative Berechtigung der Gräfin zu expliciren und der eigentlichen Handlung zwei bis drei kleine Motive zu geben. Die behaglich in drei Scenen ausgeführte Verschwörung gegen die Gräfin verläuft ohne wesentliches Resultat für das Stück, die große Scene der Volksgemeinde hat keine Folgen für die späteren Acte, ja selbst der Dolchstoß des Gerd von der Haide und die Beseitigung des Schuftes durch Engelmann könnten ohne Schaden für das innere Leben der Hauptgestalten ganz wegbleiben. Es resultirt bei all' diesen Theilstücken der Fabel nichts für die eigentlich dramatische Handlung, welche auf dem Charakter der Hauptheldin, und auf diesem allein ruht.

Allerdings enthalten die so entbehrlichen Theilstücke einige Motive. Aber diese Stützen der Haupthandlung sind unbedeutend. Daß z. B. Herr Hero Mauritz durch den Contrast zu dem schlechten Baueradel rühmlich eingeführt wird, ist nur ein geringer Gewinn, da dieser würdige Vertreter des gesunden Menschenverstandes in den kurzen Scenen, welche ihm vergönnt sind, allzusehr Nebenfigur bleibt und auch nicht den kleinsten Wirbel in der Seele seiner Verwandten hervorzubringen versteht. Will man in einem Drama die Befangenheit des Helden durch eine gegenübergestellte Personification gesunden Menschenverstandes erklären, so muß man auf die undankbare Rolle des guten Rathgebers und seinen Kampf mit dem Helden besonderen Fleiß wenden, der

Digitized by Google

Verständige muß besonders liebenswerth oder bedeutend sein, natürlich in Farbe und Kraft immer so abgestuft, daß er den Helden nicht in Schatten stellt, er muß seine Bedeutung darin erweisen, daß er dem Haupthelden allerdings starke Bewegung aufregt, nur nicht die beabsichtigte. — Für diese Art von Charakteren geben die Griechen die besten Vorbilder: Ismene, Teiresias.

Die Bestandtheile des Dramas, welche ohne wesentlichen Verlust für die Haupthandlung wegbleiben oder durch starke Kürzungen in ihre richtige Stellung zurückgeführt werden können, sind dem dramatischen Leben des Stückes nicht ein Ueberfluß, sondern eine Beengung, denn sie beschränken den Raum, welchen die inneren Bewegungen des Hauptcharakters in Anspruch nehmen sollten.

Die Charaktere der Hauptpersonen sind für eine starke Bühnenwirkung scharf gezeichnet, heben sich in einfachen Umrissen gut von einander ab und geben sämmtlich Rollen, welche sicher sind, daß der Schauspieler sie versteht und selbst bei nur mäßigen Mitteln zur Geltung bringt. Dieser Vorzug scharfer Conturen von einfachem Schwunge wird sicher dem Stück das Interesse der Darsteller zuwenden und den Erfolg auf der Bühne sichern, soweit dieser von heimischem Stoff und wirksamen, leicht faßlichen Rollen abhängt. Weit obenan steht die Hauptgestalt, Gräfin Theda, stolz, gebieterisch, eine strenge, aber wohlmeinende Tyrannin von fürchterlicher Härte und Festigkeit des Willens; daneben die beiden Töchter, von denen Gela die sanften Contrastfarben, Almuth ihrer Mutter an Energie und Empfindung des Willens ähnlich, dieselbe Anlage in hellerem Tone darstellt. Dann der junge Günstling Engelmann, ein etwas verwöhntes Kind des Glücks, aber eine wackere Heldengestalt, und der frivole, leichtherzige, Alles bespöttelnde Oldenburger, eine besonders wirksame, keck gezeichnete Gestalt. An diese Gruppe schließen sich als Nebenfiguren die beiden Söhne der Gräfin, der schwache geckenhafte Enno und der gutgeartete junge Eduard in den entsprechenden Farben. Man begreift völlig, wie die Kinder dieser Mutter so geworden sind. Ganz vortrefflich ist die Schilderung der verschiedenen Häuptlingscharaktere, zumal des schlechten, intriguanten Gerd.

Nur fehlt dieser guten und ächt poetischen Disposition der Charaktere Eins zur vollen Wirkung. Die Hauptperson, die Gräfin, wandelt mit eintöniger Starrheit durch das ganze Stück, befehlend, ohne auf Einrede zu hören, rücksichtslos heischend, gehärtet durch jeden Widerstand gegen ihren Willen. Dieser Art von Consequenz fehlt, was den Charakter uns fesselnd macht; alle Ereignisse und Schläge des Schicksals prallen an ihr ab bis zu den letzten Schlußversen, wo ihre Thränen doch nicht ausreichen, Sühne und letzte Erhebung zu geben. Wenn die Griechen vorschrieben, daß der Haupt-

held seine verhängnißvolle Befangenheit ungerührt durch das ganze Stück behaupten müsse, und für einen Fehler hielten, wenn er sich durch die zweiten Rollen imponiren ließ, so mußte Sophokles doch dieser Unzugänglichkeit seines ersten Helden durch fortwährende Steigerung der Leidenschaftlichkeit eine imponirende Größe und Gewalt zu geben und die einseitige Härte desselben zugleich durch ein gesteigertes und besonders rührendes Empfinden dem Zuschauer erträglich zu machen. Die Stahlhärte der Antigone z. B. wird menschlich durch die rührenden Laute der Zärtlichkeit, mit welcher sie für ihren todten Bruder wagt und leidet; der Trotz des Königs Oedipus hat eine wundervolle dramatische Steigerung mit seiner zunehmenden Angst und innern Unsicherheit und findet seine Contrastfarben in dem herzbrechenden Schmerz nach der Krisis und in der furchtbaren Strafe, die er an sich selbst vollzieht. Wenn das schon bei den Griechen nöthig war, deren tragisches Schicksal noch nicht durch das feste Vertrauen auf eine vernünftige Weltordnung humanisirt wurde, so ist in dem Haupthelden des modernen Drama Größe und Fülle starker Empfindung und eine Darstellung großer gemüthlicher Wandlungen noch weniger zu entbehren. Ein Charakter, welcher, wie Tartuffe, von Anfang bis zu Ende nur dieselbe Formel seines Inhalts dem Publicum ausdrückt, macht das Stück trotz der Wahrheit und Feinheit einzelner Züge dem Zuschauer zuletzt peinlich, obgleich Molière die scenischen Wirkungen dieses Helden klug und discret in wenige Scenen einzuengen gewußt hat. Bei dem vorliegenden Stück darf man sagen, daß der Dichter in seiner Umwandlung eines epischen Stoffes zum Drama Talent, Kraft und nicht gewöhnliches Verständniß für das auf der Bühne Wirksame bewährt hat — bis auf das letzte: die Umwandlung seines historischen Helden in die Hauptgestalt des Dramas. Das ist ihm noch nicht so gelungen, wie wir dem Stück wünschen möchten.

Aber hat die Kritik ein Recht, solche Ausführung des Hauptcharakters zu fordern? Ist denn die poetische Idee des Stückes in Wahrheit die oben angegebene, nach welcher die Gräfin allein Mittelpunkt und organisirende Kraft des ganzen dramatischen Krystalls ist? Es ist doch ein wirkliches Volksstück, anschauliche Schilderung altfriesischer Zustände, es wird ja auch bereits von den Ostfriesen als ein werther patriotischer Erwerb betrachtet. Schillers Wilhelm Tell ist auch kein streng einheitlich organisirtes Drama, Tell selbst darin nur eine Episode, die dramatische Idee des Ganzen ist ja doch die Lösung der schweizer Waldcantone vom Haus Oestreich. Warum soll auf Kosten schulgerechter Regelmäßigkeit eine edle volksthümliche Wirkung nicht anderswo durch ähnliche Opfer an der dramatischen Einheit erreicht werden dürfen? Die Antwort liegt nahe. Wilhelm Tell hat bei der Aufführung im Ganzen noch niemals die Wirkung hervorgebracht, welche

Digitized by Google

die unübertreffliche Schönheit großer Theilstücke dieses Dramas erwarten läßt, und es ist Jedermann klar, daß hieran die zerstreuende Häufung lose verbundener Handlungen die Hauptschuld trägt. Dann aber steht die Handlung des Tell im scharfen Gegensatz zu vorliegendem Stück. Im Tell werden verschiedene Begebenheiten in ihrem dramatischen Verlauf so organisirt, daß sie jede für sich ein großes Resultat und diese Resultate zusammen verbunden die poetische Idee: Befreiung der Schweiz, darstellen. In dem vorliegenden Stück bestimmt der Charakter der Heldin allein den Verlauf des Dramas, auf ihn ist Alles bezogen, durch ihn wird jeder wesentliche Fortschritt bewirkt; das Stück ist in seiner Anlage ebensosehr unter die souveräne Herrschaft Eines Charakters gestellt, wie das Stück Wilhelm Tell durch den Mangel eines beherrschenden Charakters auffällig wird. Und deshalb müssen wir von diesem Charakter ein reicheres Detail des innern Lebens fordern.

Die Sprache des Dramas verdient in unserer Zeit schlottriger Verse ein ganz besonderes Lob. Man wird leicht von einigen Stellen absehen, in denen moderne Reflexionen über die Sachlage oder die eigene Stimmung sogar jugendlichen Personen in dem Mund gelegt sind. Im Ganzen schreitet die Sprache des Verses sicher, gehoben, dramatisch lebendig, an vielen Stellen ist sie von starker Wucht und Gedrungenheit. Dieses dramatische Leben in der Sprache, die poetisch correkten Linien der Charaktere und die in Wahrheit schöne deutsche Farbe, welche Sprache, Rollen und Situationen haben, berechtigen die Kritik, für dieses Stück achtungsvolle Behandlung auf den deutschen Bühnen zu fordern und von dem Dichter Gutes für das deutsche Drama zu hoffen.

G. F.

Erinnerungen aus den letzten Tagen polnisch-curländischer Selbständigkeit.

I.

Vorbemerkung. Es ist bekannt, daß der Untergang des polnischen Staates von dem Herzogthum Curland, das seit 1561 polnisches Lehen war, nicht überlebt wurde. Als nach der dritten Theilung Polens selbst der Name dieses Staats von der Erde verschwand, blieb dem kleinen Lehnsherzogthum nichts übrig, als sich gleichfalls einem der mächtigen Nachbarstaaten zu unterwerfen. Daß dieser Nachbarstaat der russische sein mußte, konnte nur kurze Zeit zweifelhaft sein. Seit den Tagen Peters des Großen, da der in russische Dienste getretene Curländer Kennet die ersten czaarischen Truppen in die

Digitized by Google

Herzogstadt Mitau geführt hatte, war Curland in stets zunehmender Abhängigkeit von der mächtigen Monarchie des Nordens gewesen. Selbst unter dem schwachen Weiberregiment, welches sich nach Peter's Tode aufthat, hatte die russische Diplomatie es mit unvergleichlichem Geschick verstanden, immer neue Vorwände zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten dieses Herzogthums zu gewinnen, das den Schauplatz unaufhörlicher Händel und Eifersüchteleien zwischen dem schwachen Landesherrn und einem zügellosen Adel darbot. Seit Peter seine Nichte, die spätere Kaiserin Anna, dem letzten Sprossen des Ketteler'schen Stammes vermählt hatte, war Curland von Rußland ebenso abhängig wie von Polen, und nach Anna's Erhebung auf den russischen Kaiserthron mußte der stolzeste und selbstherrlichste Adel deutschen Stammes sich darein fügen, den Glücksender Ernst Johann Biron (der bis dahin Kammerjunker Bühren geheißen hatte), mit dem herzoglichen Purpur zu bekleiden. Während Biron's zwanzigjähriger Verbannung nach Sibirien war es August III. von Sachsen und Polen gelungen, seinen jüngeren Sohn, den Herzog Carl zu Sachsen, auf den Curländischen Thron zu erheben; und einen Augenblick schien es, als vermöge dieser junge Fürst die Wunden zu heilen, welche die zügellose Oligarchenwirthschaft des Adels dem kleinen, aber von der Natur reich begünstigten Lande geschlagen. Herzog Carl machte den Versuch, sich an dem Bürgerstande ein Gegengewicht gegen die maßlosen Ansprüche des Adels zu verschaffen, indem er den Mitau'schen Advokaten Ziegenhorn zu seinem Oberrath erhob und damit dem Adel, der alle höheren Aemter als seine Domäne anzusehen gewohnt war, den Fehdehandschuh hinwarf. Aber noch während des Tumultes, den diese Ernennung und der Versuch, einen Zusammenschluß der bürgerlichen Kräfte zu bewirken, hervorrief, kehrte Biron aus seinem sibirischen Exil nach Petersburg zurück, und mußte Carl seine Hauptstadt verlassen und nach Warschau zurückkehren.

Damit war Curlands Abhängigkeit von der Willkür der russischen Machthaber für immer besiegelt und im Voraus entschieden, daß Rußland mit dem größten Theil der polnischen Länder auch das Lehnsherzogthums Curland und Semgallen sammt dem Stift Pilten an sich bringen werde. Zweifelhaft konnte der Ausgang höchstens sein, so lange Friedrich der Große auf dem preußischen Throne saß und seinen Wahlspruch „Toujours en vedette" zur Wahrheit machte; seit der große König aber das müde Auge geschlossen, war auch das Schicksal Curlands entschieden.

Die Einzelheiten des politischen Intriguenspiels, welches Curland zu einer russischen Provinz machte, sind bis jetzt so gut wie völlig unbekannt. Die lokale Sage weiß wohl noch, daß die bedingungslose Unterwerfung der Ritterschaft unter das russische Scepter das Werk eines Freiherren von der Howen war, und daß ein Theil des Adels sich derselben widersetzt hatte,

Digitized by Google

Weiteres ist indessen nicht bekannt, und selbst die Schriftsteller, welche den Untergang Polens im Detail dargestellt haben, gehen über die Unterwerfung Curlands in der Regel ziemlich leicht hinweg. Wir sind in der Lage, diese Lücke wenigstens zum Theil auszufüllen. Einer der Hauptacteure dieses Trauerspiels, welches die Selbstsucht und den Eigennutz der in Intriguen verkommenen adligen Parteiführer in kläglichster Weise bloßlegte, der Baron X., hat mehrere Bände in französischer Sprache geschriebener Memoiren hinterlassen, welche ziemlich deutlichen Einblick in den Gang der damaligen Dinge gestatten. Mehrere Abschnitte dieses interessanten Memoirenschatzes liegen uns im Wortlaut vor, und wir zögern nicht, die auf die Unterwerfung Curlands bezüglichen Abschnitte dieser leider noch nie veröffentlichten Aufzeichnungen den Lesern der Grenzboten vorzulegen.

Um dem Gang der Intriguen, welche die nachstehenden Aufzeichnungen enthalten, folgen zu können, muß der Leser folgende Gesichtspunkte festhalten. Mit dem Herzog Peter entzweit, wollte der Baron Howen, dem russischerseits große Versprechungen gemacht worden waren, die bedingungslose Unterwerfung der Ritterschaft verweigern, während es dem Herzog und der zu Diensten stehenden patriotischen Adelspartei gelegentlich darauf ankam, die Unterwerfung nur unter der Bedingung geschehen zu lassen, daß Catharina II. die Verfassung, die Rechte und die Privilegien Curlands für alle Zeiten anerkannte und sicherstellte, ehe sie in den Besitz des Herzogthums trat. Lange bevor es zur eigentlichen Katastrophe kam, war Howen nach Petersburg gegangen, um das Terrain zu sondiren und die Ausführung seines Planes vorzubereiten. Seinen Absichten kam wesentlich zu Hilfe, daß der curländische Adel seit lange in eine Anzahl tödtlich verfeindeter Parteien gespalten war und außerdem ein feindlicher Gegensatz zwischen Adel und Bürgerthum bestand. Die Städte hatten vor Jahren eine sogenannte „Bürgerliche Union" geschlossen und den Versuch gemacht, bald mit polnischer, bald mit russischer Hilfe in den Besitz der Landstandschaft und anderer politischer Rechte zu gelangen. Howen war mit der Union in Verbindung getreten und hatte versprochen, die Interessen derselben bei der Kaiserin Catharina zu vertreten. Unser Memoirenschreiber nun hielt zur herzoglichen Partei und war überdies ein erbitterter Gegner der Union, die er als Ausgeburt des Jakobinismus verabscheute, und der gegenüber er die ausschließlichen Rechte seines Standes nachdrücklich gewahrt sehen wollte. Zu diesen Gegensätzen kamen noch andere. Seit den Zeiten des Herzogs Carl befanden sich die adligen Familien, welche sich zu diesem gehalten und sich die Bezeichnung der Caroliner zugezogen, in lebhafter Fehde mit den Gegnern des polnischen Einflusses in Curland — kurz, die Verwirrung war so hoch gestiegen, daß keine andere als eine für alle Theile gleich beschämende Lösung der Curländischen Frage möglich war.

Digitized by Google

Die Handschrift der Uebersetzung unserer hier folgenden Mittheilungen beginnt bei dem Zeitpunkt, in welchem Howen, noch immer in Petersburg residirend, den ersten energischen Versuch machte, die Curländer für die Idee einer unbedingten Unterwerfung zu gewinnen, und zu diesem Zwecke die Hoffnungen der bürgerlichen Union mit der Aussicht schmeichelte, die Unterwerfung unter das russische Scepter werde zugleich die Erfüllung ihrer Wünsche herbeiführen. Erwähnt sei noch, daß Howen eine beträchtliche Geldforderung an den Herzog zu haben glaubte, und daß die Nichtanerkennung derselben ein Hauptmotiv für seine Feindschaft und seine Intriguen gegen den letzten Biron bildete. Herr von X., dem wir jetzt das Wort lassen, befand sich damals (es war im October 1794) gleichfalls in Petersburg, wo er im Auftrage des Herzogs agirte.

Die bürgerliche Union, geschlagen aber nicht vernichtet, rechnete noch immer auf ihren Beschützer Howen, welcher ihr einen vollständigen Erfolg versprochen hatte, sobald das Geschick Curlands zur Entscheidung gekommen sein würde. Obgleich die Union ihm fortwährend bedeutende Geldsummen sandte, vermochten diese seinen unersättlichen Bedürfnissen nicht zu genügen. Er hatte in Petersburg auf Obligationen des Herzogs für 50,000 Rubel Schulden gemacht, und da der Herzog diese nicht anerkannte, befand sich Howen in der größten Verlegenheit.

Um sich aus dieser zu befreien, verließ er plötzlich Petersburg und ging nach Riga (diese Hauptstadt Livlands, das bereits seit 1710 unter russischer Botmäßigkeit stand, liegt bekanntlich nur wenige Meilen von Mitau und der curländischen Grenze entfernt). Nach Mitau beschied Howen seine Creaturen aus dem Adel wie aus dem Bürgerstande und legte dem Lande auf heimlichen Versammlungen nachstehenden Vorschlag vor. Die Ritterschaft von Curland und Semgallen solle erklären: „Da Polen die mit Curland abgeschlossenen Verträge verletzt und außerdem seine politische Existenz faktisch und rechtlich eingebüßt habe, höre auch seine Lehnshoheit über das Herzogthum auf und sei es nothwendig, sofort eine Deputation nach Petersburg abzusenden, um Ihro Majestät die Kaiserin von Rußland zu bitten, daß sie diese Provinz in ihre Botmäßigkeit aufnehmen und derselben gleichzeitig einen obersten Gerichtshof und einige andere Rechte zugestehe. . . . .“

Dieser Vorschlag war an und für sich ohne Sinn, aber Howen kannte seine Leute. Dem Einen versprach er Aemter in dem künftigen Gerichtshof, dem Anderen die pachtweise Verleihung von Gütern, die Bürger wurden mit dem Versprechen der Anerkennung ihrer Privilegien geködert, und als die Edelleute in ihre Kirchspiele zurückgekehrt waren, wurde das ganze Land mit dem Geschrei nach Einberufung eines Landtages erfüllt, dessen Aufgabe

Digitized by Google

sein sollte, Howen an der Spitze einer Deputation sofort nach Petersburg zu senden.

Der Herzog war aufs Höchste erstaunt, als er die Kunde erhielt, daß ein Deliberatorium dieser Art im Lande circulire, und glaubte, dasselbe sei auf Betrieb des russischen Hofes eingebracht worden. Er wandte sich daher an den Grafen Ostermann, dem er in einem sehr gut geschriebenen Briefe sein Erstaunen über diesen „verfrühten Schritt" aussprach; gleichzeitig erließ die curländische Regierung ein Schreiben an diesen Minister, in welchem sie in energischen Ausdrücken das Unpassende dieses „Deliberatoriums" hervorhob.

Die Kaiserin, welche ihre Würde nie verleugnete, erkannte sofort, daß der Howen'sche Vorschlag nach einer Revolution gegen einen regierenden Fürsten aussah, dessen Legitimität von Rußland selbst anerkannt war. Sie befahl daher dem Grafen Ostermann, dem Herzog einen Brief zu schreiben, den ich nachstehend als Zeugniß für den feinen Tact anführe, welchen Catharina die Große bei allen ihren politischen Handlungen zu beobachten wußte.

„Monseigneur! Den Brief, mit welchem Eure Hoheit mich am 30. September (1794) beehrt haben, habe ich der Kaiserin vorgelegt, und es geschieht auf den besonderen Befehl Ihrer Majestät, daß ich ihn beantworte. In den Augen Ihrer Majestät rechtfertigt die gegenwärtige Lage der polnischen Dinge in jeder Rücksicht ebenso den Wunsch, den Eure Hoheit in Ihrem Schreiben ausgedrückt haben, wie die Bitte, welche die Curländische Ritterschaft vorher gethan. Auch Ihre Majestät hat in Ihrer Weisheit die dringende Nothwendigkeit anerkannt, eine so wichtige Angelegenheit ohne Zeitverlust zu regeln und sich namentlich mit Eurer Hoheit über Alles zu berathen, was auf die Interessen und das Wohlergehen der Stände von Curland und Semgallen Beziehung hat. Bei dieser Gelegenheit hat Ihre Majestät sich erinnert, daß Sie selbst, Monseigneur, zu verschiedenen Malen gewünscht haben, ihren Hof zu besuchen. Demgemäß ladet Ihre Majestät Sie ein, sich sobald wie möglich auf den Weg nach Petersburg zu begeben, damit man diese wichtige Angelegenheit direkt mit Eurer Hoheit berathen und ordnen könne.

„Der Herr Generalgouverneur (sc. von Livland), Baron Pahlen, der die Ehre haben wird, diesen Brief Eurer Hoheit zu überreichen, hat bereits den Auftrag erhalten, alle Maßregeln zu treffen, welche für die Bequemlichkeit von Eurer Hoheit Reise erforderlich sind, während ich im Begriff bin, für Eure Hoheit das Hôtel einzurichten, in welchem Eure Hoheit bei Ihrer Ankunft absteigen können.

Ich habe die Ehre u. s. w.

St. Petersburg, 20. Octbr. 1794. Ostermann."

Digitized by Google

„Diesem officiellen Schreiben fügt Graf Ostermann einen Privatbrief hinzu, in welchem er dem Herzog mittheilt, daß er mit den Edelleuten seines Gefolges in seinem Hause an der Newa wohnen werde, und daß auch diese Mittheilung auf Befehl Ihrer Majestät geschehen sei.

„Da ich Großstallmeister des Herzogs war, war diesem Fürsten ein natürlicher Vorwand geboten, mich mit allen Vorbereitungen zu beauftragen, welche sich auf seinen Aufenthalt in Petersburg bezogen. Herr Krook aber versuchte sich zu entfernen und mit dem Grafen Ostermann zu überwerfen. Sobald ich dessen inne wurde, beruhigte ich ihn darüber, daß ich mich in die Einkäufe und die öconomischen Angelegenheiten des Herzogs nicht mischen, noch seine Absichten stören würde.

„Ich komme jetzt zu der Entwickelung der Intriguen, welche Howen und dessen Anhänger gesponnen hatten. Ihr eigenes Ziel war, von den Umständen Gewinn zu ziehen, dem Herzoge vorläufige Contrakte über die Pachtgüter *) zu entwerfen und sich selbst am russischen Hofe nöthig zu machen, indem sie ihren Eifer für eine rasche und bedingungslose Unterwerfung zeigten.

„Sobald sich der Herzog von seiner Krankheit erholt hatte, reiste er nach Petersburg ab, woselbst er am 7. Februar 1795 eintraf. In seinem Gefolge befanden sich der Kanzler Wolf, der Oberburggraf Schöpping, der Oberrath Firks, der Oberforstmeister Derschau, der herzogliche Oberstlieutenant Driesen, ein Secretär und eine große Zahl von Dienern. Ich hatte den Auftrag erhalten, gleichfalls in das Haus des Grafen Ostermann zu ziehen, um sofort bei der Hand zu sein, wenn es Briefe, Memoires ꝛc. abzufassen und der Kaiserin oder den Ministern zu insinuiren galt. Howen, welcher die Anwesenheit des Herzogs fürchtete, war früher als dieser angekommen und beklagte sich laut darüber, daß er die ihm versprochenen 110,000 Thaler nicht erhalten habe; offene Unterstützung fand er nicht. Aus sehr guter Quelle weiß ich aber, daß Graf Subow (bekanntlich der letzte Liebhaber und allmächtige Günstling der Kaiserin) das Howen'sche Project einer unbedingten und freisinnigen Unterwerfung durch Vermittelung Markow's gebilligt hatte. Diese geheime Billigung, von welcher selbst der Vicekanzler Graf Ostermann Nichts gewußt haben soll, ist die einzige Erklärung für all' die offenen Widersprüche, welche dem Herzog, der patriotischen Partei des Adels und dem Publicum aufstießen. Weiß man doch, daß Monarchen häufig im Geheimen Maßregeln autorisiren, welche sie öffentlich mißbilligen, und daß sie solche Maßregeln vollständig desavouiren, wenn dieselben mißlingen. Der Schlüssel zu Howens Verfahren ist darin zu suchen, daß man ihm die schönen Grenzhof'schen Güter versprochen hatte, was ihm freilich den Vorwurf zuzog, Curland verkauft zu haben. Man fragt vielleicht, welche Gründe das russische Cabinet hatte, das Howensche Projekt den Vorschlägen des Herzogs und der curländischen Regierung vorzuziehen, da doch auch diese die Unterwerfung Curlands unter die russische Krone angeboten hatten? Der Herzog und die Regierung hatten nur eine Unterwerfung unter Bedingungen vorgeschlagen, ohne diesem Plane die Entwickelung zu geben, welche derselbe später durch Howen erhielt. „Geschieht die Unterwerfung Curlands durch den Adel selbst", so heißt es im geheimen Memoire, das Howen der russischen Regierung überreichte, „freiwillig und ohne alle Bedingungen, so kann das preußische Cabinet von Rußland keinerlei Aequivalent verlangen. Auf die

*) Die außerordentlichen zahlreichen und einträglichen curländischen Domainengüter wurden vom Herzoge an Edelleute, denen er wohl wollte oder die es zu gewinnen galt, zu günstigen Bedingungen verpachtet.

Digitized by Google

Form der Unterwerfung kommt darum Alles an, sie ist eine Hauptsache." (Si la Sujetion de la Courlande est volontaire et offerte sans condition par la Noblesse elle même, la cour de Prusse ne pourra demander aucun aequivalent à la Russie: ainsi la forme est ici essentielle.)

„Auf diese politische Erwägung war die Kaiserin vollständig eingegangen, aber sie vermied es, öffentlich irgend welches Gewicht auf dieselbe zu legen. Graf Subow war mit der Regelung dieser Angelegenheit betraut, die er durch Markow betrieb. während Pahlen den Auftrag hatte, gleichzeitig mit Howen zu verhandeln und diesen im Geheimen zu überwachen.

„Indessen wurde der Herzog von der Kaiserin mit vieler Auszeichnung empfangen; ebenso verfuhr der Thronfolger Großfürst Paul, indem er den Herzog zum Diner einlud und sich nach der Tafel eine Stunde lang mit ihm insgeheim unterhielt. Als der Herzog nach Hause kam, war er sehr zufrieden, ließ mich kommen, rief mich in sein Cabinet und sagte, daß er mir zu dem günstigen Eindruck Glück wünschen könne, den ich auf S. K. H. gemacht. „Ich gratulire Ihnen", hatte der Großfürst dem Herzog gesagt, „daß Sie einen Mann wie den Baron H. um sich haben, und rathe Ihnen, in Allem seinen Vorschlägen zu folgen. Er verbindet mit reinem Eifer die Umsicht, mit welcher vorgegangen werden muß, damit Ew. Hoheit aus der schwierigen Lage befreit werden, in welche Sie gerathen sind."

Literatur.

Ein bischen Geschichte von einem Schleswig=Holsteiner. Leipzig, Ed. Schmidt. 1869.

„Dybbolposten", ein dänisches Organ im Herzogthum Schleswig, predigt heute noch, als wäre nichts vorgefallen, das Evangelium des Eiderdänenthums und sucht damit die Bewohner von Alsen und Sundewitt für den Art. V. des Prager Friedens zu entflammen. Der „Schleswig=Holsteiner", ein wackerer Pastor, wie es scheint, erhebt sich daher, um seinerseits „von alten Dingen zu reden." Kurz und bündig zerreißt er das bekannte eiderdänische Lügengewebe und wendet sich gleich darauf zur Gegenwart. Seine Pietät für das Andenken des verstorbenen Herzogs v. Augustenburg hindert ihn nicht, ein großes Deutschland einem nordalbingischen Kleinstaat vorzuziehen. Er hat an gewissen Berliner Büreaukraten sehr wenig Gefallen und ist vor der Hand nur mit dem Kopfe preußisch, aber dereinst hofft er es auch mit dem Herzen zu werden, denn er „glaubt an Preußens Beruf und Perfectibilität." Den Kopenhagener Agitatoren, die auf die Zerstückelung Schleswigs hinarbeiten, versetzt er gar scharfe Kreuz= und Querhiebe und seinen Landsleuten an der Grenze zeigt er, daß wer ihnen den Anschluß an Dänemark empfiehlt, ihnen die Thorheit zumuthe, sich auf ein in jeder (auch in kirchlicher) Beziehung sinkendes Schiff zu retten. An mehreren Stellen des wohlgemeinten Schriftchens bricht ein gesunder Humor durch.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.



XXVIII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

№ 41.
Ausgegeben am 8. October 1869.

Inhalt:

Leipzig, 1869.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)



Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Aussichten des preußischen Landtags.

Die Auspicien, unter denen der preußische Landtag dieses Mal zusammengetreten, sind von denen des vorigen Jahres ungemein verschieden. Sowohl die inneren Verhältnisse des preußischen Staats, wie die Beziehungen zum Auslande, welche für uns in demselben Maße einflußreicher geworden sind, in dem die Bedeutung Preußens in der europäischen Politik gewachsen, bieten gegen den Herbst 1868 ein verändertes Bild dar. Die Gefahr einer auswärtigen Diversion des zweiten Kaiserreiches ist, wenn nicht beseitigt, so doch in eine nicht abzusehende Zukunft gerückt; südlich vom Main wird die Nothwendigkeit des Anschlusses an den norddeutschen Bund bis in die Kreise hinein anerkannt, die sonst als Mittelpartei eine ablehnende Stellung einzunehmen gewohnt waren, und die letzten Tage haben von einer Annäherung an Oestreich zu berichten gewußt, die vielfach mit einem Verzicht der Beust'schen Politik auf Einmischung in die süddeutsche Frage in Verbindnng gebracht worden ist. Wenn auch in letzterer Beziehung zweiffellos dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so erscheint doch schon die bloße Möglichkeit, Oestreich für eine veränderte Auffassung der seit 1866 geschaffenen Lage zu gewinnen, als erheblicher Fortschritt gegen die gespannte Situation, welche vor zwölf Monaten vorlag, und die Berathungen der preußischen Volksvertretung werden von jeder Pression auswärtiger Schwierigkeiten frei sein.

Minder erfreulich sind die Vorgänge, welche sich seit dem vorigen Jahre auf dem Gebiete unseres inneren Staatslebens vollzogen haben. Die drei großen parlamentarischen Körper, welche einander in Berlin ablösen, stehen naturgemäß in engem Zusammenhang. Von den legislativen Arbeiten, welche dem vorjährigen Landtage bestimmt waren, ist keine zum Abschluß gekommen und ebenso haben die Sessionen des Reichstags und Zollparlaments keine Erfolge aufzuweisen, welche das Vertrauen auf eine glückliche Erledigung der dieses Mal vorliegenden Probleme zu befestigen geeignet wären. Das vollständige Scheitern der Finanzpläne, mit denen Herr

v. d. Heydt vor den Reichstag trat und für welche er mit Mühe und Noth sechszehn Stimmen gewann, haben jener Session ihre Signatur aufgedrückt, nicht die erfolgreichen Arbeiten, denen das neue Gewerbegesetz zu danken ist. Als vollends die für das Zollparlament in Aussicht genommene Tarifreform ebenfalls scheiterte, war der allgemeine Eindruck ein höchst niederschlagender. Man mußte sich nicht nur sagen, daß nach den gemachten Erfahrungen alle Chancen für eine Deckung des Deficits durch den Landtag fehlten, sondern zugleich fürchten, daß die Unwahrscheinlichkeit einer Verständigung über diesen Punkt ihre trüben Schatten auf die übrigen Vorlagen und deren Bearbeitung werfen werde. Diese pessimistische Auffassung lag umso näher, als der dauernde Urlaub, den Graf Bismarck genommen, der Regierung den einzigen Hebel entzog, welcher mit Aussicht auf einigen Erfolg angelegt werden konnte, und gleichzeitig der Annahme Vorschub geleistet wurde, daß die Herren v. d. Heydt, v. Mühler und Graf Eulenburg von dem Ministerpräsidenten ebenso aufgegeben worden seien, wie vom Parlament.

Seitdem sind einige Monate über das Land gegangen und die Eindrücke, unter denen man sich am Ausgang der parlamentarischen Saison trennte, sind hier insoweit abgeblaßt, daß man die kommenden Dinge nicht mehr ausschließlich durch das Medium ihrer Antecedentien ansieht. Das Maß der finanziellen Forderungen, mit denen die Regierung vor das Land treten wird, hat sich durch unerwartete oder, richtiger gesagt, nicht gehörig vorausberechnete Erhöhung der Einnahmen vermindert, und wenn diese Verminderung auch nicht so beträchtlich ist, daß die veränderte Quantität den „Umschlag" in eine veränderte Qualität bedeutete, so läßt sich doch absehen, daß diese Schwierigkeiten nicht so unübersteigbar sein werden, als es vor sechs und vor acht Monaten den Anschein hatte. Die öffentliche Meinung beschäftigt sich bereits sehr viel weniger mit der Finanzfrage als mit den Vorlagen, welche Graf Eulenburg und Herr v. Mühler ausgearbeitet haben, um ihre dem Abgeordnetenhause gegebenen Versprechungen einzulösen. Nicht nur soll das gescheiterte Schulgesetz dem Hause in vermehrter und verbesserter Auflage vorgelegt werden, die neue Kreisordnung, welche sich im vorigen Jahre nur am Horizont zeigte und wieder verschwand, ist vollständig ausgearbeitet und soll in manchen Stücken noch über die Vorlage hinausgehen, welche unter den Auspicien des Grafen Schwerin zur Zeit der neuen Aera begraben wurde.

Daß beide Gesetzesvorschläge zur Annahme gelangen, wird wohl auch von den kühnsten Optimisten nicht gehofft. Die Kluft, welche zwischen den Anschauungen des gegenwärtigen Cultusministers und der liberalen Majorität des Hauses besteht, ist zu breit und zu tief, als daß ihre Ueberbrückung durch ein Schulgesetz im Bereich des Wahrscheinlichen liegen könnte. Eine gewisse

Digitized by Google

Gemeinsamkeit in den Grundanschauungen ist die nothwendige Voraussetzung jedes ernst gemeinten Verständigungsversuchs und gerade diese ist es, die fehlt. Uns bleibt darum nur zu hoffen übrig, daß die Verhandlungen über diese Vorlage von den liberalen Parteien dazu benutzt werden, die Schlappe, die sie im vorigen Jahre erlitten, wieder auszuwetzen. Dazu ist vor Allem nothwendig, daß man dem Minister nicht zum zweiten Male in ungezügeltem Eifer auf das Messer laufe, sondern die vorhandenen Kräfte planmäßig und unter Beobachtung wirklicher Disciplin ins Treffen führe, und zweitens, daß man sich nicht mit allgemein gehaltenen Resolutionen begnüge, sondern die Fähigkeit beweise, im Einzelnen genau anzugeben, was man will und was man kann. Geschieht das nicht, zerreißen die unaufhaltsamen Fluthen liberaler Beredsamkeit wiederum alle Dämme und Ufer, so wird man, wie es im vorigen Jahre thatsächlich geschehen, die erschütterte Position des Cultusministers aufs neue befestigen, den Conservativen zum zweiten Male Gelegenheit bieten, sich bei den liberalen Parteien für die guten Dienste zu bedanken, die sie dem gegenwärtigen Ministerium erwiesen. Freilich begünstigt die von den Demokraten festgehaltene alte Geschäftsordnung das maßlose Sprechbedürfniß derer, denen es vornehmlich darum zu thun ist, von der Entschiedenheit ihrer antiministeriellen Gesinnung Zeugniß abzulegen, so entschieden, daß es energischer Anstrengungen bedürfen wird, um die Wiederholung der Calamität vom December vorigen Jahres zu vermeiden. Es wäre darum nicht unrathsam, die Geschäftsordnungsfrage noch einmal zur Discussion zu bringen. An Argumenten gegen die bestehende Ordnung kann es denen nicht fehlen, die irgend Gedächtniß haben, sei es auch nur für die Geschichte der letzten zwölf Monate.

Günstigere Aussichten als das Mühler'sche Schulgesetz hat die neue Kreisordnung, mit der Graf Eulenburg vor dem Hause erscheinen will. Was wir bisher über dieselbe wissen, bestätigt zwar, daß wir es auch dieses Mal mit einem Baum ohne Wurzeln, d. h. mit einer Kreisordnung zu thun haben werden, welche dem Bedürfniß nach Reorganisation der Gemeinden und Dorfschaften nicht Genüge thut und überdieß des Abschlusses durch eine Provinzialverfassung entbehrt, aber die Grundzüge dieser Bill bieten hinreichenden Boden für eine Verständigung, vorausgesetzt, daß dieselbe von beiden Seiten ernst gewollt ist. Und an diesem Wollen zu zweifeln, haben wir keinen Grund. Es ist ein beachtenswerthes Zeugniß für die Wandlung, welche sich allen Phrasen von der Unbeugsamkeit des conservativen Princips zum Trotz in den Regierungskreisen vollzogen hat, daß ein vom Grafen Eulenburg eingebrachter Gesetzentwurf die Grundsätze adoptirt, von denen — es ist noch nicht zehn Jahr her — Graf Schwerin ausgegangen war, ja daß er in manchen und nicht unwesentlichen Punkten über

Digitized by Google

dieselben hinausgeht. Die liberale Partei hat Ursache genug, sich dem Gewicht dieser Thatsache nicht zu verschließen, denn dieselbe läßt zweifellos erscheinen, daß der Regierung dieses Mal ernstlich an einer Verständigung und am Zustandekommen des Gesetzes gelegen ist. Damit ist zugleich gesagt, daß auf einer en-bloc-Annahme nicht bestanden werden wird und daß man sich bereit finden werde, mit Concessionen im Einzelnen bis an die Grenze des Möglichen zu gehn.

Die Zeiten, in denen die Weigerung, dem gegenwärtigen Ministerium zum Zustandekommen eines Gesetzes zu verhelfen, liberales Losungswort war, sind zu gründlich vorüber, als daß wir irgend bezweifeln könnten, das Abgeordnetenhaus werde seinerseits zögern, das Entgegenkommen der Regierung zu achten. Auch hier wird es nöthig sein, in positiver und produktiver Weise vorzugehen und die Lücken, die man in die Vorlage reißt, sofort auszufüllen. Selbst vom Erfolg abgesehen, muß den liberalen Parteien daran gelegen sein, ihre Regierungsfähigkeit von Jahr zu Jahr deutlicher zu beweisen und auf diese Weise die Zeit des conservativen Regiments zur Entwickelung der eigenen Kräfte, zur Klärung, Befestigung und Präcisirung des Programms zu nützen, das noch vor einigen Jahren ein verschwommenes Nebelbild war und bei jeder Berührung mit der Wirklichkeit Fiasko machte. Gerade für die neue Kreisordnung liegen so zahlreiche und so gründliche Vorarbeiten vor, daß die Hoffnung gerechtfertigt erscheint, man werde sich bei Behandlung dieser Frage vollständig gerüstet und fertig zeigen, die von der Regierung adoptirten Grundsätze in ihrer wahren Consequenz durchzuführen und beweisen, daß man mehr als eine bloße Oppositionspartei sei.

Eine Klippe bleibt freilich noch stehen: das Herrenhaus. Muß schon die gegenwärtige Gestalt der ministeriellen Vorlage dort Kopfschütteln und Bedenken erregen, wie viel mehr die Form, in der das Gesetz aus den Berathungen des Abgeordnetenhauses hervorgehen wird. Kommt die neue Kreisordnung aber lediglich durch die Schuld des Herrenhauses nicht zu Stande, so wird es sich fragen, ob das ein Verlust für die liberale Partei ist. Das gegenwärtige Ministerium, so gering auch die Hoffnungen sind, die wir im Uebrigen auf die innere Politik desselben setzen, würde dadurch mit Nothwendigkeit nach links geschoben und vielleicht gezwungen, die Macht, deren Gebrauch sonst in anderer Richtung geübt wurde, gegen das Herrenhaus zu kehren, eine Umgestaltung desselben mindestens vorzubereiten. Dieser Erfolg wäre größer als irgend ein anderer, ja selbst als ein Ministerwechsel. Und auch wenn es dazu nicht kommt, ständen die Chancen nach dem Zustandekommen eines Gesetzes, welches wesentlich das Gepräge des andern Hauses trägt, ungleich günstiger als vorher.

Digitized by Google

Die mecklenburgischen Patrimonialgerichte und der Entwurf einer Norddeutschen Civilproceßordnung.

Als das deutsche Vaterland noch in hundert und aber hundert Staaten zerfiel, deren Mehrzahl nichts weniger als diesen Titel verdiente, deren Herren darum aber nur desto lauter auf ihre Autorität pochten, da pflegten diese ihren Großmachtskitzel in freilich harmloser Weise u. A. dadurch zu befriedigen, daß sie sauber ausgeführte Karten von ihren Ländchen in möglichst großem Maßstabe anfertigen ließen, auf denen jeder Weiler, jeder Hügel und jeder Graben verzeichnet wurde, sodaß das kartographische Conterfei ihrer Herrschaft recht wohl für das Bild eines Landes mit ebenso vielen volkreichen Städten, gewaltigen Gebirgen und schiffbaren Strömen oder Kanälen passiren konnte. Und namentlich durfte auf diesen Bilderbogen der Galgenberg als Zeichen des eigenen Blutbannes, der Macht über Leben und Tod der Unterthanen nicht fehlen, der als Ausfluß landesherrlicher Machtvollkommenheit diese selbst im Bilde repräsentirte und so dem Beschauer auf den ersten Blick die staatsrechtliche Qualität des Territoriums ad oculos demonstrirte. Wie diese Karten vermoderten, deren sich nur noch wenige in den Archiven und etwa in den Bibliotheken literarischer Curiositätensammler erhalten haben mögen, so fielen auch die auf denselben verzeichneten Galgen und Räder der reichsunmittelbaren hochnothpeinlichen Halsgerichte, und mit ihnen verschwand die Mehrzahl jener Staatsatome von der deutschen Landkarte, die freilich immer noch viel zu bunt blieb, als daß wir selbst ihre neueste Auflage als die letzte betrachten möchten.

Gleichwie die kleinen deutschen Landesherren und Reichsunmittelbaren als das bezeichnendste Symbol ihrer Macht in Ermangelung eines andern die Gerichtsbarkeit darzustellen beliebten, so gilt der Besitz eigener Gerichtsbarkeit in Mecklenburg ihren Inhabern noch heut zu Tage als eines der köstlichsten Vorrechte, auf das sie nicht minder stolz sind, als die ehemaligen deutschen Reichsfürsten und Städte auf die ihrigen. Wollte man von diesem Vergleichungspunkt ausgehend die Parallele ziehen, so ließe sich wohl nachweisen, daß die politische Stellung der mecklenburgischen Stände, besonders der Rittergutsbesitzer, für das mecklenburgische Staatsleben wesentlich dieselbe — negative — Bedeutung hat, welche die Reichsfürsten und Reichsunmittelbaren für das deutsche Reich hatten. Gleichwie diese die natürliche Consolidation des deutschen Staates verhinderten, so ist die Stellung der mecklenburgischen Stände zum Lande und dessen Regierung mit dem Begriff des Staates unvereinbar, wie denn auch faktisch, so lange die ständische Verfassung besteht, Mecklenburg nicht sowohl den Eindruck eines solchen, als

Digitized by Google

vielmehr den einer dem deutschen Reichschaos durchaus analogen Conglomeration politischer Sonderwesen macht, die trotz allen Widerstrebens wohl in einem gewissen Zusammenhang, aber durchaus nicht in derjenigen organischen Verbindung stehen, ohne welche der Staatskörper seine Lebensthätigkeit nicht entwickeln kann.

Doch ist es nicht unsere Absicht, eine derartige Vergleichung anzustellen. Wir beschränken uns vielmehr darauf, denjenigen Punkt hervorzuheben, den vorstehend bereits berührten, und der uns veranlaßte, die kartographischen wir Spielereien des vorigen Jahrhunderts ans Tageslicht zu ziehen: wir meinen die mecklenburgische Patrimonialgerichtsbarkeit. — „Die Privatgerichtsbarkeit wird aufgehoben", ist die erste Voraussetzung, von der die Verfasser des jetzt im Druck vorliegenden Entwurfs einer Proceßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für den norddeutschen Bund ausgingen. Was diese wenigen Worte im Munde führen, wird man erst recht verstehen, wenn man die dadurch berührten, im übrigen Deutschland praktisch kaum noch bekannten Verhältnisse Mecklenburgs betrachtet. Hier wuchern die Patrimonialgerichte, namentlich der Gutsherren, aber auch der Städte ꝛc. bis auf den heutigen Tag in derselben, ja in noch größerer Zahl, als einst die Halsgerichte in den Territorien des deutschen Reichs, und wenngleich viele derselben hauptsächlich aus ökonomischen Rücksichten in neuerer Zeit vereinigt wurden, so ist ihre Zahl immer noch groß genug, um mit ihrem Personal im mecklenburgischen Staatskalender mehr als dreißig Seiten zu füllen. Im vorigen Jahre zählte man allein im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, dem das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz Stargardischen Kreises würdig zur Seite steht, (während die Verhältnisse im Fürstenthum Ratzeburg wegen dessen durchweg domanialer Natur wesentlich einfacher sind), nicht weniger als 26 vereinte ritterschaftliche Gerichte für die Civil-Jurisdiction, über 200 Civilgerichte einzelner Rittergüter, 34 vereinte ritterschaftliche Criminalgerichte; außerdem die Gerichte der Klostergüter, (in welchen als „Klostergerichten" im Gegensatz zu den „Klosteramtsgerichten" die Frau Domina den Vorsitz führt und der Küchenmeister als Actuar fungirt), die Gerichte für die Güter des Rostocker Districts, die Kämmerei- und Oekonomiegüter, die Wismarschen Landgüter, die Ober- und Niedergerichte der Seestädte, — diese haben nämlich auch eigene Gerichte zweiter Instanz —, die Magistratsgerichte in den 40 Landstädten u. s. w. u. s. w. Hinzukommen die Großherzoglichen Stadtgerichte, Amtsgerichte, die drei Justizkanzleien als Gerichte erster Instanz für die Eximirten u. s. w., sodaß man Alles in Allem auf je 1000 Einwohner ungefähr ein Gericht rechnen kann Dieser Ueberfüllung des Landes mit nicht genießbaren Gerichten entspricht die Zahl der immatriculirten Advocaten und Notare, deren es zur Zeit ca. je 400 gibt! Die der Richter wird kaum

Digitized by Google

geringer, ja würde noch weit größer sein, wenn nicht die Mehrzahl derselben in verschiedenen Stellungen, z. B. als Stadtrichter, Bürgermeister, ritterschaftliche Justitiare für ein oder mehrere Güter, als Criminal- und Civilrichter u. dgl. fungirten.

Das Gebiet der örtlichen Competenz aller aufgezählten Gerichte, den Guts- und Stadtgrenzen ꝛc. folgend, ist so bunt durch einander gewürfelt, daß nur der sich einen annähernden Begriff von dieser Mannigfaltigkeit machen kann, welcher die dem Reichstag bei Berathung des neuen Bundeswahlgesetzes vorgelegten colorirten Karten der durchweg ähnlichen bisherigen mecklenburgischen Wahlkreise mit eigenen Augen gesehen hat. So kommt es, daß fast in jeder kleinsten Landstadt mindestens drei Gerichte von gleicher sachlicher, aber verschiedener localer Competenz ihren Sitz haben, ein fürstliches, ein städtisches und ein ritterschaftliches Gericht, meistens aber mehrere von jeder Kategorie, und dem Rechtsunkundigen heißt es wirklich viel natürlichen Rechtsinstinkt zumuthen, sich allemal gleich vor der richtigen Rechtsschmiede einzufinden. „Wo kriegst Du Din Tagel (Schläge)? Ick krieg min bi Amt“ oder „bi'n Afkaten“ (Advocat, volksübliche Bezeichung des meistens auch als solcher fungirenden ritterschaftlichen Justitiars), ist die aus der Zeit des Prügelgesetzes überlieferte Art und Weise, wie sich der gemeine Mann bei seines Gleichen in seinen Competenzzweifeln zu orientiren pflegt. Die örtliche Zersplitterung der Gerichtssprengel geht so weit, daß in manchen Städten einzelne Häuser unter landesherrlicher, andere unter magistratlicher Jurisdiction stehen, und daß die Hintersassen des einen Rittergutes in dieser, die des unmittelbar benachbarten in jener, vielleicht meilenweit entfernten Stadt ihr Recht suchen müssen. Um nur ein paar Beispiele der erstern Art anzuführen, die sich zu Dutzenden beibringen ließen, erwähnen wir, daß in dem mit Unrecht als mecklenburgisches Schöppenstädt verschrienen Teterow der Magistrat die Gerichtsbarkeit auf dem Stadtfelde übt und in den Vorstädten rücksichtlich der Häuser, welche auf Stadtgrund belegen, d. h. auf frühern Hausgärten (Hauspertinenzen) oder Scheunenplätzen auf Stadtgrund erbaut und an der „Hausgrundmiethe“ im Gegensatz zu den Häusern „auf eigenem Grunde“ kenntlich sind, die unter landesherrlicher Jurisdiction stehen. Welches Studium der Flurkarten und Register gehört dazu, um sich vorkommenden Falls an das competente Magistratsgericht zu wenden und nicht vom großherzoglichen Stadtgericht mit Kosten und Zeitverlust wegen Incompetenz desselben zurückgewiesen zu werden! Alle diese complicirten Verhältnisse sind in echt patrimonialer Weise auf dem Wege des Vertrages durch zahlreiche, für jede Stadt besonders erlassene sog. Jurisdictions-Regulative geordnet, deren Mehrzahl nicht einmal in gemeinkundiger Weise publicirt ist.

Daß die ritterschaftlichen Jurisdictionsverhältnisse nicht minder verwickelt

sind, zeigt ein Blick in den Staatskalender, aus welchem wir statt vielen nur das eine Beispiel, das sich ähnlich überall wiederholt, hervorheben wollen, daß die vereinten Civilgerichte des ritterschaftlichen Amtes Stavenhagen in den Orten Ivenack, Krackow, Lage, Malchin, Penzlin und Teterow zerstreut liegen, und daß außerdem 13 einzelne Gutsgerichte desselben Amts ihren Sitz in Waren haben, 4 in Stavenhagen, 10 in Neubrandenburg und 1 in Alt-Strelitz, also gar außerhalb Landes! Um die Verwirrung namentlich in den Städten noch größer zu machen, kommen die trotz wiederholter Beschränkungen noch immer äußerst zahlreichen Exemtionen von der niedersäßigen Gerichtsbarkeit hinzu, die freilich mit der Patrimonialgerichtsbarkeit nichts zu thun haben, aber doch dem mecklenburgischen Proceß einen so eigenthümlichen Charakter ausprägen, daß wir hier wenigstens beiläufig derselben erwähnen dürfen, unter Hinweis darauf, daß der Entwurf der neuen Bundesproceßordnung als zweite Voraussetzung die Abschaffung des privilegirten Gerichtsstandes bezeichnet. Daß die Sprengel der exemten Fora, der Justizkanzleien, ebenfalls keine geschlossenen sind, sondern wiederum bunt durcheinander über das ganze Land zerstreut liegen, wird nach dem über die Niedergerichte Gesagten Niemand mehr verwundern. Doch zurück zu unsern Patrimonialgerichten!

Die hohe Criminalgerichtsbarkeit haben die Patrimonialgerichtsherren, soweit sie ihnen überhaupt früher zustand, freilich an den Landesherrn abgetreten, als dieser nach den Kriegsjahren am Anfang dieses Jahrhunderts zur Wiederherstellung der während derselben durch zahlreiche Räuber- und Diebesbanden arg gefährdeten öffentlichen Sicherheit für die Verfolgung derselben im Jahre 1812 ein centrales Ausnahmegericht etablirte, aus welchem später das Criminalcollegium zu Bützow als für alle schweren Verbrechen allein competentes Landesgericht hervorging. Aber dieses Opfer wurde ihnen verhältnißmäßig leicht; so lange ihre eigene Gerichtsherrlichkeit nicht nur im Princip anerkannt, sondern auch im Uebrigen unangetastet blieb. War dieses Opfer doch zugleich mit dem praktischen Vortheil verknüpft, einen wesentlichen Theil der Kosten der Gerichtsbarkeit auf den allerdings von den Ständen zu diesem Zwecke subventionirten Staat abzuwälzen, Kosten, welche in den Augen manches Patrimonialgerichtsherrn so sehr ins Gewicht fielen, daß noch im Jahre 1854 ein Patrimonialgericht vor Abfassung des ersten Erkenntnisses in einer Diebstahlssache von der Inspection der Strafanstalt zu Dreibergen erst Erkundigungen darüber einzog, „wie hoch sich die jährlichen Kosten der Strafvollstreckung für einen Verurtheilten in der Anstalt beliefen!" Diese Rücksicht auf den Kostenpunkt, die schon im vorigen Jahrhundert z. B. in den ritterschaftlichen Aemtern Güstrow und Mecklenburg die Errichtung von „Vereinen wegen Uebertragung der Criminalkosten" veranlaßt hatte, damit

Digitized by Google

derjenige Gerichtsherr, „der das Unglück hat, einen Delinquenten zu bekommen", die Kosten nicht allein zu tragen habe, machte die Stände auch nachgibig, als die Regierung in den dreißiger Jahren die Zusammenlegung der einzelnen patrimonialen Criminalgerichte zu vereinigten Gerichten forderte, wie es faktisch auch ohne directe staatliche Nöthigung schon früher vielfach bei Criminal-, wie Civilgerichten erfolgt war. Diese Reform, (und als solche muß sie unstreitig schon um deswillen anerkannt werden, weil sie die Zahl der Gerichte beschränkte, wenngleich die vereinten Gerichte gleich den Einzelgerichten mit nur Einem, noch dazu von den Gerichtsherren in wesentlichen Beziehungen, rechtlich und faktisch, abhängigen Richter besetzt blieben), ließ den Gerichtsherren doch immer noch die eigene Gerichtsbarkeit, deren Besitz wohl geeignet war, dem Nimbus ihrer mit der Gutsherrschaft verbundenen obrigkeitlichen Rechte einen besonderen Glanz zu verleihen.

Diese Herrlichkeit wollten die deutschen Grundrechte und das mecklenburgische Staatsgrundgesetz mit einem Schlage vernichten, indem sie unter Anderem auch die Aufhebung der Privatgerichtsbarkeit decretirten. Wie aber jene nicht auf die Dauer von Bestand blieben, so ist diese niemals zur Ausführung gelangt. Das schwerinsche Staatsministerium begann zwar im Jahre 1849 mit den Vorarbeiten und überreichte im März 1850 der Abgeordnetenkammer einen Gesetzentwurf nicht nur über die Aufhebung der Privatgerichtsbarkeit, sondern auch einen allgemeinern über die Gerichtsverfassung überhaupt, aber vier Wochen später erhielt das constitutionelle Ministerium seine Entlassung und nach fünf Monaten erklärte das Freienwalder Schiedsgericht das Staatsgrundgesetz für nichtig. Nach Wiederherstellung der ständischen Verfassung erfreuten sich also die Gerichtsherren wieder des unbestrittenen Genusses ihrer Gerichtsherrlichkeit. Gleichwohl, sagt der Vicepräsident des Rostocker Oberappellationsgerichts Trotsche in der Vorrede seiner gründlichen Bearbeitung des mecklenburgischen Civilprozesses, schwand nicht alle Aussicht auf die erstrebten Reformen. Denn der Oberappellationsrath v. Schröter, dem das Ministerium der Justiz übertragen wurde, hatte nicht blos an jenen Vorarbeiten den thätigsten Antheil genommen, sondern auch die beabsichtigte neue Ordnung der Rechtspflege durch die dazu 1850 veröffentlichten „Bemerkungen" in Schutz genommen, und insbesondere die Bildung von Collegialgerichten — wie sie auch der jetzige Entwurf in Aussicht nimmt — für den ganzen Umfang der Rechtspflege auch in der ersten Instanz mit den schlagendsten Gründen als unabweisbar dargestellt. Es würde damit, so lautet es S. 42 der „Bemerkungen", ein unberechenbarer Fortschritt in der geistigen und sittlichen Hebung des ganzen Richterstandes, in der Förderung der materiellen Gerechtigkeit, in der Beschleunigung der Rechtspflege und in dem Vertrauen zu den Gerichten ge-

Digitized by Google

than. Ein Mann, wie es der inzwischen verstorbene und durch den bisherigen Oberappellationsgerichtsrath Buchka ersetzte Staatsminister von Schröter war, verliert das Ziel nicht aus den Augen, das eine so feste Ueberzeugung ihm vorstecken mußte, und doch ist diese für die Rechtspflege wichtigste Angelegenheit ganz in Stillstand gerathen. „Wieviel mittler Weile auch im Einzelnen gebessert ist, schrieb Trotsche a. a. O. im April 1866, von der Hauptaufgabe sind die Blicke nicht abgeleitet worden, und gegenwärtig richten sie sich auf die in Hannover berathende Commission zur Abfassung einer Civilproceßordnung für die deutschen Bundesstaaten." — Daß die Arbeit der hannoverschen Commission durch die Ereignisse, die wenige Monate später Deutschland umgestalteten, werde unterbrochen werden, konnte Trotsche nicht ahnen, noch weniger aber, daß uns gleichwohl eine neue Proceßordnung im modernen Sinne bevorstand, deren Einführung nicht mehr, wie der hannoversche Entwurf, von der Zustimmung der Stände abhängt. Und weniger noch mochten die Stände dergleichen voraussehn, die doch schon im Herbste desselben Jahres auf dem außerordentlichen Landtage zu Schwerin über die Grundzüge des von Preußen vorgeschlagenen Bündnisses zu verhandeln hatten. Wenn die dadurch drohende Beschränkung ihrer Privilegien schon im Allgemeinen mannigfache, zum Theil ausdrücklich als Bedingung der Genehmigung des Bündnisses formulirte „Bedenken" hervorrief, ohne daß sie freilich zu widersprechen wagten, noch auch von der Regierung ihre Bedingungen als zulässig anerkannt wurden, so war die in Aussicht gestellte einheitliche Organisation der Gerichtsverfassung 2c. nicht der geringste Stein des Anstoßes, den sie auf dem Wege zum neuen Bund erblickten. Aber damals herrschte in ihren Kreisen noch vielfach die Hoffnung, daß es mit den in Aussicht genommenen Reformen — nach Art des alten Bundes — nicht gar so ernst gemeint sei, geschweige denn schnell gehen werde. Selbst als im folgenden Jahre die norddeutsche Bundesverfassung zur Thatsache geworden war, täuschte man sich noch vielfach über die Tragweite ihrer Consequenzen und glaubte mindestens auf eine angemessene Entschädigung rechnen zu dürfen, wenn hier und da ein Privileg dem Bunde geopfert werden müsse. So wurde namentlich auch die Hoffnung gehegt, daß es zur Aufhebung der Gerichtsbarkeit nicht so bald kommen werde, und der Magistrat einer mecklenburgischen Seestadt, dessen Bürgermeisterdiener bis auf den heutigen Tag als Symbol der eigenen Criminal- und Civilgerichtsbarkeit einen scharlach resp. blauen Mantel à la domino tragen, sprach in seinen Verhandlungen mit den Bürgerrepräsentanten geradezu die Erwartung aus, daß die Regierung die Inhaber derselben — nämlich der Gerichtsbarkeit, nicht der Mäntel, denn diese wird man voraussichtlich als historisch berechtigte Eigenthümlichkeit und Zeichen früherer Herrlichkeit conserviren — für das ihnen

Digitized by Google

angesonnene Opfer werde abfinden müssen. Diese und ähnliche Illusionen macht aber der Entwurf der neuen Proceßordnung gründlich zu Schanden, indem er einfach von der Voraussetzung der Aufhebung aller privater Gerichtsbarkeit ausgeht. Diese wird mit seiner Erhebung zum Gesetz ebenso ohne Weiteres durchgeführt werden, wie die Aufhebung der Zunftrechte, der Freiheit der Rittergüter von Einquartirung und andere Privilegien: ein Vorgehen freilich, gegen das der ritterliche Josias von Plüskow seinen „Tigerzahn" wetzte, und über das mit ihm die Betroffenen, wenn auch weniger laut, Ach und Weh schreien. — Die Bundesgesetzgebung wird nicht daran denken, den ihrer Gerichtsherrlichkeit zu entkleidenden Trägern derselben eine Abfindung zuzuerkennen und die Laudesregierung wird sich dazu um deswillen nicht verpflichtet halten, „weil der Bund von der ihm unzweifelhaft zuständigen Macht, eine solche Entschädigung in Aussicht zu stellen, keinen Gebrauch machte." Dieses an und für sich freilich etwas spitzfindige Argument wurde wenigstens auf dem vorigjährigen Landtage geltend gemacht, als die Landschaft sich beikommen ließ, eine Abminderung der bisherigen Gewerbesteuer zu fordern, weil den Städten nicht mehr der landesgrundgesetzlich garantirte Schutz in alleiniger Ausübung des Handwerksbetriebes zustehe.

Die Aussicht, ihrer Gerichtsherrlichkeit demnächst ohne Entgelt entsagen zu müssen, veranlaßt die Magistrate denn auch hier und dort, sich unter stillschweigender Connivenz der Bürgerrepräsentanten auf den Aussterbe-Etat zu setzen, um sich nicht noch in zwölfter Stunde mit neuen Kräften zu rekrutiren, für die bald keine Verwendung mehr wäre. Mag die Regierung sehen, wie sie demnächst die neuen Richtercollegien besetzt! Wir würden uns nicht wundern, wenn die Stände ihr fernerhin auch die Sorge für deren Besoldung allein überließen. Denn weil der landesgrundgesetzliche Erbvergleich keine Kreisgerichte kennt, kennt er auch keine Steuern zur Unterhaltung derselben, und so wenig die mecklenburgischen Stände die alten Steuern verweigern dürfen, so wenig brauchen sie neue zu bewilligen. Doch noch sind ja solche nicht von ihnen gefordert und sie werden also schwerlich auch schon die finanziellen Folgen der bevorstehenden Reform ins Auge fassen. Einstweilen sehen sie nichts, als den drohenden weiteren Verfall ihrer Privilegien, und diese Aussicht allein genügt, alle sonstigen Fragen in den Hintergrund zu drängen.

Aber ein Trost bleibt den Patrimonialgerichtsherren! Der vorliegende Gesetzentwurf erstreckt sich nur auf die Ordnung des Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten. Die Verfassung der Crimminalgerichte wird also dadurch in ihrem jetzigen Zustande nicht verändert und was nach freiwilliger Aufopferung der hohen Gerichtsbarkeit den Gerichtsherren in dieser Hinsicht bis jetzt verblieben, daß scheint ihnen zum Lohn ihres Patriotismus auch

Digitized by Google

ferner verbleiben zu sollen. Indeß auch dieser Trost ist nur ein scheinbarer. Artikel 4 der Bundesverfassung bezeichnet sub 13. nicht nur den Civilproceß, sondern das gerichtliche Verfahren allgemein und auch das Strafrecht als Gegenstand der Bundesgesetzgebung. Dem im Entwurf ebenfalls bereits veröffentlichten Strafgesetzbuch wird bald eine allgemeine norddeutsche Strafproceßordnung folgen müssen, die den patrimonialen Criminalgerichten und dem Lützower Criminal-Collegium die modernen Schwurgerichte substituirt, und wäre es auch nur, um dem unleidlichen Zustand ein Ende zu machen, der eintreten wird, wenn nach Aufhebung der civilen Patrimonialgerichtsbarkeit und Organisation der Kreisgerichte für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten die patrimonialen Criminalgerichte fortvegetiren wollten. Denn während auf der einen Seite zu erwarten steht, daß dieselben als letzter Rest früherer Herrlichkeit nur desto zäher festgehalten, daß also die Gerichtsherren aus eigener Initiative schwerlich auf dieselben verzichten werden, — es sei denn, daß ihnen plötzlich die Augen aufgingen über die Tragweite der Nr. 13 des Art. 4 der Bundesverfassung, — so haftet eben den Criminalgerichten das Odium besonders empfindlicher pecuniärer Belästigung ihres Inhabers an. Es ist also auf der andern Seite zu fürchten, daß die Strafrechtspflege, deren jetzige Mängel der Vicepräsident Trotsche mit rühmlicher Offenheit aufdeckte, mehr und mehr leiden werde, wo sie durch Patrimonalgerichte gehandhabt wird, die lediglich noch zu diesem Zwecke — und etwa noch zur Handhabung der gutsherrlichen Polizei und freiwilligen Gerichtsbarkeit — oder vielmehr nicht einmal zu diesen Zwecken, sondern lediglich aus Princip, d. h. zur Wahrung des ständischen Princips, festgehalten werden. Denn daß die Patrimonialgerichte ein wesentlicher Zubehör ben des ständischen Staates sind, während der moderne Staatsbegriff dieselben ausschließt, kann keinem Zweifel unterliegen. Das anerkannte noch der neueste Vertheidiger der kurz vorher von Trotsche so hart verurtheilten Patrimonialgerichte, Professor Böhlau, in seiner Darstellung des Mecklenburgischen Criminal-Processes. Um seine Vertheidigung zu rechtfertigen, stellt er freilich das nur im Munde eines Rostocker so zu sagen auf den L. G. G. E. V. vereidigten Professors mögliche Paradoxon auf: „der moderne Staatsbegriff als solcher ist nicht Recht“ (p. 77). „Der ständische Staat, welcher begrifflich gleich möglich ist“, fügt er hinzu, „rechtfertigt die Patrimonalgerichte als seine Consequenz“. Das haben wir bereits zugegeben; ist dem aber so, dann müssen diese mit jenem fallen, und fallen sie, wie es jetzt bevorsteht, vor ihm, so ist das eben ein Zeichen, daß er nicht mehr die Kraft hat, seine Consequenzen zu ziehen, und der ständische Staat wird den Sturz seiner Patrimonialgerichte wohl schwerlich lange überdauern. Mit ihnen wird ein Eckstein aus seinen Fundamenten herausgerissen, die ohnehin

Digitized by Google

längst wanken. Daß er diesen nicht mehr halten kann, ist ein untrügliches Zeichen, wie wenig er sich selbst noch halten kann, er müßte es denn verstehen, in der Luft zu schweben. „Ueber die Vorzüglichkeit des einen oder andern Staatsbegriffes", heißt es weiter bei dem erwähnten Schriftsteller, „mögen verschiedene Ansichten existiren"; aber diese Ansichts-Verschiedenheit bewegt sich nicht mehr, wie er noch 1867 meinte, lediglich auf philosophischem oder auf politischem Gebiete, sondern sie ist längst, und mindestens seitdem der letzte rein ständische Staat Deutschlands dem modernen Staatsorganismus des norddeutschen Bundes wenn auch widerstrebend eingefügt ist, in Deutschland und insbesondere auch für Mecklenburg praktisch geworden. Und seitdem dieselbe zugleich durch das praktische Bundesrecht zu Gunsten des modernen Staatsbegriffes entschieden ist, werden die Anhänger des letztern nicht mehr „immer nur behaupten können, daß die Patrimonialgerichte politisch unleidlich oder rechtsphilosophisch unhaltbar seien", sondern sie werden, unter Berufung darauf, daß der norddeutsche Bund dieselben bald praktisch aus seinem Gebiete wird verbannt haben, sagen dürfen, daß, gleichwie sie als die Consequenzen des ständischen Staates fielen, dieser selbst fallen muß. Mindestens ist derselbe ebenso unpraktisch geworden, wie seine Consequenzen, und mag der moderne Staat „Recht" sein oder nicht, praktisch ist er, zumal in der Gestalt, in der er sich auf Grundlagen der norddeutschen Bundesverfassung aufbaut. Weit entfernt, seine Ziele a priori aufzustellen, wie es die Bundes-Acte that, wenn sie von Juden-Emancipation, landständischen Verfassungen u. s. w. sprach, um dieselben niemals zu erreichen, oder wie das deutsche Reich von 1848 in seinen Grundrechten that, um mit diesen zu Grunde zu gehen, tritt er vielmehr, ohne sonderliche Scheu vor unpraktisch gewordenen Ueberlieferungen der Vorzeit zu zeigen, so zu sagen a posteriori an seine Ziele heran, um dieselben, gleichsam unvermerkt, desto früher zu erreichen. In der norddeutschen Bundesverfassung ist nichts von „Aufhebung der Patrimonial-Gerichte" gesagt, wie sie in den Grundrechten und im mecklenburgischen Staatsgrundgesetz stand; gleichwohl ist der Bund jetzt in der Lage, einen Gesetzentwurf aufzustellen, der diese trotz Grundrechten u. s. w. noch immer nicht eingetretene Aufhebung der Patrimonialgerichte einfach als selbstverständlich voraussetzt und schwerlich daran scheitern wird, daß diese Voraussetzung nicht zutreffen sollte. Sehen wir durch die Ankündigung dieser Maßregel das ständische Princip ernstlich gefährdet, so hat der Entwurf einer norddeutschen Civilproceßordnung nicht blos die zunächst in die Augen springende Bedeutung des weiteren Ausbaues der einheitlichen norddeutschen Bundesgesetzgebung, — und wie sehr mit dem Fortschreiten dieser die Consolidation der staatlichen Einheit des Bundes fortschreitet, das spricht sich unabsichtlich darin aus, daß die im Herbst 1867 zur Ausarbeitung

des Gesetzentwurfs einer Proceßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten „für die Staaten des norddeutschen Bundes" berufene Commission jetzt, nach kaum zwei Jahren, einen solchen Entwurf „für den norddeutschen Bund" vorlegt, der also inzwischen die „Staaten" schon mehr und mehr absorbirte; — politisch betrachtet ist die in diesem Entwurf durch Beseitigung der Patrimonialgerichtsbarkeit ausgesprochene Verurtheilung des ständischen Princips von nicht minderer Wichtigkeit. Die Proceß-Ordnung zeigt auf's Neue, daß der Bund, wo sich dem Ausbau seiner Institutionen Hindernisse in den Weg stellen, diese einfach beseitigt, um Platz für jene zu gewinnen, und geschieht dieser Abbruch auch nur stückweise, so schreitet er doch stätig und um so sicherer fort, als die Lücken alsbald durch die sich hineindrängenden Neubildungen ausgefüllt werden, also kein Platz bleibt zur Wiederaufrichtung des einmal Beseitigten. Mit jedem Artikel, den der Mecklenburger aus seinem landesgrundgesetzlichen Erbvergleich im Verfolg der fortschreitenden Bundesgesetzgebung streicht, sieht er den Zeitpunkt näher rücken, wo diese älteste und darum trotz ihrer jetzt zu Tage tretenden Mängel immerhin historisch ehrwürdige deutsche Verfassungsurkunde gegenstandslos und Mecklenburg seine volle Lebensthätigkeit als Glied im Organismus des Bundes entwickeln wird. Dieser Zeitpunkt aber wird nicht nur in Mecklenburg mit Sehnsucht erwartet, sondern überall mit Freuden begrüßt. Deshalb verdient es auch registrirt zu werden, wenn derselbe durch ein einzelnes Bundesgesetz plötzlich so viel näher gerückt ist, daß von den ursprünglichen 530 Paragraphen der L.G.G.E.V. 53 Paragraphen d. h. der ganze vom Justiz-Wesen handelnde 21. Artikel, so weit derselbe überhaupt noch praktisch war und nicht Dinge enthält, die sich auch im modernen Staate von selbst verstehen, als da sind Ausschluß der Cabinets-Justiz u. s. w., aufgehoben wird und mit ihm gerade dasjenige Institut des ständischen Staats in den Staub sinkt, das wie die Patrimonialgerichtsbarkeit so recht eigentlich zu seinem innersten Wesen gehörte.

—b—

Die Ausstellung von Gemälden älterer Meister in München.

II.

(Schluß zu Nr. 40.)

Mit Holbein und Dürer hat man die Reihe deutscher Bilder erschöpft, die auf der Ausstellung besondere Beachtung verdienen. Was uns sonst noch an Arbeiten deutscher Meister geboten wird, ist fast durchweg von

Digitized by Google

zweifelhafter Herkunft und willkürlich getauft; die Bilder selbst haben wenig Anziehungskraft. Nur ein einziges, die „Aussendung der Apostel durch Christus" von Wohlgemuth (jetzt in die Münchener Frauenkirche gehörig), können wir als zweifellos dieses Namens würdig bezeichnen. Es hat das volle Gepräge des rauhen und derben Realismus, welcher an diesem Meister bekannt ist; die unerfreulich häßlichen Gesichter sind übrigens hier durch Uebermalung über das gewöhnliche Maß verunstaltet. — Und was von der deutschen Schule, das gilt in noch höherem Grade von der flämischen. Denn unter den zahlreichen Porträts und Heiligenbildern, die uns mit niederländischen Künstlernamen vorgestellt werden, befindet sich nur von Einem Meister etwas wirklich Hervorragendes, und dies ist glücklicher Weise Van Eyck. Eins von den fünf Bildern, die ihm zugeschrieben sind, steht auf absoluter Höhe. Es ist das dreiviertel nach rechts gewandte Brustbild eines Mannes von 60 Jahren, der Kreuz und Glöckchen des Antoniusordens um den Hals trägt; die Augen blicken grad heraus, der Mund steht halb offen, die Hände hält er leicht geballt in die Höhe der Brust, eine Bewegung, deren Absicht nicht deutlich ist, nur hat er in den Fingern der Rechten drei wilde Nelken (daher die Benennung l'homme a l'oeillet). Den Kopf bedeckt eine Pelzmütze und ein Saffianband hält den Kragen des grauen Pelzrockes zusammen.

Als das Bild vor Jahren in der Sammlung des Herrn Engels in Köln ausgestellt war, stritt man, ob es für echt zu halten sei, und selbst heute werden seltsamer Weise noch immer einzelne Zweifel laut. Und doch würde es schwer sein, unter Van Eyck's sonstigen Porträts ein einziges aufzuweisen, das so durch und durch den eigenthümlichen Charakter des Meisters trüge und das höheren Rang verdiente, als eben dieses. Vergleicht man Van Eyck mit Holbein, wozu hier die seltenste Gelegenheit gegeben ist, so muß man anerkennen, daß es der Augsburger Meister dem niederländischen an Fleiß und Geduld gleichthut, aber dabei wird einzuräumen sein, daß jener ohne den Vortheil des Fortschritts, den das Jahrhundert, das ihn von Van Eyck trennt, mit sich gebracht, wol kaum auf Einer Stufe mit diesem stehen, noch die Meisterschaft seiner Detailmalerei erlangt haben würde. Angesichts der hier vorliegenden Porträts von Beiden ergreift bei Holbein die wahre Proportionalität und Freiheit der Auffassung, bei Van Eyck die wunderbar scharfe Naturbeobachtung und Genauigkeit. Van Eyck kann nicht verbergen, wie sehr er die Sitzungen seines Originals braucht; der Alte hat die Hände aufgehoben und hält sie so lange in dieser Weise, daß sie durch Ermüdung zusammengezogen sind, das Antlitz hat den Grad von Starrheit, den ein Mensch annimmt, der die Gesichtsmuskeln so wenig als irgend möglich bewegen darf; der Mund ist geöffnet, damit das Athmen unmerklicher von

Digitized by Google

statten gehe. Die Maaße des Kopfes und der Hände stimmen nicht zusammen, letztere sind zu klein, aber für sich betrachtet pulsen sie vor Leben. Auf dem verwetterten welkenden Fleisch sieht man die Erhebungen und Tiefen genau; die Contouren sind von höchster Reinheit, alle Einzelheiten schlechthin vollendet; Licht und Schatten haben breiten Fluß und aus einem gewissen Abstand betrachtet, wirkt Halbdunkel und Farbe meisterhaft. Aus der Nähe sieht man noch mehr: die Modulationen des Tons der einzelnen Partien in ihrer subtilen Abwägung, einen so feinen Formenausdruck und so weiche Uebergänge, daß sich die Mache nirgends aufdrängt.

Als Graf de Laborde vor etwa 15 Jahren die erste Nachricht von einer in Nantes aufgefundenen Madonna Johann's van Eyck gab, war die Freude der Liebhaber über seine glückliche Entdeckung sehr groß. Heute, da wir das Gemälde in dem Schmuck des neuen Firnisses vor uns haben, durch den es für das prachtvolle Cabinet des Herrn Suermondt in Aachen hoffähig gemacht war, können wir jenes Entzücken nicht ganz theilen. Den Namen, der ihm gegeben worden ist, scheint der Anblick des Bildes allerdings zu bestätigen. Es ist eine kleine, oben rund abgeschlossene Tafel: die Jungfrau, aufrecht im Schiff einer Kirche stehend, hält das Kind fest an ihre Brust; durch die Oeffnung des Lettners sieht man im Chor zwei Engel, die von einem Buche absingen, dämmeriges Zwielicht hüllt den Raum und die Figuren, scharfe Färbung der Säume von Maria's Kleid, sowie ein greller Lichtstrahl, der durch die Scheiben der gothischen Spitzbogenfenster auf Wand und Fußboden fällt, steigert die Dunkelheit des Uebrigen. Van Eyck's Kunstidiom ist unverkennbar, es sind seine Köpfe und Figuren, und man wird an das Altarbild im Dresdener Museum erinnert; aber dort ist mehr Silberton, mehr Sorgfalt und Reinheit, das Impasto weniger flüssig und zäh. Es ließe sich recht wohl denken, daß ein Mann wie De Hooghe eine Copie nach Van Eyck zu Wege gebracht, die so aussähe. Immerhin mag es Van Eyck selbst gemalt haben, dann aber hat das Bild jedenfalls fremdartige neue Einwirkung erfahren.

In der Nachbarschaft finden wir eine zweite Madonna von größeren Dimensionen, ebenfalls dem niederländischen Altmeister zugeschrieben, aber wie verschieden! Eine Vergleichung der Madonna des Kanonikus Paele in Brügge mit den Arnolphini-Porträts der Londoner Nationalgallerie lehrt, daß Johann van Eyck einmal derb, ein andermal sauber malen konnte; jene Werke tragen beide Etwas an sich, was nach dem Meister aussieht. Hier haben wir das gröbere Korn des Gemäldes in Brügge und Züge, die auf Van Eyck's Schüler schließen lassen. Der aus Rosen, Orangen und Cypressen bestehende Hintergrund hat sein Vorbild an einigen Stellen des Berliner Agnus Dei, Gesicht und Gestalt der Jungfrau sind charakteristisch ungefällig

Digitized by Google

und die Gewandung hat den herkömmlichen knitterigen Fall; aber man kann schwer glauben, daß Van Eyck so fades Fleisch und so blöde braunrothe Draperie gemalt haben sollte, abgesehen von der ungewöhnlich falschen Perspective des Springbrunnens, der seitwärts von Maria angebracht ist. Wir sind geneigt, das Bild für eine Arbeit des Cristus oder irgend eines anderen Ateliergenossen Van Eycks zu nehmen. Wenigstens hat diese Madonna viel nähere Verwandtschaft mit Cristus' Manier, als die Krönung Kaiser Friedrichs des III., die hier seinen Namen trägt, und man darf nicht vergessen, daß Cristus im 15. und nicht im 16. Jahrhundert arbeitete.

Ebensowenig vermögen wir für die beiden Bilder aus der Sammlung des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen (Maria und der Verkündigungsengel) Van Eyck's Namen in Anspruch zu nehmen, wie echt auch ihr flämischer Charakter und wie deutlich das Gepräge der Schule von Brügge ist, das sie an sich tragen. Beide Bilder rühren von einem Maler her, dessen Werken man ihre kunstgeschichtliche Stellung angewiesen hat, ehe man von seinem Namen wußte, den man aber heute als David von Brügge kennt. Sein Stil bezeichnet hier wie anderwärts die höchste Stufe der Sorgfalt und Nettigkeit, seine Carnation ist leuchtend, aber bleich, die Köpfe zeichnet er groß und oval, Figuren und Extremitäten schlank und sauber. So beweist seine Manier, wie die Farbe bei aller Fülle doch eisig kalt sein kann. In seinen bekannteren Bildern thut sich David durch die Vollendung der Landschaft hervor; ein Beispiel davon gibt die Taufe Christi in der Akademie zu Brügge. Und diese Specialität des Malers sowie sein Geschick in der Behandlung von Baum- und Felsenwerk mit tiefgrünen Tinten und in kalten Farbenaccorden tritt uns hier in seiner „Verlobung Katharina's" vor Augen, einer lockeren Composition, welche Maria in zahlreichem Gefolge heiliger Frauen auf einer Wiese darstellt. Höchst charakteristisch ist der Contrast zwischen dem tief und reich gefärbten Hintergrunde und dem wachsbleichen Fleisch der Figuren, eine Eigenheit, die Mostart nachahmt, aber der Reiz der Durchführung ist durch umfassendes Abreiben und Retouchiren verloren gegangen.

Vergebens suchen wir nach einem echten Stück von Van der Weyden oder Memling. Bosch entschädigt für ihre Abwesenheit nicht, obgleich er durch zwei unverkennbare Specimina vertreten ist, ein Jüngstes Gericht, sehr geschickt und fein für diesen Meister, und eine Versuchung des heil. Antonius, die im Katalog irrthümlich unter dem Namen des alten Breughel aufgeführt steht.

Die jüngeren holländischen und flämischen Schulen sind ebenfalls nicht stark vertreten: Rubens durch eine seiner reichhaltigen virtuosen Entwürfe, Van Dyck durch eine geistreiche Skizze en grisaille zur Kreuzigung, Jor-

Digitized by Google

daens durch die Replik seines Bildes im Louvre, welches einen Patriarchen und seine Familie darstellt, wie sie sich zugleich in Wein, Brod und Musik gütlich thun. — Von Zeitgenossen und Schülern des Rubens ist Nichts vorhanden. Die Skizze aus der Sammlung Suermondt kann sehr wohl für eine Originalstudie zu dem riesenhaften Bilde des „Sturzes der Verdammten" in der Münchener Pinakothek gelten, an welchem der größere Theil offenbar von Schülerhänden herrührt. Geist und Phantasie sind in der Composition des vom Himmel herniedersausenden Sündergesindels höchst bedeutend. Könnte man einen der Kirchenpfleger von Parma, der dem Correggio vorwarf, er habe ein Frosch-Haché in die dortige Domkuppel gemalt, an diese Leinewand führen, so würde ihm vermuthlich vor Schreck der Witz vergehen. Auf unserem Entwurf sind zum Glück für den Beschauer so massenhafte Motive und solche Mannigfaltigkeit der Handlung in kleinem Raum zusammengedrängt, daß man für die Details keine Muße behält. Wer sich auf eine Analyse einlassen wollte, würde bald durch die vorherrschende Rohheit abgestoßen werden, aber die Meisterschaft, womit die teuflische Gewalt der Qual und die furchtbare Energie der Verzweiflung zum Ausdruck gebracht sind, behält nichtsdestoweniger ihre Krone. Auch die Ausführung ist bewunderungswürdig, das Fleisch mit durchsichtigster Klarheit gemalt und durch den Contrast der Himmelsstrahlen mit dem qualmenden Brodem und den lichtlosen Flammen der Hölle eine packende Wirkung erreicht. — Neben diesem Meisterstück von Gruppirung und Behandlung sehen wir einen vorzüglichen Kopf von derselben Hand, voll Feuer im Ausdruck und mit dem Schwunge vorgetragen, der Van Dyck's Stärke war.

Unter den holländischen Porträtmalern stehen hier Franz Hals, Rembrandt, Terburg und Keyzer obenan. Es wird berichtet, Rembrandt habe in jungen Jahren sehr unter dem Eindruck des vortrefflichen Hals'schen Stiles gestanden, sich nachmals jedoch davon frei gemacht. Das von dem großen Coloristen hier ausgestellte Bildniß eines alten Mannes (bei Suermondt) hat mit dem Frauenporträt von Hals wenig gemein. Letzteres (im Besitz des Herrn Sedelmeyer in Wien) ist früher gemalt, es hat die Jahrzahl 1634, und mit der Leichtigkeit ausgeführt, welche wir bei Velasquez in seiner späteren Periode wahrnehmen. Die Fleischpartien bestehen lediglich aus nebeneinander gesetzten flauen Tönen von dickem Impasto, die nur hier und da zusammengearbeitet, häufig mit absichtlicher Rauheit Streifen an Streifen stehen gelassen sind. Nichtsdestoweniger geben dieselben, zumeist in Grau gestimmt, wie sie sind, aus einiger Entfernung gesehen einen wundervollen Accord. Die Augen, mit eigenthümlichem Glanz im Blick, sehen wie Schlehen aus; Krause und reichgestickter Aufschlag sind von Einem Ton, das Kleid schwarzer Damast mit eingewebten Arabesken und Vögeln; Hals- und

Digitized by Google

Armband von Perlen vollenden die Toilette, — Alles auf verwischtem grauen Grund. Mit flüchtiger derber Hand gibt der Maler die feine Blässe von Leuten aus distinguirtem Stande wieder. — Das Rembrandt'sche Bildniß (Cab. Suermondt) ist von 1645, reich und warm schattirt und belichtet, hervortretende Stellen, wie die untere Gesichtshälfte und Hand, überraschend modellirt, die umgebenden Partien von mysteriöser Tiefe. Die eigenthümliche Textur, die Rembrandt seinen Bildern mittels des Borstpinsels gibt, das Körnige und die weiche Transparenz der braunen Töne findet sich in der bekannten Weise vor und ist in seiner Art vollendet. — Kräftigere Tiefen, besonders in gewissen rothen Nüancen, und ziemlich harter, schwarzer Umrisse in einigen Contouren zeichnet die nicht mit Signatur versehene, aber ebenfalls unter Rembrandt's Namen ausgestellte „Ruhe auf der Flucht" aus. Das Bild, äußerst sorgfältig gemalt, hat verhältnißmäßig glatte Oberfläche, hier und da durch zarte Lasuren modificirt. Ungemein licht und breit behandelt ist der Kopf des Joseph. Es sind Zweifel laut geworden, ob Rembrandt in irgend einer Periode seiner Kunstthätigkeit so gemalt haben könne, doch dürfte es beim Antritt des Beweises sehr schwer fallen, einen Maler ausfindig zu machen, der sich dem Meister in solchem Grade nähert. Der Hintergrund der Composition hat italienischen Charakter, wenigstens erinnert die Verbindung von Felsabhängen und Wasserfall, wie sie diese Landschaft bietet, eher an Tivoli als an die Ufer der Maas. Die Sonne ist verhüllt, blos Maria mit dem Kind auf dem Schooße sowie das sinnende Antlitz Josephs und sein Geräth, Korb, Stab und Lederflasche, werden von schmalem Lichtschein beleuchtet. — Dicht neben diesen anziehenden Gemälden finden sich ein Paar Studien, Fischerknaben und Mädchen, von Hals. Man könnte sich vorstellen, daß der Meister diese Bambocciaten in der Weinlaune mit kecker, aber nicht gerade sicherer Hand hingeworfen habe. Eins davon stellt ein Weib mit der Deckelkanne in der Hand und einer Eule auf der Schulter vor, ein zweites (beide aus der Sammlung Suermondt) einen schielenden Jungen mit gesunder Gesichtsfarbe, das dritte (Bes. Herr Rauter in München) ein junges Mädchen auf Rembrandt'schem Hintergrunde.

Von diesen Menschenbildern niedrigsten Schlages hinweg wendet man sich mit Vergnügen den beiden Flügelstücken eines Triptychons von De Keyzer zu (Sammlung Suermondt), welche den Stifter mit seinem Sohn und die Stifterin mit der Tochter enthalten, die mit dem reichen, steifen Kostüme der Zeit angethan, aber lebensvoll und höchst aristokratisch ihre Andacht verrichten. Was wir daneben von Bol sehen, ist, wenn auch nicht unverdienstlich, so doch im Vergleich damit kalt, und sein „Mann mit der Goldwaage" (Bes. Baronin Aretin in München) steht nicht auf dem gewohnten Niveau der Einzelfiguren, die er darstellt. Flinck, der den Rembrandt häufig mit

Digitized by Google

Geschick nachahmte, erweist sich mit dem männlichen Porträt, das wir hier sehen (Eigenthum des Herrn Arnold in Nürnberg), als des großen Meisters würdiger Schüler, und Terburg gibt in einem mit seiner grauen, weichen Manier vorgetragenen viertellebensgroßen Bürgermeisterporträt (Cab. Suermondt) ein treues Abbild der Natur. Zu den vorzüglichen Leistungen holländischer Bildnißmalerei gehört auch Metsu's „Brustbild seiner Mutter" (bei Suermondt), einer alten Dame, die sich das Band ihrer schwarzen Haube hält; es ist ein Gemälde, in welchem Feinheit der Färbung und breiter Vortrag sich aufs trefflichste verbinden.

Der kürzlich jung verstorbene und sehr betrauerte französische Kunstkritiker Jules Thoré-Bürger hat manches Jahr seines Lebens darangesetzt, die Werke der Van der Meer festzustellen. Wir danken ihm manche Belehrung über diese Meister, aber er hat die Dunkelheit, die über ihnen schwebt, nicht beseitigen können. Hier liegen uns fünf Bilder unter jenem Namen vor: zwei dem Van der Meer von Haarlem, drei dem Van der Meer von Delft zugeschrieben, sämmtlich aus dem Cabinet Suermondt und mit einer einzigen Ausnahme lauter vortreffliche Exemplare. Es ist nicht ersichtlich, nach welchem Gesichtspunkt die Bilder classificirt sind. Nehmen wir die Stücke, welche dem Haarlemer zugewiesen werden, so finden wir auf einem die Signatur „J. v. Meer". Es ist eine flach-hügelige sandige Landschaft, durch ein Stück dunkeln Wald unterbrochen, meisterhaft behandelte Fernsicht, worauf die Baumpartien und der ausgesogene gelbe Boden mit dem umwölkten Abendhimmel höchst wirkungsvoll contrastiren. Das andere trägt keine Bezeichnung und ist eine gewöhnliche holländische Stadtansicht mit Häusern, Mühlen und Schiffen, in der Weise von Ruysdael's Schülern gehalten. — Das erste Bild von Van der Meer von Delft, in dem braunen Ton und mit den lasirten Lichtern Rembrandt's, ist ein enger Hofraum hinter einer Hütte mit Ziegeldach, Staffage ein „Belleblaser" d. h. ein Junge, der sich mit Seifenblasen erlustigt; das zweite ein Lichteffectstück: schräg einfallende Nachmittagssonne wirft flimmernde Schatten auf Holz- und Mauerwerk des Häuschens; im linken Vordergrund ein Buchenstamm; dazu ein Paar meisterhaft hingeworfne Figürchen. Hier wird man theils an Adrian van der Velde, theils an Ruysdael erinnert. — Das dritte der Bilder ist bezeichnet „I. v. Meer", das Sujet ein Mädchen in gelber Jacke, das in ihrem vom Lichtstrahl beleuchteten Zimmer vor dem Spiegel stehend sich das Halsband umlegt. Der Maler könnte fast de Hooghe sein, dessen Namen ein Bild van der Meer's in der Dresdener Gallerie trägt, das diesem hier sehr ähnelt. Die weichen Lichter und sammtenen Schatten bekunden großes Talent, die Sauberkeit der Stoffmalereei reicht an Netscher heran, wenn auch die Vortragsweise feiner und kühner ist. Das Räthsel lösen zu wollen, welches Bürger-Thoré's Scharfsichtigkeit aufgibt, scheint uns

Digitized by Google

vergebene Mühe; wir müssen es auf sich beruhen lassen und geben jedem Urtheilsfähigen anheim, sich seinerseits darüber zu entscheiden, ob er in den hier aufgeführten Bildern die Hand zweier oder mehrerer Künstler annehmen will. —

Im Allgemeinen dürfen wir nach unserer Umschau sagen, daß wir ein Dutzend Privatsammlungen in Europa kennen, die auf dem Gebiete holländischer Genre- und Landschaftskunst besser fournirt sind, als die diesjährige Münchener Ausstellung. Capitalstücke von Teniers, Steen oder Adrian von Ostade sind nicht vorhanden. Flüchtigen Interesses ist ein kleines Bild des Letzteren, Bauern in der Kneipe (Bes. Graf Berchem in München), und eine braune unsorgfältige Skizze von Steen, eine Gesellschaft Spieler, (Eigenthum des Herrn Rauter in München) werth. Das beste und wohl auch das einzige echte Stück von Teniers jun. ist der Entwurf zu den „Amoretten in einer Schmiede", wo die Feinheiten des Stilllebens mit großer Schärfe gegeben und zwei muntere Kinderfiguren mit einem Linienschwung und einer durchsichtigen Pinselführung hineingesetzt sind, deren sich Rubens nicht zu schämen brauchte.

Unter den Landschaften ist nichts sehr Hervorragendes. Eine kleine Vedute repräsentirt die flache harzige Malweise Van Goyen's, drei Canal- und Weidenpartien mit Schiffen lassen Salomon Ruysdael's wolligen Vortrag erkennen, ein Reiter en vedette in einer Lichtung stehend ist das beste unter den Jacob Ruysdael's. Zwei Sachen von Philip de Koningh, ein Falkenbeizzug in bewaldetem Hügelland und ein Forst (bei Berchem und Rauter in München) sind ebenso charakteristische Proben vom Feingefühl des Künstlers in der Wiedergabe des atmosphärischen Lebens, wie von der Unsitte, alle seine Bilder durch aufgesetzte Flecken von Schwefelgelb zu entstellen. Von Hobbema haben wir in einer Waldlandschaft mit Figurenstaffage (bei Gontard in Frankfurt) wenigstens eine interessante Skizze, wenn auch kein ausgeführtes Bild. Eine schwache Vorstellung von Wynants Talent gibt die kleine melancholisch gestimmte Landschaft von 1666. Both wird nur durch eine große bedeutende Abendlandschaft (bei Rauter) mit dünnbelaubten Bäumen vertreten; im Vordergrund sieht man Reiter, die einen pfeifenden Schäfer nach dem Wege fragen. Unter die werthvollen Beiträge dieser Gattung ist dann noch ein nächtliches Lichteffektstück Van der Neer's zu zählen, welches das Geschick des Meisters in der Darstellung weiter Flächen überschwemmten Landes auf voller Höhe zeigt.

Aermlich ist es mit Viehstücken und Stillleben bestellt, wie sie durch die Berghem, Ostade, Cuyp und Potter, durch Fyt, Huysum und Heem zur höchsten Vollendung gebracht sind. Von Berghem sehen wir hier gar nichts, von Cuyp nur Copien oder dermaßen entstellte Arbeiten, daß sie allen kunst-

Digitized by Google

geschichtlichen Werth verloren haben. Ein schöner Potter macht sich jedoch bemerklich: Hirten mit Rinder-, Ziegen- und Schafheerde, dahinter Baumgruppen, Gebüsch und Wiese (bei Herrn Hartmann in München). Das Bild gehört weder zu den zarten Abendidyllen des Meisters noch zu den Mittagsstimmungen, es ist ruhig und etwas grau gehalten, die Details des Vordergrundes von firnißartiger Durchsichtigkeit und hornähnlicher Patina, aber hochvollendet: Daphnis flötet Chloen an, indeß die Kühe friedlich wiederkäuen und die Geis am Laube zupft. Was Potter den großen Vierfüßlern, das ist Fyt den Hasen und Vögeln: seine Katze, welche das Hasen-, Enten- und Hühnerwildpret mausend beschleicht (bei Baron Cetto in München) ist von der frappantesten Lebenswahrheit, aber keck ausgeführt und ohne die porzellanmäßige Politur, die wir bei Huysum oder Heem finden, von denen Blumen- und Früchtstücke daneben hängen.

In einem der Hauptzimmer ziehen zwei einander gegenüber angebrachte Porträts die Augen auf sich, das eine lebensgroßes Kniestück, das andere ganze Figur in kleinerem Maßstabe (beide bei Suermondt). Letzteres von Coello gemalt, stellt Philipp den zweiten dar, ersteres, dem Velasquez zugeschrieben, einen spanischen Granden. Coello gehört nicht zu den Stilisten und unter den Spaniern gebührt ihm nicht eben hoher Rang; das hier vorliegende Königsbildniß macht keinen Anlauf, sich über die conventionelle Steifheit und Ruhe zu erheben, aber man liest mit Interesse in den blassen und impassibeln Zügen dieses Monarchen, von dem die Geschichte uns ein so erschreckendes Bild in die Seele geprägt hat. Soll man annehmen, daß Coello die individuelle Erscheinung desselben nicht getroffen, oder war Philipp's physiognomischer Ausdruck nur im Alter düster? Im Technischen haben wir hier genau das Gegentheil von dem, was wir bei Tizian und Velasquez erwarten; der Farbenauftrag ist sauber, rund und in Grau abschattirt und das Bild verträgt infolge dessen weit näheren Standpunkt als diejenigen Tizians. Als Königin Maria von Ungarn im Jahre 1533 ein Porträt Philipps an den Gesandten Renard nach London schickte, wies sie ihn an, es der Königin im rechten Lichte und in der rechten Distanz zu zeigen; „denn wie alle Gemälde Tizian's“ — schrieb sie — „verfehlt es den Eindruck der Aehnlichkeit aus zu großer Nähe!“ Velasquez nun malte in seiner späteren Periode mit derselben meisterhaften Breite und Flüchtigkeit wie der große Venezianer um 1550, und aus diesem Grunde zögern wir, das vorliegende Porträt als Arbeit seiner Hand anzuerkennen. Der ernste Spanier mit dem krausen Haar und den das gebräunte Gesicht einrahmenden Büscheln an der Seite, tritt voller Leben und Grandezza, mit einem Amtsstab in der Rechten, in Galacostüm daher, großen goldenen Ordenskragen um die Schultern, rothe Schärpe um die Taille, alles Andere, Wams, Koller, Hosen

Digitized by Google

schwarz. Wenn man das Bild betrachtet, fühlt man sich aufgefordert, das „rechte Licht“ und „eine gewisse Distanz“ zu suchen, obwohl auch bei näherer Besichtigung keine Unklarheit bemerkbar scheint. Wenn es Velasquez wirklich gemalt hat, dann ist es ein Unicum in seiner Art, eine seltsame Mischung aus seinem und Murillo's Stil. — Was die Ausstellung sonst noch unter Velasquez Namen bietet, reizt näheres Eingehen nicht. Wir werfen nur noch einen Blick auf die italienischen Bilder. Sind sie auch der Zahl und der Bedeutung nach gering, so enthalten sie doch wenigstens zwei Stücke, welche Aufmerksamkeit verdienen.

Hart, steif und ohne Reiz der Zeichnung, merkwürdig nur durch sein Gemisch von Gold und Polychromie sieht uns die Krönung Maria's von Paolo von Venedig an (Bes. Herr Maillinger in München). Charakteristisch für die Altvenezianer ist bekanntlich das zähe Festhalten an uralten Handwerksformen. Das Byzantinische stand bei ihnen als lebendige Tradition in Ehren und sie begnügten sich länger als andere Schulen Italiens, die archaischen Formen wiederzugeben ohne sie an der Natur zu corrigiren. Bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts kann man unter ihnen noch keinen Coloristen und keinen Bruch mit den altheiligen Schulgesetzen nachweisen. Warum das so war, dafür gibt die hier aufgestellte, mit der Jahreszahl 1358 versehene Tafel des Magister Paulus von Venedig eine Erklärung mehr; denn es wird schwer halten, im ganzen Trecento ein Bild von kindischerer Formbehandlung zu finden. Solche Specimina besitzen freilich nicht die geringste ästhetische Anziehungskraft, aber sie gehören zu den werthvollsten Urkunden, die dem Forscher begegnen können. Die Signatur nennt als Verfertiger den Paulus und seinen Sohn Johanninus. — Zu ein Paar kleinen, ganz durch Uebermalung ruinirten Bildern — Auferstehung des Evangelisten Johannes und Heimsuchung — muß Simone di Martino den Namen hergeben. Sollte der Eigenthümer (Herr Prof. Sepp in München) nicht wissen, daß das eine die Nachbildung des Frescogemäldes von Giotto in einer Capelle zu S. Croce in Florenz von weit modernerer Hand und das andere ein Schulstück gleichen Schlages von einem Giottisten vierter Classe ist?

Dagegen hat Herr Widmann in München eine echte Arbeit von Sandro Botticelli (Madonna mit dem Kinde und dem kleinen Johannes) beigesteuert, eines jener grauen fleckigen Hausaltarstücke, von denen bei Lebzeiten des Meisters so viele Wiederholungen gemacht wurden, daß er sich durch ihren Verkauf selber schadete. Eine zweite Madonna mit Kind unter Botticelli's Namen (Bes. Graf Berchem) sieht kaum nach florentinischem Ursprung aus, wie es denn handfest in Oel retouchirt ist. Dem Sandro wird es schwerlich nachzuweisen sein. — Andrea del Sarto figurirt mit zwei Bildern: einem dunkeln grauen Porträt (Bes. Dr. Trettenbacher in München), Schul-

Digitized by Google

bild irgend eines Nachfolgers von Francia Bigio, und einer heiligen Familie in lebensgroßen Figuren (Bes. Graf Berchem), Replik des Bildes im Palazzo Barbarini in Rom, welches auf einer Stufe mit denen der Grosvenor-Sammlung und der Madrider Gallerie steht. — Unter dem Titel Sassoferrato ferner begegnet uns eine Molinari'sche Copie des bekannten „Silence“ genannten Bildes im Louvre, das dem Annibale Caracci zugeschrieben wird. Ebenso ist der „S. Sebastian von Guido“ eine Copie, auch der heilige Hieronymus, welcher für Correggio gilt, hat nicht das mindeste Recht an diesen Namen. Das Porträt, Kniestück, eines Edelmanns, das dem Paris Bordone zugewiesen ist, läßt ungeachtet der Beschädigung erkennen, wie meisterlich der Venezianer durch die Hand des Georg Pencz nachgeahmt wurde. Die „Tizian'sche Madonna, ein unechtes Stück aus der ehemaligen Artaria'schen Sammlung in Wien, ist immerhin ein interessantes Bild, das man am ersten dem Polidoro Lanzani wird zuschreiben dürfen.

C.

Victor Cherbuliez.

„Genf ist die Welt in einer Nuß“, — es will scheinen, als ob diese Worte, die Bonstetten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts schrieb, sich immer mehr und mehr bewahrheiteten. Ist doch der Genfer je länger je mehr Cosmopolit geworden; in einem Contingent, wie es schwerlich eine andere Stadt aufweisen wird, sendet es seine Söhne und Töchter in die Familien aller Länder, und nicht geringer ist der Gegenstrom fremder Einzügler. Zu den mannigfaltigen Gattungen derselben kommt in unseren Tagen wohl eine ganz neue: die jungen Helden von Frankfurt, welche um procul militiis leben zu können, ins Land der Winkelriede verstoßen werden. Die Stadt am Leman hat für den Pulsschlag der Fremde gleichsam ein doppeltes Sensorium und es spiegeln sich ja in dem inneren Leben des kleinen Staates die religiösen und socialen Gegensätze, welche die Welt bewegen, concentrirter und schärfer als je. Aber gerade in Bonstettens Sinne treffen seine Worte nicht mehr zu. Denn was er hervorheben wollte, war jenes harmonische Zusammenleben und gegenseitige Aufeinanderwirken der geistigen Aristokratie, vor allem der literarischen Größen, die hier residirten und in ihrem Verkehre die Reize der Pariser Geselligkeit, die man in der großen Stadt nur zerstreut zu genießen vermochte, in holderer Enge vereinigten. Diese Eigenschaft mußte Genf, je mehr es selbst große Stadt und namentlich Fremdenstadt wurde, verlieren;

Digitized by Google

ganz besonders aber klagen die Genfer selbst über die Zersplitterung ihrer Literatur, deren jetzige Hauptgrößen ihren Schriften bald ein englisches, bald ein französisches, bald ein deutsches Gepräge geben und wesentlich diesen fremden Literaturen angehören, während eine ächt heimathliche Färbung, die localen Anschauungen und der eigenthümliche Humor der Vaterstadt nach dem Dahinscheiden Töpffers nur noch einmal, bei dem faustischen Maler Hornung, den man darum wohl auch den letzten Genfer genannt, hervorgetreten ist.

Indessen genießt zu Genf eine Anzahl von Familien, die dort gleichsam ein geistiges Patriciat zu wahren haben, eines traditionellen Rufs in der literarischen Welt, der sich zugleich auf ihre Verdienste um die Heimath gründet; man gedenke nur der Namen Pictet, Saussure, Candolle *). Zu ihnen gehört, wenn auch erst seit einer kürzeren Periode, die Familie Cherbuliez. Noch leben die drei Söhne jenes Abraham Cherbuliez, welcher der Begründer der bedeutendsten Buchhandlung zu Genf wurde: Anton, eine der Hauptstützen jener berühmten juristisch-nationalökonomischen Richtung, der auch Sismondi einst angehörte; Joel, dessen geistvolle Schriften über Genf einen gleichen Sturm von Beifall wie von Widerspruch erregten, endlich André, der älteste, der, nachdem er früher mit einer englischen Familie in Italien und später bei einem russischen Fürsten gelebt, in Genf sich als Geistlicher und später als Professor der altclassischen Literatur einen Namen erwarb.

Erst im Jahre 1860 ist der Sohn dieses Letzteren, Victor Cherbuliez, damals ein Mann von 30 Jahren, mit einer Schrift vor die Oeffentlichkeit getreten. Er hatte schöne Lehr- und Wanderjahre durchgemacht. Nachdem er in Genf eine gründliche Vorbildung genossen, war er in Paris zu sprachwissenschaftlichen und Kunststudien übergegangen, hatte sich später in einem längeren Aufenthalte zu Bonn und Berlin in das Studium der hegelschen Philosophie vertieft, auch in näherem Verkehr mit Schelling gelebt, immer zugleich mit dem Studium der bildenden Kunst beschäftigt und dem Genusse unserer deutschen Musik mit Begeisterung ergeben. Alle noch so vortheilhaften Stellungen, die ihm im Lehrfache angeboten wurden, verschmähend, wendete er die Mittel, die ihm durch eine kleine Erbschaft zufielen, auf eine Reise nach Italien, Kleinasien und Griechenland, um dann, ins Vaterland heimgekehrt, seine schriftstellerische Thätigkeit zu beginnen.

Sein erstes kleines Buch, „Causeries Athéniennes à propos d'un cheval de Phidias“ war in Form und Inhalt gleichsam das Programm zu allen nachfolgenden. Es war einem italienischen Grafen gewidmet und machte sich

*) Vgl. Marc Monnier, la révolution de Genève et les Genevois en 1868. Revue des deux Mondes vom 15. Dec. v. J.

Digitized by Google

mit Geist als Gründlichkeit an die Lösung eines bedeutenden ästhetisch-philosophischen Problems in den Gesprächsformen der höchsten gesellschaftlichen Kreise, indem es den mannigfaltigen Gesichtspunkten der Betrachtung, den philosophischen, kulturhistorischen, poetischen und religionsphilosophischen, durch Individuen verschiedener Nationalitäten Gestalt gab. Damit hatte er die Methodik aller seiner Arbeiten gezeichnet. Der Charakter der Antike aber, wie er ihn hier beschreibt: „die Kraft, die sich kennt und beherrscht, die Schönheit, die ihrer selbst genießt", wird als das Beste und Köstlichste auf Erden überhaupt gepriesen und bildet das Grundthema auch seiner modernen Ethik, das er durch seine Schriften in allen Tonarten zu variiren sucht. Der kleine Roman endlich, in dem das Ganze verschlungen war, besagte, daß das Schicksal, wiewohl es allenthalben überraschend und ironisirend eingreift, doch mit dem klaren Streben des Menschen eben so deutlich im Bunde steht, als es dem unklaren den Untergang bringt: auch dies ein Glaubensbekenntniß, dem wir immer wieder begegnen.

Das Buch verleugnete geflissentlich jede schweizerisch particularistische oder locale Eigenthümlichkeit; es trat vielmehr sofort mit Bewußtsein in die Reihen der französischen Nationalliteratur ein, und das sollte uns billig nicht Wunder nehmen. Geister, deren Phantasie und Erfahrung ein weites Bereich umfaßt, haben immer einem großen Ganzen gewidmet, was sie schufen, nur das Gebiet, soweit die heimathliche Zunge klingt, als ihr Vaterland gekannt. Für die französisch Dichtenden aber kommt noch das Dogma hinzu, daß nur in Paris und im Anschluß an seine Weise der mustergiltige Ton und Stil gefunden wird. Wir kennen keine solche Centralisation, aber auch uns erscheint es, seit wir zum Bewußtsein gelangt, welch theures, unvergleichliches Band die Sprache ist, nur als das einzig natürliche, daß ferne Provinzen unter fremdem Scepter, denen ihre deutsche Sprache geblieben ist, auch in allen Richtungen zum Anschluß an das deutsche Wesen drängen.

Was Cherbuliez betrifft, so hatte er zudem ein verlockendes Vorbild. Denn von dem größten aller Genfer, an dem er mit innigster Verehrung hängt, war es ja klar, daß er, auf seine heimathlichen Thäler beschränkt, ohne seine Theilnahme an der tonangebenden französischen Literatur und im Wetteifer mit ihren glänzendsten Sternen nie der gewaltige Prophet und Reformator geworden wäre, als den die Nachwelt ihn feiert. Einen Platz in dieser Literatur zu verdienen, hatte denn auch unser Autor durch sorgfältiges Studium angestrebt, und dies verhalf ihm zu einer Würdigung ihrer classischen Poesie, wie sie selbst in Frankreich nichts Gewöhnliches ist, während wir andrerseits kaum irgend einen Schriftsteller wüßten, dem jene Formen des Pariser Salons für seine Darstellung so unentbehrlich geworden.

Und der Erfolg gab ihm Recht. Sein Buch wurde in den Kreisen, an

Digitized by Google

die es sich vor allen wendet, warm aufgenommen; es eröffnete ihm für sein nächstes Werk den Eintritt in die Revue des deux Mondes, will sagen, die Verbreitung in die ersten Lesecabinette der ganzen Erde. Und nicht genug, daß die Revue nach dem großen Erfolg seines ersten Romanes „Graf Kostia" ohne Ausnahme alle seine Schriften brachte, von denen er seit 1862 jährlich eine in einem kleinen Bande geliefert; sie hat ihm durch einen ihrer besten Kritiker, Emile Montégut, im Bereich ihrer eigenen Blätter noch ein besonderes Denkmal setzen lassen. Darnach ließ auch die gesammte übrige französisch druckende Presse nicht auf sich warten. Sie hat wie in Frankreich, so in Belgien und der Schweiz fast durchgängig seinen Werken das Lob der Meisterschaft gespendet.

In seiner Vaterstadt freilich macht man ihm dauernd zum Vorwurf, wie er trotz seiner Geburt und seiner Familientraditionen weniger Genfer sei, als irgend einer ihrer jetzigen Autoren. Er hat allerdings nur in einer einzigen seiner Schriften ausdrücklich die Scene nach Genf verlegt, und gerade hier hat er bei allen guten Eigenschaften, die er den werthen Mitbürgern läßt, im Ganzen doch ein abschreckendes Bild von der Kleinlichkeit und Engherzigkeit des dortigen Honoratiorenthums gegeben. Aber das Bild war treu und es konnte in seiner Objectivität nur heilsam wirken. Und daß durch seine Schöpfungen immer noch ein gutes Theil heimathlicher Luft weht, das haben die ächten Franzosen, so warm sie ihm entgegenkamen, doch immer herauszuerkennen gewußt. Ihm selbst entgeht das nicht, wie er denn einen seiner Helden einmal sagen läßt: „ich glaube wenig an die Macht der Reisen; die Ideen, die unsere Jugend liebend hegte und die ersten Regungen unseres Geistes erfaßten, lassen unvertilgbare Spuren in uns zurück; man kann vorübergehende Neigungen haben, aber früher oder später kommt man auf die erste Liebe zurück". So ist bei ihm in der Darstellung oft die wanderlustige, malerische Weise seines Lehrers und Freundes Töpffer unverkennbar, die Natureindrücke, die er an den Ufern des heimathlichen Sees empfing, so mächtig in ihm, daß er den Leser nicht blos oft ausdrücklich an diese Gestade führt, sondern überhaupt die Katastrophen aller seiner Romane an kleine Orte, an die sich der unmittelbare Verkehr mit einer herrlichen und imposanten Natur knüpft, niemals aber in große Städte verlegt. So ist das kritische Raisonnement, womit der Genfer jedes philosophische Aperçu, jedes religiöse Dogma zu vergegenständlichen sucht, bei ihm besonders wirksam, nur ist es hier erhöht zu der künstlerischen Verbindung von Denken und Schauen, die einst Rousseau zum Meister in der Prosopopöie machte. Vor allem vertritt er die hervorstechendste Eigenschaft seiner Mitbürger, den Kosmopolitismus. Dann, wie in dem Erstlingswerke, bleibt es auch später durchgängig ein Hauptmittel seiner Darstellungskunst, auf den höchsten geistigen Gebieten den Austausch

Digitized by Google

der Ideen durch Personen verschiedener Nationalität zu bewerkstelligen und den Antheil, den ein ganzes Volksthum an der großen Weltarbeit nimmt, anzudeuten. Es ist offenbar, daß Werke von edlem menschlichen Gehalte, denen diese Form gelingt, zu einem werthvollen internationalen Bande werden müssen, und schon das bloße Streben ist der Anerkennung werth. Für uns liegt die Frage am nächsten, in wie weit bei ihm das deutsche Element zur Geltung kommt.

Doppelte Pietät machte ihm dasselbe werth und verständlich. Sein Vater, an dessen Lebensgang er oft zu erinnern scheint, war es gerade, der an der Genfer Universität die Resultate deutscher Wissenschaft besonders begünstigt; sein Erzieher Töpffer hatte mit dem deutschen Namen sich deutsche Gemüthsart erhalten und seine eigenen reifsten Studienjahre fallen nach Deutschland. Obgleich das sociale Leben Frankreichs ihm die unverbrüchliche Form darbietet, und seine Leidenschaft für die bildende Kunst Italien ihm zur zweiten Heimath macht, immer vernehmen wir doch in der dichterischen Empfindung und Stimmung seiner Werke den Wiederhall deutscher Musik und Poesie und sehen den Einfluß deutscher Wissenschaft in der gediegenen philologisch-historischen Basis, auf die er seine Essays gründet; auch die philosophische Weltanschauung, die alle seine Gestalten und Motive umschließt und illustrirt, ist deutsches Eigenthum.

Der französische Beurtheiler hat von einer zehnten Muse Namens „Crineïs“ gesprochen, die unser modernes Schriftstellerthum inspirire, und nachdem sie sich zuerst in Lessing in ihrer vollen Hoheit und Unabhängigkeit geoffenbart, dann in dem größten poetischen Genius unseres Jahrhunderts die innigste Verbindung mit dem dichterischen Schaffen eingegangen; in welchem Sinne denn auch Cherbuliez unter die bedeutendsten Epigonen Goethes zu rechnen sei. Das ist viel, aber nicht falsch. Auch bei Cherbuliez ist jeder Gedanke so sorgfältig ästhetisch gewogen, so harmonisch ausgesprochen, daß Absicht und Ausdruck sich fast allenthalben decken; hier wie dort steht das Studium der Natur mit dem der Kunst im engsten Bunde; jede Gegend, jede Blume redet ihre charakteristische Sprache, und der Mensch wiederum mit seinen höchsten geistigen Gefühlen verschwindet als bloße Sache, als kleine Welle in dem großen Ocean der spinozistischen Intuition, die seine Dichtung wie einst die goethesche in einem weiten Rahmen umspannt. Aber freilich, wenn bei Goethe die poetische Inspiration immer das erste, die Reflexion, in die sie sich hüllt, das nachfolgende ist, findet sich bei dem modernen Dichter jedes Motiv sofort in voller verstandesmäßiger Nettigkeit und erlangt erst hinterdein seine ideale Fassung und dichterische Rundung. Er weiß allerdings jenen geheimnißvollen Reiz deutscher Poesie „in bunten Bildern wenig Klarheit, viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit“ tief zu

Digitized by Google

empfinden; das schöne Gedicht „die Metamorphose der Pflanze" gibt in dramatischer Verkörperung zu seinem anziehendsten Romane „Graf Kostia" gleichsam die Seele ab. Jedoch wie wenig er selbst sich zum lyrischen Dichter berufen fühlt, bezeugt schon im „Roß des Phidias" der charakteristische Umstand, daß er ein Gedicht, welches im Gewebe der dortigen Unterhaltungen von Wichtigkeit ist (es hat die Natur des poetischen Schaffens überhaupt zum Vorwurf), nur in Prosa nacherzählen läßt. Auch die einzigen erwähnenswerthen Verse, deren wir uns in seinen Werken entsinnen (im Grand Oeuvre), leiden an der allzu discursiven Form der Conception. Trotzdem würde es uns Wunder nehmen, wenn er sich nicht öfters lyrisch versucht hätte. Vielleicht hat er mit derselben Selbstbeherrschung, mit welcher er alle seine jugendlichen Studien dem Auge des Publikums entzog, auch diese poetischen Versuche unterdrückt; ein Princip, durch welches wir vielleicht verloren haben, er selbst aber gewiß nicht. Er wußte, wo seine Stärke nicht lag. Von seinen Landsmänninnen sagt er einmal, daß, wenn sie schön sind, sie einen eigenthümlichen Reiz besitzen, den man einer geschmückten Prosa vergleichen könne; in diesem Sinne ist seine Muse gleichfalls immer eine schöne Genferin geblieben, auch wenn sie ihre Lieder in der Fremde gelernt hat. Wenn er anderwärts jene kindlich schöne Seele, seinen Fürsten Vitale, die Sonette Tasso's ans Ohr halten und ausrufen läßt: o die herrliche Musik da drinnen! so weiß er wohl, daß er mit dieser Betonung des musikalischen Sprachelements beim fremden Poeten der Wirkung seiner Prosa keinen Schaden thut, sondern vielmehr die Aufmerksamkeit für die eigene Leistung nach dieser Seite schärft. Kraftvolle wohlklingende Diction ist ganz sein Eigenthum; denn wenn er mit Goethe das Bestreben theilt, überall die menschliche Natur in ihrer Aufrichtigkeit und Ursprünglichkeit abzubilden, wenn er es gleichsam als das höchste Gut wie als die einzige Tugend darstellt, immer im Lichte, unserem wahren Sinn gemäß zu kämpfen, so ist diese anscheinende Natürlichkeit bei ihm doch stets das Werk angestrengtester Reflexion und sorgsamster Bearbeitung, nur daß eben die Künstlerhand den mechanischen Apparat mit dem Scheine müheloser Schönheit umkleidet. Er fühlt sich im Besitze des antiken Princips, an das er im „Roß des Phidias" sinnig erinnert: „Wie die Säulen des antiken Tempels in ihrer Neigung zu einander nach einem viel höheren Punkte im Aether graviтiren, als die gothischen Spitzbogen der größten Dome, und so die Seele in leichtestem, unmittelbarstem Aufschwunge dem Ewigen entgegenführen, anstatt wie bei letzteren, einem näheren Himmel sichtlich mühevoller zuzustreben." — Für den Kenner freilich liegen die Schwierigkeiten, mit denen er gerungen, zu Tage, und jene Beschreibung, die wir bei ihm von den dürren Stunden des Dichters finden, in denen nichts gelingen will und über die nur die Energie, gleichsam der Wahnsinn verzweifelten Schaffens hinaus-

Digitized by Google

hilft, kann nur Selbstbekenntniß sein. Aber die Contraste locken ihn und er macht seine Dichtung dadurch besonders pikant, daß er das ungeschminkte Naturell seiner Charaktere durch die engsten gesellschaftlichen Formen hindurchschimmern läßt. Diese letzteren sind ihm allerdings so sehr zur zweiten Natur geworden, daß er selbst seinen niedersten Nebenfiguren, Leibeignen, Kammerjungfern und Dorfgastwirthen einen eigenthümlichen instinktiv noblen Zug beimischt, der sie in gewissem Sinne salonfähig macht.

Aus seiner Neigung, antike Humanität mit moderner Urbanität zu verbinden, haben wir auch die Vorliebe zu verstehen, die er für die classischen Dichter der Franzosen beweist. Ein Deutscher kann es freilich nicht ohne Befremden lesen, wenn dieser so vielseitig ästhetisch durchgebildete Autor, nachdem er die Passion eines seiner Helden für Shakespeare's „Hamlet" geschildert, sich beeilt hinzuzusetzen: „nicht daß er darin mehr Kunst oder Genie gefunden hätte, als im Cid oder Britannicus!" — und muß gegen die Art und Weise, in der er uns die Verkennung und Geringschätzung jener Dichter vorwirft, („unsere" Classiker nennt er sie) ernsthaft protestiren. Denn es ist unwahr, daß man dieselben bei uns geflissentlich ignorirte; am allerwenigsten ist es bei Molière der Fall, von dem uns erst kürzlich Graf Baudissin eine vortreffliche neue Uebersetzung geschenkt hat, und der soeben wieder durch Humbert, einen Molièrekenner, um den uns Frankreich beneiden darf, eine fast überschwängliche Würdigung erhalten; auch werden diejenigen seiner Stücke, die von bleibendem und allgemeinerem Interesse sind, von den Bühnen gern hervorgesucht; Döring zählte den Tartuffe, Dawison den Geizigen zu seinen Glanzrollen, und selbst die „gelehrten Frauen" hat man in Dresden und Prag neulich achtungsvoll aufgenommen. Für Schulen haben wir ganze Molièrechrestomathieen. Was aber die Tragiker anbetrifft, so erscheinen ihre Hauptwerke in immer neuen Abdrücken, und es ist kaum ein Gymnasium, wo nicht wenigstens ein Stück (gewöhnlich die Athalie) gelesen würde. Racine's Esther sah Ref. selbst in einer der bekanntesten Erziehungsanstalten Berlins vor wenig Wochen aufgeführt. Dem gegenüber sind wir doch nur berechtigt zu fragen: wann wird es dahin kommen, daß unsere deutschen Classiker auf französischen Schulen nur in entfernt ähnlicher Weise bekannt werden? und wann wird die französische Bühne mit gleicher Willigkeit gediegenen deutschen Arbeiten ihren Vorhang öffnen? — Das anerkennende Urtheil Goethe's und Schiller's, auf welches Cherbuliez verweist, ist uns, sofern es in jenen Dichtern einen edlen Geist, der immer die Kunst hoch geachtet, und seine sorgfältig geschulten Formen schätzen heißt, nicht fremd geworden, auch wenn unsere Kritik seit Schlegel an manchen ihrer Fehler oft zu kleinlich gemäkelt hat. Wenn aber Herr Cherbuliez es unternimmt, Lessing eine Kritik in die Feder zu dictiren, wie er sie als Philo-

Digitized by Google

soph des 19. Jahrhunderts hätte schreiben können und darin diese Dramatiker lobt, daß sie die Tragödie verjüngt, indem sie den Personen des antiken Vorwurfs Geist, Sitte und Anstand ihres Jahrhunderts mitgetheilt, sie gleichsam zu ihren Zeitgenossen gemacht; und indem sie dem Fatum die Politik, den Götterlaunen die allgemeinen Interessen, dem Ringen des Menschen mit dem Schicksal die Kämpfe der Leidenschaft mit den unerbittlichen Gesetzen der Gesellschaft substituirt, wodurch sie die erste moderne geworden, — so ist es ja gerade die Kleinlichkeit dieser Motive im Verhältniß zu jenen gewaltigen Mächten, die Verzopfung der Antike, die Hohlheit der Gesellschaft von Ludwigs des XIV. Gnaden und ihres Anstands, was wir nicht verzeihen und weswegen wir die französische Tragödie nimmermehr als legitime Tochter der antiken anerkennen werden, selbst auf die Gefahr hin, womit er uns droht: den Titel der philosophischen Nation zu verlieren, der übrigens in dem Munde der großen Nation immer nur ein zweideutiges Lob gewesen. Verkehrt ist ebenso, wenn Cherbuliez uns einreden will, Shakespeare sei von Lessing, wo er ihn besonders hervorhebt, meist nur als Werkzeug gegen die Alleinherrschaft der Franzosen gebraucht worden; wäre er der Gott seines Jahrhunderts gewesen, so würde Lessing den großen Briten angegriffen, ihm seine gedrechselten Metaphern, die Witze seiner Clowns, seine Rohheiten, Theatercoups, Todtschlägereien, das Auge Glosters, die Fürsten mit dem Lastträgerdialekt, die Bauern, welche im ersten Act geboren, im fünften gehangen werden, mit Schärfe vorgerückt haben. Es ist leicht antworten, daß der wahrhaft kunstsinnige Kritiker zunächst über Auffassung und Anlage des Kunstwerks entscheidet und die Geißelung solcher Unarten erst da am Platze ist, wo äußerer Prunk ein schiefes oder enges Grundmotiv verdecken soll, oder wo das verfehlte Detail zugleich die Gebrechen der Gesammtauffassung kennzeichnet, wie es den französischen Tragikern so oft passirt. Bei alledem bekennen wir, daß gerade der Aufsatz über Lessing trotz dieser dramaturgischen Ungereimtheiten durch die Gründlichkeit, mit der er in die Intentionen unserer deutschen Classiker einzudringen sucht, und die Aufrichtigkeit, mit welcher er sie ehrt, Anerkennung verdient. Wenn er auch nach einer Richtung die stärkste Opposition hervorruft, so gibt er dafür z. B. in der Darstellung des Theologenstreits evidente neue Wahrheiten, und das ganze Charakterbild ist mit den frischesten Farben gemalt.

In ebenso gediegenen Aufsätzen hat Cherbuliez nach jenem ersten Vorspiel über die Antike, worin er sich mit den Fragen über Eklekticismus, Realismus und Idealismus, Classik und Romantik auseinandersetzt, 1863 im „Fürsten Vitale“, und 1866 im „Grand Oeuvre“ seine künstlerischen und geschichtsphilosophischen Ansichten weiter entwickelt und zugleich die Tendenz seiner Romane tiefer begründet. Die erstere dieser beiden Schriften gibt

Digitized by

eine begeisterte Schilderung der Renaissance als des goldenen Zeitalters, in welchem Religion und Kunst aufs Neue unauflöslich verbunden schienen, da der Gott der Christen den unsterblichen Mächten des Parnasses im gemeinsamen Tempel die Hand reichte und der Großwürdenträger der Kreuzesreligion selbst diese Verbindung segnend eingeweiht. Er zeigt dann, wie durch die überstürzende Ungeduld, mit der die religiöse Umwälzung von reformatorischer wie von antireformatorischer Seite dazwischen trat, jener schöne Bund auf immer gesprengt wurde und wie die neue Lebensgestaltung einem allzuspät gebornen Kinde jener goldnen Zeit, das sich von dem Glauben an sie nicht losreißen konnte, grausam die Leyer zerbrach und das helle Geistesauge umdüsterte, — wie sie noch heut den Edelsten und Besten, die sie in sich neu zu erleben suchen, die Traumgebilde zerreißt.

Die Probleme, welche das wirkliche Leben in dem Gang der Geschichte und den sittlichen Anforderungen der Gegenwart darbot, versucht er im „Stein der Weisen" (Grand Oeuvre) zu erörtern. Hatte er früher mit Vorliebe die Lichtseite des Alterthums dargestellt, so zeigt er jetzt, wie dasselbe politisch in dem Princip der Sclaverei den Todeskeim in sich nährt, und indem er als den heilsamen Erwerb der Revolution und der siegreich fortschreitenden Arbeit unserer Tage die wachsende Würde persönlicher Freiheit gegenüber dem Staate preist, erinnert er zugleich, wie auch das Mittelalter vermöge des germanischen Princips der freien Genossenschaften, das es in beiden Ständen, im ritterlichen wie im städtischen mit dem Christenthum verband, den unaufhaltsam sich entfaltenden Keim des Fortschritts bis zur Revolution in sich schloß. Seine philosophische Weltanschauung geht von Plato über Spinoza zu Hegel. Ueberall ist ihm harmonisches Zusammenschauen alles Schönen und dessen Vereinigung zu neuen edlen Gebilden die Basis. Für die Beurtheilung alles menschlichen Thuns und Treibens aber behält er das kühle deterministische Princip Spinoza's, mit dem er die Leidenschaften ohne Unwillen und Eingenommenheit wägt und durch erfahrene Seelendirectoren zügeln läßt. Es ist charakteristisch, daß er auch die katholischen Beichtväter, wo er ihnen heilsamen Einfluß zuschreibt, regelmäßig zu Spinozisten macht. Die Welt unter dieser „Form des Ewigen" zu betrachten ist auch für seine Helden unbedingtes Erforderniß und selbst seine zartesten Frauengestalten wandeln unwillkürlich ihre höchsten geistigen Gefühle nach diesen Formeln sofort zu präcisen Begriffen um. Sofern das Böse nach jener Anschauung keine positive Realität hat, wird auch an der Stichhaltigkeit seiner moralischen Begriffe gezweifelt; materialistisch philosophirende Geister, die er wiederholt einführt, will er nirgend ausdrücklich ganz widerlegen. Aber Frömmigkeit ist ihm ebenso wie es Rückert ausdrückt, „die Lieb' allein zum Schönsten, was es gibt." Aus der neueren Phase der deutschen Philosophie nimmt er den

Digitized by Google

Glauben an eine sittliche Weltordnung zum Dogma, und wenn er mit Hegel alles Wirkliche für vernünftig erklärt und wie dieser die Ethik in die Philosophie der Geschichte auflöst, so ist doch zugleich das Vernünftige in der höchsten Form, in der es sich dem Menschengeiste offenbart, als harmonisches Sein thätig und consequentes Wollen seine unwandelbare Forderung an jeden, der auf des Lebens Höhen wohnen will. Eine Sittlichkeit aus dunklem Instinkte gibt es bei ihm nicht: „hell sehen und weit schauen" heißt sein Wahlspruch; sowohl dem schwächlich schwankenden als dem ohne klares edles Princip starr anstrebenden Willen muß das Lebensziel entschlüpfen. Jenes Ende aller Philosophie aber, „zu wissen, daß wir glauben müssen", drängt sich bei ihm in die optimistische Spitze zusammen, daß wir die tiefsinnigen Denker des Mittelalters, die den Stein der Weisen suchten und in unablässiger ernster Arbeit freilich nicht diesen, aber ein Höheres, nämlich die Wissenschaft fanden, so noch jetzt jedes tüchtige Streben vom Schicksal zu ungeahntem schönen Ziele hinausgeführt wird. Ein Satz, dessen philosophischer Beweis freilich nicht zu Stande gebracht ist, aber wie der Titel jenes Essays scherzend anzudeuten scheint, in den sinnigen Grundzügen, mit denen er hier markirt ist, auch nur als Ferment weiterer Entwickelung dargeboten wird. Dieser günstige „Zufall", mit dem das Schicksal dem Verdienste zu Hilfe zu kommen pflegt, bildet in der Anwendung des Dichters den reizvollsten Zauber seiner Novellen, und nur in diesem Sinne ist es auch zu verstehen und zu verzeihen, wenn er Sadowa einen „Zufall" nennt.

Einer Classification seiner Helden und Heldinnen bietet sich von selbst das oben ausgesprochene antike Princip: „Kraft, die sich selbst kennt und beherrscht, Schönheit, die ihrer selbst genießt" als Kriterium dar; es wird bei jenen naturgemäß der Accent auf die erste, bei diesen auf die zweite Hälfte des Spruches fallen. So ist Gilbert Savile, der Held seines Romanes „Graf Kostia" nur darum eine wahrhaft „schöne Seele", weil in ihm die Kraft dargestellt wird, die ganz in sich beschlossen und sich selbst genügend im unverrückten Streben, überall mit Klarheit das Edle zu schaffen, dazu gelangt, wild dämonische Naturen zu bändigen, eine zarte Blume, die für immer geknickt schien, wieder aufzurichten, überhaupt alles, was in ihren Bereich fällt, beherrschend zu beglücken. —

In dem „Roman einer ehrbaren Frau" versucht Ch. sodann, die bloße eiserne Willensstärke und Selbstbeherrschung ohne den sittlichen Halt eines klaren und consequenten Lebenszieles im Contrast zu der Schwächlichkeit eines exaltirten Schwärmers zu zeichnen, der sich durch die Leidenschaft des Augenblicks willenlos von Extrem zu Extrem treiben läßt, und Jenen nach einer feurigen Läuterung, die den Helden freilich bis an den Rand der Verzweiflung bringt und doch noch kaum ausreichend erscheint, zum Siege zu führen. — Was hier als tragisches Motiv auftritt, ist dann sofort auch von der komischen Seite gepackt worden: die Carricatur des bloßen starren Wollens ohne vernünftige Erkenntniß seiner selbst und Anderer zeigt im Grand Oeuvre der splenetische Engländer, der sich auf Decennien voraus seinen Lebenslauf ins Taschenbuch schreibt, aber gerade bei dem Hauptpunkte durch den Mißgriff, eine andere Person als sich selbst wie eine Sache mit verrechnet zu haben sehr lächerlich zu Schanden wird; als Relief geht ihm ein Mann von echt besonnener Beschaulichkeit zur Seite. — In „Prosper Randoce" haben wir das interessante Schauspiel, wie ein anscheinend träger und unklarer Charakter dadurch, daß die in ihm schlummernde Kraft den Impuls einer geeigneten Aufgabe erlangt, zu ausdauerndem edlen Schaffen, damit zum Bewußtsein seiner selbst und zugleich zur festen Ergreifung des Glückes, das er sich entfliehen lassen, erweckt wird.

Digitized by Google

Seinen Frauengestalten ist gemeinsam, daß sie alle sich ihrer Mittel und ihres Werthes wohl bewußt sind; die ingénue, jene märchenhafte Charaktermaske der französischen Comödie, fehlt ihnen so gut wie gänzlich; künstliche Naivetät und rührende Sentimentalität findet sich höchstens gelegentlich affectirt von einer mittelalterlichen Peruvianerin, deren verspäteter Leichtsinn freilich ohne entsprechenden Erfolg von ihrer eigenen Tochter bewacht wird. — Je mehr aber bei Cherbuliez die Frauen ihre eigene Würde kennen und die Verehrung, die das Ewig-Weibliche beanspruchen darf, gebieterisch fordern, um so anziehender ist der innere Kampf ihres Herzens, wenn sie es verschenken, mit sich selbst und dem Geliebten. Aechte Evatochter, freilich ohne alle Gemüthstiefe, ist schon jene kleine eigensinnige Marquise, die sich als neuste Abwechslung ihrer Launen den Kunstenthusiasmus in den Kopf gesetzt und über die Schönheit eines antiken Rosses sich vier Vorlesungen halten läßt, um schließlich zu gestehen, daß es ihr nur um den Reiter zu thun gewesen. Paule Méré ist eine zarte poetische Erscheinung, die in der Prosa und Niedertracht des gemeinen Lebens, der Scandalsucht der ehrbaren Gesellschaft untergeht. Stolz bis zum Uebermaß weiß dieses Herz nur einmal zu vertrauen und muß durch den Hauch des Mißtrauens für immer gebrochen werden. Wiederum finden wir bei Lucile d'Azado einen Mangel an aller poetischer Schwärmerei, dagegen jenes stille wohlthuende Walten über Alles, was ihrer Sorge bedarf; ein sicheres und einfaches Herzensverständniß, eine Größe im Verzeihen, die sie zu einer höchst sympathischen Figur macht. Der Kampf eines weiblichen Herzens, das in seiner Liebe verzeihen möchte und in seinem Stolze nicht verzeihen kann, das erst durch dieses Ringen sich selbst klar wird, gleichwie es den Geliebten sein wahres Selbst erkennen läßt, ist in Isabella von Lestang (freilich bis zu einer nicht mehr erquicklichen Nuancirung) durchgeführt.

Dieser Katalog mag von dem Reichthum der Charaktere des Dichters bei der unveränderten Einfachheit seines Princips eine Andeutung geben. Er liebt es, in seinen Romanen nur wenig Personen auftreten zu lassen, aber von diesen bis ins Kleinste ausgeführte Studienköpfe zu zeichnen. Seine Nebenfiguren sind immer sinnig gewählt, oft mit hübschem Humor ausgestattet; sie enthalten stets so viel feine Züge, daß sie selbst, wo man mit der Haupttendenz nicht einverstanden sein kann, einen reichen Vorrath werthvoller Genrebilder hinterlassen.

Unter den Nationalitäten, die er verwendet, erscheint uns am gelungensten die italienische dargestellt, der im Roß des Phidias jene naiv leidenschaftliche junge Künstlernatur angehört, und die dann im Fürsten Vitale in den mannigfaltigsten Typen lebt und webt, von dem betrügerischen Führer, dem bornirt-fanatischen Klosterbruder und dem vulgus philologorum, die an den Schätzen des alten Italiens zehren und in unfruchtbaren Streitigkeiten aufgehn, bis zu dem feinen Epikureer Monsignor Spinetta, der wie allen anderen guten Dingen auch den großen Dichtern und Künstlern ohne religiösen Scrupelkram gerecht wird, freilich nur zu kleinlich-realistisch, — bis endlich zu dem fürstlichen Schwärmer, der mit dem Juden sein Mahl theilt und dem kranken Bettler die Stube kehrt, und bei aller Hoheit der Gedanken doch an der Kirche festhält und ihr seine antiken Lieblingsneigungen wenn auch mit Schmerz zum Opfer bringt.

Die slavische Race hat der Verf. eingehend studirt. Das Russenthum, welches in schlauer Geschmeidigkeit alle Nationen zu verstehen, ihnen die schwache Seite abzugewinnen und dann sie mit dämonischer Despotie zu beherrschen sucht, ist in dem Grafen Kostia und seinem Hofstaat meisterlich beleuchtet. — Während er den mit ritterlichem Anstande gepaarten bon sens fast regelmäßig den Franzosen zuweist, verwendet er englische Charaktere mehr

Digitized by Google

als lustige Personen (im objectiven Sinne); tieferes Studium des englischen Nationalcharakters verräth er jedoch nicht. Besser gelingt ihm das Bild der Lady; so ist in dem Charakterkopf jener getrösteten Wittwe Mrs. Simpson und dem Gemisch von sarkastischer Kampflaune und einem herzlichen Gefühl für alles wirkliche Leiden ein Typus erreicht, wie er leibt und lebt. Auffallend, daß alle Bürger Albions bei Cherbuliez stark ausgesprochenem Rationalismus huldigen, einer Richtung, die bekanntlich in der feinen Gesellschaft Englands allem guten Ton zuwiderläuft.

Deutsche Naturen finden wir ausdrücklich fast nur in dem Aufsatze über Lessing geschildert, und auch dort vornehmlich unter dem Gesichtspunkte ihrer literarischen Thätigkeit. Im Romane hat er uns eine einzige Nebenperson, jenen halb gutartigen, halb verschmitzten Doctor Meergraf aus Frankfurt zugetheilt, auf dessen Besitz wir uns nicht viel einzubilden haben. Aber der interessanteste Held, den er geschaffen, Gilbert Savile, besitzt, obgleich er sein Deutsch à la diable ausspricht, doch so viel gutes deutsches Blut, daß er selbst nach dem Urtheile des Verfassers wenigstens Lothringer sein mußte. Mag er seine weisheitsgraue Jugend, wie sie jetzt in Paris zu Hause, seine rasche Entschlossenheit, die sich mit kühler Selbstbeherrschung und feiner weltmännischer Bildung paart, als französisches Erbtheil beanspruchen; diese poetische Seele, die sich auf Jahre mit einem Halbbarbaren auf dem alten Schlosse zu einsamen Studien einschließt und für sich nichts begehrt, als in ihren Mußestunden an den eigenen Phantasien in den Zaubergärten goethescher Poesie zu wandeln, dieses sinnige Gemüth, das zu einem jungen Freunde eine wahrhaft Jean-Paulisch romantische Neigung faßt, und später, als ihm statt des Freundes ein liebendes Weib vor Augen steht, ruhiger Fassung bleibt, um erst in der Prüfung eines Jahres zum Bewußtsein der Tiefe seines Gefühls für sie zu gelangen — wer wollte in ihm die deutsche Abkunft verkennen? — Unter den Frauencharakteren steht Lucile d'Azado unserer „züchtigen Hausfrau“ in ihrem stillen Walten am nächsten, und das ganze Werk, in welchem sie auftritt, enthält merkwürdig viel deutsche Anklänge. Didier von Peyrols, ein unthätig klügelnder Hamletcharakter, der ohne Ambition nur seinen Ideen zu leben wünscht, der sich noch am Hochzeitstage vor dem Bilde seiner Braut höher begeistert als vor dem Original, der mit unzerstörbarer Gutmüthigkeit und Sanftmuth einem schlimmen Bruder nachgeht, um ihn ins rechte Geleis zu bringen, — das nannte man sonst in Frankreich deutsch. Umsomehr freuen wir uns, daß diese Figur nicht zum Deutschen gemacht ist. Sein Bruder dagegen scheint nach Balzacs boshafter Charakteristik der Deutschen erfunden, „von denen man nie recht wisse, wo die Tiefe des Gefühls aufhöre und die Berechnung anfange“; es ist uns um des Dichters willen lieb, auch diesen Jüngling, der sich übrigens mit vollkommen gallischer Leichtigkeit über seine Ehebrüche und Coulissenabenteuer hinwegsetzt, als Franzosen vorgestellt zu sehen; ein meisterhaftes Charakterbild und eine Warnung vor ähnlich gearteten Künstlernaturen unseres Vaterlandes, die in Leben und Kunst auf der Dissonanz zwischen Ueberidealismus und krassem Realismus die Schwebe halten, bleibt er immerhin.

Was wir am unliebsten bei Ch. vermissen ist wärmere Würdigung des deutschen Familienlebens in seiner Zwanglosigkeit und Solidität; ebenso daß er bei allem Respect vor dem arbeitenden Volke die Arbeit selbst fast nur unter den Problemen der geistigen Aristokratie und auch da nur aus der Ferne betrachtet. Vielleicht ist das eine Folge seiner vielgerühmten und in ihrer Art beneidenswerthen Unabhängigkeit und Amtlosigkeit. Unseren deutschen Autoren hat es aller Entbehrung zum Trotz doch fast immer zum Vortheil gereicht, wenn sie gezwungen gewesen, wenigstens eine Zeit lang in amtlichem Lebensberufe zu wirken. Die Deutschen sind ohnehin in ihren „mo-

Digitized by Google

ralischen" wie „unmoralischen" Büchern immer darauf ausgegangen, im Namen höherer Gesetze gegen werthlose recipirte Formen umgestaltend aufzutreten; dagegen müssen wir bei Ch. bedauern, daß, obgleich er gegenüber dem engherzigen Treiben seiner Vaterstadt einen solchen Anflug genommen, er doch dem Codex der großen, speciell der Pariser Gesellschaft unziemliche Concessionen macht; ja daß er um die Paragraphen desselben gelegentlich einen Nimbus verbreitet, den sie nicht verdienen. In jener Specialstudie französischer Sitten, welche die Schilderung einer vornehmen Ehe enthält, haben die Franzosen selbst nicht ohne Verstimmung eine Schmeichelei für den Pariser Geschmack gewittert. Wie sollten vollends wir uns für einen Helden erwärmen, der einst ein vollendeter Don Juan, nach seiner Vermählung mit einem schönen und feinsinnigen Wesen zu einem alten Liebesverhältniß zurückkehrt, dann als seine Frau dies entdeckt und mit ihm bricht, stellenweis tiefe Reue zeigt, dann sich aus Verzweiflung neuen Liebesabenteuern ergibt und endlich aus Lebensüberdruß sich für die amerikanischen Südstaaten todtschießen lassen will? — wie für eine Frau, welche beide Balzac'sche Frauentypen, von denen die einen bei den Männern die Heldenkraft, die anderen die Hilfsbedürftigkeit lieben, in sich zu vereinigen scheint, und noch den Tag bevor sie sich nach langem Schmollen mit ihrem Gatten versöhnt, ernstlich Willens ist, mit ihrem seraphischen Anbeter zu flüchten; ja die dann im Epilog von ihrem Beichtvater nur mit freundlichem Lächeln obsolvirt wird? Die Zeichnung trägt den Stempel historischer Treue; aber diese Art Wahrheit ist doch, mit Platen zu reden, ein fataler Genuß, und wer möchte es den Franzosen verdenken, daß sie nicht gern in diesen Spiegel eines „achtbaren" Mannes und einer „ehrbaren" Frau sehen, zumal wenn ihn ein Fremder, obschon in freundlicher Absicht geschliffen hat? — Sein Bestreben, die Naturkraft der Charaktere innerhalb jener gesellschaftlichen Satzungen zur Geltung zu bringen, zeigt sich noch oft genug als ein mißliches, namentlich sind die Ritterthaten, durch welche seine Helden zu wirken suchen, meist gar zu cruder Natur. Da entreißt der eine mit Lebensgefahr einer gewaltigen Bulldogge einen Handschuh, ein anderer holt eine Blume vom Rand eines furchtbaren Abgrundes, ein dritter einen Fächer aus dem Käfig eines Wolfes. Eine solche Anekdote findet das erste Mal, wo sie bei Ch. begegnet, eine Art von Entschuldigung; aber in den späteren Fällen erinnern wir uns nur immer entschiedener der alten mit Unrecht von Schiller gestrichenen Zeile: ein rechter Mann muß die Frau, die zu einem solchen Wagstück anreizt, ein weibliches Weib den Mann, der es unaufgefordert unternimmt, von Herzen verachten. Ueberhaupt ist öfter die Ritterlichkeit gegen die Frauen, sofern sie in Aeußerlichkeiten besteht, auf eine Spitze getrieben, gegen die der gesunde Sinn protestiren muß; namentlich wird viel zu viel gekniet. Man ist versucht, selbst das Schicksal in Cherbuliez' Romanen unschicklicher Galanterie anzuklagen. Billig findet bei den Männern die unbeugsame Stärke und Beharrlichkeit, bei den Frauen die zarte hilfsbedürftige Hingebung wahrer Weiblichkeit im Himmel einen Freund, aber daß es auch hier ein Uebermaß gibt, zeigt die allzuhäufige Anwendung und gleichsam Belobigung ihrer Selbstmordversuche. Den Männern freilich leistet der Selbstmordversuch ebenso wie das Duell die guten Dienste, aus falschen Situationen zu befreien; wie vortrefflich bekommen dagegen den Frauen ihre Selbstmordversuche! Stephanie Kostia, die der Tyrannei ihres Vaters entgehen will, gewinnt auf diese Weise das Mitleid und die treue Freundschaft des späteren Gatten; Paule Méré, die sich ihrer Stiefmutter entziehen möchte, findet ein freundlich Asyl in der englischen Familie; Isabella findet bei einem Priester Trost für ihr häusliches Elend, und so mit Grazie weiter. Dolch und Gift wird in schöner Hand nur spitziger und schärfer, nicht minder die

unsittliche Moral, die aus dieser Statistik hervorgeht, daß nämlich das Schicksal die schönen Sünderinnen consequent belohnt. Auch mit seinen gehäuften Blutscenen und den narkotischen Details der Katastrophen zahlt der Dichter einen Tribut an die gallischen Nervenbedürfnisse seiner Leser, der für uns abgeschmackt ist. — Scheint es aber auch dann und wann, als suchte Cherbuliez in diesen Schwächen seine Stärke, so gibt er uns doch so viel schöne harmonisch abgestimmte Bilder zu genießen und so ehrlichen wissenschaftlichen Kampf zu sehen, daß wir seiner Entwickelung mit der Zuversicht folgen, er werde sich sittlich und poetisch der deutschen Anschauung immer mehr acclimatisiren. Und das ist es, was uns immer wieder mit warmem Interesse für ihn erfüllt. —d.

Aus den letzten Tagen polnisch-curländischer Selbständigkeit.

(Schluß zu Nr. 40.)

Unsere Mittheilungen aus den Memoiren des curländischen Politikers, der seinen Herzog nach Petersburg begleitet hatte, um in dessen Auftrag die Verhandlungen über die Unterwerfung Curlands unter das russische Scepter zu betreiben, blieb bei einem Zeitpunkt stehen, der für die Absichten Peter Birons besonders günstig schien. Es war alle Aussicht da, daß man mit dem Herzog und nicht mit jener Partei verhandeln werde, welche die unbedingte Unterwerfung der Ritterschaft betrieb, um dadurch für sich Vortheile zu gewinnen und Rußland in die Lage zu versetzen, Preußen jede Compensation für den neuen Machtzuwachs zu versagen.

Aber bald und ungeahnt trat eine Wendung ein. Herr v. Howen, den wir als Führer der in das russische Interesse gezogenen Partei kennen und der mit Subow, dem Günstling Katharina's, im Einverständniß war, ließ durch seine Freunde darauf hinwirken, daß eine beträchtliche Adelspartei sich für direkte Verhandlungen der curländischen Ritterschaft mit der russischen Regierung aussprach und die Mitwirkung des Herzogs vollständig ausgeschlossen sehen wollte. Dabei wurde geltend gemacht, daß mit dem Aufhören des polnischen Staats auch die Autorität des Herzogs, der ja Vasall der Krone Polen war, verwirkt sei und daß die Ritterschaft nunmehr frei über sich und das Land zu verfügen habe. Der Herzog gerieth auf diese Nachricht hin in die äußerste Bestürzung und ließ den kaiserlichen Ministern ein Memoire überreichen, welches in höchst energischer Weise gegen jede Verletzung der herzoglichen Prärogative protestirte, Howen's Verfahren als „conduite criminelle" bezeichnete und mit den „idées revolutionaires" in Verbindung brachte, welche, von Frankreich ausgehend, in der ganzen Welt spukten. Graf Ostermann antwortete Namens der Kaiserin mit der ziemlich zweideutigen Phrase, „daß Ihre Majestät die Hoffnung hege, die in Curland genommenen Maßregeln würden den Charakter der Einigkeit und verfassungsmäßigen Legalität tragen." Der Herzog schrieb sodann Ostermann und Subow, daß er einen Landtag zum Ausgleich der obschwebenden Frage nach Mitau einberufen, aber darauf bestehen werde, Howen und dessen Anhänger von der nach Petersburg abzusendenden Deputation ausgeschlossen zu sehen. Graf Subow, der unabhängig von den Ministern agirte, ließ dem Herzog mittheilen, er sei bereit, mit dessen Ministern zu verhandeln; als diese dem kaiserlichen Günstling die Instructionen mittheilten, welche der Herzog ihnen in seine Hauptstadt mitgeben wollte, erklärte Subow sich mit Allem einverstanden. „Als aber", fährt unser Memoirenschreiber fort, „die Herren v. Wolff und v. Schöppingk (eben die herzoglichen Minister) auf ihrer Reise in Riga eintrafen, erfuhren sie daselbst, der dortige Generalgouverneur Pahlen habe von Subow den Auftrag erhalten, selbst nach Mitau zu gehen und dahin zu wirken, daß Howen's Plan der unbedingten Unterwerfung angenommen und dieser an die Spitze der nach Petersburg abzusendenden Deputationen gestellt werde." —

Digitized by Google

„Um dieselbe Zeit (heißt es weiter in unseren Memoiren) erhielt ich eine Estafette der Piltenschen Ritterschaft, welche mich beschwor, der Ritterschaft confidentiell meine Gedanken über die Maßregeln mitzutheilen, welche unter den gegenwärtigen Umständen genommen werden müßten, um zu einer glücklichen Zukunft zu gelangen; gleichzeitig wurde ich ersucht, das Amt eines Vertreters von Pilten für die Unterwerfungsangelegenheit anzunehmen*). In einem Privatschreiben wurde mir gleichzeitig mitgetheilt, daß es in der Piltenschen Ritterschaft einige Personen gebe, welche zu Preußen neigten; ich wurde gebeten, die Gründe, welche für eine Unterwerfung unter Rußland sprächen, in einem motivirten Memoire auseinanderzusetzen und gleichzeitig alle zu befolgenden Schritte anzugeben. Ich nahm nach eingeholter Erlaubniß des Herzogs das mir angetragene Amt eines Piltenschen Deputirten an, indem der Oberrath v. Korff, der sofort nach Petersburg kam, mein College war."

So friedlich der Piltensche Landtag verlaufen war, so stürmisch ging es dagegen auf dem curländischen zu. Indignirt durch Howens Verhalten forderte Herr v. Wolf (herzoglicher Canzler) denselben zum Zweikampf heraus; aber statt sich zu stellen, führte Howen bei der Regierung und beim russischen Gesandten Beschwerde. Um sich aus dieser schwierigen Affaire zu ziehen, behauptete Herr v. Wolf jetzt, Herrn v. Howen sei durch seine Furchtsamkeit eine durchaus andere Auffassung des Billets eingegeben worden, welches er (Wolf) ihm geschrieben. In der That war die Einladung dahin ergangen, sich an einem einsamen Ort in der Nähe Mitau's (dem sogenannten Rom) einzufinden und daselbst „unter vier Augen über curländische Landesaffairen zu verhandeln." Ausdrücke wie Degen und Pistolen kamen in dem Schreiben nicht vor, und Wolf fügte ironisch hinzu, er habe keine andere Absicht gehabt, als die, Herrn v. Howen bei dieser Gelegenheit seine Hochachtung zu beweisen.

Howen erhob ein lautes Geschrei darüber, daß man ihm zu Leibe wolle, weil er Rußland ergeben sei, und fügte hinzu, daß wenn er die an ihn ergangene Einladung zur Zeit noch nicht annehme, er dies nur unterlasse, um vorher das Werk zu beenden, welches das Glück seines Vaterlandes sichern werde. — In der Folge wußte Pahlen diese Sache auszugleichen und zu seinem Vortheil auszubeuten, damit Howen nicht das alleinige Verdienst der Unterwerfung habe.

Howen's Intriguen behielten auf dem curländischen Landtage die Oberhand. Er wurde zum Führer einer aus sechs Personen bestehenden Deputation ernannt, welche in Petersburg eintraf, nachdem die Ritterschaft ein Manifest erlassen hatte, welches die herzoglichen Rechte und die herzogliche Würde so empfindlich kränkte, daß die herzoglichen Oberräthe Wolf und Schöppingk ihre Unterschrift verweigerten, wofür Howen sie beim russischen Hof als Feinde des Vaterlandes anschwärzte. Der Herzog aber theilte die Declaration dieser beiden Männer Ostermann und Subow mit, ein Actenstück, das ihren Principien eben so viel Ehre machte wie ihrem Charakter.

„Die curländische Ritterschafts-Deputation hatte den Auftrag, sich en corps zum Herzog zu begeben und ihm zu erklären, daß die durch den Eid befestigten Bande zwischen Herzog und Ritterschaft durch die Gewalt der Umstände gelöst seien und daß die Vernichtung der Selbständigkeit Polens auch die Existenz des fürstlichen Vasallen aufgehoben habe. Nachdem der Herzog von dieser empörenden Erklärung vorläufige Kunde erhalten hatte, beschloß er, derselben zuvorkommen; er trug mir auf, eine Abdankungs-Erklärung aufzusetzen, welche er der Kaiserin ohne Verzug übersenden wollte."

Wir übergehen den Wortlaut dieses Actenstücks. Nachdem der Herzog dasselbe gebilligt, las er es den Gliedern seines Raths vor. Einer der Anwesenden, Namens Krook, erbot sich, dasselbe der Kaiserin durch Vermittelung Ostermanns zu überreichen. Aber der Herzog lehnte das ab, indem er unseren Memoirenschreiber zum

*) Obgleich zu Curland gehörig, besaß das Stift Pilten eine gesonderte Verfassung und ritterschaftliche Vertretung; erst neuerdings hat eine vollständige Verschmelzung mit Curland stattgefunden.

Digitized by Google

Ueberbringer dieser wichtigen Botschaft ernannte. Krook, nach dem Lohne lüstern, der dem sicher war, der Curland in die Hände Katharina's lieferte, eilte sofort zu Ostermann, um diesen vor der Entgegennahme der herzoglichen Botschaft zu warnen, indem er angab, daß dieselbe keine unbedingte und rückhaltslose Unterwerfung ausspreche. Als unser Memoirenschreiber darauf zum Vicekanzler kam, fand er diesen kalt und zurückhaltend. Auch nach Durchlesung der Abdankungsurkunde zeigte er sich mißtrauisch, obgleich dieselbe eine „Unterwerfung ohne Bedingungen" aussprach. Ostermann sandte seinen Secretär Wedemeyer zum Herzog und ließ denselben ersuchen, den Ausdruck „ohne Bedingungen" in „unbedingt" zu verwandeln, weil Katharina — aus der uns bekannten Rücksicht auf Preußen — eben diesen Ausdruck gewünscht hatte. Nachdem diese Abänderung vorgenommen worden war, wurde das Actenstück, welches die Abdankung enthielt, der Kaiserin durch den Vicekanzler Ostermann überreicht.

„Soweit war diese Angelegenheit beendet", heißt es weiter in unserm Memoirenwerk, „als ich ein Billet Howen's erhielt, der mich ersuchte, in meiner Eigenschaft als Oberstallmeister den Herzog zu ersuchen, Seine Hoheit wolle eine Stunde festsetzen, in welcher die curländische Deputation ihm eine letzte Huldigung darbringen und zugleich constatiren könne, daß die bisherigen Beziehungen zwischen S. H. und dem Herzogthum aufgelöst seien. — Als ich dem Herzog die bezügliche Mittheilung machte, wechselte er die Farbe, sagte dann aber mit fester Stimme: „Sagen Sie, daß ich diese Deputation morgen um zehn Uhr empfangen werde." Inzwischen that ich Schritte, um vorläufig zu erfahren, was Howen sagen werde, und nachdem ich das wußte, theilte ich die mir gewordene Antwort des Herzogs mit.

„Mit einer Kaltblütigkeit, die ich nur bewundern konnte, traf der Herzog alle Anordnungen für das Empfangs-Ceremoniell. Dem Kammerherrn v. Derschau und seinem Adjutanten v. Driesen ertheilte er den Auftrag, der Deputation bis an die Treppe entgegen zu gehen; zwei Pagen öffneten die Flügelthüren und die Deputation trat ein.

„An einen Marmortisch gelehnt, stand der Herzog da, ihm zur Rechten der Oberrath v. Firks, links stand ich. Trotz seiner sonstigen Keckheit wurde Howen blaß und seine Verlegenheit war so groß, daß er einiger Augenblicke bedurfte, ehe er wieder zu sich kam. Dann trug er seine Rede mit erregter Stimme vor und schloß dieselbe, indem er dem Herzog erklärte, die Vernichtung der politischen Existenz Polens habe die Verhältnisse Curlands verändert. Die Ritterschaft habe sich dem Scepter J. M. der Kaiserin unterworfen, indem sie davon überzeugt gewesen sei, daß Seine Hoheit dieselben Gesinnungen hege, diesen Entschluß billige und dem Beispiel desselben folgen werde.

„Während dieser Rede zeigte der Herzog eine Miene, in der sich Stolz und Verachtung aussprachen; er zog das Papier hervor, welches die Antwort enthielt, und las dieselbe um so nachdrucksvoller ab, als er sie auswendig kannte. Dann sagte Howen in deutscher Sprache: „Erlauben Ew. Hoheit, daß wir Ihre Hand, als die unseres vormaligen Herzogs zum letzten Male küssen." Der Herzog entzog sich dem nicht und grüßte die sechs Deputirten mit einer Verbeugung. Niemals hat er seine Stellung besser repräsentirt, als in dem Augenblick, wo er sie niederlegte.

„Unterdessen hatte Howen seine Fassung wiedergewonnen und eine ruhige Haltung angenommen. Statt sich zu entfernen, begann er eine leichte Conversation — der Herzog aber trat einen Schritt zurück, grüßte die Herren und zwang sie dadurch, sich zurückzuziehen. Der Herzog aber sandte seinen Adjutanten v. Driesen an den Grafen Ostermann, indem er eine Abschrift seiner Abschiedsrede übersandte und sagen ließ, er wolle dadurch allen Verleumdungen, welche sich an diese letzte Handlung, die er als Herzog vorgenommen, haften könnten, vorbeugen.

„Die nächsten Tage vergingen mit vermögensrechtlichen Verhandlungen zwischen dem Herzog und der Kaiserin; am 15/26. April 1715 fand endlich die Ceremonie der Unterwerfung Curlands und Piltens unter das russische Scepter statt. Mit jener Pedanterie und Kleinlichkeit, welche deutscher Mittelalterlichkeit eigenthümlich zu sein scheint, auch wo dieselbe, wie im vorliegenden Fall, sich selbst zu Grabe

Digitized by Google

trägt, wurde daran festgehalten, daß die beiden getrennten Ritterschaften ihre Unterwerfung einzeln aussprachen. Von sechsspännigen Staatscarrossen abgeholt und von sämmtlichen in Petersburg anwesenden Landsleuten begleitet, erschienen die beiden Deputationen in einem Saal des Sommerpalais, wo die Kaiserin, mit der Krone auf dem Haupt und von den höchsten Würdenträgern umgeben, dasaß. Howen hielt im Namen der curländischen Ritterschaft die „Harangue" in deutscher Sprache, während der Secretär Nergerius die Unterwerfungsacte auf einem sammetnen Kissen überreichte. Dann sprach v. Korff im Namen der Ritterschaft des Stiftes Pilten, und deren Secretär Voigt überreichte die Urkunde. Howen hatte die Liebedienerei so weit getrieben, sich am Schluß seiner Rede auf ein Knie niederzulassen, und Korff blieb nichts übrig, als widerstrebend diesem Beispiel zu folgen. Dann antwortete Ostermann Namens der Kaiserin in russischer Sprache und es fand die Ceremonie des Handkusses statt. Die „Declaration", mit welcher Ostermann Namens der Kaiserin antwortete, lautet wie folgt in deutscher Uebersetzung:

„J. M. die Kaiserin hat mit Wohlgefallen dem feierlichen Acte zugesehen, den die Ritterschaften von Curland und Semgallen und von Pilten soeben vollzogen haben. J. M. sieht in demselben den freiwilligen Ausdruck unbegrenzten Vertrauens in die beständige und unerschütterliche Fürsorge, welche sie jeder Zeit für das Glück und die Wohlfahrt dieser Provinzen bekundet hat. Indem J. M. ihre (scil. der Ritterschaft) Wünsche und Bitten wohlwollend genehmigt, nimmt sie diese Provinzen unter ihre Herrschaft auf, nicht um die Grenzen ihrer ausgedehnten Staaten zu erweitern und ihre Macht zu vermehren, sondern um auf diejenigen, welche zu ihrem Schutze Zuflucht genommen haben, die Wohlthaten auszudehnen, welche sie stets ihren Unterthanen zugewandt. Möchten diejenigen, welche J. M. heute aufnimmt mit den alten Unterthanen in Eifer, Anhänglichkeit und Gehorsam wetteifern, und dadurch den wohlwollenden und wahrhaft mütterlichen Intentionen der Souveränin entsprechen, welche sie zu Kindern desselben Vaterlandes annimmt, indem sie sie als Kinder desselben Vaterlandes adoptirt und dem Reiche einverleibt, welches sie mit ebenso viel Weisheit und Großmuth beherrscht. In dieser Ueberzeugung und im Vertrauen auf die bekannten Eigenschaften und die Einsicht dieser Provinz, erwartet J. M. von ihnen alles Gute, das sie zu thun im Stande sind. J. M. versichert sie wie die gegenwärtig an den Stufen ihres Thrones versammelten Deputirten ihres kaiserlichen Wohlwollens und ihrer mütterlichen Gesinnung."

In der Folge erschien noch ein Manifest, welches die Aufrechterhaltung der Verfassung und der Rechte, Privilegien und Vorzüge Curlands und seiner Ritterschaft für alle Zeiten bestätigte. Unser Memoirenschreiber thut desselben keine Erwähnung. Als echter Sohn des 18. Jahrhunderts ist er vollständig in die Freude versenkt, sein Vaterland einem großen monarchischen Staate einverleibt und die Staatsgewalt an die Stelle ständischer Gerechtsame getreten zu sehen. Freilich muß er selbst gestehen, daß er mit dieser Auffassung sehr isolirt dastand, daß die meisten Curländer die neue Wendung der Dinge nur ungern sahen und mit dem Modus, unter welchem dieselbe durch Howen's Intriguen zu Stande gekommen, beklagten. Immerhin war der Fortdauer der alten Verfassung durch das kaiserliche Manifest eine rechtsgiltige Garantie geboten.

Am Schlimmsten fuhr der Herzog, dessen persönliches Ungeschick mit dem seiner Umgebung wetteiferte. Nur sehr mangelhaft entschädigt zog er sich nach Deutschland zurück; seine Räthe schlugen die ihnen angebotenen russischen Dienste aus.

So endete die curländische Autonomie, schon seit einem halben Jahrhundert durch die Widersinnigkeit der Feindschaft zwischen Adel und Herzog und die Intriguen der Nachbarmächte angefressen. Die nächsten Generationen des curländischen Adels haben sich ungleich mannhafter und selbständiger gezeigt, als ihre angeblich selbständigen, aber durch Ränkesucht und durch das Beispiel Polens corrumpirten Väter.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXVIII. Jahrgang. II. Semester.



Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

№ 42.

Ausgegeben am 15. October 1869.

Inhalt:

Leipzig, 1869.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)



Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Deutsche Nautische Verein.

Der Deutsche Nautische Verein, in welchem unser Seemannsstand sich eine über die ganze norddeutsche Küste verbreitete, wohlorganisirte Vertretung geschaffen hat, ist aus dem kleinen Schifferflecken Vegesack an der Weser hervorgegangen, wie das Christenthum aus Bethlehem und die Genossenschaften aus Delitzsch. Unscheinbar war der Ort, unscheinbar auch der Mann, der den Gedanken zuerst faßte und so lange unermüdlich wiederholte, bis Andere ihn aufnahmen. Es war der Schiffscapitän Frerk Balleer in Vegesack, Vorsteher des dortigen Seeschiffervereins. Dieser Seeschiffervereine gab es schon länger mehrere auf verschiedenen Punkten der Küste. In ihnen fanden ehemalige Seefahrer, die sich zur Ruhe gesetzt haben, theils Befriedigung für ihre eigenen und für ihrer Familien gesellige Bedürfnisse, theils auch die Mittel, von Standes wegen etwas für nothleidende Genossen oder deren Hinterbliebene zu thun. Seltener sind förmliche Verhandlungen über Gegenstände, welche den Stand interessiren. In Vegesack aber, das beinahe nur von vormaligen Schiffsführern oder Capitänswittwen bewohnt wird, die daher durchaus den Ton des Ortes angeben, fanden solche schon seit geraumer Zeit statt; und unter ihnen war es, daß Capitän Balleer begriff, wie den Ergebnissen derartiger Besprechungen so lange jede Schneide fehle, als dieser Verein sich nicht über die bescheidene Stätte seiner Existenz heraus vernehmlich mache. Er begann also in dem nahen Bremen erst zu sondiren, wer wohl Sinn für die Hebung seines gedrückten und vernachlässigten Standes habe, und nachdem er die Leute gefunden, sie zu bombardiren, bis sie sich ihm ergaben. Selber hätte der Mann nie daran denken können, die Initiative in weite Kreise hinaus zu übernehmen, da sein Briefstyl ziemlich mangelhaft entwickelt und seine mündliche Rede vollends verworren war. Ein um so classischeres Beispiel hat man an ihm, daß diese formellen Eigenschaften der Mittheilung sogut wie gänzlich fehlen können und sich doch ein bedeutendes agitatorisches Pathos in einem Menschen Luft machen kann.

Digitized by Google

Auf Capitän Balleer's Betrieb kam dann im September 1867 zu Vegesack eine Art Gründer-Gesellschaft zusammen — Männer von verschiedenen Orten der Küste, sehr vorwiegend aber doch aus den Wesergegenden. Die Bildung eines Deutschen Nautischen Vereins wurde im Princip angenommen, und ein Vorstand eingesetzt, der das Weitere für eine allgemeine deutsche Versammlung vorbereiten sollte. Im Schooße dieses Vorstandes traten bald zwei unterschiedene Ansichten hervor: nach der einen sollten sofort die Grundlagen für einen nationalen Verein gelegt und Alles an dessen Zustandebringen gesetzt werden, nach der anderen wäre es vorzüglicher gewesen, erst einmal auf dem bereits gewonnenen Boden einen Nautischen Verein für das Weser-Gebiet zu gründen und in Thätigkeit zu setzen, damit praktisches Vorgehen das Gefühl von der Ersprießlichkeit, ja Nothwendigkeit solcher Vereine allgemein mache und die anderen Küstenstrecken zur Nachfolge reize. Die erstere Ansicht siegte. In Folge dessen nahm der hauptsächliche Träger derselben, jetzige erste Syndicus der Handelskammer und Generalsecretär der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, Dr. Schumacher, die Sache mit einem Eifer in die Hand, der unlängst durch Ernennung zum Ehrenmitgliede des Deutschen Nautischen Vereins seine feierliche Anerkennung gefunden hat. Schreiben ergingen nach allen Seiten hin; die größere, eigentliche Gründerversammlung wurde auf den Anfang des Jahres 1868 nach Berlin berufen und sogleich schon neben den Constituirungsgeschäften mit einer sachlichen Tagesordnung ausgestattet, welche es der Mühe werth machte, zu erscheinen. Kam dabei nun auch der Natur der Sache nach noch nicht viel heraus, so wurde der entscheidende Anstoß doch gegeben. Zum Vorort erwählte man Hamburg — mehr wohl der Bedeutung und günstigen Lage der Stadt zu Gefallen, als weil man dort den reichsten Verein bereiter, tüchtiger Kräfte gefunden hätte. Diese schien vielmehr die öffentliche Stimme des Vereins nach wie vor in Bremen zu vermuthen, als sie auf der zweiten allgemeinen Versammlung in Hamburg Bremer Mitgliedern die ersten Vorstandsplätze zusprach, was von selbst die Geschäftsführung wieder an die Weser verlegte. Damit ist gewissermaßen die Bedingung erfüllt, von welcher jene andere, bei der Gründung in Vegesack unterlegene Ansicht über die beste Art des Vorgehens den Erfolg abhängig glaubte: die Leitung aus einem kleinen aber nicht zu einseitigen Kreise wahrhaft eifriger Männer heraus, wozu vorläufig, soviel man wußte, nur in Bremen die Voraussetzungen gegeben waren.

An der Spitze des Deutschen Nautischen Vereins steht damit nun der ehemalige Schiffscapitän, jetzige Dispacheur und Gutsbesitzer, Heinrich Tecklenborg, in Lesum bei Bremen, ein in vielen Sätteln gerechter, geistreicher und erfahrener Mann, als Schriftsteller, wie als Redner, von bemerkenswerthem

Digitized by Google

Talent — berathen von Dr. Schumacher's eminent-praktischem Geschick, und gestützt auf den Bremer Bezirksverein, in welchem andere gute Kräfte, namentlich die dortigen ausgezeichneten Navigationsschullehrer immer zu förderlichem Eingreifen bereit stehen. Von diesem Mittelpunkt aus ergehen unaufhörlich wohlberechnete Anregungen zum Verhandeln oder Handeln an die übrigen Bezirksvereine, damit nirgend das kaum erwachte Leben wieder einschlafe. Alle nautischen Interessen finden hier ihre wachsame Beachtung und gründliche Würdigung. Man folgt mit kritischem Auge dem Vorgehen der Bundesgewalt auf diesem noch wenig geklärten Felde, und bereitet die Gesetzgebungs- oder Verwaltungsacte vor, welche noch auf sich warten lassen. Augenblicklich veranlaßt man die Bezirksvereine zu Vorverhandlungen über alle die Gegenstände, welche möglicher Weise die nächste wieder nach Berlin einzuberufende Vereinsversammlung im Februar 1870 beschäftigen werden.

Das nautische Gebiet ist bisher sowohl von den Organen des Staats, legislativen wie administrativen, als von denen der öffentlichen Meinung in Deutschland sehr stiefmütterlich behandelt worden. Der Schiffer, der während des Mittelalters neben dem Kaufmann stand, ist allmälig zu dessen Untergebenem herabgesunken, und kam dann nur noch der Rheder, welchen zunehmende Theilung der Arbeit als einen abgesonderten Stand aus dem Schifferstande entwickelt hatte, zu Worte. Die Rheder und Seekaufleute aber haben ja auch erst eigentlich seit 1866 einigen unmittelbaren Einfluß auf die Träger gesammtdeutscher Macht. Vorher waren sie zwar nicht viel weniger als souverän in ein paar einzelnen, wenn auch bedeutenden Städten, aber den übrigen Regierungen standen sie als Fremde gegenüber, denen keine besondere Rücksicht zu zollen nothwendig schien. Wie konnten sich da Interessen vernehmlich machen, deren Mandatare sie größtentheils nur waren, nicht einmal die Nächstbetheiligten?

Die Stiftung des norddeutschen Bundes mit ihren beiden großen Folgen, Entwickelung effectiver nationaler Macht und Autorität im Auslande und Aufhebung der Schranken des freien Verkehrs im Innern, beide nicht allein von einer mächtigen Regierung, sondern zugleich von parlamentarischen Vertretungskörpern ausgehend, hat diesen Bann gelöst. Jetzt ist freilich der ganze deutsche Seemannsstand den von Berlin ausgehenden Vorschriften unterworfen, aber dafür kann er selbst auch, theils durch loyale und theils durch freiwillig-populäre, theils durch directe und theils durch indirecte Organe, seine Wünsche in Berlin erfolgreich geltendmachen. Nächst den Deutschen im Auslande ist der Seemannsstand am entschiedensten und ungetheiltesten für das Werk des Grafen Bismarck eingenommen. Als einheitlicher und unabhängiger Stand fühlt er sich gewissermaßen erst seitdem geboren.

Aber freilich: kaum zum Bewußtsein seiner selbst gelangt, fühlt er auch

Digitized by Google

schon, an wie vielen Stellen der Schuh, ja alle Kleider ihn drücken. Die lange Vernachlässigung hat ihn in einem Zustande gesetzlicher und thatsächlicher Ordnung stecken lassen, der nirgend mehr die gemäßigsten Ansprüche erfüllt. Daher der Eifer, den die Angehörigen dieser sonst so phlegmatischen Menschenklasse in ihren Vereinen entwickeln, die gleichzeitige Aufnahme der verschiedensten Gegenstände, alle gleich wichtig, alle gleich dringlich, alle gleich schwierig. Die Tagesordnung, welche für die nächste Jahresversammlung in Aussicht genommen worden ist, würde für ihrer drei zur Noth hinreichen.

Die gemeinschaftliche deutsche Handelsflagge hat unser Seemannsstand noch ohne sein Zuthun erlangt, aber auf's Freudigste und Vorbehaltloseste begrüßt. Die schwarzweißrothe Flagge, obwohl eine der jüngsten auf den Meeren der Welt, ist doch auch eine der geliebtesten, und wird vorkommenden Falls so enthusiastisch vertheidigt werden, wie irgend eine andere. Desto schmerzlicher berührte es in seemännischen Kreisen, als man in diesem Sommer aus New-York vernahm, die Hamburger Dampfer seien dort mit einer bisher unbekannten „Bundespostflagge" erschienen. Hoffentlich hat das Generalpostamt in Berlin, von dem der erste Anlaß zu dieser anstößigen Neuerung nicht ausgegangen ist, sie beseitigt, bevor der Deutsche Nautische Verein sich wiederum versammelt.

Die nächste Folgerung aus der Einheitlichkeit der Flagge mußte sein, daß jeder deutsche Capitain oder Steuermann auf jedem deutschen Schiffe Dienst thun könne. Aber dazu bedurfte es erst der Uebereinstimmung des Prüfungswesens. Seeschiffer werden in Deutschland allenthalben noch, wie in England, geprüft, es ist nicht ein völlig freies Gewerbe, wie in Amerika. Es hätte allerdings nahe gelegen, beim Erlaß der neuen norddeutschen Gewerbeordnung, die so manchen alten Prüfungs- und Concessions-Zopf abgeschnitten hat, zu fragen, ob nicht auch der Schiffsführer im Durchschnitt tüchtig und vertrauenswerth sein könne, ohne durch eine Staatsprüfung gegangen zu sein? Allein, die Frage wurde gar nicht ernstlich und ausdrücklich aufgeworfen, muthmaßlich auch deshalb, weil das Seewesen den Meisten noch so über die Maaßen fremd ist. Es schien nur darauf anzukommen, aus zehn Prüfungsordnungen eine einzige zu machen; und zu dem Ende traten im letzten Januar zu Berlin ein oder zwei Dutzend Sachverständige zusammen. Diese haben sich aber leider, vielleicht weil sie eben gar zu überwiegend Sachverständige waren, nicht verständigen können. Ostsee und Nordsee, preußisches und nichtpreußisches Navigationsschulwesen standen sich bis zu Ende schroff gegenüber. Auch als die Sache später in die Sphäre der Regierungen gelangte, ist es damit nicht anders geworden: Preußen hat schließlich mit seinen siebzehn Stimmen, die wie Ein Mann für den Ostsee-Standpunkt abge-

Digitized by Google

geben wurden, die Hansestädte, Oldenburg, seine eigenen Provinzen Hannover und Schleswig-Holstein abgetrumpft. Vergebens also hatten die Nautischen Vereine der Nordsee vorher ihre Stimmen dafür erhoben, daß der Prüfungszwang nicht auf Kenntnisse oder Fertigkeiten erstreckt werde, welche mit der sicheren Führung eines Schiffes über See nichts zu thun haben, wie z. B. allerhand höhere Mathematik, und daß nicht durch ausschließliche Einführung von Jahrescursen an die Stelle von Semestercursen, der auf weiter Fahrt versegelte junge Seemann unter Umständen in die Lage komme, viele Monate müssig am Lande zu liegen. Dem Ostseemann ist dies gleichgültiger; er fährt nach England oder höchstens dem Mittelmeere, und kann sich leicht darauf einrichten, in irgend einem bestimmten Monat zurückzukommen. Hier muß man bedauern, daß der Reichstag auf Präsident Delbrück's Zureden, einem Antrag von Miquél entgegen, auf seine Mitwirkung beim Erlaß dieser Prüfungsvorschriften verzichtet hat. Auch in ihm überwiegen ja die altpreußischen Stimmen, aber sie werden doch nicht auf Grund einer einzigen, bindenden Instruction abgegeben, und so würde seine Entscheidung weit größere Unbefangenheit und Reife für sich gehabt haben, weit eher als endgiltig angesehen worden sein. Es ist schon begreiflich, wenn die Seeleute und Rheder der Nordsee nicht gern bei einer Entscheidung sich beruhigen wollen, die im Grunde einige Navigationsschullehrer in Danzig und Stettin gegeben haben.

Nicht aus falscher Weichlichkeit oder Lust an einem gesetzlosen Leben fordert der Seemannsstand Berücksichtigung seiner Verwahrung gegen unbegründeten Prüfungszwang. Vor solcher Entartung hat ihn die frische Luft der See, die Rauhheit seiner gefahrenreichen und den Mann im Manne beständig herausfordernden Existenz bewahrt; daß ein ernster Kern in ihnen steckt, der bereit ist sich nothwendiger Zucht freiwillig zu fügen, beweisen die auf Erlaß einer norddeutschen Seemannsordnung und Einsetzung von Seegerichten zielenden Bestrebungen des Deutschen Nautischens Vereins. Die Hauptaufgabe der letztern nehmlich und eine der Hauptaufgaben der ersteren würde sein, die Verantwortlichkeit der Schiffsführer auszudehnen. Gegenwärtig bleiben Fahrlässigkeiten in der Führung von Seeschiffen, selbst wenn sie namhaften Schaden an Leib und Leben wie an Gütern nach sich ziehen, aus Mangel an klarem, praktischem Recht und sachverständigen competenten Gerichten meistens straflos. Das fehlende Recht soll die Bundes-Seemanns-Ordnung schaffen; für die Rechtsprechung bedarf es zweckmäßig besetzter Seegerichte, weil es dabei nicht allein auf eine allgemeinen Rechtsgrundsätzen gemäße Anwenduug des Gesetzes, sondern auf richtige Beurtheilung thatsächlicher Möglichkeiten ankommt, und die bloße Heranziehung von Experten nie dieselbe Garantie für sachentsprechende Erkenntnisse gilt als eigene Sachkunde

Digitized by Google

der Richter oder eines Theils derselben. — Haben wir einmal diese neue Doppel-Instruction, Seegerichte und Seemannsordnung, so mögen wir immerhin hoffen, die neuerdings so häufig gewordenen Zusammenstöße von Dampf- und Segelschiffen und vielleicht auch die Strandungen von Passagierdampfern etwas seltener werden zu sehen. Der Capitän wird sich dann nicht ausschließlich mehr zur äußersten Eile, zur Aufbietung der vollen Dampfkraft auch im Nebel angetrieben fühlen wie jetzt, wo seines Rheders Interesse nur darauf gerichtet ist, daß das Schiff den Ruf der Schnelligkeit erlange und bewahre; er wird von gefährlichen Wagnissen zurückgehalten sein durch das Bewußtsein, daß ein Gesetz und ein Richter über ihm stehen, deren Controle ihn nöthigenfalls gegen Vorwürfe des Rheders über geschäftsstörende Langsamkeit in Schutz nimmt.

In gleicher Richtung liegt, was der Deutsche Nautische Verein sammt seinen Zweigvereinen bisher für Reform des Leucht- und Lootsenwesens an unseren Küsten gethan hat. Es dient ebenfalls der Sicherheit der Schifffahrt. Er wird aber wohl darauf zurückkommen müssen, denn die Initiative der Bundesgewalt, deren es zur Vervollständigung des vorhandenen Kranzes von Leuchtthürmen und Feuerschiffen ebenso wie zur Ausbildung des Tonnen- und Bakenwesens und zur Regelung des Lootsenwesens bedarf, läßt ungeachtet eines auf Grumbrecht's Antrag gefaßten förderlichen Reichstagsbeschlusses befremdend lange auf sich warten.

Ohne die Wachsamkeit und beständig anregende, aufhellende Thätigkeit eigener Vereine, das sieht man wohl aus dieser flüchtigen Skizze, würden die nothwendigen See-Einrichtungen selbst in dem verjüngten Leben Norddeutschlands nur sehr zögernd von Statten gehen. Die Nautischen Vereine füllen darum in unserer nationalen Organisation eine wahre Lücke aus, und von einem ganz allgemeinen Gesichtspunkte aus muß man wünschen, daß ihre Fortentwickelung dem frischen, kräftigen Anfang entsprechen möge.

Die deutsche Druckschrift.

Zum Verständniß der Bemerkungen, welche im Folgenden über unsere Druckschrift gemacht werden sollen, wird zunächst an Bekanntes, an Ursprung und Ausbildung der deutschen Lettern erinnert.

Unsere dentsche Schrift, wegen ihrer gebrochenen Ecken **Fracturschrift** genannt, ist die Druckschrift aller politischen und populären Zeitschriften, und fast aller in deutscher Sprache geschriebenen Bücher, mit theilweiser Ausnahme jener,

Digitized by Google

welche für Gelehrte bestimmt sind. Sie hat sich durch allmähliche Verbesserung und Verschönerung direct aus der Schrift des fünfzehnten Jahrhunderts herausgebildet, und ruht mit dieser auf der Schrift, welche bereits in den ältesten Handschriften, die Deutschland aufzuweisen hat, vorkommt, auf der von den Mönchen im achten und neunten Jahrhundert für Aufzeichnungen auch in deutscher Sprache angewendeten lateinischen Schrift. Diese Mönchsschrift wurde, nachdem sie im zehnten Jahrhundert einen schönen, accuraten, weniger runden, unserer jetzigen lateinischen Schrift sehr ähnlichen Charakter angenommen hatte, im elften Jahrhundert etwas höher, fast langbeinig und verdichtete sich nach unten, noch mehr im zwölften Jahrhundert, in dem die Schrift abermals länger und allmählig die Enden der Buchstaben mit einem sehr scharfen abschneidenden, feinen Querstrich versehen wurden. Die großen Buchstaben bekommen gleichzeitig oft wunderliche Beugungen der Schenkel, die Nebenzüge der alten Schrift wurden oft zu Hauptzügen gemacht und die ganzen Buchstaben verschnörkelt. Die kleine Schrift wird wankender, unsymmetrisch, und endlich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, in welchem sich die Abkürzungen häufen, sowohl oben als unten an den Spitzen gebogen. So wurde die deutsche Bücherschrift nach langer Geschichte in den Buchstaben fixirt.

Die Erfinder der Buchdruckerkunst, des großartigsten Fundes unter allen seit Erfindung der Buchstabenschrift, hatten die Absicht, Handschriften auf eine schnellere Weise, als bisher, herzustellen, um sich dadurch eine ergiebige Einnahmequelle zu eröffnen. Weil es sich zunächst um einen Ersatz der Schreibkunst und eine Production von Büchern handelte, welche den Handschriften völlig gleichen sollten, hielten sich die ersten Drucker so viel als möglich an die Schreibweise der gleichzeitigen Handschriftenverfertiger. Der Druck enthielt gleich den Handschriften keinen Titel, keine Seitenzahl u. s. w., die Anfangsbuchstaben wurden in Gold oder Farben eingemalt, die Buchstaben endlich den in der gleichzeitigen Schrift üblichen möglichst genau nachgebildet, sogar eine Verschiedenheit der einzelnen Exemplare durch Abänderung in der Zeilenzahl, in auffallenden Abkürzungen, vornehmlich am ersten und letzten Blatte erstrebt. Die Typen des ersten größeren Werkes der sogenannten 42zeiligen Bibel von Gutenberg und Fust waren der Schrift nachgeschnitten, welche damals in Bibeln rc. angewendet wurde. Gleich dieser waren sie länglich, viereckig, dick, ungleich; die Wörter voller Abkürzungen, und die Anfangsbuchstaben durchaus in keinem richtigen Verhältniß zu der übrigen Schrift. Nur kurze Zeit begnügte man sich mit dieser überkommenen Form der Buchstaben; die Kunst, welche schneller als irgend eine ihrer Vollendung entgegenreifte, ersann bald nicht nur technische Verbesserung, sondern auch Verschönerung der Schrift, die schon wenige Jahre nach den

Digitized by Google

ersten Versuchen, namentlich durch das Talent des erfahrenen Schönschreibers, Illuminirers und Rubricators Schöffer in solchem Grade erzielt wurde, daß eines seiner Werke, das Psalterium vom Jahre 1457, noch jetzt, auch was Schönheit der Typen anbelangt, unsere Bewunderung erregt. Er gegestaltete die Typen leichter und gefälliger, und verlieh ihnen neben Einfachheit das rechte Ebenmaß, worauf unabhängig von ihm auch der große Bamberger Drucker Pfister hinarbeitete.

Durch das ganze fünfzehnte Jahrhundert bis ins sechszehnte herein blieben Schöffer's Typen in ihren verschiedenen Größenabstufungen maßgebend, bis endlich nach resultatlosen Versuchen Anderer Albrecht Dürer neue Typen erfand und eine feste Regel für ihren Bau aufstellte. Er gab in seinem oft gedruckten, berühmten Werke: „Unterweisung der Messung mit Zirkel und Richtscheid in Linien, Ebenen und ganzen Körpern" (1525) für die einzelnen Buchstaben die Proportionen an, und stellte dadurch eine Norm auf, welche dem Wesen nach bis auf die Gegenwart in unserer Fracturschrift lebt. Denn so sehr auch in späterer Zeit bis herab auf unsere Tage die Typen in ihren Größenabstufungen verändert worden sind, sie haben sich selbst in der Gegenwart noch nicht weit von den Verhältnissen, welche Dürer aufstellt, entfernt, und sind der Zeichnung, welche der berühmte Nürnberger Schönschreiber Neudörffer, der Aeltere, nach den Angaben Dürer's geliefert hat, noch nicht so unähnlich geworden, daß eine principielle Umgestaltung der Schrift angenommen werden könnte.

Diese deutschen Buchstaben gingen sehr bald in die benachbarten Länder über. Allerdings bildeten die ersten Drucker, welche nach Frankreich kamen, z. B. der Schweizer Ulrich Gering, gleich anderen späteren in richtigem Verständniß ihrer Aufgabe, ihre Typen nach der damals in französischen Handschriften üblichen Schrift (rondes), welche den alten römischen Schrifttypus getreuer bewahrt zeigte, die großen Buchstaben nicht verschnörkelt, die kleinen aber an den Spitzen entweder gar nicht, oder nur unmerklich gebogen hatte, und die Buchstaben überhaupt mehr rund oder geradlinig als eckig und gebogen zeichnete. Bald gewannen aber durch einige der bedeutendsten Drucker die inzwischen in Deutschland verbesserten Typen, welche man kurzweg Allemand oder ihrer eckigen Form wegen auch Lettres de forme nannte, das Uebergewicht, das sie erst im siebenzehnten Jahrhundert, nachdem sie eine Zeitlang fast ausschließlich geherrscht hatten, verloren. Schon Michel Vascosan (1530—1576) druckte z. B. nur mit gothischer Schrift. Diese fand auch in Italien rasche Verbreitung. Denn obwohl auch hier die ersten Drucker, die Deutschen von Mainz ausgewanderten Werkleute Fust's und Schöffer's Conrad Swegeheim und Arnold Pannartz ihre ersten Typen ebenso vollständig als meisterhaft dem in gleichzeiti-

Digitized by Google

gen italienischen Handschriften üblichen, rein römischen Schriftductus, der damals den deutschen Officinen ganz fremd war, nachbildeten, so kam doch auch hier die deutsche Druckschrift bei den berühmtesten Druckern in Gebrauch, ja sie wurde selbst dann noch angewendet, als die römische Schrift bereits durch Wendelin von Speier bedeutende Verbesserungen erfahren hatte, und der Venetianer Nicolaus Jenson (1470—1482) wahrscheinlich nach Handschriften aus der berühmten Florentinischen Schreiberschule, die ihm der Zufall in die Hände gespielt hatte, seine herrlichen geradestehen Typen gegossen hatte, welche anfänglich die venetianischen, dann die römischen oder Antiqua (in Frankreich Romain, auch droit, in England Romain, in Italien Antico) genannt wurden. Es scheint aber, daß man die geschnörkelten gothischen Lettern Deutschlands für kirchlicher hielt. Nur allmälig wurde die Anwendung der gothischen Schrift seltener, wozu der Umstand beitrug, daß der Venetianer Aldus Manutius ums Jahr 1502 auch zur Anführung von Citaten 2c., wozu man sich zur Unterscheidung von der Textschrift noch lange der gothischen Schrift bediente, eine selbständige, im Typus des römischen Ductus geformte Schrift, nämlich die nach der römischen Canzleischrift geschnittene schiefe sogenannte römische Cursivschrift (in Frankreich italic oder penche) erfand, die gleich der Antiqua später mannigfache Ausbildung und Verschönerung erlangte, und seitdem mit ihr in Italien und Frankreich herrschend geblieben ist.

In England war gleich anfangs die in deutschen Drucken vorkommende Type (dort english black, auch black-letters genannt — schwarze Schrift, weil sie ihrer starken Striche wegen gegen die lateinische Schrift schwarz erscheint) angewendet worden; es erklärt sich diese Erscheinung dadurch, daß der erste Drucker Englands, William Caxton (1474—1491), seinen ganzen Druckapparat aus Deutschland, wahrscheinlich aus Köln, wo er das Drucken erlernt hatte, mitnahm. Ebenso war es bei den Druckern, welche nach Dänemark, Schweden, Böhmen, Polen 2c. kamen; auch dort erscheint schon in den ersten Druckwerken eine Unterart der gothischen Schrift. Noch Caxton selbst aber nahm auf die in gleichzeitigen englischen Handschriften vorkommende Buchstabenform Rücksicht, und seine Schüler und Nachfolger führten endlich eine nach dem Muster der italienischen Antiqua und später (1531) auch Cursiv geschnittene Schrift ein, welche vielfach verbessert und theilweise selbständig gestaltet, noch heute gilt.

Auch die Dänen haben später die runden Schriftarten angenommen, ja man setzte sich dort frühzeitig mit berühmten Druckern des Auslandes in Verbindung, um durch sie schöne römische Typen zu erlangen, und nahm an allen Verbesserungen, welche Antiqua und Cursiv erfuhren, regen Antheil. Zum Druck dänischer Werke wurde aber die runde Schrift erst am Ende

Digitized by Google

des vorigen Jahrhunderts versuchsweise eingeführt. Im Allgemeinen gilt in Dänemark noch heute die deutsche Fractur, und zwar in der Form, welche als Schwabacher Schrift bezeichnet wird, als Nationalschrift. Dies ist auch in Schweden der Fall, obwohl nicht verkannt werden darf, daß hier in den letzten Decennien die runde Schrift, besonders bei wissenschaftlichen Werken, immer mehr an Ausdehnung gewann. Am längsten hat sich in außerdeutschen Ländern die deutsche Druckschrift in Böhmen und Polen erhalten, denn erst seit etlichen zwanzig Jahren begann hier die Schwabacherschrift der Antiqua zu weichen, ja in Schriften für das Volk ist sie, abgesehen von Zeitungen, noch heute gebraucht, und es scheint, daß es auch den angestrengten Versuchen, welche aus Nationalitätseifer gemacht worden sind, nicht sofort gelingen dürfte, die beim Volk tief gewurzelte Schwabacherschrift zu verdrängen.

In Deutschland wird die Schwabacherschrift heut zu Tage nur selten, höchstens auf Titeln und zu Citaten angewendet. Noch im sechszehnten Jahrhundert aber ward sie zum Druck ganzer Bücher, und zwar sowohl deutscher als lateinischer gebraucht. Sie ist dicker als die Fracturschrift und mehr abgerundet und läßt sich auf zum schnelleren Schreiben eingerichtete Schreibweise zurückführen, welche bei Erfindung der Buchdruckerkunst neben dem in den eigentlichen Handschriften vorkommenden Ductus im gewöhnlichen Leben angewendet wurde. Schon Gutenberg hat seine Typen theilweise nach dem Muster dieser Schrift geschnitten, mehr noch Schöffer, der eigentliche Begründer des Schwabacher Typus, der bald darauf namentlich durch die Augsburger Drucker Bämler und Sorg Verbesserungen erfuhr, und von einem späteren Verschönerer seinen Namen erhielt.

Nur durch Schüler, Freunde und Gehilfen der Erfinder sind, zugleich mit der deutschen Erfindung, die Typen, welche aus der in gleichzeitigen deutschen Handschriften geltenden Schrift entwickelt waren, ins Ausland gekommen, und es muß daher auffallen, wie man, diese Thatsache vollständig außer Acht lassend, die in den ersten deutschen Drucken vorkommenden Typen für ein Gemeingut aller Völker im fünfzehnten Jahrhundert erklärte, und wie selbst Jacob Grimm im ersten Bande seiner deutschen Grammatik behaupten konnte, „daß diese scharfeckige Buchstabenform ebenso in allen lateinischen, französischen, italienischen, slavischen Handschriften und Drucken herrsche, daß man diese Schrift mit gleichem Fug z. B. die böhmische heißen könnte, und daß es ohne vernünftigen Grund geschieht, wenn man diese verdorbene Schrift, wie sie sich zur Zeit der erfundenen Druckerei gerade gebildet hatte, eine gothische oder deutsche nenne.“ — Denn obgleich diese Schrift und der auf derselben ruhende Druck keine Originalerfindung der deutschen Stämme ist, und obgleich sie auch auf der lateinischen Schrift basirt, so ist sie doch eine

Digitized by Google

selbständige und nationale Modification der lateinischen Schrift und verdient schon deshalb den Namen einer deutschen ebenso gut als viele andere Erfindungen der deutschen Wissenschaft und Kunst. Oder dürfen wir etwa die eigenthümliche Ausbildung der Gothik in Deutschland auch nicht mehr deutschen Baustil nennen? Die Vorwürfe, welche man der deutschen Druckschrift macht, sind zum Theil ungerecht. Es ist wahr, sie bietet für die eigenthümlichen deutschen Laute keine besonderen Zeichen, denn ß und w verrathen noch immer ihren Ursprung aus römischen Doppelbuchstaben, und ch, sch, tz, die wenigstens zum Theil alte einfache Laute unserer Sprache bezeichnen, sind ganz in lateinischer Weise aus zwei, drei Consonanten zusammengefügt. Indeß sind diese zusammengesetzten Buchstaben in unserer deutschen Fracturschrift dem Auge doch noch wohlgefälliger als in der runden lateinischen Schrift, in welcher Wörter wie: dasz, räuschchen ganz unerträglich aussehen. Wenn ferner Grimm meint, „schon das mache die deutsche Schrift verwerflich, daß sie nicht alle Lautunterschiede darzustellen vermöge, daß ihr z. B. in der Majuskel I und J zusammenfalle, daß ihr in der Minuskel æ, œ, ë mangle, daß sie vollends keine Accente, keine Circumflexe gewähre" — so scheint er in seinem Eifer, Mängel unserer Schrift aufzudecken, ganz außer Acht gelassen zu haben, daß wir die letzteren Unterschiede ja auch dann nicht bezeichnen, wenn wir uns für moderne Sprache der lateinischen Schrift bedienen. Oder schreibt nicht etwa Grimm selbst auch in der lateinischen Schrift länder, mächte, läge, wäre, wie wir in der Fracturschrift nur Länder, Mächte, läge, wäre kennen? Wo hat er jemals in seinem Deutsch zwischen Länder, mächte und læge, wære unterschieden oder bërg, hëlfe, schwëster u. s. w. gedruckt? Wo finden sich bei ihm Accente? Wie kann man also unsere jetzige Druckschrift für verwerflich halten, weil sie das nicht auszudrücken gewohnt ist, wozu in moderner Sprache überhaupt kein Bedürfniß vorhanden ist?

Braucht die Schrift Zeichen für Unterschiede, die einer früheren Sprachperiode, z. B. dem Mittelhochdeutschen, angehören, so wird man sich mit Fug an die lateinische Schrift halten und diese nach den Bedürfnissen der fremden Sprache mit neuen Zeichen und Buchstaben versehen, z. B. für dh, th, sz. Für solche scharfe und genaue Bezeichnung der Laute in einer todten oder aus fremdartiger Schrift transponirten Sprache ist die lateinische Schrift, trotz ihrer Buchstabenarmuth, in der ganzen civilisirten Welt gebräuchlich worden, sie wird auch bei altdeutschen Sprachdenkmälern recht passend das Auge und den Sinn zwingen, die Laute und den Inhalt der Worte schärfer in ihrer Besonderheit zu fassen.

Aber die deutsche Fracturschrift soll nach Grimm nicht nur aus den angeführten Gründen verwerflich, sondern auch „unförmlich und das Auge be-

Digitized by Google

leidigend sein", zu welchen Belege die „Ungeheuer 𝔅 𝔓 𝔊 𝔍 einem B P G J gegenübergestellt werden, mit der Bemerkung, daß hier überall die einfachen Striche verschnörkelt, verknorzt erscheinen." — Ob die einfache, einförmig harte Verbindung von Kreissegmenten und geraden Strichen in der lateinischen Schrift oder die geschnörkelte Brechung der Curven und geraden Linien in der deutschen dem modernen Auge wohlgefälliger erscheinen müsse, soll hier nicht ausgemacht werden. Das Schönheitsbedürfniß in Formen, welche an sich gar nicht in den Bereich schöner Kunst fallen, wird zu sehr bestimmt durch Gewohnheit, Laune und Mode, am verständigsten noch durch die Rücksicht auf Zweckmäßigkeit. Das Schönheitsgefühl, welches sich der moderne Mensch durch seine Kunstanschauungen erworben, macht sich in diesen kleinen, an sich unkünstlerischen Formen und Gegenständen zu unserer Zeit sehr unsicher geltend. Dagegen ist sicher, daß die alten Handschriftenschreiber in Deutschland nicht nur durch die Beschaffenheit ihres Rohrs und ihrer Tinte zu den Ecken und dem gebrochenen Schwunge der römischen Buchstaben kamen, sondern daß sie in dem behaglichen Genuß ihres Schreibens auch ein gewisses gemüthliches Bedürfniß fühlten, die kalte Einförmigkeit der lateinischen Schriftzüge zu verschönern, indem sie Knöpfe und scharfe Kanten daran bildeten, dem Geraden einen kleinen Schwung gaben, dem Bogen einen Haken und eine Brechung zufügten. Und eben so sicher ist, daß Albrecht Dürer bei seiner Aufstellung der Buchstabenproportionen und bei den Nuancen, die er in den deutschen Ductus brachte, durch sein künstlerisches Stilgefühl Urtheil und Sicherheit für seine Aenderungen erhielt. Freilich hat im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts, in welchem leider überhaupt Geschmacklosigkeit in das deutsche Leben und die deutsche Kunst einkehrte, auch die deutsche Fracturschrift Vieles von ihrer ursprünglichen Schönheit verloren; dieser Zustand hat indeß nicht lange gedauert, und als sich der Kunstgeschmack wieder hob, hat auch unsere Schrift sich gebessert, obwohl nicht geleugnet werden soll, daß in der modernen Gliederung unserer Buchstaben der kräftige und sichere Schwung der Typen Schöffer's und Dürer's nicht wiedergefunden ist und daß an Stelle der verhältnißmäßig sicheren Stilempfindung, welche jenen Alten die Gothik gab, bei denen, welche unsere Lettern schneiden, Unsicherheit und Willkür nicht zu verkennen ist.

Der Vorwurf aber ist völlig unwahr, daß die lateinische Druckschrift sich leichter liest als die länger gezogene deutsche; denn die runde lateinische Form greift die Augen weit mehr an als die auf gleichem Kegel geschnittene deutsche, an deren Ecken und vielfach gegliederten vom Fetten ins Magere streichenden Linien das Auge schneller das Charakteristische der Buchstaben faßt. Darüber kann freilich nur urtheilen, wer gewöhnt ist, Fractur und Antiqua in Büchern ähnlichen Inhalts gleich oft und gleich lange zu lesen.

Digitized by Google

Daß der runde, breite und fettstrichige Schnitt der lateinischen Lettern für die zahlreichen ziemlich harten Consonantenverbindungen der deutschen Sprache weniger paßt als deutsche Schrift, ist unleugbar, denn die vollen, festgeschlossenen lateinischen Buchstaben setzen sich im Druck sehr von einander ab, — was beim Federzuge der Handschriften allerdings die Deutlichkeit vermehrt — die schmäleren und längeren deutschen Lettern weisen mit ihren Spitzen und Ecken das Auge unablässig vorwärts.

Endlich wird ein Tadel gegen die deutsche Fracturschrift auch daraus abgeleitet, „daß sie alle Drucker zwinge, sich mit dem zweifachen Vorrath lateinischer und deutscher Typen auszurüsten, während in Italien, Frankreich rc. Latein und Vulgär mit denselben Lettern gesetzt wird.“ — Wie aber darf man den Besitz eines selbständigen Schrifttypus nach dem so ganz und gar äußeren Umstand messen, daß die Druckereien, — welche, nebenbei bemerkt, heut zu Tage selbst mit Zierschriften aller Art überladen sind, — einen größeren Schriftvorrath nöthig haben? Während Franzosen und Engländer in Erfindung neuer Schriftarten unerschöpflich sind, während die Franzosen in neuester Zeit wieder nach dem Muster der einstmals aus Deutschland eingedrungenen Typen sogenannte Renaissancetypen gießen, sollen wir — um die Druckereien nicht zu belästigen, unsere mit der Sprache ziemlich fest zusammenhängende Schrift aufgeben? Das ist ein Tadel, dem sich nur der vergleicht, „daß die deutsche Schrift nöthige, in der Schule die Zahl der Alphabete zu verdoppeln. Jedes Kind müsse für ein Zeichen acht lernen, wo die Hälfte ausreichte.“ — Zunächst sind die Formen so verwandt, daß eine zur anderen überführt. Und uns scheint, daß auch das Auseinanderfallen der zahlreichen verwandten Anschauungen und die Aufmerksamkeit auf die kleinen Verschiedenheiten unseren Schülern nicht unnütz ist.

Eine ganz andere Frage ist, ob wir zweckmäßig handeln, wenn wir unsere nationale Druckschrift, die einen verhältnißmäßig kleinen Verbreitungsbezirk auf der Erde hat, in einer Zeit beibehalten wollen, wo man jede Erleichterung des internationalen Verkehrs begünstigt, und in Münze, Maß, Gewicht die altheimische Ueberlieferung aufgegeben hat. In Wahrheit hat die Frage, ob Fractur, ob Antiqua für uns einige Aehnlichkeit mit der Frage, ob Silber-, ob Goldwährung. Es ist kein Zweifel, daß unsere Druckschrift die Verbreitung deutscher Bücher nicht begünstigt, und wir haben uns von Jacob Grimm sagen lassen, daß sie allen Fremden widerlich ist. Es ist kein Zweifel, daß dem gebildeten Engländer und Franzosen, selbst wenn seine Sprachkenntniß ihn befähigt ein deutsches Buch zu lesen, die deutsche Druckschrift fast immer so ungemüthlich bleibt, wie dem großen deutschen Lesepublicum die lateinische, z. B. in der Zwickauer Uebersetzung von Walter Scott, welche zu ihrer Zeit allen Leihbibliothekaren verhaßt war. Man wird

gut thun, diese Frage recht nüchtern zu beantworten. Ist ein Buch auf einen verhältnißmäßig kleinen Kreis von Lesern angelegt, welche verschiedenen Nationalitäten angehören, z. B. wissenschaftliche Untersuchungen, so wird die Benutzung lateinischer Lettern dem Autor und Verleger als vortheilhaft erscheinen, bei allen Werken, welche vorzugsweise für die Deutschen geschrieben sind, vollends bei denen, welche ihre Leser auch in den kleinen Kreisen des Volkes zu suchen haben, wäre ein Aufgeben der deutschen Druckschrift nicht nur eine Thorheit, auch ein Unrecht.

Es ist aber auch gar kein Grund, principiell, durch Mahnung und Einwirkung auf Schule und Volk unsere Schrift zu beschränken. Im Gegentheil, wir wollen diese Eigenthümlichkeit germanischen Lebens nicht über ihren Werth schätzen, aber wir wollen sie als ein kleines vertrautes Erbstück von unsern Ahnen her auch nicht wegwerfen, um den Fremden zu gefallen. Zuerst kommen unsere Landsleute, dann erst die Fremden. Wenn der Fremde unsere Geschichtsbücher, Erzählungen, Gedichte deshalb mit geringerem Behagen liest, weil er an den Buchstaben stößt, so ist das seine Sache. Uns soll mehr daran gelegen sein, daß unsere Nächsten, d. h. unsere Landsleute, die Lectüre behaglich finden. Und unsere Schriftsteller haben sich nur Mühe zu geben, recht Vortreffliches zu schreiben, um die Fremden zur Bekanntschaft mit den deutschen Buchstaben zu zwingen.

Auch die lateinische Schrift, die Antiqua, hat in Deutschland eine geschichtliche Entwickelung.

Im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts wurden deutsche und lateinische Werke mit derselben Schrift geschrieben und nach Erfindung der Buchdruckerkunst auch mit derselben Schrift gedruckt. Der Bamberger Drucker Pfister druckte z. B. seine lateinische 36zeilige Bibel (1456—1460) genau mit denselben Typen, mit denen er Boners Fabelbuch (1462) und die Vier Historien (1462) herstellte. Bald fing man indeß an, die runde Schrift wieder in Schrift und Druck anzuwenden, wofür damals die Veranlassung nahe lag. Rudolph Lange (1439—1519), Rudolph Agricola (1443—1485), Alexander Regius und andere waren in Italien gewesen, hatten dort italienische Schreibweise kennen gelernt, und brachten den Eifer für die Studien des classischen Alterthums in ihre Heimat. Bald wurden Schulen nach dem Muster der italienischen Lehranstalten eingerichtet und überhaupt eine Thätigkeit entfaltet, welche nur in dem Studium der Naturwissenschaften ihres Gleichen hatte. Alles sehnte sich, möglichst viele Autoren des Alterthums so rasch als thunlich kennen zu lernen, und griff, wo dieses immer geschehen konnte, nach den inzwischen in Italien gedruckten Ausgaben, da Handschriften sowie Drucke in Deutschland selten waren. Dadurch wurde aber die in Italien nach handschriftlichen Vorlagen zum Druck angewendete und bereits

Digitized by Google

vielfach verbesserte römische Schrift, die Antiqua, bekannt und nachgeahmt. Der erste, welcher mit dieser sogenannten venetianischen Schrift druckte, war der Augsburger Drucker Günther Zainer (1468—1475), aus dessen Officin mit diesen der römischen Schrift nachgeschnittenen Typen 1472 Isidori junioris Hispalensis episcopi Liber de responsione mundi et astrorum ordinatione hervorging, dem bald andere ähnliche Drucke folgten. Die Schrift vermochte indeß ihr Vorbild nicht zu erreichen und bedurfte, wenn sie hinter der inzwischen sehr verbesserten Fracturschrift nicht wieder verschwinden sollte, eine sorgsame Fortbildung, die ihr auch durch den Straßburger Drucker Johann Mentelin (1473—1478) wurde, welcher ihr einen festen Boden in Deutschland schuf. Die nächst folgende Generation begnügte sich mit dem Geleisteten oder copirte die Schriften der Drucker Oporius und Frobenius, bis man endlich im siebenzehnten Jahrhundert, namentlich durch die Schönheit der holländischen Drucke veranlaßt, holländische Matrizen verschrieb. Die Ehrhardische Druckerei in Leipzig war eine der ersten, welche solche Typen aus Amsterdam erhielt. Erst später traten wieder selbständige Arbeiten auf, und zwar zuerst von Nürnberger Künstlern, welche sich indeß noch nicht von den holländischen Mustern loszusagen vermochten. Dies blieb der neuesten Zeit vorbehalten, der es auch gelang, eine schöne Antiqua in Deutschland herzustellen.

Immer wurde aber die Antiqua nur zum Druck von lateinischen, französischen 2c. Werken angewendet, während in deutscher Sprache geschriebene Bücher nur mit Fracturschrift gedruckt wurden. Nicht also blos die Schriften von Luther, Hutten, Spengler, Paul Speratus, Weiße, Alberus, Sachs, Nicolaus Hermann, Fischart, Rollenhagen, Johann Agricola und Anderen, sondern auch jene der wenigen Gelehrten des sechszehnten Jahrhunderts, welche überhaupt in deutscher Sprache schrieben z. B. der Geschichtschreiber und Chronisten Aventinus, Sebastian Frank, Thomas Kantzow, Aegidius Tschudi u. a., des Geographen Sebastian Münster, der Theologen Matthesius, Zwingli, Johann Arndt u. s. w. sind mit Fracturschrift gedruckt. Ebenso war es, trotz der nun immer mehr überhand nehmenden Fremdwörter und dadurch entstandenen Sprachmischung, die auch die Gelehrten anreizte, immer mehr lateinische Wörter dem Deutschen einzuverleiben, im siebenzehnten Jahrhundert, nur daß man die Lächerlichkeit beging, mitten in der Fracturschrift die fremden Wörter, mögen es neue lateinische oder französische sein, mit Antiqua setzen zu lassen: z. B. „die Herren Medici waren um und um mit jungen Herren Practicanten und Doctoranten umgeben, welche in dem ihren cursum medicinae absolvirten und zu Doctoren wurden 2c." — so schreibt Moscherosch, ein Mann, der doch die Fremdländerei und Sprachmengerei aus Herzens Grunde haßte und verabscheute. Ja man ging gleichzeitig in der Geschmacklosigkeit so weit, daß man, wie aus dem angeführten Beispiel

ersichtlich, sogar in einem und demselben Worte den deutschen und fremden Theil durch verschiedenen Druck unterschied. Man findet ebenso constituiren, dividiren, motiviren u. s. w., ein Unfug, der erst im achtzehnten Jahrhunderte aufhörte, in welchem man aber daneben anfing, deutsche Werke ganz mit lateinischen Buchstaben zu drucken. Anfänglich war dieser Gebrauch auf gelehrte Werke beschränkt, bald drang er aber auch in die Werke der schönen Literatur ein, wozu am meisten die Geistes- und Geschmackstyrannei beitrug, welche damals Frankreich ausübte.

Es waren eigentlich nicht die lateinischen Buchstaben, welche man in Werken für das Volk allmälig gebrauchte, als vielmehr die französischen, also nicht ein verbesserter Kunstgeschmack hat unsere Ahnen zur Annahme der lateinischen Buchstaben bewogen, sondern vielmehr die unglückselige Fremdländerei der damaligen Zeit. Am verbreitetsten war daher auch dieser Gebrauch in jenen Gegenden Deutschlands, welche vollständig unter geistige und politische Oberherrlichkeit Frankreichs gekommen waren. Die lateinische Schrift wurde deshalb in demselben Maße seltener, in dem die Fremdländerei zurückging und das nationale Bewußtsein erstarkte. In den Zeiten der Freiheitskriege war der lateinische Druck, den man kaum zwei Decennien vorher allgemein anzunehmen gerathen hatte, fast ganz außer Gebrauch gekommen. Seitdem hat er wieder einigen Boden gewonnen, namentlich in philologischen, medicinischen und naturwissenschaftlichen Werken, bei denen er nicht zu unterschätzende Vorzüge besitzt. Denn abgesehen davon, daß in diesen Wissenschaften viele der lateinischen Sprache entnommene Kunstausdrücke vorkommen, bringen die Citate aus lateinisch geschriebenen Schriften den deutschen Druck durch Störung seiner Einheit um die Schönheit.

Hier war es Jacob Grimm, der, obwohl er seine ersten Werke selbst mit Fracturschrift drucken ließ, ja, wenn wir uns recht erinnern, bei Gelegenheit einmal sogar gegen den Gebrauch des fremden lateinischen Druckes eiferte, den lateinischen Typen Bahn brach, die seitdem auch nicht nur von seinen unmittelbaren und mittelbaren Schülern, sondern auch von den Bearbeitern anderer sprachwissenschaftlicher Gebiete ausschließlich angewendet werden. Auch in verwandten Disciplinen hat sich der durch eine solche Autorität begründete Gebrauch rasch eingebürgert.

Es ist bekannt, daß die Schrift bis zum fünfzehnten Jahrhundert große Anfangsbuchstaben nur zuweilen bei Eigennamen und am Anfange der Abschnitte 2c. kennt. Dasselbe war bei den die Handschriften ersetzenden ersten Drucken der Fall. Günther Zainer von Augsburg z. B., Johann Zainer von Ulm, Johann Bämler in Augsburg und Mentelin in Straßburg kennen nur kleine Buchstaben, was auch noch am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts z. B. bei Thomas Murner der Fall ist. Auch in der 1522 erschienenen Uebersetzung des Neuen Testamentes von Luther finden sich keine

Digitized by Google

großen Anfangsbuchstaben der Substantiva, obwohl sie in anderen gleichzeitigen Schriften schon vereinzelt gebraucht werden. Hans Sachs, Pamphilus Gengenbach wenden sie schon theilweise bei Substantiven, desgleichen aber auch bei anderen Wörtern an, auf welche sie Nachdruck legen wollen, wozu sie auch Luther in der Uebersetzung der ganzen Bibel 1534 und noch mehr 1545 gebraucht. Die großen Buchstaben vertraten also damals gewissermaßen die Stelle des Unterstreichens in der Schrift oder unseres heutigen gesperrten (durchschossenen) oder cursiven Druckes, zu welchem Zwecke sie gleichzeitig auch in Frankreich und England angewendet wurden. Während man aber dort diesen Gebrauch allmälig wieder einschränkte und endlich große Buchstaben nur bei Eigennamen und am Anfange der Sätze zuließ, nahmen in Deutschland die Versalien jedes Jahrzehnt mehr überhand und wurden bald bei allen Substantiven angewendet, wozu unzweifelhaft die Ansicht beitrug, daß das Substantivum das bedeutungsvollste Wort im Satze sei, das „Hauptwort". Zwar stellte noch 1663 Georg Schottel in dem Werke: „Ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache" die Regel auf: „Alle eigenen Nennwörter (nomina propria) und sonst diejenigen, welche einen sonderbaren Nachdruck bedeuten, als Titel, die Tauf- und Zunamen, die Namen der Länder, der Städte, Dörfer, der Völker, der Beamten, der Festtage 2c., dann auch die, so auf einen Punkt folgen, werden am Anfange mit einem großen Buchstaben geschrieben", indem er in einer Anmerkung beisetzt: „Es befundt sich zwar, daß Trükkere (Drucker) fast alle selbständige Nennwörter pflegen mit einem großen Buchstaben am Anfange zu setzen, es ist aber solches eine freie, veränderliche Gewohnheit bishero gewesen und Jedem, wie ers hat wollen machen ungetadelt freigestanden, soll aber billig hierin eine grundmassige Gewißheit inhalts angezogener Regel beobachtet werden." Trotzdem schrieb er aber alle Substantiva mit großen Anfangsbuchstaben, und im Jahre 1709 konnte J. Bödiker in seiner Grammatik die Regel aufstellen, daß alle Substantiva und was an deren Statt gebrauchet wird, mit einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben werden müssen. Aber zu allen Zeiten haben sich Einzelne gegen diesen Mißbrauch entweder erklärt (z. B. 1817 ein Ungenannter in dem Allgemeinen Anzeiger der Deutschen, in demselben Jahre Fr. Schubert in einem selbständigen kleinen Werkchen 2c.), oder denselben wenigstens nicht angenommen. Trotz des am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts bereits feststehenden Gebrauchs wurden die meisten gleichzeitigen Bibeln ohne große Buchstaben gedruckt, was auch in den meisten Schriften von Christian Weiße sowie in einigen von Brockes und Hofmannswaldau der Fall ist. Im achtzehnten Jahrhundert ließ, um nur einige der bedeutendsten anzuführen, Wieland seine kleineren pro-

Digitized by Google

saischen Schriften (1785), seine neuen Göttergespräche (1791). Voß seine Uebersetzung des Homer ohne große Anfangsbuchstaben drucken, und im neunzehnten Jahrhundert endlich begegnet uns eine ganze Reihe von Männern, freilich nur Gelehrte und Professoren, welche dieser unserer allgemeinen Schreibweise nicht huldigen. Obenan unter denselben steht wieder Jacob Grimm, der in seinen ersten Werken wohl auch große Buchstaben anwendete, sich später aber von denselben lossagte.

Ob sich später auch noch andere zur Annahme dieser Neuerung bequemen werden, ist abzuwarten, darf aber um so mehr bezweifelt werden, als selbst Einige von jenen, welche anfänglich diesen Gebrauch adoptirt hatten, von demselben bereits wieder zurückgekommen sind. Zwar sagt Grimm ganz richtig: „Hat nur ein einziges Geschlecht der neuen Schreibweise sich bequemt, so wird im nachfolgenden kein Hahn nach der alten krähen" — er hat aber nicht die Mittel angegeben, durch welche eine Generation vermocht werden könnte, ihre gewohnte Schreibweise fallen zu lassen.

Wir bekennen auch hierin durchaus conservative Neigungen. Wir sind der Meinung, daß uns die großen Lettern das Lesen durch die Haltpunkte, welche sie dem Auge gewähren, allerdings ein wenig erleichtern; wir würden nicht zu ihrer Einführung rathen, wenn sie nicht bereits in Gebrauch wären, halten es aber für unnöthig, dagegen zu eifern, und sind geneigt, sie unter die Adiaphora zu rechnen, bei denen es Jeder halten kann, wie er will. Nicht ganz so gleichgiltig läßt uns der Gebrauch einiger namhafter Gelehrter, auch nach größerem Redeabsatz und Punkt den großen Buchstaben vorzuenthalten. Denn die Einförmigkeit macht wirklich das Lesen unbequemer. Und wir meinen, dergleichen harmlose Bräuche unserer Schrift sind wie das Hutabnehmen auf der Straße und die Verbeugung bei einem Besuch, kleine gesellschaftliche Artigkeiten, denen man sich nicht entziehen soll, am allerwenigstens aus Gründen höherer Einsicht und aus einem stolzen Purismus.

Neue Märchen-Forschungen.

G. Gerland, Altgriechische Märchen in der Odyssee. Magdeburg 1869.

Gibt es ein Gebiet literarhistorischer Forschung, das vorzugsweise von Deutschen cultivirt worden, so ist es das der Märchenpoesie. Die Gebrüder Grimm haben nicht nur die Sammlung von Volksmärchen für alle Theile der Erde zuerst in Anregung gebracht, sie haben auch mit staunenswerther

Digitized by Google

Gelehrsamkeit die literarischen Denkmale aller Zeiten und aller Völker, soweit sie ihnen zu ihrer Zeit zugänglich waren, zur Erklärung und Vergleichung dieser volksthümlichen Erzählungen herbeigezogen. Nach ihnen und zum großen Theil auf ihre persönliche Anregung hin sind dann eine Menge Sammlungen deutscher Märchen entstanden; scandinavische, slavische, romanische, walisische Alterthumsforscher, kurz Vertreter fast aller in Europa seßhaft gewordenen Nationen und Völkerschaften, haben dann nach dem Vorbilde der berühmten deutschen Altmeister die Ueberreste dieser Volkspoesie ihrer Heimat zusammengetragen. Und weit über Europa hinaus erstreckte sich der Sammeleifer. Vorzugsweise waren es aber auch hier Deutsche, welche die Märchen centralasiatischer, südafrikanischer und polynesischer Völker sammelten und herausgaben, von der rein literarischen Bearbeitung indischer und arabischer Fabelwerke ganz zu schweigen, die sich gleichfalls fast ausschließlich in deutschen Händen befand. Wer kennt nicht die Thätigkeit der Benfey, Brockhaus, M. Müller auf diesem Gebiete?

Hatte man aber so nach und nach die reichsten Sammlungen von Märchen angelegt, was war natürlicher, als daß man nun auch darauf ausging, einen Einblick in die Natur und das Wachsthum dieser merkwürdigen Producte des Volksgeistes zu gewinnen. Forderte doch die Beschaffenheit derselben von selbst hierzu auf. Ein und dasselbe Märchen fand man mit geringen Abweichungen unter allen Himmelsstrichen wieder, ein anderes, bisher nur einmal z. B. in Deutschland nachgewiesen, tauchte urplötzlich in der Mongolei wieder auf. Wie sollte man sich diese Uebereinstimmung erklären, wie bei aller auffallenden Uebereinstimmung in manchen Einzelheiten wieder Grundverschiedenheiten im Ganzen deuten? Schon die Brüder Grimm haben daher, im Wesentlichen übereinstimmend, ihre Ansicht über das Wesen und die Bedeutung der Märchen ausgesprochen, und allgemein bekannt ist die Stellung, die ihnen J. Grimm bei seiner Reconstruction der deutschen Mythologie eingeräumt hat. „Gemeinsam allen Märchen", sagt er einmal, „sind die Ueberreste eines in die älteste Zeit hinaufreichenden Glaubens, der sich in bildlicher Auffassung über sinnliche Dinge ausspricht. Dies Mythische gleicht kleinen Stückchen eines zersprungenen Edelsteins, die auf dem von Gras und Blumen überwachsenen Boden zerstreut liegen und nur von dem schärfer blickenden Auge entdeckt werden: die Bedeutung davon ist längst verloren, aber sie wird doch empfunden und gibt dem Märchen seinen Gehalt, während es zugleich die natürliche Lust am Wunderbaren befriedigt; niemals sind sie bloßes Farbenspiel gehaltloser Phantasie. Das Mythische dehnt sich aus, je weiter wir zurückgehen, ja es scheint den einzigen Inhalt der ältesten Dichtung ausgemacht zu haben. Wir sehen, wie diese, getragen von der Erhabenheit ihres Gegenstandes und unbesorgt

Digitized by Google

um Einklang mit der Wirklichkeit, wenn sie die geheimnißreichen und furchtbaren Naturkräfte schildert, auch das Unglaubliche, das Greuelhafte und Entsetzliche nicht abweist." Diese Auffassung der Märchen als der Ueberreste oder der Abspiegelungen eines alten, in die Urzeiten hinaufreichenden Volksglaubens ist nun bis auf diesen Tag die verbreiteteste. So hat ihr der hochverdiente Sammler und Herausgeber griechischer und albanesischer Märchen, J. G. von Hahn, noch vor wenigen Jahren (1864) mit ausdrücklicher Bezugnahme und Polemik auf eine gerade entgegengesetzte Aufstellung zugestimmt. „Das Märchen", sagt er, „ist ein auf seiner letzten Entwickelungsstufe angekommener Mythus. Der nächste Entwickelungsschritt ist dann die volle Ausmerzung alles Wunderbaren und die Verwandlung der Sage oder des Märchens in die Erzählung eines rein menschlichen Hergangs."

Diese Grimm'sche Theorie hat nun, wie schon angedeutet, sehr lebhaften Angriff von Seiten eines der ersten deutschen Orientalisten erfahren. Theodor Benfey hat denselben, allerdings mehr gelegentlich und ohne die Namen der Brüder Grimm zu nennen, in der Einleitung zu seiner Uebersetzung des indischen Märchenwerks Pantschatantra mit dem Aufgebot einer eminenten Gelehrsamkeit unternommen, und von allem Anderen abgesehen durch ihn unsere Kenntniß des Zusammenhanges orientalischer und occidentaler Literatur aufs Werthvollste bereichert. „Meine Untersuchungen", sagt Benfey, „im Gebiete der Fabeln, Märchen und Erzählungen des Orients und Occidents haben mir die Ueberzeugung verschafft, daß wenige Fabeln, aber eine große Anzahl von Märchen — er behauptet sogar in einer Anmerkung, er kenne nur ein Märchen, dessen Grundlage mit voller Sicherheit aus dem Abendland abgeleitet werden müsse — und Erzählungen von Indien aus sich fast über die ganze Welt verbreitet haben. Was die Zeit dieser Verbreitung betrifft, so sind etwa vor dem 10. Jahrhundert nach Christus wohl nur verhältnißmäßig wenige nach dem Westen gewandert, und zwar wohl nur durch mündliche Ueberlieferung. Mit dem 10. Jahrhundert aber begann durch die fortgesetzten Einfälle und Eroberungen islamitischer Völker in Indien eine immer mehr zunehmende Bekanntschaft mit Indien. . . . Die indischen Erzählungswerke wurden jetzt in das Persische und Arabische übersetzt und theils sie selbst, theils ihr Inhalt verbreitete sich verhältnißmäßig rasch über die islamitischen Reiche in Asien, Afrika und Europa und auch über den christlichen Occident. Hier waren die Knotenpunkte das byzantinische Reich, Italien und Spanien. Aber nicht allein auf diesem Wege drangen die Märchen nach Europa vor. Mit der buddhistischen Literatur, in der sie ihren Hauptsitz hatten, kamen sie nach China, von hier nach Tibet, und von den Tibetanern erhielten sie die Mongolen. Die Mongolen aber haben fast zwei Jahrhunderte in Europa geherrscht. So sind es auf der einen Seite

Digitized by Google

die islamitischen Völker, auf der anderen die buddhistischen, welche die Verbreitung der Märchen fast über die ganze Welt bewerkstelligt haben."

Ueber die Verschiedenheit der Märchen spricht sich Benfey im Anschluß hieran so aus: „In Wirklichkeit reducirt sich die große Masse, insbesondere der europäischen Märchen, auf eine keineswegs beträchtliche Anzahl von Grundformen, — Hahn hat seitdem in der That versucht, die Reduction auf gewisse Formeln vorzunehmen —, aus denen sie sich mit mehr oder weniger Glück und Geschick durch theils volkliche, theils individuelle Thätigkeit vervielfältig haben. — Aus der Literatur gingen die Märchen ins Volk über, aus diesem, verwandelt, wieder in die Literatur, dann wieder ins Volk u. s. w. und erreichen, insbesondere durch diese wechselseitige Thätigkeit nationalen und individuellen Geistes, jenen Charakter nationaler Wahrheit und individueller Einheit, welcher nicht wenigen von ihnen einen so hohen poetischen Werth verleiht."

Diese Behauptungen der berühmten Orientalisten scheinen nun den Anschauungen unseres ersten Germanisten schnurstracks zu widersprechen. Und doch ist dem nicht ganz so; wenigstens nicht in der Weise, wie es auf den ersten Augenblick erscheint. Doch zunächst noch etwas Anderes. Benfey selbst hat seine Ausführungen in einem Punkte seit dem Erscheinen seiner Einleitung zu dem Pantschatantra modificirt und andere Orientalisten sind in diesem Punkte noch weiter gegangen. Nachdem F. Liebrecht die buddhistische Quelle zu dem griechischen Roman des 7. Jahrhunderts n. Ch., Barlaam und Josaphat aufgefunden und nachgewiesen hatte, gab Benfey bereitwillig zu, daß durch diesen Nachweis das Bestehen eines reicheren literarischen Verkehrs zwischen Indien und den Mittelmeerstaaten vor dem 10. Jahrhundert unserer Aera im Allgemeinen als hinlänglich bewiesen anzunehmen sei, und Gildemeister hat als das wohl älteste Beispiel von Uebertragung indischen Novellenstoffs nach dem Westen, mit Recht auf die Erzählung vom bösen Dämon (Râxasa) Asmodaios hingewiesen, die sich in dem apokryphen Bibelbuch Tobit, das im ersten Jahrhundert vor Christus entstanden ist, findet.

Aber ganz abgesehen von dieser Modification, die Benfey selbst an seiner Theorie vorgenommen hat, ist dieselbe der Grimmschen Auffassung vom Wesen und der Entstehung des Märchen nicht ganz so widersprechend, als es scheint. Denn bezieht sich Benfey's Theorie auf die Entstehung der Märchen? Keineswegs. Sie erstreckt sich nur auf die Verbreitung derselben nach Europa, Centralasien u. s. w. von Indien aus. Ueber die Entstehung der Märchen in Indien selbst gibt sie gar keinen Aufschluß. Noch viel weniger beantwortet sie eine naheliegende Gegenfrage, wie es denn zu erklären sein solle, daß, da, wie sich aus der ungemeinen Verbreitung der Fabeln und Märchen ergebe, die Lust und Freude am Fabuliren etwas allgemein

Digitized by Google

Menschliches ist und ganz besonders einer Stufe der menschlichen Cultur entsprechend zu sein scheint, — kein anderes Volk als die Inder originale Erzeugnisse in dieser Gattung der Poesie hervorgebracht habe; seien die Völker auch verschieden poetisch begabt, so könne man doch nicht annehmen, wenigstens widerspreche das allen sonstigen Analogien auf diesem Gebiete, daß nur Ein Volk in dieser Beziehung so originelle Begabung empfangen habe, daß sich alle übrigen nur empfangend zu ihm zu verhalten hätten. Dazu komme noch, daß die indischen Märchenbücher verhältnißmäßig jung, wenigstens später entstanden seien, als die äsopischen Fabeln, deren Bekanntschaft in Indien ja durch das Pantschatantra selbst gesichert sei, während man doch in Egypten und Europa schon märchenartige Erzählungen als in sehr früher Zeit vorhanden nachweisen könne. Wer kennt in der That nicht die egyptische Erzählung vom Schatzhause des Königs Rhampsinit, die uns der Vater der Geschichte aufbewahrt hat? Emile de Rouge hat uns ja noch dazu eine Erzählung aus einer Papyrusrolle übersetzt, die bis unter den Pharao Menephtah, den Sohn Ramses des Großen, (denselben Pharao höchst wahrscheinlich, unter dem die Kinder Israel Egypten verließen), also bis an das Ende des 14. oder in den Anfang des 13. Jahrhunderts vor unserer Aera hinaufgeht. Diese Erzählung vom Satu und Anepu, die Mannhardt das älteste Märchen der Welt genannt hat, enthält nämlich eine Menge Züge, welche auch in längst bekannten, noch heute im Volksmunde fortlebenden abendländischen Märchen vorkommen.

Und kennen wir aus dem classischen Alterthume etwa keine Märchen, und keine märchenartigen Erzählungen? Und würde der Beweis aus dem Schweigen der classischen Schriftsteller über Volksmärchen von Gewicht sein können? Wer unsere deutsche classische Literatur vor dem Erscheinen der Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen auf ihre Zeugnisse über das Vorhandensein von deutschen Volksmärchen prüfen wollte, würde vielleicht noch weniger Spuren von denselben auffinden, als sich bei den griechischen und römischen Autoren Beweise von der Existenz von griechischen und römischen Märchen nachweisen lassen. Wir wollen hierbei ganz davon absehen, daß in verhältnißmäßig später Zeit bei den Römern Dichtungen vorkommen, die ohne Zweifel auf Volksmärchen zurückzuführen sind, wie denn z. B. L. Friedländer den Versuch gemacht hat, die einzelnen Märchen, aus denen die reizende Erzählung des Appulejus von Amor und Psyche entstanden ist, noch an der Composition diese Erzählung nachzuweisen und aus ihr herauszuschälen. Nein, schon in den ältesten Dichtungen der Griechen lassen sich einzelne Bestandtheile aufweisen, die einen entschieden märchenhaften Charakter an sich tragen. So vor Allen in der Odyssee. Bekannt ist ja die gelehrte Abhandlung von W. Grimm über die Polyphemossage. Durch

Digitized by Google

Vergleichung einer ganzen Anzahl asiatischer und nordischer Märchen hat er die Uebereinstimmung derselben mit der Erzählung der Odyssee von dem Abenteuer des Odysseus auf der Insel der Cyclopen gezeigt und den Urmythus, aus dem dieses Märchen entstanden ist, aufzudecken gesucht. Die ausgezeichnetesten Kenner griechischen Alterthums und griechischer Mythologie, wie Welker z. B., haben sich gegen derartige Versuche nichts weniger als abwehrend verhalten und anerkannt, daß während der viel ältere Titanenmythus nur drei Cyclopen kennt, die homerischen Cyclopen, die zu einem wilden Hirtenvolke auf Trinakria geworden sind, „schon etwas Märchenhaftes haben."

Aber Niemand, der derartige Untersuchungen angestellt oder nur die Forschungen Anderer geprüft hat, wird sich über die Beweiskraft und die Sicherheit der durch sie gewonnenen Resultate irgend welchen Illusionen hingeben können. Mit mathematischer Gewißheit läßt sich ja auf diesem Gebiete überhaupt Nichts sicher stellen. Aber selbst die Gewißheit wird sich hier nie, oder doch nur in den seltensten Fällen erreichen lassen, die sonst bei Vergleichnng anderer poetischen Productionen verschiedener Völker über den Zusammenhang derselben gewonnen werden kann. Man vermag, wenn man die Umbildungen und Verwandlungen eines Märchenstoffes im Einzelnen verfolgen möchte, sich gar häufig nicht der Erinnerung an eine Naturbeobachtung zu erwehren, die ein Jeder von uns gemacht hat, wenn er von einem hohen Berge herab dem Heraufziehen und der Bildung von Wolken zugeschaut und eine Wolken genauer zu verfolgen sich vorgenommen hat. So veränderlich, luftig und zerfließend ist hier Alles. Und doch haben die Untersuchungen Benfeys über die Verbreitung dieser lockersten Gebilde der Volkspoesie in einer Beziehung feste Anhaltspunkte für eine wissenschaftliche Behandlung derselben geliefert und sind dadurch zu Fundamentaluntersuchungen auf diesem Gebiete geworden. Denn seit ihnen ist es nicht mehr möglich, ganz kritiklos zur Feststellung und Erklärung eines Märchens eine beliebige Anzahl anderer Märchen, die sich bei den verschiedensten Völkern Asiens und Europas finden, zur Vergleichung herbeizuziehen. Es wird jetzt hier verlangt, daß, gleichwie ein wissenschaftlicher Historiker das Verhältniß seiner Quellen, ihre Entstehung, ihre Verwandtschaft und ihre Abhängigkeit von einander geprüft haben muß, ehe er an die Darstellung seines Gegenstandes geht, der Märchenforscher sich Rechenschaft über den Zusammenhang oder die Selbständigkeit der von ihnen zur Vergleichung herbeigezogenen Märchen gegeben habe. Denn nachdem Benfey von einer ganzen Anzahl von Märchen nachgewiesen hat, daß dieselben nicht, so zu sagen, autochthon, sondern auf literarischem Wege niedergeschlagen von einem Volk zum andern gewandert sind, ist es doch nothwendig, daß, wenn man Märchen

Digitized by Google

mit einander vergleichen und ihre Urformen wiederherstellen will, man nicht mehr von mehr oder weniger subjectiven und willkürlichen Ansichten über alterthümliche Züge in dem einen und dem modernisirten Ausputz in dem anderen ausgehe, sondern auf literarischem Wege zu ermitteln suche, wann dieses oder jenes Märchen sich zuerst bei dem betreffenden Volke nachweisen lasse, und ob dasselbe nicht von einem anderen, bei dem es früher nachweisbar vorkomme, entlehnt sei.

Dieses methodologisch so wichtige Ergebniß der Forschungen Benfeys ist aber nur unter einer Voraussetzung von ganz durchgreifender Bedeutung für die Märchenpoesie anwendbar, unter der nämlich, daß sich alle Märchen aus Indien über den größten Theil der alten Welt verbreitet haben. Ist das nicht richtig, müssen wir vielmehr mit einer ganzen Anzahl der tüchtigsten Kenner der Märchen-Literatur und -Poesie, wie F. Liebrecht, Hahn u. A. annehmen, daß, abgesehen von jenen vielen durch literarische Vermittelung nach Europa verbreiteten z. B. indischen Märchen, es noch andere gebe, die über die ganze Erde verbreitet, aus Urmythen geflossen sind (vergl. Liebrecht, in Ebert-Lemikos Jahrbuch Bd. III. S. 79), und ist es ferner auch nicht abzusehen, warum nicht jedes Volk, das überhaupt zu mythologischen und poetischen Hervorbringungen fähig ist, eigene Märchen selbständig producirt haben soll, so verschwindet allerdings wieder ein gutes Theil der Resultate der Benfey'schen Untersuchungen uns unter den Händen.

Ja in einer Beziehung scheint die Verwirrung nur noch größer zu werden und die Lösung derselben ganz unmöglich. Hat es z. B. in Deutschland schon Märchen gegeben, ehe die durch persische, arabische, lateinische und deutsche Uebersetzungen vermittelten indischen Märchenstoffe hier herkamen, so waren dieselben entweder in Deutschland, oder richtiger gesagt innerhalb der germanischen Völkerstämme nach ihrer Trennung von den anderen arischen Nationen entstanden, oder ein mehr oder weniger gemeinsames Erbstück der indogermanischen Völkerfamilie überhaupt. In diesem letzteren Falle aber könnte es sich doch sehr leicht treffen, daß das Märchen, das aus neueren indischen Quellen durch jene Uebersetzungen vermittelt nach Deutschland kam, dort schon längst, wenn auch nur nationalisirt und damit modificirt, vorhanden war, und beide Erzählungen sich jetzt wieder zu einer vereinigten. Die ungemeine Verbreitung der nachweisbar in letzter Instanz indischen Märchenbücher macht es gerade zu höchst wahrscheinlich, daß dieses gar häufig der Fall war. Denn unter dem Volke verbreitet sich nur das rasch und leicht, was ihm schon nicht ganz fremd und ungewohnt ist, für das seine Seele durch Erfahrung disponirt ist. Nehmen wir aber das an und neigen zu der Ansicht hin, daß die deutschen Volksmärchen im Allgemeinen aus einer doppelten Quelle entstanden seien, aus Mythen und mythenartigen Er-

Digitized by Google

zählungen, die aus der Urzeit der arischen Völkerfamilie herrühren oder von den Germanen selbst gebildet wurden, und aus den durch Uebersetzungen in christlicher Zeit hierher verpflanzten indischen Märchenstoffen, dann wird es fast ganz unmöglich sein, das Alter und die Herkunft der einzelnen Bestandtheile dieser Dichtungen auch nur mit einiger Sicherheit zu bestimmen. Erst, wenn diese und verwandte Studien viel weiter vorgeschritten sein werden, man die Eigenthümlichkeiten der Volkspoesie jeder Nation viel schärfer erkannt haben wird, als dieses bisher möglich war, erst dann wird, wenn überhaupt jemals, eine Trennung der Elemente möglich sein, aus denen der Strom der Märchenpoesie zusammengeflossen ist, und der nun schon durch lange Jahrhunderte vereint die geistigen Bedürfnisse unzählicher Menschen gestillt hat, ohne daß diese fragen, woher ihnen dieser Lebensquell entströmt sei.

Ist aber dieses die Sachlage auf unserm Gebiete, dann wird man auch noch in das Bekenntniß, oder wenn man lieber will, in die Klage Liebrechts einstimmen dürfen. „Immer wieder von Neuem drängt sich Jedem, der die dichterischen Erzeugnisse der verschiedenen Völker durchforscht, bei weiterem Fortschreiten auf diesem Gebiete die Betrachtung auf, wie schwierig bei gegebener Gelegenheit die Grenzlinie zwischen der neuschaffenden Thätigkeit des menschlichen Geistes und seiner blos wiedergebärenden Triebkraft zu ziehen sei, oder, um mich deutlicher auszudrücken, wie schwierig sich in jedem einzelnen Falle die Entscheidung treffen läßt, ob irgend ein vorliegendes poetisches Product ein ursprüngliches oder ein anderes woher entlehntes sei. Es können aber selbstverständlich nur solche Dichtungen Anlaß zu dieser Frage geben, die eine innere oder äußere Verwandtschaft mit anderen besitzen oder zu besitzen scheinen. Daß nämlich diese Verwandtschaft nicht schlechthin und ohne Weiteres Entlehnung annehmen lasse, ist hinlänglich bekannt, indem bereits darauf hingewiesen worden, wie es eine Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes sei, selbst in den von einander fernsten Zonen Gleichartiges zu erzeugen." Und es wird ferner nach alledem Niemanden Wunder nehmen, wenn noch heute bei der wissenschaftlichen Durchforschung eines Märchenkreises, trotz aller Untersuchungen, doch noch fast dieselbe Methode angewendet und nach denselben Gesichtspunkten gearbeitet wird wie früher. Niemand wird sich freilich die Resultate jener Forschungen im Einzelnen entgehen lassen, aber sich doch durch das Machtwort des berühmten Orientalisten, daß die Stoffe aller Märchen in unserer Aera aus Indien nach dem Westen geflossen seien, nicht abhalten lassen, selbst in den ältesten Erzeugnissen der griechischen Literatur nach Märchen zu suchen.

Von diesem Standpunkt aus hat auch der Verfasser obengenannter Schrift seine gelehrten Untersuchungen über einige Erzählungen der Odyssee angestellt und sich nicht abhalten lassen von „altgriechischen Märchen in der

Odyssee“ zu sprechen. Herr Gerland sucht nämlich zu beweisen, daß den Erzählungen der Odyssee von der Insel der Phäaken, welche nach den von ganz anderen Gesichtspunkten aus ausgehenden Untersuchungen Kirchhoffs über die Composition der Odyssee zu den jüngsten Bestandtheilen des großen Gedichtes gehören, ein Märchen zu Grunde liegt, das sich in einer im Einzelnen modificirten aber doch in seiner Gesammtheit wohl erkennbaren Fassung auch in einem Märchen der Sammlung des Somadeva (1103 n. Chr. u. kurz nachher abgefaßt), erhalten habe.

Manchem klassisch gebildeten Schulmanne, der bei der Herbeiziehung eines soweit abliegenden Stoffes zur Erklärung der Entstehung von Gesängen seines Homers etwas ängstlich zu Muth wird, wird es vielleicht schon etwas zur Beruhigung dienen, daß schon Welcker jener Erzählung von den Phäaken und den Inseln der Seligen nicht nur einen nicht ursprünglich griechischen Ursprung zugeschrieben, sondern in dem kunstreichsten Gebilde der Poesie einen Bestandtheil aus dem Lande nordischer Barbaren aufgezeigt hat. Welcker bringt die homerische Dichtung in Verbindung mit der alten, uns aufbewahrten Sage von den „teutonischen Todtenschiffern“, und erklärt: Mir hat sich die Ueberzeugung aufgedrungen, daß diese Schiffer, die sich aus dem weiträumigen Oberland, aus dem Bereiche der gewaltsamen Kyklopen in die Abgeschiedenheit zurückzogen und fern von den erwerbsamen Menschen und unzugänglich ihren Angriffen leben, den Göttern hingegen nahe stehen und in den glücklichen Himmelsstrichen, wo Elysion liegt und das Hyperboräer Land, in ewigem Frühling ein heiteres, harmloses Leben führen, stets vergnügt bei Mahl, Saitenspiel und Tanz, die nur schiffen, um die in der Irre Umherschweifenden zur Heimath zu bringen, deren Schiff ohne Steuer seinen Weg von selbst findet und niemals Gefahr läuft, daß die Dunkelmänner vom Küstenlande, die von Dunkel umhüllt in der Nacht fahren, ohne daß des Windes, der sie treibt, gedacht wird, und ihren Mann in tiefem, dem Tod ganz ähnlichen Schlaf zur Heimath bringen und keinem die Fahrt verweigern, nichts anderes sein können, als die Fahrmänner des Todes in irgend einer ausländischen entfernten Religion und Sage, die in die hellenische Heldenpoesie gezogen, eine schöner erfundene Bestimmung nie erhalten konnten, als die, den geprüften Dulder Odysseus nach allen Irrfahrten in seine oberirdische Heimath zurückzubringen.“ (Kleine Schriften II. S. 14.) Ohne auf diese Deutung Welckers, die Gerland gewiß nicht unbekannt war, Rücksicht zu nehmen, hat dieser nun ausgeführt, wie die Erzählung der Irrfahrten des Odysseus mit der Geschichte des Brahmanen Saktidewo, die Somadeva erzählt, verwandt sei und die homerischen Phäaken mit den indischen Widyâtharen, Halbgöttern von himmlischer Weisheit und Unsterblichkeit, vollendeter Schönheit und Glück-

seligkeit, die die goldene Stadt bewohnen, identisch seien. — Es würde zu weit führen, wollten wir die Aehnlichkeit beider Erzählungen hier im Einzelnen nach Gerland aufzählen. Manche derselben sind wirklich frappant, doch treten auch sehr bedeutende Verschiedenheiten hervor, die unseren Verfasser zu der Ansicht bestimmen, daß die homerische Erzählung weder indischen Ursprungs sei, noch die indische griechischen Quellen entlehnt sei. Gerland wird in dieser seiner Ueberzeugung besonders noch dadurch bestärkt, daß sich dieselbe Erzählung in durchaus selbständiger und doch durchaus verwandter Form bei anderen Völkern wiederfindet. Aus allen möglichen Literaturen, die merkwürdigen Sagen der Polynesier nicht ausgeschlossen, werden dann ähnliche Sagen nachgewiesen, um den Schluß zu rechtfertigen, daß das Märchen von den Phäaken und dem Besuch des Odysseus bei ihnen nichts Anderes sei als eine selbständige Version eines indogermanischen Mythos und daß diese Version der Odyssee eine den Griechen eigenthümliche und nirgendher entlehnte sei.

Ohne der Gelehrsamkeit unseres Verfassers, der durch seine Fortsetzung der Anthropologie von Waitz schon in weiteren Kreisen sich vortheilhaft bekannt gemacht, irgendwie nahe treten zu wollen*), und ohne zu verkennen, daß seine Art, mythische Erzählungen aller möglichen Völker mit einander zu combiniren, um dann aus diesen Combinationen die Grundzüge und Urbestandtheile dieser Mythen zu reconstruiren, nicht von der Weise abweicht, wie diese Forschungen von manchen Autoritäten auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie getrieben wurden, können wir doch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß der Werth unserer Untersuchung mehr in der Zusammenstellung der verwandten Erzählungen als in deren mythologischer Ausdeutung zu bestehen scheint. Wie schon gesagt, dieselbe übertrifft nicht andere bekannte Versuche ähnlicher Art durch die Kühnheit oder, sagen wir besser, Willkürlichkeit ihrer Combinationen, sondern wir möchten unsere Vorbehalte gegen diese ganze Art, vergleichende Mythologie zu treiben, richten. Mag dem aber nun sein, wie ihm wolle, das Verdienst wird man Gerland nicht absprechen können, daß er durch seine Behandlung der homerischen Erzählung von den Phäaken die Aufmerksamkeit aller derer, denen es mit Erforschung der Entstehung dieser ältesten, in allen Kreisen bekannten epischen Dichtungen ein Ernst ist, von Neuem auf einen Punkt geleitet hat, von dem sie bisher nur von Einzelnen untersucht worden sind, daß er überhaupt der gesammten Märchenforschung, welche in Deutschland seit dem Eingehen der besonders

*) Der Schreiber dieser Zeilen hätte dem Verfasser nur noch ein Märchen nachweisen können, das sich gleichfalls auf diesen Kreis bezieht, und in Sicilien erhalten ist. Dasselbe wird sich demnächst in einer größeren Sammlung sicilianischer Märchen, die noch diesen Herbst im Verlag von W. Engelmann in Leipzig erscheinen wird, Bd. I. S. 105 u. f., abgedruckt finden.

Digitized by

für sie fruchtbringenden Zeitschrift Benfey's „Orient und Occident", ihr Organ verloren hat und zurückgegangen ist, eine neue, heilsame Anregung gegeben hat.

Drei Briefe von Joh. Heinr. Voß.

Als die kurpfälzischen Lande auf dem rechten Rheinufer im Jahre 1803 an Baden kamen, war es eine der ersten Bemühungen des neuen Kurfürsten Carl Friedrich, für die Universität Heidelberg, die unter der Regierung der letzten pfalz-bairischen Fürsten von ihrer früheren Höhe tief herabgesunken war, neue und bedeutende Lehrkräfte zu gewinnen.

Während die Einladungen zur Besitznahme verschiedener Lehrstühle nach allen Richtungen ausgingen, geschah es, daß im September 1804 Joh. Heinr. Voß durch Carlsruhe reiste und sich dort einige Tage aufhielt.

Durch zwei Briefe Hebel's, des alemannischen Sängers, der trotz so Vielem, was sie unterschied, doch als Dichter und Mensch gar manche Aehnlichkeit mit dem Dichter der „Luise" besaß, ist uns über diesen Aufenthalt Einiges überliefert*). Wir erfahren auf diese Weise, daß er sich gern in dem Drechsler'schen Kaffeehause aufhielt, wo sich damals die gebildeten Männer Carlsruhes versammelten und dort in behaglichem Zwiegespräch ihr gewohntes Pfeiflein rauchten. Er mußte auch einige Feste über sich ergehen lassen, Gedichte und Lorbeerkränze entgegennehmen; „er wurde hier sehr geehrt", erzählt Hebel, „blieb aber immer ruhig und fast gleichgültig dabey, als ob's ihm nicht gälte, und aß Trauben, nach wie vor."

Einer seiner Söhne studirte schon seit längerer Zeit bei Weinbrenner, der damals, noch nicht allzu lange aus Italien heimgekehrt, großen Ansehens genoß, die Baukunst. „Voß selbst", erzählt Hebel weiter, „wollte in Heidelberg seine Wohnung aufschlagen und da privatisiren. So leicht und sicher wäre er auch noch zu etwas mehr zu haben gewesen, wenn ein besserer Stern als das Sidus Rothweilanum über Heidelberg stünde, jetzt kommt er als Director des philosophischen Seminarii nach Wirzburg."

Das geschah nun aber nicht; der von der bairischen Regierung erlassene Schulplan schreckte ihn zurück. Dagegen wurden im Jahre 1805 von der badischen Regierung Verhandlungen mit ihm angeknüpft, die noch im Laufe dieses Jahres seinen Umzug nach Heidelberg zur Folge hatten. Er ging

*) Becker, J. P. Hebel. Band 1860. S. 169—171 (Näßlin) Briefe von Joh. Pet. Hebel an einen Freund. Mannheim 1860. S. 14,

Digitized by Google

dorthin, „in amtloser Mitwirkung für die erneuete Universität", wie er in seiner kurzen Selbstbiographie sagt und dann hinzufügt, daß er sich da „verjüngte zu Eutinischer Heiterkeit*)." Ueber seine Berufung nach Heidelberg geben die nachstehenden drei Briefe, deren Originale in meinem Besitze sind, näheren Aufschluß. Der erste ist an Weinbrenner, der zweite und dritte an den Geh. Ref. Hofer, dem das Unterrichtswesen unterstand, gerichtet.

Carlsruhe, October 1869.

Fr. v. Weech.

1.

Vorstadt Jena, Bachgasse, 15. Merz 1805.

Sie haben mir, theuerster Weinbrenner, durch meinen Sohn eine baldige Antwort auf meinen Brief, und, was mich bestürzt machte, eine gnädige Beilage des erhabenen Churfürsten angekündigt. Seit dem fühle ich mich, wie von Schwungfedern, aus meiner ländlichen Bachgasse noch dem schönen und milderen Heidelberg, dem neu aufblühenden Size der Gelehrsamkeit, fortgetragen; und ich wandle im Geist auf den Spuren der unsterblichen Männer, welche vor 200 Jahren Heidelberg durch Deutschland und durch das ganze gebildete Europa verherrlichten. Zwar unfähig in die Zahl der akademischen Lehrer gezählt zu werden, möchte ich dennoch mit Rath, mit Ermunterung des edleren Anwachses, mit gutem Beispiele, nicht unnüz meinen Plaz füllen; wenigstens war man hier so gütig, mir dergleichen Nuzbarkeit zuzutraun. Schon um die Augen der Welt anzulocken, so sagt der Politiker, und das politische Göttingen bezeugts, muß eine neue Akademie, wie ein neues Gebäude, ein wenig Blankes vom Giebel herscheinen lassen; wenn auch übrigens kein sonderlicher Werth an dem Schimmer ist. Wird jemand, der in der Achtung eines redlichen Liebhabers der Wissenschaft steht, als solcher am Size der Gelehrsamkeit ausgezeichnet; so hält man die Wissenschaft selbst für geehrt. Auswärtige drängen heran; und der Einheimische wird von etwas edlerem, als der Aussicht auf Versorgung, von inniger Liebe zu der Wissenschaft selbst, gehoben. Ohne einige Aushängezeichen, bleibt eine auch würdig besezte Akademie, wie z. B. Helmstädt, in der Dunkelheit.

Sehn Sie, mein Freund, was schwärmerische Sehnsucht vermag! Er, der von Natur kein Geck ist, verliert sich an die Grenze der Ruhmredigkeit. Zurück, mein ehmals bescheidener Geist!

Lieber sage dem biederen Manne, daß ich schon dadurch mich verdient machen kann, wenn ich seine Ideen über die großen Alten aus ihm heraus-

*) Paulus, Lebens- und Todeskunden über J. H. Voß. Heidelberg 1826. S. 32.

Digitized by Google

spinne, und ihn mit List an den Webstuhl locke; wenn ich an seinem klassischen Gefühl aus der schönen Italia mich erwärme, und die gesammelte Wärme mittheile; wenn ich — Nein, sage dem Bescheidenen nichts der Art; sage ihm bloß, daß zwischen Heidelberg und Carlsruhe mein Wagen und der seinige oft stäuben wird.

Mein Herz hebt sich bei dem Gedanken, unter dem menschenfreundlichsten der Fürsten Deutschlands, dem ich vor dreißig Jahren meine beginnende Thätigkeit zu weihen trachtete, noch am Abende meines Lebens nicht ganz unthätige Feierstunden zu verleben, und als einer der seinigen zur Ruhe zu gehn.

Was der großmüthige Pfleger der Wissenschaft und der feineren Menschenbildung über mich weiter verfügen wird, ziemt mir in ehrerbietigem Vertraun abzuwarten. Eine eigene Verlegenheit aber nöthiget mich, da die Entscheidung noch etwas anstehen kann, Sie, lieber Weinbrenner, um ein vorläufiges Wort der Wahrscheinlichkeit zu ersuchen.

Man vermutet in Weimar, daß diejenige Partei in Baiern, die meinen Freund Jakobi aus Eutin zur Münchner Akademie der Wissenschaften berief, auch mir, nachdem ich die Würzburger Stelle verbeten habe, einen ähnlichen Ruf zudenke; ich selbst weiß nichts näheres, als daß Jakobi meine Abneigung gegen alle baierschen Einladungen mit liebevoller Beredsamkeit umzulenken sich bemüht. Man geht damit um, meine unverhohlene Abneigung durch hiesige Gefälligkeiten, als durch Zusicherung eines Wittwengehalts, durch Einrichtung eines Absteigequartiers in Weimar und wahrscheinlich eine Pension zu der Naturalienlieferung, die ich genieße, zu verstärken. Der Erbprinz und Seine Frau Gemahlin, die Großfürstin, denen ich anhaltender Erkältungen wegen bisher noch nicht aufwarten konnte, haben mit beschämender Herablassung ihren Wunsch mich zu sehen geäußert; und wenn ich hinüberginge, so könnten leicht die schon erschollenen und vermuteten Anträge beschleunigt werden. Ich habe ohnehin Bande genug in Weimar und hier abzureißen; mehrere dazu würden die Trennung schwer, wenn nicht unmöglich machen. Gleichwohl ist Jenas schneidende Luft meinem Körper so wenig zuträglich, als Jenas Verfall meinem Geiste; nur in Heidelberg wünschte ich zu leben und zu sterben.

Die Aussichten dahin, die Sie mir geöfnet haben, habe ich sorgfältig verhehlt; selbst meinem Landsmann und Freunde Thibaut, als dieser bei seinem Rufe nach H. mich zum Vertrauten machte, und für sich von dortiger Wiedervereinigung zu träumen anfing. Aber nachdem einige Tage ein unstätes Gerücht von einer mir geschehenen Einladung nach H. sich verbreitet und wieder verloren hatte, meldete mir Thibaut, Ackermann hätte eine Anfrage von Prof. Wedekind, auf Veranlassung des Herrn Geh. Ref. Hofer

Digitized by Google

erhalten, ob ich wohl einer Einladung zu folgen geneigt wäre; und auf dessen Erkundigung hätte er meinen lebhaften Wunsch, dorthin unter annehmlichen und ehrenhaften Bedingungen versetzt zu werden, bezeugt. Hieraus könnte ein neues und glaublicheres Gerücht hervorgehen, und mich in die Klemme bringen.

Ueberwinden Sie also für diesesmal die Briefscheu, vor deren Gewalt ich übrigens alle Achtung habe, uud melden Sie mir mit drei Worten, wie die Sache steht, und wie Sie glauben, daß sie sich wenden werde.

Glück zur Genesung von der leidigen Gripe, und herzliche Grüße von uns beiden an Sie und die Ihrigen.

Voß.

2.

Jena, 29. Merz 1805.

Es war die reinste Hochachtung, was auf der Rückreise nach dem damals noch unumwölkten Würzburg mich antrieb, die Bekanntschaft eines edlen und für die Aufnahme der Wissenschaft thätigen Mannes mir zu wünschen. Schmeichelhaft ist von einem solchen Manne die schriftliche Versicherung des Wohlwollens. Den Guten nicht misfallen, heißt etwas mehr, als von vielen genannt werden.

Die gnädige Einladung Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht, welche Sie, Würdigster, mir ankündigen, erfüllt mein Herz mit der innigsten Dankbarkeit. Da einer aufstrebenden Akademie alles an rüstigen Arbeitern liegt, und die Mitwirkung eines rathwilligen Ermunterers vielleicht sehr entbehrlich ist; so erkenne ich mit tiefer Verehrung die über gemeines Rechnen erhabene Großmut, die aus solcher Einladung hervorleuchtet.

Desto mehr aber beklage ich das Hinschwinden meiner mit Liebe genährten Hofnung, als Bürger des glückseligen Badens, in dem schönen, durch Natur und aufblühende Wissenschaft anlockenden Heidelberg meine Tage zu verleben. Was eine weise Verwaltung mit freigebiger Hand darbietet, ist meiner Bescheidenheit mehr als genug, nicht — mit Erröthen sage ichs — dem Bedürfnisse eines, obgleich sehr genügsamen Ehemannes und Vaters. Eine genauere Anzeige widersteht mir; weil Ihnen, Verehrtester, meine Gesinnungen zu wenig bekannt sind, und ich leicht mir selbst unähnlich erscheinen könnte. Aller Verdacht des Niedrigen wird wegfallen durch das franke Geständniß, daß ich der reizenden Aussicht zu entsagen für Pflicht ansehe.

Ich drücke Ihnen mit treuherzigem Zutrauen die Hand und ersuche Sie, vor dem erhabenen Kurfürsten der Ausleger meiner dankbarsten und ehrerbietigsten Gefühle zu sein.

Joh. Heinr. Voß.

Digitized by Google

(Auf dem Briefe steht von der Hand des Geh. Ref. Hofer: Den 18. April 1805 geantwortet, daß Smus Elector Herrn Hofr. Voß jährl. 1000 fl. gnädigst bewilligen.)

3.

Jena, 26. Apr. 1805.

Aus Ew. Hochwohlgeb. gütigem Schreiben habe ich mit der frohesten Bestürzung ersehn, daß die Vorsehung mir dennoch den Weg zu dem herlichen, durch weise Pflege sich verjüngenden Heidelberg bahnen will. Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht großmütiges Anerbieten hebt alle Hindernisse der Versezung. Ich werde, obgleich mit schwerem Herzen, von meinen Gönnern und Freunden in Weimar und hier, von meinem ländlichen Hause, von meinem behaglichen Studirstübchen, von meinen gepflanzten Bäumen und Blumen mich loswinden, und folgen, wohin der edelste Kurfürst mit so ehrender Freigebigkeit zum stillen Anbau der Wissenschaften mich einladet. Kaum enthalte ich mich, meinen gerührtesten Dank und die Bezeugung des redlichsten Eifers für die heilige Sache der Menschenbildung, welche auch ohne Amtspflicht mich beseelen wird, geradezu an Se. Kurfürstliche Durchlaucht zu richten. Durch Bescheidenheit gehemmt, bitte ich Sie, Trefflicher, dem erhabenen Fürsorger Seines Landes, der auch mich Seines huldreichen Schutzes zu würdigen gesucht, meine ehrfurchtsvolleste Huldigung zu erklären.

Sr. Durchl. dem Herzog von Oldenburg, durch dessen Gnade für 20jährige Dienste mir ein ruhiger Lebensabend gewährt wurde, gebe ich heute die schuldige Anzeige der erfreulichen Einladung. Sie wird desto gefälliger vernommen werden, da der gütige Fürst selber für meine Gesundheit das paradiesische Heidelberg vorschlug. Dem durchl. Herzog von Weimar werde ich am ersten heiteren Tage persönlich für die zuvorkommende Begünstigung meines hiesigen Aufenthaltes Dank abstatten; bis dahin wird mein Freund Göthe mich vertreten. Gegen Johannis hoffe ich meine Angelegenheiten geordnet zu haben, und mich in einem heiteren Hause, wo möglich mit einem Garten, in oder vor Ihrem, nein unserem Heidelberg anzusiedeln.

Ihrem fortdauerndem Wohlwollen, Edelgesinnter Mann, empfehle ich mich mit der reinsten Verehrung.

J. H. Voß.

Digitized by Google

Correspondenz aus Oestreich.

„Ich habe mich längst darnach gesehnt, Eure Majestät auf österreichischem Boden begrüßen zu können“, ließen die Zeitungen den Kronprinzen von Preußen bei der ersten Begegnung mit dem Kaiser sagen. Die Worte werden wohl ein wenig anders gelautet haben und ebenso kann nur ein Mißverständniß die Nachricht in Umlauf gesetzt haben, zur Unterhaltung des Gastes sei auch eine große — Parade beabsichtigt gewesen. Für so kopflos oder so mechant darf man auch einen Hofbeamten nicht halten, daß er einen Beifall nur äußere, welcher unter den bestehenden Verhältnissen beide Theile hätte in Verlegenheit bringen müssen. Im Gegentheil läßt sich sagen, daß bei der möglicherweise recht wichtigen Zusammenkunft von beiden Seiten die würdigsten angemessenen Formen beobachtet wurden. Den beiderseitigen Wunsch nach Wiederherstellung besserer Beziehungen konnte und sollte man wahrnehmen, aber es wurde vermieden, eine Cordialität zu zeigen, welche denn doch noch nicht vorhanden sein kann. Und darum machte das Ganze einen besseren Eindruck, als nach der vorausgegangenen Stimmung im Publikum erwartet werden konnte. Denn so sehr ein verständiges Einvernehmen zwischen beiden Mächten längst ersehnt wurde, so ekelhaft allen unabhängigen Leuten das Gekläff und Genörgel der Officiösen an der Donau wie an der Spree war, mit so viel Mißtrauen man die große Politik des Grafen Beust verfolgte: die endliche Anbahnung der aufrichtigen Verständigung erfolgt unter Umständen, welche wieder die Befriedigung nicht recht gedeihen lassen. Das Band, welches die Furcht vor einer Revolution in Frankreich und die Sorge um die Erhaltung der bonapartischen Dynastie um die Herrscherfamilien schlingt, sei es nun dauerhaft oder nicht, ist nicht nach dem Geschmack der Völker, gewiß nicht der Oestreicher, welche für die Heilige Allianz die Kosten fast ganz allein zahlen mußten und noch immer zahlen, da sie fort und fort als die schändlichen Anstifter alles Bösen, die Preußen nur als die unschuldigen Verführten dargestellt werden. Zudem sind die feurigen Umarmungen von 1864 und 1865 noch bei Jedermann in zu lebhaftem Andenken.

Natürlicherweise werden die literarischen Trabanten der Depossedirten nicht müde, zu predigen, daß Freundschaft mit Preußen nun und nimmermehr etwas anderes bedeuten könne, als Erwürgung unserer „jungen Freiheit“, neue blutige und kostspielige Kriege mit obligatem preußischen Verrath. Welche Purzelbäume jene legitimistischen Republikaner oder revolutionären Legitimisten zum Besten geben, das grenzt an das Unglaubliche. Wie in

der beinahe vergessenen Zeit, als noch „die grünen Hefte“ mittelst allerlei verwegener Künste, Vertauschung der Bücherpackete auf der Censur u. dergl. hier ins Land geschmuggelt wurden, tauchen, man weiß nicht woher und wie, Flugschriften ohne Verfasser, Ort und Jahr auf, bald blutig roth gefärbt, bald gelbweiß, rothweiß u. s. w., aber alle einig darin, daß es für Oesterreich kein vitaleres Interesse gebe, als im Verein mit Frankreich über Preußen herzufallen und den König von Hannover wieder einzusetzen. Ueber den Erfolg ist den Paladinen des Welfen nicht bange. „Die Geister aller der beraubten Fürsten bilden an und für sich eine Armee und schlagen mit, um den modernen Richard zu entthronen!“ tröstet eine von den anonymen Broschüren. Dieses Pröbchen zeigt zur Genüge, welche „Geister“ den Spuk treiben. Doch wie Preußen einmal Glück hat, wird es sich auch vor diesen Feinden nicht lange mehr zu fürchten haben: denn point d'argent . . . !

Unmittelbar nach der Abreise des preußischen Kronprinzen erfüllte die Stadt das Gerücht von dem Selbstmorde eines altadlichen Herrn, des Grafen Wradislaw, Maltheser-Ritters und Oberstküchenmeisters. Man rühmte ihn allgemein als einen Mann von den besten liebenswürdigsten Formen, als einen Edelmann im besten Sinne des Worts. Auch er hatte sich in den Bankschwindel hineinreißen lassen, konnte, als die unvermeidliche Katastrophe hereinbrach und die klugen Leute, welche ihn vorgeschoben hatten, sammt ihrem Schäflein längst auf dem Trocknen waren, seine Verbindlichkeiten nicht erfüllen und bezahlte mit seinem Leben. Die Bank aber, welche diesen Mann zu Grunde richtete, ist dieselbe „Wiener Bank“, zu deren Hauptgründern König Georg gehört. In den Grenzboten stand vor vielen Monaten ein Artikel über das Bankfieber in Wien und den wahrscheinlichen Ausgang der Krankheit; aber die damalige Schilderung ist ja völlig verblaßt neben dem, was sich später wirklich zutrug. Die Gründung jener Wiener Bank machte Hunderte, Tausende von Menschen geradezu wahnsinnig. Als ob nicht jeder Realschüler heutzutage seinem Vater von John Law und seinen Wundern erzählen könnte und als ob nicht in Wien selbst erst vor dreizehn Jahren der Schwindel mit den Creditactien erlebt worden wäre, — so ließen sie sich die gewöhnlichsten Mittel der Reclame und die gewöhnlichsten Taschenspielerkunststücke der Börse verblenden und übertölpeln. Die Bank trieb nämlich ihre Actien auf die allereinfachste Art in die Höhe: sie kaufte sie selbst auf, zu immer höheren und höheren Cursen, und war daher, als sie Zahlung leisten sollte, augenblicklich fertig. Daß sie überhaupt noch existirt, dankt sie, wie es heißt, den Zuschüssen des Königs von Hannover, dem seine Rathgeber wahrscheinlich versprochen hatten, sie wollten seine Millionen vermillionfachen, damit der Rachezug gegen Preußen unternommen werden könne. Jetzt dürfen die Werbungen noch etwas vertagt bleiben und auch

Digitized by Google

die Razionen für die Preßlegion etwas verkürzt werden. Denn was er in die Wiener Bank gelegt hat, das liegt dort ohne Zweifel mehr fest als gut.

Uebrigens scheint man sich in Norddeutschland unrichtige Vorstellungen von dem „Hof in Hietzing" zu machen. Was in den inneren Gemächern des „Stöckels" gesonnen und geplant werden mag, kann man freilich nicht wissen; wahrnehmen läßt sich nur, daß die Herrschaften in größter Zurückgezogenheit leben, aus welcher sie fast nur heraustreten, wenn es gute Musik zu hören gibt. Den Sommer über wohnen sie dann so still am Traunsee, wo der König eine Villa gekauft hat. Daß der berufene „Welfenschatz" und der fabelhaft aus Silber getriebene „Upstallboom" noch immer im Oesterreichischen Museum ausgestellt ist, kann man doch nicht als eine Demonstration gegen den Nordbund betrachten, und wenn einige Gesangvereine dem blinden Könige musikalische Treue geloben, so wird das den Weltfrieden um so weniger stören, als die gesinnungslosen Sänger sicherlich bereit gewesen wären, dem Erben von Hohenzollern dieselbe Huldigung darzubringen. Der Besuch des Letzteren wird freilich die Hannoveraner tief betroffen haben, aber je eher ihre letzten Illusionen zerstört werden, desto besser für sie. Sich zu beklagen, haben sie keinen Grund, da ihnen ja längst von der österreichischen Regierung der beiderseitige Standpuukt klar gemacht worden war. Aber posirliche Gesichter machen die Politiker, welche sich mit der Hoffnung schmeichelten, den Grafen Beust doch noch zur förmlichen Allianz mit Frankreich zu drängen, deren Ziel die Wiederherstellung des alten Bundes und des alten segensreichen Verhältnisses von Oesterreich zu Deutschland sein sollte — alles im Namen der Freiheit. Einer von diesen Prätorianern — man nannte hoffentlich irrigerweise den Namen eines durch seine Versatilität bekannten Abgeordneten — hatte unlängst eine ihm und seiner Partei zur Schmach gereichende Denunciationsschrift gegen eine Anzahl Mitglieder des Reichsrathes drucken lassen, welche er das „junge Deutsch-Oesterreich" taufte. Weil erstere, fast durchweg Männer von erprobter Gesinnung, sich zuerst als Deutsche und dann erst als Oesterreicher fühlen, weil sie im Reichsrath auf rückhaltlose Auseinandersetzung mit dem Nordbund drangen, wurden sie kurzweg als Vaterlandsverräther hingestellt, und das mit Manieren, welche an die schlimmsten Zeiten politischen Fanatismus und des Denunciantenwesens erinnerten. Aber der Effekt war kläglich. Alle unabhängige Journale schlugen den öffentlichen Ankläger derb auf den Mund und das Publikum nahm gar keine Notiz von ihm. Wer sich noch über die Stimmung der Deutschen in Oesterreich täuscht, der will eben getäuscht sein. Sie wünschen Versöhnung, aber freilich nicht auf Kosten der bürgerlichen Freiheit. —

Das zweite Bein, auf dem der verjüngte Kaiserstaat hinkt, Böhmen,

Digitized by

scheint in eine Krisis treten zu sollen. Lassen Sie mich wenigstens die Eindrücke schildern, die ich von meiner Wanderung zur Wahlzeit empfing. Es ist unglaublich, wie glühend und allgemein jetzt das Nationalfieber grassirt und wie verhaßt das gegenwärtige System ist. Die hiesigen Declarantenwahlen waren wirklich frappant; der Beneschauer Candidat hatte eine Menge persönlicher Feinde unter den Wählern — sie kamen alle und wählten ihn; in Eule habe ich zwei Krüppel auf Krücken zum Wahltisch schleichen sehen, dort fehlte von allen Wählern kein einziger; in Beneschau von 149 nur 3. Es ging Alles in bester Ordnung her, man vermied ausdrücklich Alles, was einen Schatten von Anfechtbarkeit auf den Actus hätte werfen können. Der Jubel über die allgemeine Wiederwahl der Declaranten ist unbeschreiblich, und nicht am geringsten unter den Geistlichen; ich kenne von diesen etwa 30—40, die ich auf den Kirchweihen hinter Prag alle kürzlich gesprochen, und ich weiß keinen, der nicht seine Freude unverhohlen über dieses Resultat ausgesprochen; die jüngere Geistlichkeit hat sich sogar stark activ bei der Agitation betheiligt. So gut orthodox nämlich der Clerus ist, so hat er vor dem gegenwärtigen Hußschwindel mit seinen kläglichen Aufzügen und Meetings nicht die geringste Bangigkeit; die Ernstesten schütteln den Kopf, wenn der Unsinn gar zu blamabel blüht, aber Niemand thut etwas Ernsthaftes dagegen, sie wissen, daß das jetzt nichts als politische Demonstration ist, und der Jubel ist allgemein, wenn sich die Regierung nur wieder einmal geärgert hat. Die Geistlichen wissen aber, daß ihnen diese Comödie viel weniger schadet, als ihnen der Bund der nationalen Partei gegen die Wiener anticoncordatlichen Gesetze nützen kann. Dieser läßt sie im geeigneten Falle nicht im Stiche, wie neulich in Sachen eines gewissen Borovy, der als antihussitischer Forscher das Votum etlicher ultrahussitischer Geschworener wohl fürchten durfte; als er aber in seiner Vertheidigungsrede sagte: „muß ich wirklich zur Civilehe rathen, weil sie die Regierung gestattet? Der Staat concessionirt Findelhäuser, er concessionirt Bordelle, darf ich darum meinen Pfarrkindern nicht abrathen, sie zu benutzen? Müssen wir wirklich von Allem Gebrauch machen, was die Regierung concessionirt?“ — das traf, es gab ein lautes vyborně und einstimmige Freisprechung. Die äußeren Tumulte sind wirklich das Wenigste, was der Regierung entgegensteht, die Stimmung auch der Besonnensten kann nicht verbitterter sein, als sie es ist. Die Leute weisen es mit Zahlen nach, daß die deutsche Zweidrittel-Majorität im Landtage (während nach der Seelenzahl nur ein Drittel deutsche Abgeordnete sein könnte), nur dadurch erreicht ist, daß die Regierung die czechischen Wahlkreise sehr groß, die deutschen sehr klein gemacht und die gemischten aufs Schlaueste vertheilt hat. Nun handelt freilich in Wahlsachen jede Regierung möglichst nach ihrem Vortheil und eine czechische würde es muthmaßlich noch pfiffiger

Digitized by Google

anzudrehen wissen; aber das Geschrei über Verkürzung und Ungerechtigkeit kann man bei so bewandten Dingen Niemandem verbieten. Dazu kommt, daß die Regierung öffentlich ein wohlwollendes und unparteiisch lautendes Wahlcircular hat ergehen lassen, im Geheimen aber ein anderes, das zu allen möglichen Wahlbeeinflussungen aufforderte. Das Ding war kaum von Wien abgesendet, als es die Prager „Politik“ schon abdruckte und im Voraus versprach, alle etwaigen nachfolgenden geheimen Circulare ebenfalls sofort zu bringen. Und das geht im Großen wie im Kleinen so. Neuerdings denuncirte ein deutscher Privatbeamter einen czechischen Agitator heimlich bei Koller, am anderen Tage wußte dieser nicht nur jede Silbe der geheimen Unterredung, sondern auch das Memorandum, das sich Koller im Geheimbuche gemacht, verbotenus.

Der Religionsfond, den die Regierung aus den früher eingezogenen geistlichen Gütern besitzt, wird zu allem Möglichen außer zur Aufbesserung der Unterrichtsanstalten benutzt. 20 Millionen daraus sollen in die anderen Provinzen fließen; ein Geistlicher erzählte mir, daß er selbst längere Zeit habe die Quittungen für Pensionsgelder, die aus diesem Fonds an Maitressen hochgestellter Persönlichkeiten gezahlt worden, mitzuunterzeichnen gehabt. So hat der Prager Domprobst 30,000 fl. Gehalt; die meisten Capläne freilich nur 150 fl., wovon sie noch 100 fl. für die Kost abgeben, und man kann 20 Jahre lang Kaplan sein; die Lehrer stehen noch schlechter. Wie die Schulen im Innern des Landes aussehen, davon hat ein Norddeutscher keinen Begriff. Wie eifrig aber in diesen Schulstuben, die oft reine Spelunken sind, speciell czechische Sachen jetzt betrieben werden, kann man nur im Vergleich mit der früheren Zeit, wo nur das Deutsche Mode war und die Geistlichen nicht einmal richtig Böhmisch schreiben konnten, ermessen. Damals lud unsere Wirthin, um mit ihren Sprachkenntnissen zu prunken, unermüdlich jedes Jahr zum „Horronationsball“ im Gasthof „zur goldenen Stern“ ein; jetzt liest und erklärt sie den Stammgästen die Národní listy. — Das vielgetadelte Wegbleiben der Czechen aus dem Landtage finde ich von ihrer Seite aus sehr plausibel, sie wissen, daß doch alle Gesetze gegen ihren Willen durchgehen würden und sie sie auf diese Weise doch nicht mit sanctioniren. Schlimmer als jetzt könne es für sie auf keinen Fall werden, meinen sie. „Wären wir preußisch, so hätten wir jedenfalls gute Finanzen und ein geordnetes Verwaltungssystem“ auch die Geistlichen sind vielfach fest überzeugt, daß sie unter preußischer Regierung viel gesichertere kirchliche Zustände haben würden, als hier. Freilich ist die Furcht vor einer Germanisirung wie in Posen so groß, daß sich Niemand diesen Fall wünscht. Man rechnet so: die östreichische Regierung begünstigt immer die Ungarn, um der Slaven Herr zu werden und umgekehrt, und da jetzt die Ungarn wieder gar so unver-

Digitized by Google

schämt werden, wird sie nächstens wieder einmal Alles für die Slaven thun, wie bisher für die Ungarn. Das Schlimme ist, daß wir Deutsche dann alle Aussicht hätten, gerade so in Böhmen Ambos zu werden, wie wir es jetzt in Ungarn sind, denn daß das Wort „Gleichberechtigung" nur eine Fiction ist, wissen die Czechen selbst recht gut. Eigentlicher Deutschenhaß ist mir auf meinen Wanderungen nicht begegnet, man hat uns Norddeutsche gar nicht ungern; von den Preußen im Jahre 66 spricht man mit aller Achtung; und zuvor war diese wahrhaftig nicht vorhanden. Auch in eine Hußfeier bin ich seiner Zeit einmal in Beneschau hineingerathen; Illumination, Festzug mit obligatem Rindvieh, da gerade Eintreibungszeit war, weißgekleidete Jungfrauen, Feuer auf den Höhen u. dgl. mehr. Ich fragte eine der Enkelinnen Libussa's, die in der Unschuldsfarbe functionirte, was denn eigentlich mit dem Huß gewesen sei, worauf sie meinte, sie wisse nur, daß der Mann verbrannt worden sei, — darum werden auch heute wieder Feuer abgebrannt. In allen Dingen kann man beobachten, daß Naivetät und Bosheit hier einen Bund geschlossen haben, mit dem schwer fertig zu werden ist.

Jetzt ist das große Interesse die bevorstehende Ankunft des k. k. Reichschirurgen, der das Nervenzucken der einzelnen Glieder am Leibe Austria's durch Amputation heilt. Die Czechen hassen den Grafen Beust weit weniger als das cisleithanische Ministerium. Er ist gerade in der Versöhnungslaune, und da er das Aeußerste sich abgerungen hat, mit Preußen schön zu thun, sollte er anstehen, die Czechen ans Herz zu drücken?

Literatur.

Die Selbstverwaltung des Steuerwesens im Allgemeinen und die russische Steuerreform. Mit besonderer Berücksichtigung der Projecte der Allerhöchst verordneten russischen Steuerreform-Commission. Zugleich ein Beitrag für die Kenntniß innerrussischer und baltischer Zustände und Parteien. Von Dr. Karl Walcker (Berlin, bei W. Peiser, 1869).

Nach längerer Zeit haben wir es zum ersten Male wieder mit einem Buch zu thun, das den Versuch macht, das Evangelium von der Herrlichkeit des modernen russischen Liberalismus zu predigen und für die Tadellosigkeit desselben Propaganda zu machen. Daß der Verfasser wenig Anlage hat, der apostolischen Mission gerecht zu werden, die er sich zur Aufgabe gemacht, verräth er leider schon auf den ersten Seiten seiner umfangreichen Schrift, deren Titel bereits ankündigt, daß dieselbe de rebus cunctis ac universis et quibusdam aliis handeln soll. Unsere Zeit hat bekanntlich reichere Erfahrungen über die Fehlbarkeit der liberalen Schulweisheit gemacht, als irgend ein anderer Abschnitt der neueren Geschichte. Nichtsdestoweniger

Digitized by Google

steht der Verfasser auf dem Standpunkt jener doctrinären Schulweisheit, die sich mit Hilfe eines gehörig auswendig gelernten Lehrbuchs der Staatswissenschaften zur Lösung aller Aufgaben anheischig macht, welche die praktischen Staatsmänner seit Jahren beschäftigen, gerirt er sich als einer jener Ritter vom sprudeluden Dintenfaß, denen Mephistopheles schon vor einem Menschenalter zugerufen hat:

Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern,
Was Ihr nicht faßt, das fehlt Euch ganz und gar,
Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, sei nicht wahr,
Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht,
Was Ihr nicht münzt, das, meint Ihr, gelte nicht.

Das vorliegende Buch zerfällt in mehrere Theile, von denen zwei die direkte Aufgabe haben, die Bestrebungen der gegenwärtigen inneren Politik Rußlands zu verherrlichen, was der dritte (der Reihenfolge nach der Zweite) eine Kritik sämmtlicher bisher aufgestellter Steuersysteme und ihrer Grundlagen enthält. Trotz der Vielgestaltigkeit und Größe dieser Aufgaben hat der Verfasser aber noch Zeit und Lust im Vorübergehen eine große Anzahl von Problemen spielend zu lösen, von denen jedes einzelne nicht nur einen, sondern eine ganze Reihe von Männern fordert. Dahin gehören die orientalische Frage, die europäische Finanznoth, die Calamität der großen stehenden Heere, die polnische Frage u. s. w. Ueberall weiß der Verf. Bescheid und überall versichert er, daß man nur auf seinen Rath zu hören brauche, um sich die Uebel vom Halse zu schaffen, an denen unser Welttheil laborirt. Als Hauptübel sieht Herr W. den „europäischen Chauvinismus" an, der Rußland mit einem völlig unbegründetem Mißtrauen heimsuche und englischer Oligarchenwirthschaft zu Liebe, diesen Staat daran verhindere, seiner providentiellen Aufgabe am Bosporus und am schwarzen Meer gerecht zu werden. Man hat ja nur nöthig, von diesem Mißtrauen zu lassen, Rußland freie Hand zu geben, alle stehenden Heere abzuschaffen und Milizen einzuführen, Polen aus russischen in preußische Hände übergehen zu lassen, und wir befinden uns in jener besten Welt, deren zauberhaftes Bild Voltaire's Candide und vor diesem schon Lord Bacon's nova insula Utopia dem Beschauer enthüllte. — Herr W. weiß das Alles nicht nur selbst ganz genau, sondern er weist aus einer Handvoll von Citaten (die zwischen zufälligen Artikeln der „Grenzboten", des Lehmann'schen „Magazins", der Werke Gneist's und des Autors eigenen Schriften absolut keinen Unterschied zu machen wissen) nach, daß dieselben Anschauungen bereits von den besten Männern der Zeit zufällig oder nicht zufällig geäußert worden seien. Mit einer Kritiklosigkeit, die geradezu unvergleichlich genannt werden kann, werden die verschiedensten, ja heterogensten Thatsachen und Ideen zusammengeworfen und alle gleich categorisch besprochen und kritisirt. Ob es sich um die Erzählung eines namenlosen Feuilletonisten, eine kurländische Jagdgeschichte, eine offiziöse Zeitungsente oder aber um die fundamentalsten Werke der Wissenschaft handelt, ist Herrn Walcker völlig gleichgültig. Was ihm auf dem vielgewundenen Wege seiner Analyse aller Steuersysteme und seiner Nachweise für die theoretische Unfehlbarkeit der neueren russischen Reformen begegnet, wird mit in den Topf geworfen und zu dem Trank gebraut, aus dem ein Zug den Durst auf ewig stillen soll. Die richtige, mit logischer Consequenz auf Gneistschen Voraussetzungen aufgebaute theoretische Formel ist die Panacee, mit der dem betreffenden Zeitbedürfniß abgeholfen wird.

Digitized by Google

Am werthvollsten, ja eigentlich allein werthvoll, ist das zweite Buch dieses Werkes, das durch die siegesgewisse Naivetät seines Verfassers ebenso merkwürdig ist, wie durch die Mannigfaltigkeit seines Inhaltes. Hier handelt es sich freilich nicht um viel mehr, als um einen Auszug aus den Akten der vor einigen Jahren niedergesetzten Comission zur Prüfung des gesammten russischen Steuerwesens. Es wird hier nicht nur eine Darstellung der tiefgreifenden Reformen, welche die Regierung vorbereitet, sondern zugleich ein lehrreiches Bild des gesammten russischen Steuer- und Prästandenwesens, eine werthvolle Ergänzung dessen geboten, was man in Westeuropa überhaupt von dem System der russischen Staatswirthschaft weiß. Zugleich gewinnt der Leser die Möglichkeit, mit den wirthschaftlichen Aufgaben näher bekannt zu werden, zu deren Lösung die russischen Provinzalversammlungen, diese ersten Versuche zur Begründung russischer Selfgovernments und administrativer Decentralisation, gegründet worden sind und in denen Optimisten bereits den Uebergang zum constitutionellen System sehen. Die Walcker'sche Schrift gibt nicht nur über Wesen und Zusammensetzung dieser Versammlungen Aufschluß, sondern berichtet zugleich über die wichtigsten Arbeiten und Resultate derselben. Freilich spielt dem Verfasser auch hier seine Voreingenommenheit für Institutionen, die aus dem liberalen Schulkatechismus hergeholt sind, über deren Verpflanzbarkeit nach Rußland aber die begründetsten Zweifel bestehen, manchen argen Streich, und die Urtheile, welche über Personen und Parteien gefällt werden, haben, wenn nicht immer, so doch sehr häufig, die Präsumption des Gegentheils für sich. Gerade wie ein großer Theil der liberalen russischen Presse, täuscht der Verfasser sich absichtlich über die traurigen Erfahrungen, welche man auf wirthschaftlichem Gebiet mit dem Emancipationsgesetz vom 19. Februar 1861 gemacht hat, indem er zugleich unerörtert läßt, daß die demokratische Basis der russischen Landgemeindeordnung von den Bauern selbst vielfach als Uebelstand empfunden wird. Den eigentlichen Kern der wirthschaftlichen Calamität hat Herr Walcker ganz richtig in dem ungetheilten Gemeinbesitz gefunden, aber er erweist sich als ächter Doctrinär, indem er dieses nationale Institut mit einem einzigen kaiserlichen Federstrich vernichten zu können glaubt.

Von den übrigen Theilen des Walckerschen Buchs können wir leider Nichts lobend hervorheben. Ueberall verräth sich das Bestreben, die Regierungspolitik durch Dick und Dünn zu vertheidigen und selbst über die Greuel der Wirthschaft, welche die russische Demokratie in Litthauen und Polen treibt, weiß der Verf. mit einigen Phrasen über den feudalen Charakter des polnischen Adels hinwegzugleiten. Charakteristisch ist, daß er die schwere Bedrängniß der katholischen Kirche in diesen Ländern durch den Vorschlag beseitigen zu können glaubt, man möge einige Dutzend liberaler Priester aus Italien verschreiben! — Am Schlimmsten und Verwerflichsten sind die leichtfertigen Urtheile, welche über baltische Zustände und Parteien gefällt werden. Für das gute Recht und den Werth der angestammten Verfassung seines Vaterlandes hat der Verfasser absolut kein Verständniß und es nimmt sich wie Hohn aus, wenn er der Bedrängniß des deutschen Elements an der Ostsee durch bedingungslose Hingabe an den Petersburger Liberalismus ein Ende zu machen räth.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXVIII. Jahrgang. II. Semester.



Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

№ 43.
Ausgegeben am 22. October 1869.

Inhalt:

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1869.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Nach der Kammerauflösung.

Aus München, Mitte October.

Daß man beim Zusammentreten des bayrischen Landtags absonderliche Dinge erleben werde, ließ sich voraussehen, sobald das Wahlresultat bekannt geworden war. Ueberraschend kam nur dies, daß gleich im ersten Moment die Lage als eine unlöslich verwickelte sich darstellte. Zufällig sollte es sich finden, daß die Parteien sofort in numerisch gleicher Stärke auseinanderstießen, sodaß selbst die Constituirung der zweiten Kammer unmöglich wurde. Nur ist dieser Zufall darum nicht minder bezeichnend, er ist im Gegentheil das beredteste Symptom für die Lage, in welcher sich der größte der seit dem Prager Frieden der internationalen Selbständigkeit sich erfreuenden Südstaaten befindet. Ja man wird beinahe aufhören müssen, von Zufall zu reden, wenn man sich erinnert, daß die Verhältnisse in Würtemberg, dem zweiten dieser Staaten, fast genau dieselben sind und zu ganz ähnlichen Scenen geführt haben. Daß die internationale Selbständigkeit ein sehr zweifelhaftes Geschenk sei, empfinden nun diejenigen am meisten, die am ungestümsten darauf pochten. Denn wiederum nicht zufällig ist es, daß der dritte Staat diese Schmerzen seiner Nachbarn nicht kennt. Entschlossen, zu dem deutschen Staat zu halten, dem er jetzt schon moralisch angehört, findet Baden in diesem Entschlusse zugleich die Sicherheit einer normalen Entwickelung im Innern, die den anderen versagt ist.

Und nicht erst das Parteienverhältniß in der Kammer hat die Lage des bayrischen Staats blosgelegt; im Grunde ist schon die Zusammensetzung des Ministeriums ein ebenso sprechendes Symptom des innern Widerstreits, in dem sich die Politik des bayrischen wie des benachbarten Staats befindet. Denn auch in dieser Beziehung liegen die Dinge am Nesenbach ähnlich. Die Verwaltung ist hier wie dort zusammengesetzt aus Elementen, welche nach der einen wie nach der anderen Seite die Hand reichen, welche in jedem Augenblick eine Schwenkung hierhin und dorthin ermöglichen, und die dazu bestimmt scheinen, nach keiner Seite hin zu compromittiren, ohne nicht auch zugleich noch mit der gegnerischen Fühlung zu behalten. Die Unfähigkeit, eine bestimmte Stellung zum

Digitized by

norddeutschen Bunde einzunehmen, wird hier wie in Würtemberg die Homogenität des Ministeriums unmöglich machen. Verträgt sich ein streng particularistisches Regiment nicht mit den feierlich übernommenen Staatsverpflichtungen, so sind doch seine Vertreter mächtig genug, Fuß in der Regierung zu behalten. Die Verwirrung der öffentlichen Meinung spiegelt sich so wieder in der obersten Verwaltung.

In seiner Gesammtheit repräsentirt das Ministerium, um es kurz zu sagen, die Treue gegen die Verträge und die liberale Reform. Daher der Doppelhaß der Ultramontanen. Aber doch nur uneigentlich kann von einer Gesammtheit des Ministeriums gesprochen werden, und ungleich vertheilt sich daher der Haß der Schwarzen gegen seine einzelnen Mitglieder. Wenn der Fürst Hohenlohe das nationale Element repräsentirt und über die Vertragstreue hinaus die Anstrebung eines engeren Verhältnisses zum Nordbunde zu seinem freilich für den Augenblick undurchführbaren Programm gemacht hat, so steht an seiner Seite der Minister des Innern Hörmann als Vertreter der liberalen Principien, wie sie in der letzten Zeit in den verschiedenen Zweigen der Gesetzgebung, in der Gemeindeverwaltung, im Justizwesen und im Schulwesen angestrebt und theilweise auch verwirklicht worden sind. Beide zusammen sind der eigentliche Zielpunkt des Hasses der Ultramontanen, auf den Sturz beider sind immer wieder die Anstrengungen der Gegenpartei gerichtet, deren Wortführer es geradezu aussprechen, die Beseitigung dieser zwei Minister genüge ihnen vollständig, und es liege ihnen sogar wenig daran, durch welche andere Persönlichkeiten sie ersetzt würden. Nächst ihnen ist es der Cultusminister Gresser, der sich, zumal seit der Vorlage des gescheiterten Schulgesetzes, der Abneigung der Clericalen erfreut; aber schon von den Ministern Pfretzschner und Schlör ist man überzeugt, daß sie auch in einem purificirtem Ministerium ihre Portefeuilles behalten würden, obwohl der letztere bei der hartnäckigen Präsidentenwahl tapfer auf der liberalen Seite ausgehalten hat und darum wiederholter Verwarnungen von Seiten des „Volksboten“ sich theilhaftig machte. Mit den Herren Lutz und v. Pranckh endlich reicht das Ministerium vollends der „patriotischen“ Partei die Hand, eine Stufenleiter, wie sie nicht vollständiger sein könnte.

Ein solches Ministerium entspricht nun unstreitig der augenblicklichen Lage, es ist wirklich ein Ausdruck der bayrischen Volksmeinung, die sich bei den letzten Wahlen in zwei fast gleiche Hälften gespalten hat. Aber andererseits ist klar, daß eine solche Regierung darauf verzichten muß, führend und lenkend auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Sie ist ohne Autorität, weil sie die Freunde aller Parteien in ihrem Schoße hat und darum des Vertrauens Aller entbehrt. Sie folgt der Bewegung der öffentlichen Meinung, anstatt sie zu leiten und vorzubereiten.

Digitized by Google

Dies zeigte sich schon bei den Wahlen zur aufgelösten Kammer, wo die bescheidene Zurückhaltung des Ministeriums sich zwar überaus constitutionell ausnahm, aber doch nur die Folge der inneren Schwäche war; denn sonst hätte man doch nicht Verwaltungsbeamte, wie dies da und dort vorkam, in der unbefangensten Weise gegen das Ministerium auftreten, sonst hätte man doch nicht Ministerialräthe geradezu an die Spitze der Opposition treten lassen. Aber die patriotische Partei glaubte sich Alles erlauben zu dürfen, sie trug eine Zuversicht zur Schau, als ob sie morgen die vacanten Ministerposten zu besetzen hätte. Der Ausfall der Wahlen war denn auch dem entsprechend. Die ministerielle Partei in der Kammer, bisher dominirend, schmolz zu einer kleinen Fraction zusammen, die Wähler gingen theils weiter nach rechts, theils weiter nach links, sie votirten theils für die Fortschrittspartei mit ihrem bestimmteren nationalen Programm, theils für die patriotische Partei, welche das Landvolk mit den Mitteln einer hierarchischen Demagogie gegen die Bourgeoisie aufhetzte. Die Städte wählten liberal, das Landvolk clerical. Es waren, wie man sich in Bayern ausdrückte, extreme Wahlen, obwol nur hier die Dinge so seltsam liegen, daß die nationale Partei als eine extreme rothe Partei prädicirt werden kann.

War es so wenigstens zum Theil der Mangel an Autorität der Regierung, der das Wahlresultat herbeiführte, so war derselbe Mangel noch empfindlicher zu spüren, als die constitutionelle Maschine in Folge dieses Resultats sichtbar ins Stocken gerieth. Auch hier nahm es sich ganz constitutionell aus, daß die Regierung 14 Tage dem fruchtlosen Schauspiel in der Prannergasse mit gekreuzten Armen zusah, aber man weiß auch, daß es nicht ein berechneter Plan, sondern die völlige Rathlosigkeit, die Furcht vor dem Unbekannten war, in Folge deren sie es vorzog, eine Entscheidung so lang als möglich hinauszuschieben. Als ob die Lage eine andere geworden wäre, wenn in Folge eines Zufalls — denn auf anderes konnte man kaum rechnen, die absolute Mehrheit doch der einen Partei zugefallen oder durch ein Compromiß die Constituirung der Kammer ermöglicht worden wäre. Als ob sich nicht sofort bei den Ausschußwahlen das Schauspiel wiederholt hätte, und als ob mit einer so zusammengesetzten Kammer, deren innerer Zwiespalt noch vor der Constituirung so drastisch sich aufdrängte, irgendwie auch nur die laufenden Geschäfte, geschweige denn die noch rückständigen gesetzgeberischen Arbeiten hätten besorgt werden können. Es war sogar die Gefahr vorhanden, daß wenn durch einen Zufall doch die Bildung des Bureaus gelänge, dies nur auf Kosten der liberalen Parteien geschehen könne, die bei den Verhandlungen über die Anträge der Legitimationscommission nur durch ein überaus geschicktes Parteimanöver, das einige Gegner verblüffte, und das wesentlich das Verdienst des scharfsinnigen Bürgermeisters von Augsburg war, die

Digitized by Google

Mehrheit der Gegner abwehren und zu ihren Gunsten die Parität der Stimmen herstellen konnte. Denn an sich gehörte die Mehrheit wirklich der patriotischen Partei an, die wenn nicht stärker, doch ungleich compacter auftrat, als unmittelbar nach den Wahlen prognosticirt worden war. Damals war man allgemein der Ansicht gewesen, daß von der Partei, die doch manche abhängige Elemente enthielt, eine gemäßigtere Fraction sich abscheiden werde, mit der wenigstens Compromisse möglich sein würden. Diese Vermuthung erwies sich, als die Kammer zusammentrat, als gänzlich irrig. Bis auf den letzten Mann hielt die patriotische Partei aus, nebst ihren Ministerialräthen, deren einer mit Ostentation als ihr Führer und als der Mauerbrecher gegen das Ministerium proclamirt wurde. Eben jene Legitimationsverhandlungen zeigten zugleich von Anfang an, in welcher rücksichtslosen Weise sie, unbekümmert um alles Herkommen der parlamentarischen Praxis, das numerische Uebergewicht, sobald sie dessen sicher wäre, für ihre Parteizwecke ausnützen würde. Ihr Trotz steigerte sich noch, als sie die Verlegenheit der Regierung bemerkte. Unmöglich erschien jene Lösung, die bei demselben Conflict in Stuttgart gelungen war, wo gleichfalls bei der Präsidentenwahl sieben Scrutinien erforderlich waren, bis eine der gleichstarken Parteien die absolute Mehrheit erhielt, dadurch nämlich, daß einige Wilde, wie dies im würtembergischen Ständesaal stets vorzukommen pflegt, sich dem Einfluß der Regierung zugänglich erwiesen und so das in Würtemberg doppelt schmähliche Ergebniß verhinderten, daß zum Kammerpräsidenten der Führer der Ultramontanen gewählt würde. Eben dieser Einfluß fehlte in München gänzlich, wo selbst die den Ministern nächststehenden Beamten vielmehr auf ein Zukunftsministerium speculirten, als auf das gegenwärtige glaubten Rücksicht nehmen zu müssen. Während der peinlichen Tage der Scrutinien waren eine Menge Projecte zu einem Ausweg, eine Menge Gerüchte von einem angebahnten Compromiß verbreitet, die Tag für Tag einander ablösten. Bald hieß es, die Ministerialbeamten hätten einen Wink erhalten, von der Sitzung wegzubleiben, um so eine Wahl zu ermöglichen, dann hieß es wieder, eine Anzahl der patriotischen Abgeordneten sei schwankend geworden und einer versöhnlichen Tactik zugänglich. Endlich sollte ein berühmter Kirchenlehrer in erfolgreicher Weise versucht haben, versöhnlich auf die rechte Seite einzuwirken. Alle diese und andere Gerüchte erwiesen sich als müßig. Nicht ein Einziger verließ seine Fahne. Wenn Neigung zum Abfall vorhanden war, so wurde dem durch den Terrorismus der Parteiführer, welche mit Argusaugen Mienen und Stimmzettel der minder Verlässigen controlirten, kräftig vorgebeugt. Als in der letzten Stunde noch Fürst Hohelohe persönlich eine Intervention versuchte, um wenigstens die provisorische Wahl eines Bureaus zu Stande zu bringen, war es zu spät. Der Widerstand war geschlossen, unerbittlich. Sogar am Hohn fehlte

Digitized by Google

es nicht, wenn von patriotischer Seite angedeutet wurde, daß man wohl etwa mit der Fortschrittspartei, keineswegs aber mit der verhaßteren Mittelpartei zu compromittirten geneigt sei. In Wahrheit wollten die Clericalen nicht ein Compromiß, sondern Unterwerfung, und diese war der vereinigten Linken um so weniger anzusinnen, als sie von Hause aus durch die Aufstellung ihres Präsidentschaftscandidaten die Hand zur Vermittelung geboten hatte. Denn die Fortschrittspartei war nicht auf ihrem Führer Marquard Barth bestanden, der in die Linie des Vicepräsidenten zurücktreten sollte. Sie hatte mit der Mittelpartei auf Professor Edel in Würzburg sich vereinigt und war damit bereits bis an die Grenze des Möglichen gegangen. Zusammen mit seinem jetzigen Gegner Weiß einst viel genannt, gehörte dieser der alten großdeutsch-liberalen Partei an, die durch das Jahr 1866 zersprengt ist, und gerade in der nationalen Frage stand Weiß der Fortschrittspartei jedenfalls nicht näher als der patriotischen. Jetzt zur Mittelpartei haltend eignete er sich allerdings unter diesen Umständen zu einem Compromißcandidaten, der auch den gemäßigteren Elementen der Patrioten annehmbar schien. Aber weiter in der Nachgiebigkeit zu gehen, war den liberalen Parteien nicht zuzumuthen. Zu dieser vereinigten Linken gesellte sich auch die einzige Stimme der Volkspartei, die des Abgeordneten Kolb, nicht ohne daß „der Statistiker aus Speyer" seine Abneigung gegen M. Barth ausdrücklich proclamirte und zuvor die Bedingung stellte, daß die Gründe für seine Haltung öffentlich bekannt gemacht würden. Von der strengen Observanz seiner Partei wich er allerdings insofern ab, als diese sonst überall den Ultramontanen ihre Stimmen zur Verfügung zu stellen pflegt.

Die Hartnäckigkeit der beiden Parteien machte die Auflösung, die Berufung an die Urwahlen des Volks unvermeidlich. Nun ist wohl nicht daran zu denken, daß das Ergebniß ein wesentlich anderes sein werde. Auch in der nächsten Kammer werden die Parteien einander annähernd wieder gleich sein. Nur wird sich der Zufall der mathematischen Gleichheit schwerlich wiederholen. Auf welche Seite das Uebergewicht sich aber neigen werde, läßt sich schwer voraussagen. Wahr ist, daß schon bei den letzten Wahlen die Zahl der liberalen Wähler größer war als die der clericalen. Nur durch die Art, wie sich die Parteien in den einzelnen Wahlbezirken vertheilten, hatten die Clericalen es zu einem numerischen Uebergewicht gebracht. Die Clericalen hatten in vielen Bezirken sehr starke Minderheiten, die Liberalen vielfach gar keine Minderheiten gegen sich. Es ist dies ein Umstand, welcher der Regierung den Entschluß, die Eintheilung der Wahlbezirke zu ändern, nothwendig sehr erleichtern muß. Besser wäre es freilich gewesen, wenn sie schon bei den vorigen Wahlen diesen Punkt gebührend ins Auge gefaßt hätte, dann müßte sie nicht jetzt zu einer Maßregel greifen, die ihr von gegnerischer

Digitized by Google

Seite allerdings als ein zweifelhaftes Manöver zur Selbsterhaltung ausgelegt werden wird. Allein übertriebene Delicatesse ist hier nicht am Platze. So lange die Regierung das gesetzliche Recht hat, die Wahlbezirke nach ihrem Belieben zusammenzusetzen, ist nicht abzusehen, warum sie in so kritischer Lage nicht davon Gebrauch machen sollte. Ein Ministerium gegnerischer Farbe wäre mit solchen gesetzlichen Mitteln in der Hand sicher nicht blöde. Uebrigens handelt es sich dabei gar nicht um eine Frage der Delicatesse, sondern um die Abstellung einer wirklichen Unbilligkeit. Die jetzige Wahleintheilung stammt aus der Pfordten-Reigersbergischen Periode, ist mit Berechnung in reactionärem Sinne zugeschnitten und vor Allem darauf bedacht, die Stimmen der Städte in den Stimmen des Landes zu ersticken. Schon im Jahr 1863 verlangte die Linke vergebens eine Veränderung der Wahlbezirke; damals war es die heutige Mittelpartei, die damalige großdeutsche Mehrheit, welche die Beibehaltung eines Systems entschied, dessen Folgen sie jetzt am allermeisten getroffen haben. Da sämmtliche Städte, mit Ausnahme von Freising und Regensburg, liberal gewählt haben, so liegt es auf der Hand, welche Folgen es haben wird, wenn den Stimmen der Städte eine Geltung gesichert wird, welche sie in der That beanspruchen können. Man erwartet, daß die Regierung auch sonst bemüht sein werde, eine größere Autorität auszuüben. Wenigstens die anstößigsten Fälle von zu weit getriebener Toleranz müßten abgestellt werden. Das Manifest, das man von Seite des Ministeriums erwartet, wird zeigen, inwiefern es sich zu einer Gesammtaction aufzuraffen vermag. Im Ganzen ist nicht zu verkennen, daß durch das maßlose Auftreten der Ultramontanen, wie die Mittelpartei nach links gedrängt wurde, so auch das Ministerium an Geschlossenheit gewonnen hat und wenn es nur ernstlich will, im Stande ist, eine größere Kraft des Widerstands und stärkeren Einfluß auf die nächsten Wahlen auszuüben.

Indessen, wenn auch das Loos anders fiele und eine entschiedene Mehrheit für die Clericalen aus der Wahlurne hervorgehen würde, dürfte man die Besorgnisse vor der neuen Aera nicht übertreiben. Die clerical-büreaukratischen Zeiten eines Abel sind vorüber; die Programme der Schwarzen würden bescheidener werden, sobald sie ans Ruder gelangten. Es ist nicht unglaublich, wenn versichert wird, daß sie im Vertrauen selbst geständen, es sei ihnen bequemer, in der Opposition zu sitzen als in der Gewalt. Der Werth der Versprechungen, mit welchen sie das Landvolk geködert, würde in kurzem auf die Probe gestellt werden. Denn nicht bloß mit Erweckung der Begeisterung für die Jungfrau Maria und alle Heiligen, sondern weit mehr mit Versprechungen sehr materieller Art haben sie die Stimmen des Landvolkes für ihre Candidaten gewonnen. Wie in Würtemberg die Volkspartei, so haben in Bayern die Clericalen ihre Argumente vornehmlich den unerschwinglichen Steuerüber-

Digitized by Google

bürdungen und dem blutsaugenden Charakter des Militärstaats entnommen. Wenn nun die patriotische Partei ans Ruder käme und es sich zeigte, daß sie nicht im Stande wäre, ihre Versprechungen von Steuererleichterungen und dergl. einzulösen, so könnte es kommen, daß die Bauernvereine, deren Gründung sich jetzt die Geistlichen so angelegen sein lassen, eines Tages den Gründern sehr unbequem werden. Freilich an eine Reform des Schulwesens, das A und O des geistigen Fortschritts, wäre unter dieser Partei nicht zu denken. Ueberhaupt würde eine Stockung in den gesetzgeberischen Reformen eintreten. Aber schwerlich ließe sich rückgängig machen, was bereits werthvolles auf diesem Gebiete geschehen ist. Mit der „gründlichen Revidirung der fortschrittlichen Wohlthaten", welche jetzt in Aussicht genommen wird, hätte es seine guten Wege und schwerlich würde es z. B. Ernst mit der Drohung, die Einführung der neuen Civilproceßordnung, die auf den 1. Juli 1870 festgesetzt ist, zu suspendiren. Was endlich die nationale Frage betrifft, so ist auch das Ministerium Hohenlohe unter den jetzigen Verhältnissen zum Stillstande verurtheilt; diesen Stillstand aber in einen Rückschritt zu verwandeln, wäre auch ein patriotisches Ministerium nicht im Stande. An den eingegangenen Verbindlichkeiten würde es wohl oder übel auch festhalten müssen, und das genügt für den Augenblick. Für den Südbund vergebliche Schritte zu thun, würden wohl auch Herr v. Winthorst oder Herr v. Thüngen unterlassen. Es ist von Niemand zu erwarten, daß er sich mit Gewalt werde lächerlich machen wollen.

Es ist noch ein anderer Grund, der die ultramontane Partei zwingen würde, sehr gelinde Saiten aufzuziehen. Bei jeder Krisis des bayrischen Staats zeigt sich aufs Neue, wie wenig es im Laufe eines halben Jahrhunderts gelungen ist, die verschiedenen Elemente des zufällig zusammengewürfelten Königreichs zu einem gemeinsamen Staatsgefühl zu erziehen. Bereits wird die Rheinpfalz, die den altbayrischen Gefühlen am fernsten steht, von den Ultramontanen als eine fremde Provinz betrachtet, die eigentlich gar nicht das Recht hat mitzureden. In Franken und in einem Theil Schwabens, besonders in den alten Reichsstädten, ist die Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus äußerst leicht gewurzelt. Man spottet dort über den Würtemberger, dem sein „Ländle" doch schließlich das höchste ist, und dem sein König, ja sein Mohl und sein Mayerle am Ende als Gipfel aller Vorzüglichkeit gelten. Die nördlichen protestantischen Provinzen Bayerns sind einmüthig darin: ein ultramontanes Regiment ertragen wir ein für allemal nicht. Das Bewußtsein zu Deutschland zu gehören, und nicht zu Rom, müßte sich hier aufs kräftigste und folgenreichste entwickeln. Ein ultramontanes Ministerium wäre das Signal zur inneren Verwirrung des Staats,

Digitized by Google

aber es würde jenen Proceß beschleunigen, von welchem die Vollendung unsrer nationalen Einheit abhängig ist.

Ueberhaupt ist der Gewinn nicht hoch genug anzuschlagen, den aus dem unverschleierten Auftreten des Ultramontanismus seit 1866 die nationale Sache in Bayern zieht. Die liberalen Elemente sind zugleich die nationalen; „vorwärts nach Deutschland oder rückwärts nach Rom", das ist die Losung, und wenn auch ein Theil der Fortschrittspartei dem nationalen Theil des Parteiprogramms nur zögernd und mit Vorbehalten folgt, so ist doch innerhalb des Liberalismus die Nationalpartei die dominirende, sie ist am besten organisirt, hat die fähigsten Köpfe, die fähigsten Agitatoren, die rührigste Presse, und die Anziehungskraft, die sie ausübt, ist unverkennbar. Was von der großdeutschen Mittelpartei übrig ist, hat die besonderen Sympathien für Oestreich längst abgestreift, ist mehr und mehr an die Seite der Fortschrittspartei gedrängt worden, oder hat, um in der Sprache des „Volksboten" zu reden, endlich die Maske abgeworfen und betet jetzt blind das goldne Kalb des rothen Fortschritts mit an. Bei den nächsten Wahlen wird sich diese Verbindung noch enger zeigen als bei den vorigen.

Ebendeshalb wird man es auch ganz begreiflich finden, wenn die Fortschrittspartei in dem bevorstehenden Wahlkampf nicht die nationale Seite ihres Programms in die erste Linie stellt. Sie hat auf einer alten Organisation beruhend aus guten Gründen diese Seite überhaupt niemals so prononcirt, wie dies in Würtemberg z. B. unvermeidlich war, wo sich die deutsche Partei vor drei Jahren ad hoc gebildet hat. Der Erfolg ist schließlich um so sicherer, je klarer die Bedeutung der nächsten Wahlen dahin verlegt wird, alle freisinnigen Elemente des Landes zum Kampf gegen die Ultramontanen zusammenzufassen. Die Fortschrittspartei verleugnet damit nicht ihr Programm, aber es ist ihr durch die Verhältnisse des Landes eine andere Tactik vorgeschrieben als in Baden und Würtemberg. Eben wegen dieser Verschiedenheit der tactischen Aufgaben haben auch die Versuche, die nationale Partei in den drei Ländern unter einer gemeinsamen Organisation zusammenzuschließen, niemals einen rechten Erfolg haben wollen, und es liegt auf der Hand, daß auch das in den letzten Wochen viel erörtete Project einer Reorganisation der Nationalpartei durch ganz Deutschland an diesem Punkt ein hervorragendes Hinderniß, wenn auch nicht das einzige, findet. Man kann sich nicht verbergen, daß durch eine solche Organisation die Arbeit der nationalen Parteien in den drei süddeutschen Ländern schwerlich erleichtert würde. So wie die Dinge liegen, hat jedes die Aufgabe, je nach den besonderen Bedingungen die Elemente des Widerstands im eigenen Hause zu bekämpfen und zu überwinden. Die Mittel sind verschieden, das Ziel aber ist dasselbe

Digitized by Google

und der Gewinn kommt dem Ganzen zu, das ja nicht auf andere Weise als durch freiwillige Handreichung der einzelnen noch fehlenden Glieder aufgebaut werden soll.

Ein Zeitgenosse Julius Cäsars.

Es ist eine überraschende Erscheinung der römischen Geschichte, daß in den alten patricischen nicht minder als den früh in die Nobilitätsaristokratie aufgenommenen Plebejergeschlechtern staatsmännische Befähigung oder militärische Tüchtigkeit sich Jahrhunderte hindurch von Generation zu Generation auf die Träger des edlen Namens vererben, der wohl in seinem letzten Inhaber noch uns eine Persönlichkeit vorführt, welche die Richtung der ganzen Nation zu bestimmen vermag, — während gerade die von vornherein weniger gut situirten Plebejerfamilien, denen im letzten Jahrhundert der absterbenden Republik, also in Zeiten, wo die alte Aristokratie sich in eine geschlossene Oligarchie umgewandelt hatte, unter den größten Schwierigkeiten gelungen war, den Zugang zu den höchsten Aemtern des Staats und damit den Adel zu erlangen, nach einmaliger Blüthe wieder verschwinden oder in den Epigonen nur schwächliche Nachbildungen der väterlichen Kraft, höchstens sittlich und politisch verkommene Capacitäten aufweisen. Man sollte meinen, daß das mit Aufbietung der höchsten Kraft und constanter Richtung auf ein Ziel nur mühsam von den Vätern erworbene Gut gerade von den mitbetheiligten Söhnen hätte richtig geschätzt und treu bewahrt werden müssen. Aber es ist nicht so, wie wir sehen. Die in den bloßen Namen Cornelier-Sulla, Julier-Cäsar, Claudier-Tiberius, — Cato, Crassus und Pompejus, — Cicero, Cölius und Antonius enthaltene Beweiskraft überhebt uns jedes weiteren Versuchs, die Richtigkeit der Beobachtung darzuthun, aber einen Beitrag zur Lösung dieses interessanten Problems soll die kurze Darstellung der Lebensschicksale eines Mannes liefern, in dem der sittliche Zustand dieses Epigonenthums auch bei einem solchen Geschlechte klar hervortritt, das bislang mit Eifer aber vergebens nach der höchsten Ehrenstelle gestrebt hatte. Wir meinen Gajus Memmius, den Zeitgenossen Cicero's und Cäsars, den Freund des Lucrez, welcher durch das ihm gewidmete Meisterwerk des Dichters eine unverdiente Berühmtheit erlangt hat.

Fällt das Auge des Gebildeten unvorbereitet auf den Namen Memmius, so legt er wohl die Hand an die Stirn und fragt: Wo bringe ich nur den Namen hin? ich kenne ihn doch gewiß! Man besinnt sich dann auf Gajus

Digitized by Google

Memmius, welcher den König Jugurtha vor das versammelte Volk rief, und einen zweiten Gajus, den Enkel des eben genannten, der zu gleicher Zeit vier Klagen gegen Gabinius, den verhaßten Günstling des Pompejus vorbereitete, oder den Münzmeister des in den Sammlungen häufig vorkommenden Denars mit dem Venuskopf, Lucius Memmius; aber in demselben Verhältniß, als die Zahl der im Gedächtniß aufsteigenden Memmier sich vergrößert, verliert das Gesammtbild an Klarheit. Wir sind einmal gewohnt, die aus dem Rahmen des römischen Volkslebens hervortretenden Geschlechter sofort in eine bestimmte Kategorie politischer Thätigkeit zu verweisen, und wir irren uns bei der hier traditionellen Familienpolitik selten, wenn wir bei den Namen Claudius an ein hervorragendes Mitglied des Herrenhauses, bei Drusus etwa an Vincke, bei Gracchus an Forkenbeck denken, — wo standen also die Memmier? Der liberalen Partei gehörten sie nicht an, denn derselbe Gajus, welcher in Jugurtha das interessirte Regiment der herrschenden Senatspartei rücksichtslos angegriffen hatte, wurde elf Jahre später als erklärter Candidat derselben Regierung von der Volkspartei am Wahltage erschlagen, sein Sohn Gajus kämpfte als Legat des Pompejus für Sulla und empfing von den Händen der Sertorianer den Todesstreich, sein Neffe Gajus vermählte sich mit der Tochter des Dictators und starb in der Verbannung als socius atque minister der Prätendenten. In der That ein festes Princip knüpft sich nicht an den Namen Memmius, wohl aber vererbte sich vom Vater auf den Sohn die Lebensregel, Einer aus der Familie müsse das Consulat erlangen. Auch in der Wahl der zu diesem Ziele führenden Mittel blieben sich die einzelnen Glieder des Geschlechtes gleich: sie bekleideten, nachdem sie die zehn Dienstjahre auf die möglichst bequeme Art absolvirt hatten, das Münzmeisteramt, die Quästur, das Volkstribunat und die Prätur, wenn sie zu letzterer noch gelangten. Innerhalb des letzten Jahrhunderts der Republik diente, so viel wir wissen, nur Gajus Memmius, der obengenannte Schwager und Quästor des Pompejus, auch über die gesetzliche Zeit hinaus und erwarb sich das Lob des besten Offiziers im Pompejanischen Lager; aber zu seiner Zeit war die für begabte Redner leichtere Carriere mittelst des beim Volke beliebte Volkstribunats durch Sulla's Verordnungen gesperrt. Fragen wir nun, ob Ehrgeiz oder die Aussicht auf einträgliche Statthalterstellen das bestimmende Motiv für die Memmier bildetes, so müssen wir uns für ersteres entscheiden. Einmal finden wir unter den sechs plebejischen Memmiern, die zur genannten Zeit im wahlfähigen Alter standen, die beiden Lucius, welche es den Brüdern überließen, die Ehre des Geschlechts aufrecht zu erhalten und nur insoweit sich um Aemter bewarben, als es zum Eintritt in den Senat erforderlich war. Ferner beschränkt sich die politische Thätigkeit der mehrfach erwähnten Gaji immer nur auf die-

Digitized by Google

jenigen Abschnitte ihres Lebens, in denen sie ein öffentliches Amt bekleideten, und die maßlos hastige Art ihres Auftretens, wie u. a. die fast beispiellosen Invectiven gegen Scaurus und Cäsar erinnern nur zu sehr an das geräuschvolle Handeln in sich verliebter Persönlichkeiten, welche einem momentanen Impulse folgend unter innerem Zwang sich zu einer Thätigkeit bequemen, bei dem geringsten Widerstand aber die mühsam gewonnene Haltung verlieren. Wir glauben demzufolge nicht zu irren, wenn wir die Familie der Memmier immerhin zu denjenigen zählen, welche sich ein hohes Ziel gesteckt hatten und dieses Ziel mit Eifer Generationen hindurch festhielten, aber in demselben Athem hinzufügen, daß wir in ihnen die eiserne Arbeitskraft der Porcier, den auch unter gehäuften Massen selbstgewonnener Schätze niemals beschwichtigten Thätigkeitstrieb der Licinier, die in correcter Ausführung selbst ungern übernommener Aufgaben musterhafte Ausdauer der Cornelier und Julier vermissen. Für die Memmier standen bei den Berechnungen, zu welchen Ehrgeiz sie veranlaßte, als bedeutungsvolle Factoren die glücklichen Hazards oben an, wie die durch den öfter wiederkehrenden Venuskopf ihrer Münzen verherrlichten Heirathen mit Pompeja und Fausta, und erst in zweiter Linie rangirten die durch sporadische Thätigkeit erlangten Erfolge. Dabei wurden sie in ihrem Thun und Lassen von keiner höheren Idee beseelt, von keinem Gedanken an das Wohl ihrer Mitbürger oder das Interesse einer Partei gehoben. Als höchstes Lebensziel galt ihnen immer und immer wieder ein behagliches vornehmes Wohlleben, wie es ein verfeinerter Sinnengenuß gewährt. Wir können es ihnen dabei nicht hoch anrechnen, daß sie den Lebensgenuß durch Pflege der Litteratur und schönen Künste, namentlich der Redekunst und Poesie veredelten. Sie verleugneten auch hierin den Grundcharakter der Familie nicht, und die aus ihren meist extemporirten Reden erhaltenen Dicta, die Indignation eines in erotischen Erörterungen nicht gerade zarten Ovid, das Gesammturtheil Cicero's endlich müssen uns die Ueberzeugung aufnöthigen, daß ihre Leistungen auf diesem Gebiet wohl als specimina begabter und von den besten Lehrern ihrer Zeit vorgebildeter Individuen, aber nimmermehr als Resultate eines ernsten und selbständigen, auf sittlichen Grundlagen ruhenden Strebens anzusehen sind.

Gajus Memmius, Sohn des Lucius Memmius, wurde ca. 98 v. Chr. geboren, bekleidete 66 das Volkstribunat, 58 die Prätur, 57 die Statthalterschaft von Bithynien, bewarb sich 54 um das Consulat für 53, wurde wegen Bestechung i. J. 52 verbannt und starb, wenn wir eine Andeutung des Lucrez richtig verstehen, zwei Jahre später durch eigene Hand. Von den genannten Daten stehen die mittleren urkundlich fest, das erste und letzte ergeben sich durch Combination. Bekanntlich erforderte die Prätur nach den römischen Annalgesetzen das zurückgelegte vierzigste Lebensjahr; wir dürfen also die Geburt

Digitized by

nicht später als 98 setzen, ebensowenig acht Jahre früher, wie man in Folge einer Verwechselung mit Gajus Memmius, Gajus' Sohn, der 76 als Quästor in Spanien stand, gethan hat, denn in diesem Falle würde sich ein Lebensalter ergeben, welches im Widerspruch stände mit den notorischen Beziehungen zu dem jüngeren Cäsar (geb. 100) und Lucretius (94—50).

Der erste Zeitabschnitt, welchen wir von der Geburt bis zu dem Jahre setzen, wo Gajus selbständig in das Staatsleben einzugreifen versuchte, verlief dem Manne,

„den die Göttin der Anmuth
allezeit allen voran mit den herrlichsten Gaben geziert hat"

einem schönen Traume gleich, wie ihn die Vorsehung wohl einzelnen von der Welt in ihrem Unverstand neidvoll gehaßten „Lieblingen des Glücks" verleiht. Der Vater Lucius trat im öffentlichen Leben zu wenig hervor, war weder mit Sulla noch Marius liirt, so blieben ihm Leben und Vermögen von beiden siegenden Parteien unangetastet, wie denn Cicero den ihm bekannten Redner nicht mit unter den proscribirten Zierden der Rednerbühne nennt. Die nicht gewöhnlichen Anlagen des Knaben wurden augenscheinlich unter den Augen einer feingebildeten und aufmerksamen Mutter, die wohl auch Gewalt über den Vater hatte, von geschickten Lehrern ausgebildet. Der erwachsene Gajus zeigt wenigstens eine Virtuosität in allen Dingen, worauf von Anbeginn der Welt die Frauen das größte Gewicht gelegt haben, und läßt nur eine sittlich geläuterte Willenskraft vermissen, welche ohne geräuschvolle Vorbereitungen naturgemäß durch das Beispiel und das zeitgemäße Wort des Vaters vermittelt wird. Er hatte eine Feinheit der geselligen Bildung erlangt, welche noch Wieland mit Hochachtung erfüllen konnte, weil sie dem in den höchsten Kreisen der Hauptstadt beliebten Cicero die ausgesuchteste Höflichkeit gegen den Exilirten abnöthigte. Bei großer Lebhaftigkeit des Temperaments, welche sich im reiferen Lebensalter leicht zu maßloser Heftigkeit fortreißen ließ, stand ihm eine facundia oris zu Gebote, die je nach den Umständen in Galanterien, Bonmots, beißendem Witz, poetischen Impromptus, sogar in zusammenhängenden Reden aus dem Stegreif glänzte. Dabei besaß er eine ungeheure Bekanntschaft mit den litterarischen Producten der Zeit, vollständige Herrschaft über die griechische Sprache, feines Kunsturtheil nach der neuesten Mode, stand im Ruf eines gedruckten Dichters und war stolz nicht blos auf Schönheit — man nannte ihn den römischen Paris — sondern auch auf Kraft des Körpers, denn ohne letztere hätte wohl der überraschte Liebhaber der Gattin, L. Octavius, sich seiner Knute leicht entzogen.

So ergibt sich eine Summe von Prädicaten, welche ihrer großentheils formalen Natur nach allerdings erst durch innigen Anschluß an ein inhaltschweres Subject ihre volle Bedeutung erlangen, aber einem jungen Manne,

Digitized by Google

dessen Werth allein nach den bei seinem Anblick auftauchenden Hoffnungen gemessen werden kann, ist das bloße Zusammensein so vieler glänzender Eigenschaften von durchschlagender Wirkung selbst auf den durch Erfahrung kühl und klar gewordenen Beobachter. In der vornehmen Frauenwelt Roms aber mußte der vierundzwanzigjährige Memmius geradezu für unwiderstehlich gelten. Wir wundern uns deshalb nicht, daß er die weitaus beste Partie der damaligen Zeit, die schöne und reiche Tochter des verstorbenen Dictators Sulla heimführte. Die Verheirathung der Fausta, welche von väterlicher Seite dem erlauchten Geschlechte der Julier, von mütterlicher den vornehmen Cäciliern angehörte, mit einem Plebejer, der nicht einmal einen vir consularis unter seinen Vorfahren aufzuweisen hatte, wird Aufsehn genug in dem „republikanischen" Rom erregt haben. Aber Fausta war eine vater- und mutterlose Waise, ihr Zwillingsbruder Faustus noch ein Knabe, ihr Stiefbruder Scaurus gleichfalls noch jung und außerdem unbedeutend sein ganzes Leben hindurch: so konnte die vierzehnjährige Erbin, welche zugleich mit der Leidenschaftlichkeit auch die eiserne Willenskraft ihres Vaters geerbt hatte, dem biedern, ihrem Hause treu ergebenen Vormund L. Lucullus endlich das Jawort abnöthigen. Für die Memmier wog diese Verbindung eine Reihe consularischer Ahnen auf. Lucius trat freiwillig hinter seinem jüngern Bruder zurück und verherrlichte die Standeserhöhung der Familie durch die auf seinen Münzen dargestellte Biga mit der von Cupido bekränzten Venus; Gajus zeichnete seinen Namen von nun an mit dem Adelszeichen G. F.; die exclusivsten Kreise der Nobilität öffneten sich, wenn auch ungern, aber sie öffneten sich doch dem Emporkömmling, der durch seine gesellige Tournure wenigstens nicht den mindesten Anstoß erregen konnte. Wieder einmal hatten die Memmier das große Loos gewonnen. Eine solche Standeserhöhung hatte aber zugleich ihre ernste Seite. Wir denken dabei weniger an den Ruf, welchen Fausta durch ihre Liebschaften mit Octavius, Sallust, Villius und vielen, vielen anderen erworben hat, denn diese fallen in eine spätere Zeit und sind nicht ihr allein zur Last zu legen; ebenso wenig an den für Fürsten und Bürger in gleicher Weise zweifelhaften Werth erheiratheten Gutes, wohl aber an die neuen Aufgaben, welche eine durch Glücksgunst erworbene Position für einen jeden mit sich bringt, der nicht gerade zu den californischen Existenzen gerechnet sein will. Das eigentliche Erbe, welches Sulla hinterlassen, bestand doch nicht in seiner Tochter, auch nicht in seinem Vermögen, sondern in dem durch seinen Tod erledigten Principat unter den Principes des sogenannten Freistaats. Der größere Schatz war also noch zu heben, und Memmius gewann durch die Hand der Erbin einen formell giltigeren Rechtstitel, als irgend ein Zeitgenosse aufzuweisen vermochte. Wir sehen in der Jugend kein unübersteigliches Hinderniß, denn Octavian zählte als Triumvir zwanzig Jahre,

ebensowenig in Unbekanntschaft mit dem Kriegswesen: Sulla und Cäsar beweisen, wie schnell diese Lücke in damaliger Zeit zu ergänzen war, und an Kriegen in Italien selbst fehlte es ja nicht. Die geschlossene Partei war vorhanden und bedurfte nur eines befähigten Führers, eine zuverlässige Stütze stand in Lucull bereit, Sulla's Name, wenn ihn Sulla's anerkannter Erbe aufrief, bewaffnete in den durch ganz Italien zerstreuten Corneliern noch immer eine größere Menge tüchtiger Streitkräfte innerhalb des ersten Jahrzehnts nach des Dictators Tode, als einem Pompejus von vornherein zu Gebote stand. Die Mit- und Nachwelt würde dem kühnen Häuptling zu Dank verpflichtet sein, wenn er Italien die schon damals vorauszusehenden entsetzlichen Umwälzungen erspart, die Menschheit mit den verheerenden Bürgerkriegen verschont und der civilisirten Welt schon im Jahre 70 den einen Herrscher gegeben hätte, nach dem sie sich sehnte. Aber Gajus Memmius that den kühnen Griff, welcher ihn mit einem Ruck über alle Parteien gehoben hätte, nicht, er blieb auch als Erbe Sulla's noch Memmius, genoß mit gewohntem Leichtsinn die Gegenwart und schwelgte in den Genüssen, welche ihm die neuen Lebensverhältnisse boten. Er war im Jahre 66, wo er sich als selbständiger Beamter an den öffentlichen Leben betheiligen sollte, noch vollkommen unvorbereitet zur Lösung einer politischen Frage und verfiel deshalb in dem nun beginnenden zweiten Abschnitte seines Lebens einem unheilvollen Schwanken, welches in der Katastrophe den schlimmsten Ausgang befürchten ließ.

Wir sollten denken, Memmius habe sich, nachdem er auf Sulla's Erbschaft verzichtet, nun wenigstens der ihm am nächsten stehenden Optimatenpartei fest angeschlossen, habe treu zu ihr gehalten in dem unabwendbaren Kampf, um mit ihr zu siegen oder ehrenvoll unterzugehn. Gajus Memmius that niemals was man von ihm erwarten mußte. Schon daß der Schwiegersohn Sulla's das Volkstribunat übernahm, war ein Fehler. Unverzeihlich aber ist, daß er aus eitlem Popularitätsschwindel den M. Lucullus anklagte, weil dieser als Quästor Sulla's den Befehlen seines Vorgesetzten Folge geleistet hätte. Als er mit dieser Anklage durchfiel, widersetzte er sich in der ad hoc berufenen Volksversammlung dem wohlverdienten Triumphe des Lucius Lucullus und hielt ihn drei Jahre von Rom zurück, bis sämmtliche Optimaten für den treuen Diener und Gehilfen Sulla's entschieden Partei nahmen. Beim Volke gewann Memmius durch diese Intriguen nichts, Pompejus fühlte sich nur dem Manilius verpflichtet, und die Optimatenpartei war wenigstens für den Augenblick ernstlich verstimmt. — Indessen führten in der zwischen 65 und 58 liegenden Zeit die vielfachen persönlichen Berührungen mit den einzelnen Optimatenfamilien, denen Memmius durch seine Frau angehörte, nicht minder das leidenschaftlich betriebene Würfelspiel, bald wieder eine An-

Digitized by

näherung herbei. Es herrschte damals ein schlechter Geist unter den Vornehmen der Stadt, unser Gajus war der Schlimmsten einer. Ein ernstes Ziel verfolgten nur wenige, forcirter Lebensgenuß galt als die Parole des Tags. Warum sollte man sich auch die Freude des Augenblicks durch die Erinnerung an ernste Sachen verderben? Die Senatssitzungen wurden selten besucht, und nur wenn die Verhandlungen dem verwüsteten Nervensystem der professionirten Spieler die pikanten Momente und affectreichen Situationen einer interessanten Partie mit hohen Einsätzen und eventuellem Ruin einer hochstehenden Persönlichkeit in Aussicht stellten, nur dann saßen die Väter der Stadt vollzählig und aufmerksam auf ihren Plätzen. Den verwöhnten Zuschauern eines Schauspiels vergleichbar verlangten sie ihrer großen Mehrzahl nach nur aufregendes Amusement von den jeweiligen Acteurs, d. h. den Beamten, und behielten sich eine eingreifende Thätigkeit nur für diejenigen Abschnitte des Lebens vor, wo auch sie zur Befriedigung ihrer Eitelkeit oder Habsucht auftreten und als Prätoren oder Consuln eine Rolle spielen mußten. Was sie dann spielen würden, kümmerte sie wenig. Es war eine chose convenue, daß keine Antecedentien banden, und mit Bestimmtheit zu erwarten, daß jeder sensationsvolle Coup auch seine Bewunderer fand. Freilich galt das nur von der großen Mehrheit der gleichgestimmten Seelen, es gab auch in jener Zeit der allgemeinen Auflösung ernstere Charaktere, denen pflichtgetreues Handeln eine liebe Gewohnheit war, oder welche Principien nicht blos zur Parade in den Mund nahmen, sondern sie auch zur Richtschnur ihres Handelns machten. Ein Lucull und Cato spielten nicht mit und blieben dem Memmius unversöhnliche Feinde ihr Leben lang; die übrigen finden wir im Jahre 59 wieder gut mit ihm befreundet. Er galt für einen der ersten guten, d. h. regierungsfreundlich gesinnten Bürger, und Cicero spricht in einem Briefe an seinen Bruder seine Freude über die Wahl des Memmius zum Prätor aus, der übrigens nur dafür bekannt war, daß er ganze Tage lang Würfel spielte oder gern vornehme Römerinnen verführte, wie die Gemahlin des L. Lucullus. — Das Debut des neuen Prätors in den ersten Senatssitzungen des Jahres 58 war ein glänzendes. Memmius und Domitius Ahenob. griffen in ihrem Referat der acta 59 die Julischen Gesetze als ungiltig, weil inauspicato durchgeführt, in der heftigsten Weise an. Es wurde drei Tage lang gestritten, und die Gegner sagten und s c h r i e b e n einander öffentlich die bittersten Sachen. Memmius warf unter anderem dem designirten Statthalter beider Gallien sein früheres Verhältniß zum Könige von Bithynien vor, aber er zog wieder den Kürzeren, und Cäsar ging ungefährdet in die Provinz. Um doch Eins durchzusetzen, forderte man den früheren Quästor, jetzigen Legaten Cäsars, P. Vatinius vor den Stuhl des städtischen Prätors und war des Verdicts von Seiten dieses Richters sicher. Er ließ es an dem nöthigen Eifer nicht

Digitized by Google

fehlen, aber Cäsar war auch von der Provinz aus mächtig und ließ einen treuen Diener niemals im Stich. Auf seine Veranstaltung stürmte der Volkstribun P. Clodius den Gerichtssaal, mißhandelte die Ankläger, vertrieb die Richter, jagte den Präsidenten in die Flucht und befreite den Angeklagten. Ein Protokoll, welches Memmius über diese Vorfälle aufnahm, war das dürftige Resultat der großen Anstrengungen.

Es fällt sofort ins Auge, daß das berichtete Auftreten des Memmius nicht mit seiner Wirksamkeit als Volkstribun stimmt, denn damals gab er sich den Anstrich eines Volksfreundes, wußte aber recht gut, daß er nur Pompejus in die Hände arbeite; jetzt stand er auf Seiten des Senats und richtete seine Angriffe gegen Cäsar und Pompejus, welche gleichmäßig bei der Giltigkeit der Julischen Gesetze betheiligt waren. Es währte auch nicht lange, so änderte der geistreiche Mann abermals seine Position. Als er sehen mußte, wie allen Sympathien der Gutgesinnten zum Trotz Cicero im April 58 verbannt und Cato nach dem Orient entfernt wurde, machte er eine neue Schwenkung und betrieb die Annäherung an Cäsar. Im weiteren Verlauf seiner Prätur vermied er nicht nur alles, was diesen irgend verletzen konnte, sondern gab auch in seiner anderweitigen Haltung nicht undeutliche Zeichen von Sinnesänderung. Cäsar war im Gegensatz zu Pompejus leicht zur Versöhnung geneigt und konnte, namentlich wenn ein höheres Interesse in Frage kam, selbst schwere Beleidigungen vergessen. Man mußte nur zeigen, daß man seine Pläne unterstützen wollte und konnte. Beides wurde Memmius leicht. Es gab doch ein Gebiet öffentlicher Thätigkeit, welches großentheils in den Händen der jungen aufstrebenden Genies sich befand, auf welchem der vornehme, geistreiche, hochgebildete Memmius einen großen Einfluß gewinnen konnte, sobald er nur wollte, wir meinen das Gebiet der Tageslitteratur. Hier war der feine Kunstrichter, dessen Dicta und Couplets von Mund zu Mund gingen, eine Größe ersten Ranges, seine Feindschaft verderblich, seine unbewaffnete Neutralität schätzbar, sein Beistand hohen Preises werth. Wir brauchen nur auf die bekannte, von Cäsar selbst in Scene gesetzte Versöhnung mit Catull hinzudeuten, um jedem in der Zeitgeschichte einigermaßen Bewanderten ins Gedächtniß zurückzurufen, daß Cäsar der Tagespresse eine sehr eingehende Aufmerksamkeit widmete und die Tonangeber auf jede Weise an sich zu fesseln suchte. Was Memmius thun mußte, seit er sich halb und halb für Cäsar entschieden hatte, ergibt sich aus dem Gesagten von selbst. Er knüpfte die Bande mit Dichterkreisen und Dichtern, welche ihm früher blos des Amusements wegen lieb gewesen waren, jetzt enger, suchte neue Bekanntschaften, wußte selbst älteren, einer ernsten Lebensrichtung ergebenen Dichterkoryphäen durch seine, wenn er wollte, unwiderstehliche Liebenswürdigkeit ein tieferes Interesse einzuflößen, und gab ihnen allen schon durch die eigene,

Digitized by Google

anfangs leise angedeutete Sympathie für Cäsars Person eine bestimmte, seinen Intentionen entsprechende Richtung. Aus dieser Zeit, aber auch erst aus dieser Zeit datirt das Freundschaftsverhältniß zu Lucretius, für das wir einen sprechenden Beleg in dem berühmten Prolog des ersten Buches besitzen. Den Lehren seines Meisters getreu und dem geräuschvollen Treiben des öffentlichen Lebens abgeneigt, hatte dieser beste Schüler des wahren Epikur seine ganze Thätigkeit auf die Abfassung des leider unvollendet gebliebenen Gedichts über das Wesen der Dinge verwandt. Der Plan des Ganzen stand fest, einzelne Partien, z. B. die nach Thucydides bearbeitete Pest in Athen waren vollendet und den kleinen Cirkeln, welche sich für eine ernstere Poesie erwärmen mochten, zur Begutachtung mitgetheilt. Wirklich bekannt war Lucretius noch nicht, — nun trat plötzlich eine hell erleuchtete, mit allen Reizen der Anmuth geschmückte Persönlichkeit in den Kreis des Dichters und näherte sich ihm wie einer, der gleichfalls nach Wahrheit, nach Erkenntniß, nach Wissen ein aufrichtiges Verlangen trug. Wir wollen über die Selbsttäuschung des Dichters, welcher eine Zeit lang in den Artigkeiten des Weltmannes freundschaftliches Interesse, in den Verbindlichkeiten des politischen Intriguanten persönliches Wohlwollen, in den Einreden des schlagfertigen, an die animirte Conversation des Salons gewohnten Lion ein Suchen nach Wahrheit zu finden glaubte, nicht lächeln, denn es ist gerade der edelsten Naturen unvermeidliches Loos, in solchem Falle getäuscht zu werden. Er nahm sich vor, die Adresse des ganzen Gedichts zu ändern und widmete das Werk, welches nach seiner concreten, individualisirenden Darstellungsweise bislang den Leser schlechtweg apostrophirte und ihn je nach Umständen zurechtwies oder aufmunterte, dem einen Memmius. Dieser Stimmung des Dichters verdankt die Ueberarbeitung des ersten und zweiten Buchs und der Entwurf des fünften Buchs die vielfach auffälligen Beziehungen auf Memmius. Wir glauben in dem damals (58) gedichteten neuen Proömium des Gedichts (das alte: Avia Pieridum etc. IV., I. seq. wurde bei Seite geschoben) noch die Färbung zu erkennen, welche Memmius der politischen Wirksamkeit Cäsars zu geben wußte. Es ist ein Hymnus auf die Stamm-Mutter des Julischen Geschlechts, die auch durch die öfter erwähnten Münzen der Memmier verherrlichte Venus Genetrix, und schildert das in der ganzen Natur allmächtige Walten der durch Liebe belebenden Göttin. Ihren Beistand erfleht der Dichter für sein Werk, das ja ihrem erklärten Liebling Memmius gewidmet sei, und bittet um Erhaltung des Friedens. Ihr sei es ein Leichtes, dem wilden Kriegsgott die zum Kampf gerüsteten Waffen abzuschmeicheln und den für die Vollendung des Gedichts, für die Wohlfahrt des Freundes nothwendigen Frieden zu sichern. Bedeutungsvoll erscheint uns namentlich die liebliche Schilderung der schmeichelnden Göttin, wenn wir an die kurz vorher abge-

Digitized by Google

schlossene Ehe des Pompejus mit Cäsars Tochter Julia denken und (wie es nahe liegt) die Enkelin mit der göttlichen Mutter des Geschlechts, den Kriegsgott mit Pompejus identificiren.

Es wurde Memmius leicht, die günstige Stimmung der Dichter längere Zeit zu erhalten, denn die Prätur ging zu Ende und er begab sich 57 als Statthalter nach Bithynien. Auch bei dieser Gelegenheit erwies er Cäsar einen willkommenen Dienst, indem er zwei der erbittertsten Brauseköpfe Helvius Cinna und Catull aus Rom entfernte und mit sich in die Provinz nahm. Sie gefielen sich freilich nicht lange in dem barbarischen Lande, und namentlich Catull hat später seinem Unwillen gegen Memmius, dessen ferneres Benehmen den Erwartungen gar nicht entsprochen hatte, in mehreren uns noch erhaltenen Gedichten einen sehr bestimmten Ausdruck gegeben; aber allein Hin- und Herreise nahm, wie wir aus dem genauen Reisebericht Ciceros von und nach Cilicien abmessen können, immerhin acht Monate in Anspruch. Für Memmius hatte die fast zweijährige Abwesenheit von Rom eine doppelte Bedeutung. Einmal füllte er in der Provinz seine Kassen, was ihn unter anderem auch in den Stand setzte, sich Fausta gegenüber unabhängiger zu stellen, andrerseits blieb er dem Treiben der Hauptstadt längere Zeit fern und konnte, ohne sich eine Blöße zu geben, die weitere Entwicklung der Dinge mit Muße abwarten. In der That war die Krisis schon einige Monate vor seiner Rückkehr eingetreten, die Conferenz der Triumvirn war in Lucca am 11. April 56 abgehalten, und die gewaltige Wirkung dieses Dreikönigstages machte sich in allen Lebenskreisen der Hauptstadt geltend: die Senatspartei war vollständig unterlegen, Cäsar unbestritten Herr der Situation. Memmius brauchte nicht mehr zu fürchten, daß er abermals irrte, wenn er sich definitiv für Cäsar entschied. Er entschloß sich jetzt allen Ernstes, auf dem bereits angedeuteten Wege eine Aussöhnung mit dem Statthalter Galliens anzubahnen, um durch ihn das Consulat für eins der nächsten Jahre zu erlangen. Der Erbe Sulla's war also nach vielen Wandlungen am Ende des zweiten Lebensabschnitts entschlossen, noch eine Stufe herabzusteigen und aus einem gleichberechtigten Theilhaber der Oligarchie sich zu einem socius atque minister des Prätendenten zu erniedrigen.

Wir müssen nach den von Cicero und anderen Autoren überlieferten Zeugnissen von Cäsar's Verhältniß zu Memmius im Jahre 54 für vollständig erwiesen halten, daß es letzterem gelungen war, seinen Frieden mit dem Triumvir zu machen. Seine Bemühungen, die Tagespresse zu Gunsten Cäsar's zu stimmen oder die ärgsten Feinde zum Schweigen zu bringen, müssen also Anerkennung gefunden haben, wenn auch diejenigen Dichter, wie Catull und Lucrez, mit denen er früher schon ein persönliches Verhältniß

Digitized by Google

angeknüpft hatte, jetzt, wo das selbstische Interesse des liebenswürdigen Dichterfreundes klar hervortrat, sich ernstlich verstimmt zeigten. Catull's Angriffe auf Cäsar wurden heftiger als je, und von Lucrez besitzen wir im Prolog des zweiten Buchs (55/54) ein Gedicht, das einem Absagebrief sehr ähnlich sieht, wenigstens enthält es statt der früheren vertrauungsvollen Freundschaftsversicherungen ernste Mahnungen. Die Anreden an Memmius, deren das erste und fünfte Buch viele enthält, werden im zweiten Buche sehr spärlich und hören im dritten, vierten und sechsten ganz auf. Aber Memmius erreichte sein Ziel und war der Hilfe des einflußreichen Triumvir sicher, nachdem er sich bereit erklärt hatte, Fausta zu opfern und die fast zwanzigjährige Ehe mit ihr zu lösen. Wir setzten den Abschluß derselben 74, erkennen aus einem von Cicero gelegentlich citirten Briefe des Faustus an seine Sullanischen Verwandten, daß sie 63 noch bestand und verstehen die Worte des Scholiasten zur Rede pro Scauro (2. Sept. 54): „Für ihn baten G. Memmius, Fausta's Sohn und Milo, den Fausta vor wenigen Monaten, als sie von Memmius sich trennte, geheirathet hatte“ in dem Sinne, daß zwischen Milo und Memmius kein anderer Gatte der Fausta steht, und daß Scheidung und Wiederverheirathung für die Tochter Sulla's zusammenfielen. Es erscheint uns höchst unwahrscheinlich, daß Memmius Grund zur Scheidung in dem anstößigen Lebenswandel seiner Gattin gefunden haben sollte, da er den Ehebruch seinerseits für vollkommen zulässig hielt, ja zu einem Capitel seines politischen Programms erhoben hatte. Um solcher Kleinigkeit willen verzichtete er nicht auf den Nießbrauch eines bedeutenden Vermögens, oder entfremdete sich kurz vor seiner Candidatur den großen Anhang der Sullanischen Verwandtschaft. Viel wahrscheinlicher ist es, daß Cäsar die Scheidung als Bedingung seiner Unterstützung voraussetzte. Fausta's mütterliche und väterliche Verwandte standen entweder Cäsar feindlich gegenüber, oder hatten sich wie Scaurus, Faustus, Metellus Nepos an Pompejus angeschlossen, ohne deshalb dem Statthalter Galliens auch nur einen Schritt näher zu treten. Unmöglich konnte Cäsar erlauben, daß der von Pompejus begünstigte Scaurus und Memmius, so lange sie verschwägert blieben, zusammen das Consulat bekleideten. Als sich deshalb herausstellte, daß Fausta's Stiefbruder, obwohl an Lebensalter und Anciennität jünger als Memmius, bei seiner Candidatur beharrte, wurde die Scheidung eingeleitet, und Fausta vermählte sich am 24. November 55 mit Cäsars Todfeind Milo. Ueberall wurde Memmius als Cäsars Candidat für 54 verkündet. — Aber auch so war die Wahl noch nicht gesichert; selbst wenn man Cäsars Einfluß in Rechnung zog, hielten die vier Candidaten einander das Gleichgewicht. Es waren die Patricier Scaurus und Messala, die Plebejer Domitius Calvinus und Memmius. Letzterer hatte also, da ein Consul dem Plebejerstande an-

Digitized by

gehören mußte, seinen Hauptgegner in Domitius zu bekämpfen, dem in Folge seiner ädilicischen Spiele und seines persönlichen Anhangs voraussichtlich viele Stimmen zufielen. Weit gefährlicher aber war die von vornherein zweideutige Stellung des in Rom anwesenden Triumvir Pompejus. In der mehrfach erwähnten Conferenz zu Lucca hatten sich Cäsar Pompejus und Crassus dahin geeinigt, daß bei unvorhergesehenen schwierigen Ereignissen eine Dictatur des Pompejus eintreten solle. Da die ersehnten Störungen nun nicht von selbst eintreten wollten, hielt es Gnäus für angemessen, sie selbst herbeizuführen, zumal das Jahr 53, wo Crassus in Syrien zubringen wollte, ihm zur Ausführung seiner Pläne am geeignetsten schien. Eine andere Deutung läßt sein schielendes Benehmen gegen Memmius und Scaurus nicht zu. Wenn man seinen Worten Glauben schenken durfte (was übrigens nur wenige thaten), so begünstigte er seinen vormaligen Quästor, den er als Gemahl der ungetreuen Mucia haßte. Er rechnete mit Bestimmtheit darauf, daß dieser Bewerber durch einen Spruch des Gerichts beseitigt werde. Am 29. Juni war die officielle Meldung, am 8. Juli erfolgte die Anklage. Die Sache stand schlecht, die Anklage stützte sich auf viele und gute Zeugen, der unbestechliche M. Cato präsidirte, sämmtliche Mitbewerber um das Consulat, namentlich Memmius, arbeiteten insgeheim gegen den Angeklagten, Scaurus selbst fühlte sich so wenig sicher, daß er zu nicht geringem Verdruß der Wähler mit den hergebrachten Geldspenden zurückhielt und erst nach der allen unerwarteten Freisprechung (2. Sept. 54) seine Kassen öffnete. Für diesen Candidaten erklärte sich Pompejus, ließ ihn aber, sobald seine Aussichten sich günstiger gestalteten, sofort fallen. Es bedarf keines weiteren Beweises, um die Pläne des Pompejus und die schwierige Stellung des Memmius ihnen gegenüber begreiflich zu machen. Der Triumvir war ihm einerseits Vertreter Cäsars, auf dessen Unterstützung er allein mit Sicherheit rechnen konnte, andererseits ein verdeckt spielender und desto gefährlicherer Concurrent. Bei den Aufschlüssen und Rathschlägen, welche er von ihm erhielt, galt es zu unterscheiden, ob sie von dem Triumvir ausgingen oder dem Candidaten der Dictatur. Memmius war nicht der Mann dazu und vergriff sich im entscheidenden Augenblicke. Gehen wir nun zu den Einzelheiten des Wahlkampfs über.

Die öffentliche Meldung fand am 29. Juni 54 Statt. Man erwartete allgemein, daß die Comitien in der zweiten Hälfte des Juli abgehalten würden. Die Candidaten überboten einander in einer bis dahin unerhörten Weise, zuletzt blieben sie bei der Summe von 500,000 Thlr. für die zuerst zur Abstimmung aufgerufene Centurie stehen. Außerdem zahlten drei Candidaten enorme Summen an die einzelnen Tribus, sodaß der Zinsfuß für baares Geld am 15. Juli von 48 auf 96% gestiegen war. Memmius und

Digitized by Google

Domitius, die beiden plebejischen Candidaten, schienen die Oberhand zu haben. So urtheilten wenigstens die bei der Wahl nächst den Petenten am meisten interessierten Personen, die beiden Consuln Appius Claudius und Domitius Ahenobarbus. Sie entschieden sich für die eben Genannten und erklärten sich zu weiteren Verhandlungen mit ihnen bereit. Die Zusammenstellung mit dem plebejischen Candidaten war für Memmius nicht günstig, aber er fügte sich den Consuln und unterschrieb vor Zeugen zugleich mit Domitius Calvinus eine Urkunde, welche festsetzte: „daß sie Appius und Domitius Ah. für die Summe von vier Millionen Gulden haften wollten, wenn sie nicht als Consuln durch Stellung von drei Augurn und zwei Consularen ein Curiengesetz und einen Senatsbeschluß über die den gegenwärtigen Consuln zuerkannten Provinzen mit Zubehör erhärteten.“ Scaurus und Messala gaben jede Hoffnung auf, Memmius und Domitius würden ohne Zweifel gewählt sein, wenn die Comitien im Juli oder Anfang August abgehalten wären. Aber das wußte Pompejus, dem Memmius die Uebereinkunft mit den Consuln mitgetheilt hatte, zu vereiteln. Die Comitien wurden bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand aufgeschoben. Pompejus klagte über Benachtheiligung seines Schützlings, seine Anhänger beschwerten sich laut im Senate über das offenkundige Unwesen des Stimmkaufs. Mit Anfang September änderte sich die Lage insofern, als Scaurus frei gesprochen wurde und Memmius sich auch Anderen gegenüber offen über das Abkommen mit den Consuln aussprach. Er that es, wie von Cicero versichert wird, auf Anstiften des Pompejus, der jetzt nach Scaurus Freisprechung die beiden Consuln als ungeeignete Wahlcommissäre darstellen und damit die ganze Wahl vereiteln wollte. Wahrscheinlich hatte er Memmius in seine Pläne eingeweiht und diesem seinen gewichtigen Beistand als Dictator zugesagt. Jetzt wurden die Pläne des Pompejus auch den entfernt Stehenden offenbar. Cäsar hielt es nicht für geboten, die Sonderinteressen des Triumvir zu fördern, und die wie mit einem Schlage neubelebte Senatspartei strengte alle Kräfte an, die drohende Dictatur zu vermeiden. Laut rief man von allen Seiten nach Abhaltung der Comitien. Vergebens. Pompejus und der nun ganz von ihm gewonnene Memmius vereitelten die Anstrengungen des Senats. Der Tribun Scävola that Einspruch gegen jeden auf die Wahl bezüglichen Erlaß der Consuln, und andere im Dienst des Pompejus geschäftige Redner meldeten Klagen an: Q. Pompejus Rufus gegen Mäcenas, Triarius gegen Scaurus, G. Memmius V. Trib. gegen Domitius, zuletzt auch Q. Curtius gegen Memmius. Zu Anfang November ging Memmius noch einen Schritt weiter und legte den mit den Consuln abgeschlossenen Vertrag ohne Wissen und Willen des Mitcontrahenten Domitius und der Consuln im versammelten Senat vor. Das war Allen zu arg! Wenn solch ein Ver-

Digitized by Google

fahren Nachsicht fand, welches sogar gegen das unter professionirten Spielern giltige point d'honneur verstieß, wenn der Partner seinen Mitspieler verrathen dürfte, ehe die Partie zu Ende war, dann hörte alles auf, und selbst das Spiel wurde zur Unmöglichkeit. So dachten alle Senatoren, und in ihren Augen war Memmius ein ruinirter Mann. Durch seinen Abfall an Pompejus und durch die letzte perfide Denunciation hatte er sich auch in den Augen Cäsars unmöglich gemacht, auf dessen beurlaubte Soldaten er in arger Selbstverblendung immer noch rechnete. Er mochte jetzt seinen Lohn von Pompejus fordern, dem er zuletzt gedient hatte. Aber Pompejus kam nicht in die Lage, sich dankbar zu erweisen, denn Memmius hatte nach den damals herrschenden Ansichten über honestas nur eins erhärtet, nämlich daß er selber perfide war; ein öffentlicher Nothstand, welcher die Einsetzung eines Dictators erforderlich machte, war durch ihn nicht constatirt. Cicero spricht im Hinblick auf die für Memmius verhängnißvolle Senatssitzung in einem Schreiben an seinen Bruder die Ueberzeugung aus, Messala und Domitius würden gewählt werden. Und so kam es. Der letzte Monat 54 und die ersten von 53 verstrichen freilich ohne Comitien; als aber der Antrag des Tribunen Hirrus, man solle den lästigen interregnis durch Einsetzung einer Dictatur ein Ende machen, in Folge von Cato's kräftigem Auftreten scheiterte, da gab Pompejus seinen Widerstand auf, und im Juli 53 wurden die oben genannten Consuln gewählt.

Es läßt sich leicht denken, daß Memmius, dessen Vermögensverhältnisse obenein in Unordnung gerathen waren, vor Verlangen brannte, mit Pompejus abzurechnen. Das Verfahren, welches er einschlug, ist für ihn charakteristisch. Pompejus vermählte sich, als Julia im September 54 starb, mit Metella, der Tochter des Scipio. Memmius wollte sie verführen. Er schrieb ihr, wie Sueton erzählt, einen zärtlichen Brief und stellte seinen Antrag. Ein im Hause des Pompejus gern gesehener Literat übernahm die Besorgung. Aber Metella gab den Brief an ihren Gemahl, und dieser verbot dem unglücklichen Grammatikus das Haus. An Memmius rächte er sich später. Als nämlich sein Lieblingswunsch im J. 52 doch noch in Erfüllung ging und er in Folge der Ermordung des Clodius consul sine collega wurde, entledigte er sich zugleich aller Privatfeinde, welche in seine Macht gegeben waren. Nach Verurtheilung des Milo wurden die rückständigen Klagen de ambitu wieder aufgenommen und alle Verurtheilten trotz des Widerspruchs von Cato nach den erst im J. 52 erlassenen strengeren Gesetzen, denen man rückwirkende Kraft zu geben sich nicht scheute, bestraft. Unter ihnen befanden sich Scaurus und Memmius. Letzterer suchte sich nach seiner Gewohnheit dadurch zu retten, daß er den Schwiegervater des Pompejus, Metellus Scipio anklagte. Er würde sich der Strafe entzogen haben, wenn er die Anklage durchgesetzt

Digitized by Google

und die Verurtheilung des Scipio erwirkt hätte, aber Pompejus nahm mit solcher Entschiedenheit für seinen Schwiegervater Partei, daß das Richtercollegium sich plötzlich in eine Supplicantencommission verwandelte und Memmius von seiner Klage abstand. Das Urtheil trat für ihn in Kraft, und er ging nach Athen ins Exil. Hier lebte er noch 51, aber welch ein Leben! Von seiner vornehmen Gattin geschieden, seinem einzigen Sohn vollständig entfremdet, von den Freunden verlassen, von den Triumvirn vergessen, hoffte er vergebens Restitution durch Cäsar. Aber Curio hatte keine dahin lautende Instruction, so oft er auch gefragt wurde, und der unter den glücklichsten Auspicien ins Leben eingetretene Memmius, der einst von dem ersten Dichter der Zeit besungene Günstling des Glücks, ging allen über Athen reisenden Bekannten, welche ihn an die Vergangenheit erinnerten, ängstlich aus dem Wege. Lucrez denkt offenbar an ihn, wenn er 3, 41 sagt:

> Hat mir wohl einer gesagt, ihn drücken die Schrecken des Todes
> ungleich weniger schwer als schimpfliches Leben und Krankheit,
> auch er wüßte ja längst, daß nirgends Seele für sich sei,
> Seele — ihm gelte das gleich — sei Blut nur oder ein Windhauch,
> und er bedürfe in nichts der begründenden Lehre und Weisheit: —
> aber er that nur so im Streben nach flüchtigem Beifall,
> Einsicht fehlte ihm stets, das zeigte die spätere Haltung.
> Als er verbannt sich sah aus der Stadt, in die Ferne getrieben
> weit aus der Bürger Bereich, mit dem Makel der Ehre behaftet,
> trug er das Leben auch so, wie es war, und lebte in Trübsal,
> wechselte kummerbeladen den Aufenthalt, opferte Geistern,
> schlachtete schwarzes Gethier und versöhnte Gespenster des Hades
> mit sinnlosem Gebräu: — da also im bitteren Unglück
> ehrte er anderen Sinns die Gebräuche des irrenden Glaubens.

Memmius wurde nicht restituirt und starb in der Verbannung, wahrscheinlich durch eigne Hand. —

Fr. B.

Aus einem englischen Notizbuch.

3. Die Insulaner.

Was einem Deutschen in England vor Allem auffällt, das ist der stolze Patriotismus des gemeinen Mannes. Er verblüfft Einen oft, er klingt manchmal kindisch, aber fast möchte man ihn darum beneiden. So hörte ich einmal auf der Eisenbahn ein Gespräch, das ich mir Wort für Wort gemerkt

Digitized by Google

habe. In meinem Wagen saßen von Ashford ab einige Landleute mit großen Körben, ein unbärtiger, aber sonnverbrannter Matrose in bloßem Hals und blauem Kittel, und endlich ein schäbig städtisch gekleideter langer Mensch, der sich durch einen hochbuschigen halbgrauen Backenbart auszeichnete und ein paar Augen hatte wie ein Raubvogel oder ein Raubschütz. Der Letztere war mein Nebenmann, weshalb ich die auf meinen Knien liegende Zeitung ihm zuerst anbot, aber heftig wehrte er sie mit der Hand ab und brummte: — „Nein, nein, nein, Sir. Ich mag das nicht, habe schwache Augen, wissen Sie." Lächelnd nahm dafür der Matrose das Blatt und begann sich darein zu vertiefen. Plötzlich glänzte eine lebhafte Befriedigung aus seinen Zügen, er hielt den Zeigefinger fest auf eine Zeile und sagte: „Schau, schau, wie merkwürdig! Es ist doch eine schöne Sache, wenn man lesen kann. Das erste Ding, das mich hier anguckt, ist Konstantinopel, wo ich grad herkomme. Vor vier Wochen hab ich dort gelegen — an Bord des Highflyer, Sir." — „Aha, Konstantinopel, ich weiß", rief der Lange. „Das ist, wo die Türken sein, berühmte Raucher, nicht wahr?" — „Gewiß", entgegnete der Andere trocken. — „Und, was halten denn Sie von den Leuten dort?" fragte ich den jugendlichen Seefahrer. — „Meine Meinung, Sir, ist", erwiederte er, die Lippen einen Augenblick scharf zusammenpressend, „daß diese Türken ein faules und nichtsnutziges, verrottetes Pack sind; das heißt, ich will Ihnen was sagen, Sir, Sie können am Ende dort ein ordentliches Glas Grog bekommen, wenn Sie zu einem von denen großen britischen Kaufleuten der Levante gehen, denn das sind Gentlemen. Aber was wird Unsereinem vorgesetzt? Ein Fingerhut voll, und basta." — „Fatal", meinte der Lange. „Was fängt man da an?" — „Was man anfängt, alter Junge? Man säuft Raki, so heißt ihr falscher gottverdammter Fusel. Probirt nur eine Pinte davon. Das Kopfweh kann sich Einer holen, aber keinen rechtschaffenen Rausch". — „Was!" schrie der Lange, halb in die Höhe fahrend. „Erst keinen Rausch und nachher Kopfweh? Das nenn ich Enttäuschung, Betrug und Räuberei." — „Na, versteht sich", sagte ein Bäuerlein. „Ein Engländer läßt sich nicht gern ausrauben. Wir bleiben zu Haus, Alte, nicht wahr?" (Zur Bäuerin). „Bei der Schwarzen Sau in Ashford kriegen wir doch immer einen ehrlichen Tropfen für unser Geld. Aber da draußen", fuhr er fort, seine Feldflasche ziehend und sie dem Matrosen reichend, „gibt es wohl sehr wenig englische Ehrlichkeit, wie?" — „Verwünscht wenig", antwortete der Bruder Theer nach einem herzhaften Schluck. „Ich habe die ganze Welt bereist und die größten Wunder gesehen, ich war schon bei denen Chinesen und Türken, bei Heiden und Hottentotten, aber ich kann Euch sagen, es geht doch nichts über England." — „Ah, es gibt nur Ein England", wiederholten alle Uebrigen nach einander.

Digitized by Google

Das waren Ur-Insulaner, eine Classe, die in allen Theilen des Reiches noch ziemlich stark vertreten ist. In den unteren Regionen des hochgethürmten gesellschaftlichen Gebäudes von England verrathen die täglichen Plaudereien oft eine sehr ausgedehnte, aber etwas einseitige Völkerkunde. Da wird von Japan und Neuseeland, von Eskimos und Negern mit Eifer erzählt und gesprochen, während die nächstgelegenen Orte des Continents den Sprechenden äußerst fern zu liegen und wie in den Nebel eines unsicheren Hörensagens gehüllt scheinen. Der kleine Mann lobt natürlich seine Heimath so oft als möglich und verfährt dabei mit einer eingeborenen diplomatischen Schlauheit, indem er England am liebsten mit jenen Ländern vergleicht, die am tiefsten unter ihm stehen. Jane und John oder Anne und Robert sitzen Abends in der Küche beim Thee, und ihr illustrirtes Pennyblatt zeigt ihnen deutlich, wie im hohen Norden das arme Schiff zwischen Eisbergen zerquetscht wird und wie am Aequator das Erdbeben ein Dorf in der Secunde schluckt. Dann ist 10 gegen 1 zu wetten, daß er oder sie die Betrachtung anstellt: „Gottlob, wir haben keine Erdbeben und Eisberge, keine Tiger und giftigen Riesenschlangen. Lieber ein Bischen Dunst und grauen Himmel als ewigen Sonnenschein mit Schrecken. Es geht doch nichts über unser englisches Klima." — Sie lesen ein andermal von den Grausamkeiten des Königs von Dahomey und den bestialischen Bräuchen der Kannibalen. „Das kommt daher", sagt Anne, „daß diese unglücklichen Geschöpfe keine Erziehung haben. Es gibt dort keine Gentlemen, von denen sie Lebensart lernen könnten. Wenn Einer auch betteln gehen muß, sollte er jeden Morgen seinem Schöpfer auf den Knien danken, daß er in England geboren ist." — Zuweilen jedoch ist in Hütten und Palästen von nichts als irgend einem englischen Grundübel die Rede; es trifft sich, daß die Wirthschaft in den Armenwerkhäusern „schon wieder" zum Himmel reicht oder daß „schon wieder" in Spitalfields eine Familie verhungert ist. In solchen Fällen folgt in der Küche auf den Seufzer der Betrübniß die patriotische Nutzanwendung: „Wenn dergleichen sogar bei uns vorkommt, da kann man sich denken, wie schrecklich es erst draußen zugehen muß, in den Ländern, wo sie ja ‚keine Verfassung und nichts' haben!" — Eigenthümlich ist auch der Gebrauch, den man da von dem Begriff: „Ein Engländer" macht. — „Ein Engländer" ertrinkt nicht gern. — „Ein Engländer" läßt sich nicht gern unschuldig aufhängen. — „Ein Engländer" ist gern gesund und bei Geld. — „Ein Engländer" heißt also so viel wie: Der Mensch. Und häufig belehren diese Leute den Fremden mit wohlwollender Miene darüber, daß „ein Engländer" das unenglische Todtstechen von hinten durchaus nicht billigen könne und daß er überhaupt die Tugend viel höher achte als das Laster.

Digitized by Google

Dieser Ur-Insulaner hat von Jugend auf Mancherlei über den Continent läuten hören, viel Glimpfliches, noch mehr Unglimpfliches, je nach dem politischen Wind und Wetter. Er weiß ungefähr, daß die Deutschen furchtbar gelehrig sind und daß die Franzosen von heutzutage keine gebratenen Kinder essen. Doch sind beide in ihrer Kost, ihren Moden und Manieren merkwürdig unenglisch und unbegreiflich. Es wird ihm außerdem so schwer, sie von den zahllos durch einander wimmelnden anderen Nationalitäten des Festlandes, die sich fortwährend zanken und doch in hundert Stücken gleichen, zu unterscheiden; und alle zusammen reichen einem Engländer nicht das Wasser. Erscheint doch uns, was man über die Eigenthümlichkeiten Englands erzählt, oft seltsam, verworren und verschroben. Grade so kommt dem Stock-Engländer der bunte Continent wie ein verrücktes Labyrinth vor. Und da er nicht an Kosmopolitismus leidet, so hat er vor Allem das Gefühl, daß der ganze Wirrwarr ihn nichts angeht. Gleichgiltig schweift sein Blick über den Continent hinweg wie über eine Wasserwüste, und ruht auf den fernen Küsten und wilden Landstrichen, wo der gemeinste englische Arbeiter mit unendlicher Ueberlegenheit auftritt, wo er schaffen und herrschen, wo er ein kleines Ebenbild von England aufbauen helfen oder sich die Goldflügel wachsen lassen kann, um nach seiner gelobten alten Insel mit Glanz zurückzukehren. Wenn die arme Anne oder Jane die Noth des Lebens drückt, wenn sie in der Heimath kein warmes Nest mehr findet und mit ihrem Robert oder John in die draußige Welt hinziehen möchte, so steht sie in Gedanken am Ufer lange Tage, das Land der Kaffern mit der Seele suchend.

Inzwischen waren wir in Dover angelangt, wo ich zwei Ferientage zu verbringen dachte. Vom Strande aus betrachtet hat Dover mit seinem hohen Schloß am Meere gegen Morgen und mit der breiten grauen Felswand, die hoch über Mast- und Thurmspitzen und Rauchsäulen hin gegen Abend zieht, ein stolzes und dabei nicht unfreundliches Aussehen. Die Meerenge ist hier, bevor sie sich zur Nordsee erweitert, am engsten — nur 21 engl. Meilen breit — und ihre Wogen schlummern selten; mit zornigem Donner hüten sie die alte Pforte des Königreichs. Das Baden ist hier nicht immer ungefährlich, stärkt aber durch den mächtigen Wellenschlag; und lohnend ist in der Brise ein Spaziergang über die Dünen, welche den Ort überragen, am Klippenrand — an den „Zinnen Albions hin", sagt der lyrische Patriot — gegen Folkestone zu. Der Weg führt „den Shakespeare" hinauf. „Den Shakespeare" kurzweg nennen Manche die im Lear geschilderte steil überhängende Klippe, die am höchsten aus der grauen Felswand sich hervorhebt und auf deren mehr dunkelfarbigem Busen hie und da Seefenchel wächst. Eine Strecke weit begleitete mich ein mit zwei Medaillen geschmückter Sergeant, an den ich eine Frage nach dem Fortgang der Festungsbauten ge-

Digitized by Google

richtet hatte. Lange kasernenartige Forts krönen jetzt einen Theil des Dünenkammes und selbst vom Scheitel des Shakespeare sollten während meines letzten Besuchs 11 Fuß abgetragen werden, um darauf eine Bastion zu errichten. Die Bauten wurden begonnen, bald nachdem die erste Londoner Weltausstellung die Philanthropen veranlaßt hatte, den Anfang — ein Irländer meinte, den „Ausbruch" — des ewigen Friedens zu verkünden; und von Zeit zu Zeit wird noch fortgebaut zum Aerger der Friedensfreunde und zum Vergnügen des verewigten Herzogs (von Wellington), der halb vom Dies- und halb vom Jenseits aus den „kostspieligen Unsinn" angestiftet hat. Auf gewissen Punkten, wie in Portsmouth, Chatham und Liverpool — das gibt auch ein Quäker unter vier Augen zu — kann ein recht dicker Wall nicht schaden, damit „unsere lebhaften Nachbarn" sich nicht einmal den Spaß machen, ein paar englische Spiegelscheiben einzuschmeißen, nämlich ein Arsenal oder Bauwerft zu verbrennen. Aber Dover zu schützen scheint auf den ersten Blick eben so unnöthig wie eine chinesische Mauer um die Insel zu ziehen. Der kleine Hafen ist nur wenigen Postdampfern und leichten Fahrzeugen, im Sturm auch diesen schwer zugänglich; überdies beherrschen die Geschütze des Schlosses jede Wellenspitze darin. Trotzdem haben die neuen Forts wahrscheinlich einen Zweck, den kein Verstand der verständigen Laien sieht. Ich brachte das Gespräch auf den Gegenstand mit dem Bemerken, daß im nächsten Kriege wohl Strandbatterien und Landtruppen eine größere Rolle spielen würden als die Flotte. — „Wohl möglich", erwiederte der Sergeant, „aber haltet nur die Blaujacken in Ehren. Ich war in der Krimm" (auf seine Medaillen zeigend), „doch, sehen Sie, ich bin zuerst Engländer und dann Soldat, und als Engländer lieb ich die See und den Seemann. Invasion ist Humbug, denn das alte Lied sagt: Großbritannien braucht keine Festungen." Er dachte ohne Zweifel an die volksthümlichen Zeilen von Dibdin: —

„Britannia neads no bulwarks,
No towers along the steep,
Her march is o'er the mountain wave,
Her home is on the deep." *)

„Nun, wozu mögen diese Festungen bestimmt sein?" fragte ich. — „Ich glaube", entgegnete er lächelnd, „gegen Wilhelm den Eroberer. Wenn dieser Teufelskerl nochmals zur Welt kommt, landet er gewiß wieder in Hastings und wird durch Sussex gegen London rücken; dann wird ihm die scharfe Ecke von Kent ein Dorn in der Seite und ein Pfahl im Fleische sein. Guten Morgen, Sir." — „There is something in that" (das ist nicht ganz ohne),

*) Kein Bollwerk braucht Britannia, keine Thürme längs dem Strand; ihr Marsch geht über den Wogenberg, ihre Burg ist die hohe See.

rief ich dem freundlichen Begleiter nach. In der That erinnerte ich mich, eine strategische Auslegung der Art schon früher gehört zu haben.

Nach drei Minuten war ich oben und schlug den sich bergauf und ab schlängelnden Klippenpfad nach Westen ein. Im wehenden Dünengras stehen in kurzen Zwischenräumen rothe runde Thürme, manchmal so niedrig wie die Einfassung eines Ziehbrunnens. Man denkt unwillkürlich an Festungswerke, aber es sind nur die Luftschachte, die aus den Tunnels der unten am Strande und mehrmals durch die Felswand führenden Eisenbahn aufsteigen. Von rechtswegen, fiel mir ein, sollte ich jetzt die Küste Frankreichs erblicken. An jenen vollkommen klaren Tagen, die roth im Kalender angestrichen werden, erkennt nämlich ein gutes Auge von dieser Warte einen schmalen gelben Streifen, der la belle France vorstellt. Ja, die Lichter und Fenster von Calais sieht man hier am Abend blitzen. Wer nun gar mit dem schottischen zweiten Gesicht begabt ist, sah im Jahre 1858 nach dem Attentat Orsini's, wie die französischen Obersten drüben wüthend auf dem Sande umhertanzten und gegen Albion die Faust ballten. Der einzelne Engländer besitzt einen Ueberfluß an physischem Muth, in corpore werden die Engländer leicht von einer panischen — ich will nicht sagen Furcht, aber — Aufregung ergriffen. Nach den Decembertagen von 1851 war die Erwartung unerhörter Ereignisse allgemein. Der Urheber des französischen Staatsstreichs hatte einst vor Gericht es für seine Bestimmung erklärt, Waterloo zu rächen, und Niemand zweifelte damals, daß L. Napoleon der Mann sei, Wort zu halten. Das Gespenst einer androhenden Invasion Englands ging daher Tag und Nacht um. Dem jüngeren Geschlecht verursachte der Lärm nur eine Art von wollustvollem Grausen. England hatte dem gesammten, gegen die Freiheit verschworenen Europa die Spitze zu bieten, und bald werden sich die Heldenthaten aus der Zeit der Armada wiederholen, — in diesem Gedanken wurde nach Noten geschwelgt. Gethan wurde von dieser Seite nichts, aber viel gesprochen von Fernschuß und Kernschuß und von dem lustigen kleinen Krieg hinter den lebendigen Hecken der südlichen Grafschaften, der den Feind allmälig und sicher aufreiben werde. Würdevolle Spießbürger vom alten Schlage hatten eine Besorgniß eigener Art. „Ei", sagten sie, „wenn die Franzosen wirklich landen, kommen sie ja halbtodt vor Seekrankheit auf den Strand, wo jeder Bauer sie mit dem Knüttel wie die Seehunde niedermacht. Haufenweise ergeben sie sich dann dem ersten besten Policeman, und Tausenden bleibt nichts übrig, als sich naturalisiren zu lassen. Dann kriegen wir viel fremdes Element ins Land und das verdirbt unsere Sitten und unsere Frauenzimmer." — Es fehlte aber auch nicht an ehrlicher Furcht. Lord J. Russell hatte einst geäußert, daß der Dampf den Canal überbrückt habe; ein Wort des Schreckens für ängstliche Familienväter. In den Zeitungen

Digitized by Google

wurde manches furchtbare Nachtstück gemalt. Lange Episteln an den Herausgeber schilderten die Anarchie, die in Folge einer feindlichen Landung in London ausbrechen müßte; den allseitigen Sturm auf die Bank um baar Geld; die massenhafte Flucht aller Wohlhabenderen nach dem Norden; die Volksbewaffnung; den schwierigen Versuch, eine Drei-Millionenstadt zu verbarricadiren und mit Lebensmitteln zu versehen; die Wasser- und Hungersnoth; den Aufstand der Verbrecherklassen, Mord, Brand, Plünderung u. s. w. Auch in gebildeten Kreisen wurde gezittert, und ein Mitglied des Oberhauses that den düstern Ausspruch: „Wie, wenn der Feind unsere Canalflotte umgeht! Eine trübe Sommernacht und Englands Sonne kann auf immer untergegangen sein."

L. Napoleon unterließ die Landung, — nicht aus Rücksicht auf die Gefahren der Seekrankheit, auch nicht aus Respect vor der damaligen englischen Landmacht, sondern entweder, weil noch keine Maschine erfunden ist, um eine grande armée mit Einem Ruck auszuschiffen, oder weil er andere Sorgen hatte. Als aus der Invasion eine Allianz gegen Rußland wurde, schlug die frühere Gallophobie sogar in Gallomanie um. Doch schreiben sich von damals die langen Rechnungen her, die das englische Parlament jährlich für Armee und Flotte bezahlt. Eine zweite Invasionspanik brach Anno 1858 aus. Sie grassirte kürzere Zeit als die erste, trieb aber phantastische Blasen. So machten die Patrioten des Advertiser wiederholt den Vorschlag, an der Küste eine macedonische Phalanx von 100,000 muskelstarken Yeomen, Brauersknechten, Kutschern, Preisboxern und Wilddieben aufzustellen, die, mit 25 F. langen Lanzen bewaffnet, das größte Invasionsheer vom Strand ins Wasser zurückstoßen würden. Anstatt der Phalanx bildeten sich die freiwilligen Schützencorps, deren Werth von Bedeutung ist. Die beleibtesten Familienväter haben, seit sie am Samstag Nachmittag ein Bischen exerciren, eine strammere Haltung und kleidsamere Tracht angenommen; aber auch in gesundheitlicher Hinsicht war die Freiwilligenbewegung von den heilsamsten Folgen. Napoleon III. ist noch immer nicht gelandet, und dafür — sagt der Cockney im tiefsten Ernst — haben wir uns bei unsern Schützencorps zu bedanken.

Was wäre England ohne seine insulare Lage? Zwar macht die Insel allein noch nicht den Insulaner. Auch die Irländer sind buchstäblich meerumschlungen, und können weder sich selbst noch Andere regieren. Ehe die Engländer zur Nation erstarkten, beherrschten sie das Meer nicht immer; anstatt ihr Schutz zu sein, brachte es dänische, normännische und afrikanische Piraten auf ihre Küste. Wenn im Staate etwas faul war, wie unter Carl II., drangen Corsaren in den Canal. Doch waren dies kleine Störungen. Im Ganzen war das Meer seit Wilhelm dem Eroberer ein unschätz-

Digitized by

barer Hüter ihres nationalen Wachsthums. Bei ihren innern Fehden bildete es um die Kämpfer einen Zauberkreis, den keine fremde Einmischung ungebeten durchbrechen konnte. Wenn England mit seinen Irländern, Wallisern und Schotten im Herzen Europas läge, wäre es heute schon ein „Vereinigtes Königreich?“ — Die insulare Lage ist ein Vortheil, den der Engländer eben so oft über- wie unterschätzt. Er liebt es, die Gunst der Natur sich als Verdienst anzurechnen. Er ist im Stande, von seinen besten Bundesgenossen auf dem Festlande übernatürliche Kunststücke zu verlangen und sie mit Hohn zu überschütten, weil sie Dies und Jenes nicht machen wie er, weil sie die „abscheuliche Conscription“, ja die allgemeine Wehrpflicht dulden. Er hält nur ein paar geworbene Soldaten und hat doch nie feindliche Einquartirung in London gehabt! Seinen Salzwassergraben verliert er im Augenblick der Ruhmredigkeit aus den Augen. Zu andern Zeiten pocht er auf seine Kreidenküste und wähnt über, anstatt in der Welt zu stehen. Er vergißt, daß die Insel durch zahllose Lebensfäden an die Enden der Erde gebunden ist, und daß ein Feind, ohne über den Canal zu schreiten, seine Gliedmaßen schädigen, ihn vielleicht sogar ins Herz treffen kann. Das Gefühl vergleichsweiser Sicherheit erzieht einen oft ungesunden und haltlosen Dünkel. Derselbe stolze Brite, der sein Leben lang zu fragen pflegt: „Kann etwas Gutes vom Auslande kommen, kann der Baum der wahren Erkenntniß anderswo als auf unserer Insel wachsen?“ hat Momente, wo er mit Schrecken die Augen aufreißt und ruft: „Da sind uns die foreigners schon wieder drei Meilen voraus!“ Eine Kleinigkeit jedoch genügt, sein vornehmes Selbstgefühl wieder herzustellen. Die blinde Verachtung des Auslandes ist chronisch, die Bewunderung schnell vorübergehend. Wenn es unglaublich scheint, daß auch die Bildner der Nation, daß englische Staatsphilosophen, Volks- und Parlamentsredner die Gewohnheit haben, sich Stelzen anzuschnallen, obgleich ihre Statur anständig genug ist, der lese 20, 30 alte Jahrgänge der Times oder einer andern Londoner Zeitung. Ein einziger Jahrgang vor 1866 wird ihm auch genug Unglaubliches beweisen.

Der Patriot mit dem engen Gesichtskreis bei sonst scharfem Blick gedeiht nicht blos in den untern Regionen der englischen Gesellschaft. Denn woher kommt es, daß das im Romanlesen unersättliche Publicum des Mittelstandes so äußerst selten einem übersetzten Buche Geschmack abgewinnt? Es liegt nicht lediglich am Reichthum seiner eigenen Literatur, sondern Geschichten, die nicht auf englischem, nordamerikanischem oder britisch-colonialem Boden spielen, bleiben ihm unverständlich und ungenießbar. Der Engländer, dem das fremde Werk mundet, liest es in der Ursprache und hat im Auslande schöne Tage verlebt. Nach manchen Richtungen wächst sein Geist über die heimische Atmosphäre hinaus, aber jede Faser auch in ihm — und wir müssen

Digitized by Google

dies bewundern, — hängt mit allen Eigenheiten seiner Insel und seines Volkes untrennbar zusammen. Ein erwähnenswerthes Zeugniß dafür legt unter Andern der amerikanische Geschichtschreiber Prescott ab. In der ersten Zeit seines litterarischen Ruhmes verweilte er als gefeierter Gast mehrere Wochen auf dem Schlosse eines Herzogs in England. Von dort aus schilderte er in einem Brief an amerikanische Freunde, den das Londoner Athenäum mitgetheilt hat, seine Eindrücke. Er sagt darin im Wesentlichen: Wir haben hier täglich die höchsten und angenehmsten Besuche, und ich lerne allmälig die gesammte Blüthe der englischen Aristokratie kennen. Es sind herrliche Männer und Frauen darunter, wahre Prachtexemplare der Menschheit in jeder Beziehung, aber — für die außerenglische Welt ist ihre Theilnahme flüchtig und oberflächlich. Sie sind zu voll ihres eigenen kleinen Universums, das ja so reich an Kraft und Leben ist. Es gibt kein fremdes Land, das sie nicht besucht, von dem sie nicht Skizzen und Reliquien heimgebracht haben, aber in ihren Gedanken haftet sehr wenig davon. Was Ihr ihnen von der Fremde erzählt, wird nur halb gehört und schnell vergessen [außer insoweit es den britischen Vorzügen als Folie dient.] Zeigt dagegen Jemand Sympathie für etwas Englisches, so wird ihnen gleich das Herz warm, sie hören nicht auf, ihn zu unterrichten und mit Eifer nähren sie sein Interesse für jede kleine Besonderheit ihres nationalen Lebens und Treibens. — —

Vor einer halben Stunde noch drängte sich ein schwacher Sonnenstrahl zwischen den Wolken vor und zeichnete blaßgrüne Blumen auf die Meeresfläche. Plötzlich schwanden sie, versprengte Nebelsäulen wandelten über den Dünenkamm, nach dem Schlosse und weiter gegen Osten flüchtend; es blies von Westen, es pfiff von Südwesten her, daß die Wogen im Canal zu tanzen anfingen, und einzelne schwere Tropfen mahnten zur Rückkehr. Hungrige Möven kreisten mit schrillem Wechselgesang tief unter dem Gipfel der Shakespeare-Klippe, und am Felsen stand, scharf auslugend, ein dicker schwarzer Seerabe. Was mochte er schauen? Von der Schwelle des Continents, dem schmalen Sandstreifen von Calais hätte kein Fernrohr eine Spur entdeckt. Meer und Himmel verschwammen zu einem dunkelgrauen Vorhang, der das Draußen glücklich verhüllte. Es sah jetzt aus, als wäre England in seinem Wasser — allein auf der Welt.

Am selben Abend hatte ich das Vergnügen, noch ein Ur-Inselmännchen zu hören. In meinem Gasthause saßen am Kamin zwei ältliche Leute mit langen Thonpfeifen im Munde. Der Eine erzählte von Boulogne und Paris, wo er zum ersten Mal gewesen war, und erklärte, daß nicht Alles im Auslande so schlecht sei, wie man sich's denke. „Hm!“ — entgegnete der Andere, wohl nicht ohne absichtliche sarkastische Uebertreibung — „ich für mein Theil liebe alle Nationen, Engländer und Schotten, Cockneys und Kentische, Hamp-

Digitized by

shire- und Lamashire-Leute." — „Auch Yorkshirer?" — „Nun, j—a, auch Yorkshirer, wenn man auch sagt, daß sie ein Bischen sehr aufs Geld sind. Nur die Welschen (Walliser), die Irländer und die Juden kann ich nicht leiden; sie haben so was Ausländerndes (foreigneering)*) an sich.

J. Gilben.

Italien und Oestreich.

Florenz, 16. October.

Der östreichische Reichskanzler hat in seinem letzten Rothbuch nach der Maxime: „Wer Vieles bringt wird Jedem Etwas bringen" auch Italien bedacht; und die Gratulationsdepesche an den kaiserlichen Gesandten in Florenz Baron Kübeck, welche die neubefestigte Freundschaft der beiden Länder und die Uebereinstimmung der beiden Regierungen in den auswärtigen Fragen constatirte, hat nicht verfehlt, den bereits stark abgetragenen Gerüchten von abgeschlossenen Allianzen frische Farbe zu geben. Die Aufmerksamkeit wurde so wieder zurückgelenkt auf den lebhaften Verkehr, der im vergangenen Frühjahr zwischen den beiden Höfen von Wien und Florenz bestand und von welchem jene Gerüchte ihren eigentlichen Ausgangspunkt genommen hatten.

Es war nicht das erste Mal, daß eine Annäherung zwischen der Hofburg und dem Palazzo Pitti gesucht worden ist, und der letzte Versuch hatte viele Züge mit den früheren gemein. Der erste Schritt in dieser Richtung fiel noch vor das Jahr 1866, in die Zeit der Krise nach dem Gasteiner Vertrag, wo die östreichische Regierung, in Besorgniß um ihre Stellung in Deutschland, sich zum ersten Mal erweichen ließ, den strengen Bann zu brechen, in welchem sie das junge Königreich bis dahin gehalten hatte. Man fürchtete ein Bündniß Italiens mit Preußen und wies den Gedanken nicht ab, Venetien mit guter Art los zu werden. Zu eigentlichen Verhandlungen kam es zwar nicht: es blieb bei einer gegenseitigen Fühlung, deren Resultate auf die Ereignisse des Kriegsjahres entscheidend eingewirkt haben. Als Emissair reiste damals zwischen Wien und Florenz ein modenesischer Edelmann Graf Malaguzzi, ein diplomatischer Abenteurer, dem seine zahlreichen Verbindungen bei beiden Höfen zur Empfehlung dienten. Seine Proposition an Victor Emanuel, für welche er in Wien das Terrain bereits vorbereitet zu haben erklärte, bestand in einem Freundschaftsbündniß mit Oestreich, das die Vermählung des italienischen Kronprinzen mit einer östreichischen Erzherzogin

*) Das Wort ist nach der Analogie von privateering (Caperei treiben) gebildet.

Digitized by

besiegeln sollte; Venetien sollte die Braut als Morgengabe mitbringen. Dies Detail, dessen volle Thatsächlichkeit wir verbürgen, obgleich es bis jetzt sorgsam verschwiegen worden ist, lehrt uns die Natur der Anknüpfung würdigen. Immerhin war anzuerkennen, bis zu welchem Grade der Kaiser seiner alten Antipathie gegen den „Räuberkönig" und seine Dynastie Zwang anzuthun bereit war. Dennoch behagte ein solches Project in altöstreichischem Stil dem gesunden Sinn des Königs nicht; möglich auch, daß die verlangten Gegenleistungen ihn abschreckten. Durch solche Mittel war der Krieg nicht abzuwenden. Einmal noch, am 4. Mai, unmittelbar nach dem Bruch mit Preußen, erneuerte Oestreich unter französischer Vermittlung das Angebot Venetiens, diesmal ohne weitere Gegenforderung als die der Neutralität Italiens bei dem beginnenden Kriege; aber damals war Italien bereits durch den Allianzvertrag vom 8. April gebunden.

Gleich mit dem Ende des Kriegs indessen lebte die Annäherungsidee wieder auf. Die mit Italien in Wien geführten Friedensverhandlungen erwiesen klar die Tendenz, den Alliirten Preußens in einen Gegner Preußens zu verwandeln. Aus diesen Unterhandlungen unmittelbar nahm das Project einer französisch-östreichisch-italienischen Tripel-Allianz seinen ersten Ursprung. Oestreich als Sieger bei Custozza und Lissa und ohne großen Schmerz über den Verlust Venetiens, hatte es nicht schwer, dem gedemüthigten Italien entgegen zu kommen. Die auszeichnende Aufnahme, welche zu Wien dem italienischen Bevollmächtigten General Menabrea, dem gegenwärtigen Ministerpräsidenten, zu Theil wurde, machte diesen schmiegsamen und schnell impressionirten Staatsmann bald zum Anhänger der neuen Allianzideen. Menebrea, damals noch eins der Häupter der piemontesisch-clericalen Partei am Hofe, kam völlig geblendet vom Glanz der Wiener Hofburg zurück und suchte im Verein mit dem französischen Gesandten Malaret den König für die Combination zu stimmen. Auch den FML. Möring, der bei der Huldigung Venedigs sich zur Beglückwünschung Victor Emmanuels einfand und ganze Abende hindurch dem Monarchen allein zur Pfeife Gesellschaft leistete, machte man, vielleicht mit Unrecht, zum Missionär des neuen Bundes. Das Heirathsproject wurde wieder aufgenommen und hatte jetzt, wiewol der Kronprinz Humbert sich sehr dagegen sträubte, ungleich bessere Chancen, als die junge Erzherzogin, welche ausersehen war, plötzlich an den Folgen einer Brandverletzung starb.

Die Tripelallianzidee machte indessen unter dem Ministerium Ricasoli keine Fortschritte, noch weniger unter Rattazzi, der auf die Linke gestützt, wieder offen in die Bahn der preußischen Allianz einlenkte. Der Leiter der östreichischen Politik, seit der Salzburger Zusammenkunft mehr als je von Frankreich abhängig, copirte Italien gegenüber die erst mißtrauische, dann

Digitized by Google

feindselige Haltung Napoleons, freilich in sehr abgeschwächten Proportionen. Nach der Katastrophe von Mentana nun fand der unglückliche Conferenzvorschlag Moustiers, der darauf hinauslief, den Kirchenstaat italienischen Gelüsten gegenüber unter die Garantie der Großmächte zu stellen, nur an Graf Beust einen eifrigen Anhänger; und General Menebrea, der inzwischen Rattazzis Nachfolger geworden war, der warme Partisan Frankreichs und Oestreichs, sah sich jetzt in der seltsamen Lage, zur Abwendung jener Gefahr sich auf Preußen und England zu stützen. Der allerdings ebenso natürliche als fromme Wunsch, Angesichts der Aufhebung des Concordats in Oestreich und der Confessionsgesetze die Curie bei guter Laune zu erhalten, wirkte in der Folge gleichmäßig auf Beust's Politik Italien gegenüber bestimmend ein. Noch im Sommer 1868 hielt er dem zürnenden Papst in einer Depesche vor, welchen Antheil die Fürbitte Franz Josephs bei seinem Besuch in Paris an der Erhaltung des französischen Occupationscorps in Rom gehabt habe, ja er war unvorsichtig genug, diese Depesche dem Rothbuch einzuverleiben. Man kann denken, welche Entrüstung dieser östreichische Freundschaftsdienst in ganz Italien hervorrief; auch die Regierung zeigte eine um so tiefere Verstimmung, als Beust über denselben Punkt durch den Mund seines Vertreters in Florenz eine ganz andere Sprache geführt hatte. Schon damals machte der schreibselige Minister die Erfahrung, daß Rothbücher zweischneidige oder zweizüngige Schwerter sind.

Doppelt überraschend war nach solchen Vorgängen der Umschwung, welcher in diesem Frühjahr eintrat und sich zunächst in einem Kreuzfeuer von Artigkeiten charakterisirte. Treu der bisherigen Tradition war es auch diesmal wieder eine persönliche Annäherung der beiden Herrscher, der die Minister anscheinend fremd blieben. Victor Emmanuel benutzte die Reise Franz Josefs in die südlichen Provinzen des Kaiserstaats, um ihm durch den General della Rocca einen schriftlichen Gruß nach Triest zu schicken, den der Kaiser sofort durch ein von FML. Möring überbrachtes Handschreiben erwiederte. Der König replicirte mit Sendung seines Adjutanten de Sonnaz nach Wien. Gleich darauf überbrachte der auf seinen Posten zurückkehrende kaiserliche Gesandte in Florenz, Baron Kübeck, dem König und Kronprinzen östreichische Decorationen und die Einladung nach Wien oder Prag, die indessen wegen Ceremoniellschwierigkeiten — so hieß es — aussichtslos blieb. Die Hofkreise folgten dem gegebenen Signal; die Erzherzöge erschienen auf kaiserliche Weisung bei dem Diner des Marquis Pepoli und der Telegraph beeilte sich, das erfreuliche Ereigniß den Völkern zu melden. In Florenz kamen die Oestreicher in Mode, und der Minister Minghetti hielt kurz nach seinem Eintritt in das neuconstruirte Cabinet bei einem Diner dem stato modello Oestreich eine feurige Lobrede. Schließlich signalisirte die erwähnte Beust'sche Depesche die

Digitized by Google

neue Verbrüderung als ein politisches Ereigniß und dehnte sie zu einer Uebereinstimmung der Interessen beider Ländern in allen wichtigen Fragen aus.

Diese Ueberzeugung muß sich dem Grafen Beust ziemlich plötzlich aufgedrängt haben. Das Rothbuch von 1868 erkennt noch in der Erhaltung der französischen Besatzung in Rom ein östreichisches Interesse. Das Rothbuch von 1869 fand sich in allen auswärtigen Fragen mit der italienischen Regierung auf gleichem Boden. Allerdings hatte der Reichskanzler inzwischen Zeit gehabt, die Unzugänglichkeit des päpstlichen Stuhls zu erproben; aber in erster Linie waren es doch die Schwingungen der französischen Politik, welche ihm diese Ueberzeugung erleichterten. Es ist kaum zweifellhaft, daß Kaiser Napoleon bei dem Freundschaftsbund der beiden Herrscher Gevatter stand. Gleichzeitig und parallel mit demselben begannen auch die seit Monaten wiederaufgenommenen und so lang erfolglosen Versuche zur Herstellung des früheren Einverständnisses zwischen den Höfen von Paris und Florenz sich lebhafter zu erneuern: bekannte napoleonische Agenten reisten dem Könige nach Neapel nach und verkehrten mit dem Hausminister Marchese Gualterio, — das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ließ man wieder absichtlich bei Seite. Dieser Verkehr, dem die in Paris bereits beschlossene, jedoch auf Victor Emmanuels Wunsch zurückgenommene Ernennung des Generals Fleury zum Gesandten in Florenz Farbe geben sollte, setzte sich bis in den Sommer fort, wo der kaiserliche Cabinetssecretair Conti sich einige Wochen lang in dem Bad Montecattini bei Florenz niederließ.

Der Herrscher an der Seine rechnet nicht übel, wenn er, der die Abneigung des Königs von Italien gegen den Namen einer Allianz mit Frankreich kannte und die Rückwirkung auf die Stimmung des italienischen Volks fürchtete, das harmlose freisinnige und friedensbedürftige Oestreich ins Vordertreffen führte. Auf diese Weise inscenirt, konnte die neue Combination dem sanguinischen Naturell des Königs zusagen, der in seinen politischen Neigungen und Abneigungen ebenso schnell zu wechseln liebt wie in seinen Liebhabereien für Pferde und Weiber, und in seiner Phantasie nur zu häufig die thatsächlichen Verhältnisse überspringt. Berichtete man doch damals von ihm die mit der Genesis der Annähernng an Oestreich sonderbar contrastirende Aeußerung: er hoffe am Nachbar Oestreich ein gutes Gegengewicht und einen Rückhalt gegen Nachbar Frankreich zu erhalten. Namentlich aber fiel für die östreichische Freundschaft günstig ins Gewicht, daß dieselbe einen Preis bieten konnte: das Trentino war die Lockspeise, mit der man den annexionslustigen König am ersten beikommen konnte.

Es ist kein Zweifel, daß man damals über Abtrennung von Welschtirol an Italien verhandelt hat und daß Oestreich sich gar nicht abgeneigt zeigte,

Digitized by Google

unter gewissen Voraussetzungen auf diesen kleinen Gebietstheil zu verzichten. Preußenfeindliche Staatsmänner in Florenz machten es damals wieder Preußen zum Vorwurf, daß dasselbe in Nikolsburg nicht energischer die italienischen Wünsche auf Annexion des Trentino unterstützt und damit ein so bequemes Compensationsobject in den Händen Oestreichs gelassen habe.

Was Oestreich als Gegenleistung für ein solches Opfer in Italien verlangt haben kann, läßt sich allerdings nicht mit gleicher Sicherheit sagen. Daß die active Theilnahme Italiens bei einer französisch-östreichischen Offensiv-Allianz gegen Preußen in Aussicht genommen worden wäre, also die alte Tripelallianzidee in neuer Auflage, ist wohl behauptet worden; doch dürfen wir es nach allen Versicherungen Unterrichteter bezweifeln. Auch die Aufstellung, welche neuerdings wieder Credit fand, daß für den Fall eines solchen Kriegs gegen Preußen der König von Italien die Verpflichtung übernommen habe, die französischen Garnisonen in Algier durch italienische Truppen abzulösen, um jene im Felde verwendbar zu machen, hieße doch, abgesehen von weiteren Unwahrscheinlichkeiten, der sechsten Großmacht eine Bedientenrolle zumuthen, vor deren Uebernahme auch die servilste Regierung zurückschrecken dürfte. Die wahrscheinlichste Version bleibt, daß von Italien nichts weiter erwartet wurde als eine „wohlwollende Neutralität" und zwar eine unbedingte auch für den Fall, daß der supponirte Conflict größere Ausdehnung gewinnen und den Orient mitergreifen würde. Eine uneingeschränkte Zustimmung Italiens zu Oestreichs orientalischen Plänen würde allerdings ein werthvolles Geschenk sein und unter Umständen das Trentino aufwiegen.

Im Grunde haben diese Besprechungen — denn zu mehr scheint es nicht gekommen zu sein — freilich nur noch einen retrospectiven Werth, nachdem namentlich in Frankreich durch die Krisis im Lande und auf dem Thron die Situation sich erheblich geändert hat. Die mehrfach erwähnte Beust'sche Depesche scheint einstweilen die einzige Frucht der neuen Entente geblieben zu sein. Sie hat italienischerseits nicht einmal eine Antwort erfahren: ja der mehr schwunghafte als sachliche Inhalt ließ beinahe vermuthen, daß auch diese Depesche wie so manche Studie desselben Autors, der leider seinen wahren Beruf verfehlt hat, eigentlich an eine andere Adresse gerichtet sei als die sie an der Stirne trug. Die Genugthuung, mit welcher der Reichskanzler constatirt, daß der Jahrhunderte alte Hohn und Hader wischen Italien und Oestreich nun definitiv getilgt und vergessen sei, erhielt noch ehe sie ausgesprochen war, ein schlimmes Dementi durch das Attentat auf den Grafen Crennville in Livorno. Diese unglückliche Rachethat eines von dem ehemaligen Statthalter von Livorno schwer Gemißhandelten gab der öffentlichen Meinung Italiens just im ungeschicktesten Moment eine Erinne-

rung an die Zeiten der östreichischen Unterdrückung, die Thaten der Haynau und Urban. Im Parlament und in der Presse kam das zur Sprache, wiewohl Niemand daran dachte, den Mord, dessen Opfer ein ganz Unschuldiger geworden war, in Schutz zu nehmen: einige radicale Blätter ausgenommen, die deswegen mit Preßprocessen verfolgt werden mußten.

Und auch zu der belobten Gemeinsamkeit der Interessen beider Länder in den auswärtigen Angelegenheiten darf man ein Fragezeichen setzen. Sahen sich doch gleich nach dem Erscheinen der Depesche im Rothbuch italienische Regierungsorgane veranlaßt, bei aller Anerkennung der guten Absicht Beust's hervorzuheben, daß die Ranküne gegen Preußen und die neuen Schöpfungen in Deutschland, von der er sich noch nicht freigemacht habe, auf italienischer Seite nicht getheilt werde; auch dem gesunden Verstand des Reichskanzlers könne man doch kaum den Gedanken einer Restaurationspolitik in Deutschland zutrauen. Daß ferner in den orientalischen Fragen die italienischen Interessen von den östreichischen wesentlich abweichen, hat sich in den letzten Jahren schon öfter offenbart. Oestreichs Absichten bei einem künftigen orientalischen Conflict sind besonders auf die Erwerbung von Bosnien und der Herzegowina gerichtet. Diese Vergrößerung würde dem Kaiserstaat zu dem schmalen unfruchtbaren Streif von Dalmatien ein stattliches Hinterland gewähren, ihn aber damit zu einem gefährlichen Concurrenten Italiens im adriatischen Meere machen, dem einzigen, auf dem das Königreich noch die Herrschaft behaupten kann. Einer solchen Gefahr gegenüber sich durch ein Neutralitätsversprechen im voraus die Hände binden zu wollen, würde ein unverantwortlicher Schritt sein; und diese Einsicht macht sich bereits in Italien geltend.

Der neuen östreichischen Verfassung bringt die Meinung in Italien, so sehr sie den freisinnigen Geist einzelner Gesetze anerkennt, im Allgemeinen wenig Sympathie entgegen. Es scheint ein Recht des alten Grolles gegen die Präpotenz der Tedeschi, wenn selbst die Gemäßigten unter den Liberalen für die unterdrückten Nationalitäten des Kaiserstaats, die Polen, Czechen, Croaten, gegen den Dualismus Partei nehmen. Aber es handelt sich dabei auch um ein italienisches Interesse: das Nationalitätsrecht auf Welschtirol. Ein Blatt von so hochconservativer Haltung wie die Opinione nahm vor nicht langer Zeit keinen Anstaud, in einem Leitartikel die Trentiner in ihrem passiven Widerstande gegen die neue Verfassung zu ermuntern. Ein unbedeutender Vorfall, wie kürzlich die Schlägerei zwischen italienischen Matrosen und dem Pöbel von Sebenico, reicht hin, die ganze italienische Presse in Allarm zu setzen, als suche Oestreich den Racenhaß der slavischen Bevölkerung gegen die italienische Nationalität zu hetzen, deren Fortschreiten an seinen Grenzen es fürchte.

Digitized by Google

Die hier gegebenen, freilich sehr unvollständigen Notizen mögen gleichzeitig den optimistischen Erwartungen entgegenwirken, die sich eben jetzt wieder an ein dem oben erwähnten analoges Ereigniß, den Besuch des preußischen Kronprinzen in Wien, in anderer Richtung geknüpft haben. Solche Fürstenvisiten werden thatsächlichen Interessen oder dominirenden Richtungen gegenüber immer unwirksam bleiben; und schon jetzt dürfen wir, auf die Gefahr hin, von den bereits durch die Blätter angekündigten neuesten Circulardepeschen des Grafen Beust dementirt zu werden, die Voraussicht aussprechen, daß durch die Initiative des fürstlichen Gastes wol zwischen den beiden Höfen herzlichere Beziehungen wiederhergestellt sind, die Verhältnisse der Länder aber und die Ziele der leitenden Politik in beiden wenig oder keine Veränderung erfahren haben werden.

Literatur.

Der klimatische Curort Algier. Schilderungen nach dreijähriger Beobachtung in Stadt und Provinz, zugleich ein Rathgeber für Reise und Aufenthalt, von Otto Schneider. Dresden 1869.

Eine Ferienreise nach Spanien und Portugal. Von W. Wattenbach. Berlin 1869.

Brennerbuch. Naturansichten und Lebensbilder aus Tirol, insbesondere aus der Umgebung der Brennerbahn. Von Heinrich Noë. München 1869.

„Nach Süden" wendet sich der Zug der Touristen und Leidenden, richtet sich die Sehnsucht der Zurückbleibenden. Dieser Richtung der Reisen und Neigungen unsrer Landsleute verdanken die genannten drei Bücher ihre Entstehung.

Das Buch über Algier ist zunächst für Diejenigen geschrieben, welche aus Gesundheitsrücksichten den milden Winter der südlichen Mittelmeerküste aufsuchen, denn sein Hauptinhalt gilt dem klimatischen Curort. Es enthält, wie es scheint, Alles, was dem Wintercurgast zu wissen wünschenswerth, nützlich und nothwendig ist. Da Algier in seinen Temperatur-Verhältnissen andern südlichen Wintercurorten zum Mindesten nicht nachsteht, sie aber durch seine schnellen und häufigen Verbindungen mit Europa sowie durch seine comfortablen Einrichtungen wesentlich übertrifft, erfreut es sich neuerdings einer steigenden Berücksichtigung von Seiten der Kranken und Aerzte, und es war daher sehr an der Zeit, daß ein so umfassender, auf genaue Lokalkenntniß und gute Beobachtungsgabe gestützter Führer und Rathgeber für den Aufenthalt daselbst erschien, wie es der vorliegende in der That ist. Rechten wir darum mit dem Verfasser nicht, wenn er bei der Wiedergabe der meteorologischen Beobachtungen sich in diesen Dingen etwas ungeübt zeigt und z. B. Plus- und Minusgrade ohne Vorzeichen durcheinander wirft (Temp.-Tab. bei S. 274), oder auf Seite 277 die Regenhöhe in so räthselhafter Bezeichnung

Digitized by Google

angiebt, daß Niemand sich etwas daraus entnehmen kann. Bei den Temperatur-Tabellen wäre auch die Mittheilung der Zahl von Beobachtungsjahren, aus welchen die Mittel berechnet sind, erwünscht gewesen.

„Eine Ferienreise" gibt nur eine etwas trockne Aufzählung und kurze Beurtheilung des auf einer flüchtigen Reise Gesehenen. Die Schrift eignet sich daher kaum zur Unterhaltungslectüre, enthält aber manchen praktischen Wink für den Reisenden und zeichnet sich durch gesundes maßvolles Urtheil aus, wenn auch der Werth desselben bei der kurzen Dauer der zu Grunde liegenden Beobachtungen immer nur ein bedingter sein kann.

Das „Brennerbuch" dagegen ist vorwiegend Unterhaltungsschrift. Eine wesentliche Belehrung schöpft aus ihm weder der Geograph, noch der Volkswirth, so wenig wie der Naturforscher oder der Curgast — obgleich keiner von den Genannten ganz unberücksichtigt geblieben ist. Verfasser hat aber besondre Begabung für das Malen mit Worten, und so finden wir hauptsächlich Stimmungsbilder, auf denen die Menschen nur die Staffage abgeben, und wenn auch hier und da Menschen und Sitten oder landschaftliche Scenerie und Vegetation eingehender behandelt sind und zu Urtheilen und Wünschen Veranlassung bieten, so tritt diese Seite des Inhalts doch zu wenig hervor, um als bestimmend für den Charakter des Buches gelten zu können. Es eignet sich daher vorzüglich zu anregender und genußreicher Lectüre an Ort und Stelle, ohne aber andere Führer und Handbücher entbehrlich zu machen.

Rembrandt et l'individualisme dans l'art par Ath. Coquerel fils. Paris, J. Cherbuliez, libraire. 1869.

Rembrandt genießt gegenwärtig in Frankreich eines Ansehens, wie kaum ein anderer ausländischer Meister früherer Zeit. Die Geringschätzung, deren man sich gegen ihn schuldig gemacht hatte, ist einer sehr verbreiteten und enthusiastischen Verehrung gewichen, die unzweifelhaft mehr ist, als vorübergehende Mode. Dies beweisen die zahlreichen Schriften der französischen Literatur, die sich mit dem großen holländischen Meister beschäftigen und die gründlichste Einsicht in die künstlerische Eigenthümlichkeit desselben an den Tag legen. Den Werken Burger's, Blanc's, Taine's, Vosmaer's und Anderer schließt sich die vorliegende Schrift in ebenbürtiger Weise an. Athanase Coquerel, jetzt bekanntlich der hervorragendste Vertreter des liberalen Protestantismus in Paris, über dessen theologische Wirksamkeit und jüngste Schicksale erst kürzlich in diesen Blättern berichtet wurde, (s. Heft 29) hat sich auf dem Gebiete der Kunstkritik schon früher bekannt gemacht. Wie in diesen, so ist auch in der Schrift über Rembrandt sein Hauptaugenmerk auf die Beziehungen gerichtet, die zwischen der Kunst und dem Gebiete der Religion obwalten. In beredter und geistvoller Weise hebt er hervor, was in der künstlerischen Individualität Rembrandt's im vollsten Sinne protestantisch genannt werden muß: die bewußte Opposition gegen das künstlerische Herkommen in der Auffassung biblischer Gegenstände, die Auflehnung gegen die officielle Malerei der katholischen Kirche, das unbefangene, um fremde Autoritäten unbekümmerte Aussprechen dessen, wovon sich der individuelle Sinn lebendig bewegt und ergriffen fühlte, dies Alles stimmt bei Rembrandt zusammen oder ist im Grunde eins mit dem protestantischen Princip des Individualismus. Von jeder dogmatisch

Digitized by Google

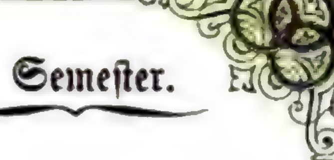
traditionellen Auffassung unabhängig nahm er die biblischen Erzählungen ganz nur von ihrer menschlichen Seite und streifte alles Legendenhafte von denselben ab. Indem er aber ihre Patriarchen und Heiligen nach den Typen seiner heimathlichen Umgebung in die reellsten Gestalten umbildete, wußte er ihnen durch die Kunst psychologischer Charakteristik so viel ethische Wärme, dem ganz realistischen Vorgang durch die Magie der Farbe eine so poetische Stimmung zu ertheilen, daß auch die herbe Menschlichkeit seiner Darstellung das Gefühl eines höheren Lebens erweckt.

Der Verfasser hat nicht unterlassen, in Betreff der Selbständigkeit in der Auffassung religiöser Gegenstände daran zu erinnern, daß eine solche bereits im Zeitalter der Renaissance in eminenter Weise vorhanden war. Er gedenkt des Abendmahls von Leonardo da Vinci und sagt mit Recht, daß auch die Werke Raphaels und Michelangelos weit davon entfernt seien, den katholischen Anschauungen des Mittelalters zu entsprechen. Die Künstler des Quattrocento hätte er um so weniger unerwähnt lassen sollen, als die antitraditionelle Art der Auffassung bei denselben mit einer entschieden realistischen Darstellungsweise verbunden ist. Die künstlerische Eigenthümlichkeit Rembrandts ist nun keineswegs erschöpfend bezeichnet, wenn man die Richtung derselben auf das Princip des Protestantismus zurückführt, welches in gewissem Sinne, wie dies in der vergleichenden Hinweisung auf die Italiener ausgesprochen ist, auch der Renaissancebildung eigen war. Einleitungsweise bespricht der Verfasser die örtlichen und nationalen Bedingungen, unter welchen sich das Talent Rembrandt's entwickelte und schildert mit gründlichem Verständniß den specifisch künstlerischen Charakter desselben. Wenn irgendwo, so erweist sich bei den Werken dieses Künstlers der Ausdruck Realismus, den man unbedenklich auf sie anzuwenden pflegt, als unzulänglich und nur halbwahr. Allerdings sind die Gestalten Rembrandts unmittelbar dem wirklichen Leben entnommen, ihre Formen sind nichts weniger, als idealisirt, in der Anordnung der Gruppen, in der Composition läßt sich die Harmonie den Linien vermissen. Das eigentlich Künstlerische liegt bei ihm nicht in der Behandlung der Formen, sondern im Colorit. Alles wird in seinen Werken durch die Farbe über das zufällig Natürliche erhoben. In seinem Colorit spiegelt sich die Stimmung einer orginellen, die Welt auf eigenthümliche Weise reproducirenden Phantasie. Die Farbe beruht bei ihm nicht blos auf dem genauesten Studium der Natur und wirklicher Beleuchtungseffecte, ihr wunderbarer Reiz ist aus dem Geiste des Künstlers geboren, sie ist das Product einer dichterischen Inspiration. In das geheimnißvolle Element derselben eingetaucht erscheinen die Gestalten nicht mehr blos natur- und lebenswahr, sie bekunden sich als künstlerisch gedacht und empfunden. Die ganze Composition erhält durch das Colorit ihren künstlerischen Charakter, die Einheit derselben beruht wesentlich auf dem schönen Zusammenklang geistreiche Gruppirung mit der feinen Abtönung der Farben. So erhebt sich Rembrandt durch sein eigenthümlich coloristisches Genie weit über den gewöhnlichen Realismus und es ist keine Uebertreibung, wenn ein geistvoller Kenner der Kunst behauptet, Rembrandt wirke durch die Macht seiner Farbe ebenso idealistisch, wie die großen Italiener durch ihren vollendeten Formensinn. Vielleicht ließen sich die Beziehungen der Kunstweise Rembrandts zu dem religiösen Gebiet, welche Coquerel in so zutreffender Weise dargelegt hat, insofern ergänzen, als in der Eigenthümlichkeit der Rembrandt'schen Farbenstimmung, namentlich in dem eigenen Zauber des Helldunkels eine gewisse Verwandtschaft mit jener Gefühlsmystik zu liegen scheint, welche häufig die Stelle des äußerlichen Wunderglaubens der katholischen Kirche eingenommen hat und der protestantischen Religiosität, wenigstens in Deutschland, nicht fremd ist. —

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXVIII. Jahrgang. II. Semester.



Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

№ 44.

Ausgegeben am 29. October 1869.

Inhalt:

Leipzig, 1869.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)



Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google



Die Päpste als Menschenschlächter.
1. Theil.
Preis 16 Ngr. Zweite Aufl.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Ferner erschien im gleichen Verlag soeben:

Lob und Schimpf
des
Jesuitenordens
im Interesse der bürgerlichen Wohlfahrt
historisch dargelegt
von
Dr. Franz Huber,
Verfasser der „Lateranischen Kreuzspinne."

10 Bogen 8° in eleg. schwarzem Umschlag.
Preis 12½ Ngr.

Haller'sche Verlagshandlung in Bern.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen.

Briefe von **W. Roßmann.** 8. broch. Preis 2 Thlr.

Diese Briefe — J. H. der Frau Herzogin von Meiningen gewidmet, in deren Gefolge der Verfasser die Reise nach Neapel und Sicilien machte, — bieten durch einen reichen Wechsel von humoristischen Aperçüs, tief eingehender Erörterungen und charakteristischen Genrebildchen, die angenehmste Lectüre. Da sie mit ganz besonderer Vorliebe auf die historischen und classischen Reminiscenzen eingehen, werden sie namentlich Denen willkommen sein, welche sich an Ort und Stelle oder hinterher über die wichtigsten Bezüge der Alterthümer ohne Schwerfälligkeit verständigt zu sehen wünschen.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien soeben neu und ist in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken vorräthig:

Aschenlisel.
Roman
von
Herrmann Klencke.
3 Bände. Preis 4 Thlr.

Der Herr Verfasser, welcher in einer Reihe populärer, belehrender und vielgelesener Schriften bemüht war, das weibliche Geschlecht über seinen natürlichen und sittlichen Beruf aufzuklären und in den Kenntnissen und Pflichten der weiblichen Bestimmung zu unterrichten, hat sich in diesem Romane die Aufgabe gestellt, seine von der Kritik längst anerkannten Ansichten und Lehren den deutschen Mädchen und Frauen auch in poetischer Form, in den plastischen Lebensgestalten und Zuständen der Gesellschaft zugänglich und anschaulich zu machen.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien soeben neu und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

För miene un anner' Lü's Göören.
Allergehand nüe Vertellnisse för de leewe Kingher.
Van'n
oll'n Nümärker.
Elegant cartonirt. Preis 1 Thlr.)

Der Verfasser dieser Märchen, der nach dem einstimmigen Ausspruch der Kritik ein begründetes Recht hat, an die erhöhte Staffel der plattdeutschen Koryphäen heranzutreten, erzählt in seiner kernigen Kürze, seinem unvergleichlichen Humor und seiner Herzlichkeit und Wahrheit neue höchst orginelle Mährchen, die Jung und Alt ergötzen werden und ein neues Zeugniß von seinem seltenen Erzählertalent ablegen.

Digitized by Google

Die neuesten Ausgrabungen in Pompeji und Tarquinii.

Die im folgenden versuchte Uebersicht über die wichtigsten in den letzten Jahren gewonnenen Resultate pompejanischer Ausgrabungen und der durch sie hervorgerufenen Studien darf gewiß insofern hoffen, günstig gestimmte Leser zu finden, als ihr Verfasser sich auf das lebhafte Interesse berufen kann, mit welchem die gebildeten Kreise unseres Vaterlandes die Fortschritte in der Kenntniß des classischen Alterthums zu begleiten gewohnt sind, und auch Pompeji nicht aufgehört hat, eine der reichsten Quellen zu sein, aus denen die Archäologie schöpft. Im Anschlusse an die neuen Erwerbungen aus der campanischen Stadt haben wir sodann von einem Monumente zu berichten, welches vor wenigen Wochen in einem Grabe des alten Tarquinii in Etrurien gefunden wurde, und wir freuen uns umso mehr, die allererste Beschreibung davon nach Deutschland zu bringen, als es die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde in hohem Grade verdient.

Der wissenschaftliche Sinn, in welchem seit der Neugründung Italiens der als Gelehrter wie als Organisator gleich hervorragende Chef der pompejanischen Ausgrabungen, Fiorelli, die Arbeiten seiner Untergebenen leitet, hat in Deutschland schon mehrfach gebührende Anerkennung gefunden. Weniger bekannt dürfte sein, daß hauptsächlich auf seinen Antrieb zum Zwecke des Studiums und der Erläuterung der Monumente der alten Stadt auch eine „Scuola archeologica di Pompei“ eingerichtet wurde. Dieselbe ist für junge italienische Gelehrte bestimmt, aber ihre in erfreulichem Wachsthum begriffene Bibliothek in liberaler Weise auch der Benutzung Anderer zugänglich.

Wer die Verhältnisse kennt, welche so lange die Jugend Hesperiens an einer gründlichen Beschäftigung mit dem Alterthume gehindert hat, wird sich nicht darüber wundern, daß, als 1867 zum ersten Male die Concurrenz für den Eintritt in die genannte Anstalt stattfand, die Zahl der Bewerber nur gering war und Keiner unter ihnen den Bedingungen entsprach. Ein besseres Resultat ward indessen schon im vergangenen Jahre erreicht. Als Organ für die Studien der Anstalt wie für die ganze Administration Pompeji's dient

Digitized by Google

eine Zeitschrift, in welcher das officielle Protokoll über die Ausgrabungen eines jeden Tages von Zeit zu Zeit veröffentlicht, dann eine zusammenhängende Beschreibung der gefundenen bedeutenderen Objecte oft mit Abbildung und eingehender Erläuterung gegeben und endlich die wichtigeren im Auslande erscheinenden Schriften über pompejanische Alterthümer fleißig besprochen werden. Wenn wir in dieser letzten Rubrik bisher nur deutschen Werken begegnen, so kann uns dies ein erfreuliches Zeichen sein sowohl von dem Eifer, mit welchem die Archäologie in unserem Vaterlande betrieben wird, als auch von der Bedeutung, welche die Italiener diesen Bemühungen zugestehen. Außer in dem bezeichneten Blatte finden sich übrigens auch in den Schriften des preußischen archäologischen Instituts zu Rom häufig Originalberichte über Novitäten von besonderem Werth.

Die Ausgrabungen schreiten stetig vorwärts und sie können ergiebig genannt werden, obschon nur Privathäuser an das Licht gefördert sind. Es scheint, daß man die Hoffnung, noch neue Tempel und andere öffentliche Gebäude zu finden, ganz aufgeben muß. Denn dem Wesen einer antiken Stadt gemäß waren diese um den ältesten burgartigen Theil und um den ihm nahen Markt gruppirt. Beide sind in Pompeji längst ausgegraben und von dem südwestlichen Stadtviertel, in welchem sie liegen, dringt man jetzt immer weiter nach Osten und Norden vor, rechts von der großen Straße, welche vom Stabianer-Thore auslaufend die Stadt von Osten nach Westen durchschneidet. Um in geordneterer und planmäßigerer Weise vorzugehen, als es früher geschah, hat man sich entschlossen, stets erst einen von vier Straßen umgebenen Häusercomplex, oder wie man im Alterthume bezeichnend sagte, eine „Insel", völlig aufzudecken, bevor man zu einer anderen übergeht. Demzufolge mußten zunächst diejenigen Inseln, deren Ausgrabung in den vergangenen Jahrzehnten mehrfach begonnen, aber nie beendet war, in Angriff genommen werden. Eine solche Insel ist oft von bedeutendem Umfange. Umschreitet man zum Beispiel eine von den dreien seit neuester Zeit ganz offen gelegten, so findet man in ihr 11 zum Theil geräumige Häuser, 27 Verkaufsläden, 2 Bäckereien, 1 Färberei, 2 andere Werkstätten, 1 öffentliche Latrine und außerdem noch 4 Separateingänge zu Treppen, welche in obere Stockwerke geführt haben. Wie es sich noch heute in Italien findet, so scheinen schon im Alterthum die einzelnen Stockwerke eines Hauses oft verschiedene Besitzer gehabt und nicht mit einander communicirt zu haben. Die Straßen, welche dieses nach links von der Stabianerstraße gelegene Viereck umschließen, weichen von der gewöhnlichen Weise insofern sehr ab, als sie nur zum geringen Theile geradlinig laufen und nicht rechtwinklig zusammenstoßen. Dies hat natürlich in der Anlage der Häuser und ihrer inneren Räume manche Unregelmäßigkeiten veranlaßt, doch sieht man überall die Be-

Digitized by Google

mühung, wenigstens die Haupttheile rechtwinklig herzustellen, und in den meisten Fällen sind zu diesem Zwecke sehr geschickte Dispositionen getroffen.

Auch in anderer Weise bietet die Baugeschichte einzelner Häuser manches Interessante. So möchten wir auf eine an der Ecke jener Hauptstraße und einer ebenfalls frequenten Nebengasse gelegene Bäckerei aufmerksam machen. An sich schon von geringem Umfange wird das Haus durch die zum Geschäftsbetrieb nöthigen Räume, den großen Backofen, einen Hof für fünf Stampfmühlen, verschiedene Zimmer zum Bereiten des Teiges und zur Aufbewahrung des Mehls und der fertigen Brode sehr eingeengt. Auch hat der alte Besitzer das Bedürfniß gefühlt, sein Grundstück zu erweitern und dies durch den Ankauf einer zwar auch nicht großen, aber ihm sehr bequem gelegenen Nachbewohnung erreicht. Er gestaltete diese dann nach seinen Bedürfnissen um, indem er besonders auch dafür Sorge trug, ein passendes Eßzimmer (triclinium) zu erhalten und das Empfangszimmer (tablinum) würdig zu decoriren. An der Wand des letzteren fanden sich die sehr individuellen Brustbilder eines älteren Mannes und einer Frau, und darüber ein niedliches Bildchen, Psyche von Amor zärtlich umarmt. Während das eheliche Glück des fossilen Bäckers, der übrigens Paquius Proculus hieß und ein nicht unbedeutendes Municipalamt bekleidet zu haben scheint, in dieser Weise durch ein freundliches Geschick verewigt worden ist, hat er selber von seinem beweglichen Hausrath nur wenig zurückgelassen. Wir möchten davon nur zwei kleine, leider stark beschädigte Glastafeln, welche mit Goldblättchen überzogen und mit Amorinen in rother Farbe bemalt sind, der seltenen Technik wegen anführen.

Auch Namen von Besitzern anderer Häuser hat man jetzt, wo man sorgsamer gräbt, weit häufiger als sonst ausfindig gemacht. Es verhelfen hierzu Bronzestempel zum Siegeln, mehr aber noch Inschriften, welche freilich nicht denjenigen moderner Hausschilder gleich sind, sondern aus Grüßen, Bitten, Glückwünschen bestehen, die an verschiedenen Stellen eines Hauses den Wänden aufgemalt oder eingekratzt sind. Selbst die einzige schön gearbeitete Mosaikinschrift findet sich nicht etwa am Eingange eines Hauses, sondern im Inneren auf der Schwelle des Tricliniums. Mögen aber auch in der ausschließlichen Beziehung der in diesen Inschriften genannten Namen auf die Besitzer der betreffenden Häuser einige Irrthümer mit unterlaufen, so scheint uns diese Art der Benennung der Häuser doch jedenfalls passender als die früher übliche nach einzelnen aufgefundenen Kunstwerken oder gar nach den bei ihrer Aufdeckung zufällig anwesenden hohen Persönlichkeiten.

Neben dem Hause des Bäckers liegt ein anderes größeres, welches gerade das entgegengesetzte Schicksal hatte wie jenes. Es ist nämlich in zwei Theile getheilt und diese sind mit Ausnahme der gemeinsam gebliebenen Cisterne

Digitized by Google

vollständig von einander getrennt. Atrium und Tablinum bildeten fortan ein Wohnhaus für sich, das geräumige Peristyl aber, welches mit seinen Dependenzen jetzt das zweite Haus ausmacht und leicht mit der Straße in Verbindung gesetzt werden konnte, wurde zu einer Färberei eingerichtet, wie man aus der Beschaffenheit der vielen großen noch an Ort und Stelle stehenden Gefäße von Thon und Stein schließen darf.

Ein drittes besonders solid gebautes Haus derselben Insel ist, obwohl seine Ausrüstung beim Eintritt der Katastrophe offenbar noch nicht vollendet war, doch durch den hier gefundenen Hausrath ausgezeichnet. In einem Zimmerchen beim Atrium stand eine große gut erhaltene eiserne Geldlade, allenthalben reichlich mit Nägeln beschlagen und verziert mit bronzenen Masken und Thierköpfen sowie den Reliefbüsten von einer Diana und Amoren. Der Inhalt ist von dem Besitzer, also nicht für uns, gerettet worden. In dem Speisezimmer aber fand man weiter einen hohen Candelaber, mehrere hübsche Lampen, Vasen und Schaalen aus Bronze, sowie etwas Brod und, was das wichtigste ist, die bronzenen Theile, nämlich Füße und Seitenlehne von drei Ruhebetten, wie sie bei den Mahlzeiten benutzt wurden. Dieselben sind mit Silber ausgelegt und mit Reliefsfiguren geschmackvoll decorirt; ihrer Schönheit und Seltenheit wegen ist ihnen neuerdings, nachdem das verkohlte Holzwerk in sorgfältiger Weise wieder ergänzt war, ein eigenes Zimmer im Museum zu Neapel eingeräumt.

Größere Kunstwerke von Bronze sind in der letzten Zeit nicht zum Vorschein gekommen, wohl aber hat man in einem Hause, dessen bereits früher aufgedeckte Vorderräume schon manches Bedeutende geliefert hatten, zwei Marmorbüsten von trefflicher Arbeit und günstiger Erhaltung gefunden. Man hat sie Brutus und Pompejus genannt, und in der That zeigt die eine, trotz ihrer jugendlicheren, weniger markirten Züge große Aehnlichkeit mit dem bekannten Kopfe des Brutus im capitolinischen Museum; bei der anderen scheint uns die Uebereinstimmung mit der Statue im Palast Spada zu Rom, welche den Pompejus darstellt, weniger einleuchtend. Wenn man ferner darauf Gewicht legt, daß die Büsten sich in einem der entlegensten Räume des Hauses befanden, und daraus schließen will, der Besitzer habe zu den Anhängern der Republik gehört und die Portraits der letzten Vorkämpfer seiner Partei verstecken müssen, so ist das wohl etwas zu phantasiereich. Es war beim Untergange der Stadt schon mehr als ein Jahrhundert vergangen, seit Cäsar gefallen, und da selbst Augustus, nachdem er Cäsar gerächt, den Anblick der Bilder von Brutus und Pompejus, wie verschiedene Historiker berichten, wohl ertragen konnte, so würden wir fürchten, uns an dem Andenken des Titus, „der Freude des Menschengeschlechts“, zu versündigen, wenn wir eine so kleinliche politische Verfolgungssucht unter seiner Regierung

Digitized by Google

für möglich hielten. Wie dem aber auch sei, uns fesseln beide Büsten, weil sie zu den nicht gerade zahlreichen Portraits aus der besten römischen Zeit gehören und beitragen werden, den ihnen allen gemeinsamen Typus näher festzustellen. Denn wenn schon die Natur eine gewisse Verwandtschaft und Aehnlichkeit in den Gesichtszügen von Zeit- und Volksgenossen darbietet, so tritt eine solche noch deutlicher in der Kunst hervor, obgleich es immer schwer bleibt, sie in Worten präcis auszudrücken.

Die anziehendste Ausbeute der Aufgrabungen gewähren nach wie vor die Wandgemälde. Pompeji ist ungemein reich daran. Das erkennt man zumal jetzt, wo der Secretär des preußischen archäologischen Instituts in Rom, Dr. W. Helbig, eine sehr verdienstvolle Beschreibung und Zusammenstellung der daselbst sowie in den anderen verschütteten Städten Campaniens gefundenen Kunstwerke dieser Gattung veröffentlicht hat.*) Sein Verzeichniß umfaßt, obwohl es sich auf die wichtigsten beschränkt, doch nahe an zweitausend Nummern. Eine treffliche Einleitung in das genannte Werk bildet die von dem Maler O. Donner verfaßte Abhandlung über die Technik dieser Gemälde, wodurch der alte Streit über die Art und Weise, in der die Malereien ausgeführt sind, nach gründlicher Erwägung aller Momente, wie uns scheint, endgiltig entschieden wird. Wir können uns nicht versagen, wenigstens die Hauptresultate in den folgenden drei Sätzen des Verfassers mitzutheilen. Es sind demnach wenn auch nicht sämmtliche, so doch ein sehr großer, ja bei weitem der größte Theil jener Wandmalereien und zwar sowohl die farbigen Gründe als auch die auf denselben und auf weißen Gründen stehenden Ornamente, Einzelfiguren und abgegrenzten Bilder a fresco gemalt. Die Leimfarben- und Tempera-Malerei nimmt dagegen eine sehr untergeordnete Stelle ein und findet sich mehr aushilfsweise als selbständig angewendet. Enkaustische Malereien endlich kommen absolut nicht vor.

Sehen wir uns nun unter den jüngst gefundenen Fresken um, so begegnet uns hier derselbe bemerkenswerthe Unterschied, welcher auch an den älteren auffiel und Veranlassung bietet, zwei verschiedene Hauptklassen zu statuiren. Die Hauptvertreter der einen sind die ideal gehaltenen Gemälde mythischen Stoffes, während die andere aus den realistischen Darstellungen der gemeinen Wirklichkeit besteht. Jene sind bedeutenden Originalen mit größerer oder geringerer Freiheit nachgebildet und stehen in genauem Zusammenhange mit der griechischen Poesie besonders der letztvoraufgegangenen Periode, welche man nach dem damaligen Mittelpunkte griechischer Cultur die alexandrische nennt; die andern sind von aller Poesie weit entfernt und haben ihr Interesse darin, daß sie das bürgerliche Leben einer Municipalstadt

*) W. Helbig: Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Campaniens. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1868.

Digitized by Google

in der römischen Kaiserzeit getreu copiren. Die ersteren wurden offenbar auch von ganz anderen Künstlern ausgeführt, als diese, welche meist nicht nur etwas Nachlässiges, sondern geradezu Handwerksmäßiges haben, wie sie auch in den Farben viel einfacher sind. Es spricht für die Macht der griechischen Cultur und zugleich für den Geschmack der Pompejaner, daß die erste Gattung weitaus die zahlreichere ist; und ihr wenden wir uns zunächst zu.

Früher konnte es auffallen, daß von der Fülle griechischer Mythen verhältnißmäßig nur wenige auf den Wandgemälden zur Darstellung gekommen waren. Die große Zahl der Bilder blieb in Hinsicht der gewählten Stoffe auf einen engen Kreis beschränkt. Die neuesten Funde scheinen nun dies Ergebniß in bemerkenswerther Weise geändert zu haben. Freilich sind auch jetzt wieder manche Bilder aus jenem Kreise zum Vorschein gekommen, so Fresken mit dem Parisurtheil, mit Theseus und dem Minotaur, Hesione's Befreiung und der fast in jedem größeren Hause unvermeidlichen Strafe Aktäon's. Aber daneben gibt es nicht wenige andere, deren Sujets den Reiz der Neuheit besitzen. Wir wählen einige derselben aus, möchten aber zugleich bemerken, daß wir die formelle Seite selbst bei ihnen nicht berücksichtigen, da die eigentliche Kunstkritik ohne detaillirte Beschreibung wenig Nutzen verspricht, jene aber sich hier von selber verbietet. Der Mythus von Bellerophon, der auch abgesehen von Pompeji sich selten dargestellt findet, ist jetzt als Gegenstand zweier Bilder zu erkennen: in einer großen Landschaft ist die Scene, wie der Heros mit Hilfe von Athene sich des Pegasos bemächtigt, gewissermaßen als Staffage benutzt, in einer anderen rein mythischen Composition übergibt König Prötos in Gegenwart der rachsüchtigen Stheneböa dem Helden den Brief, der ihn verderben soll. Ebenso neu ist ein Gemälde, welches die Flucht des Dionysos vor dem wüthenden Thrakerfürsten Lykurgos zum Gegenstande hat; Thetis nimmt, wie in der schönen Stelle Homers so auch hier, den fliehenden Gott in ihre Fluthen auf. Ein anderer Thraker übt sein bezauberndes Saitenspiel in Gegenwart der Musen und des gewaltigsten aller Heroen, Herakles. Den meisten Figuren dieses Bildes sind Namensbeischriften gegeben, wie dies so oft auch auf griechischen Vasen geschehen, eine Zugabe, die freilich unserem modernen ästhetischen Gefühle wenig mundrecht ist. Bemerkenswerth ist ferner eine Darstellung der Hochzeit von Pirithoos und Hippodamia. Bekanntlich nahmen der Sage nach an derselben als Gäste auch die Centauren Theil, doch verletzten sie im Rausche das heilige Gastrecht und erst nach schweren Kämpfen gelang es den Heroen, die Halbmenschen zu bändigen. Während nun die ältere Kunst diese Sage gerne als Motiv zur Schilderung wilden Streites benutzt, sehen wir hier eine demselben vorangehende Scene, nämlich die Ankunft der Centauren, die friedlich Geschenke in den Händen tragen. Es scheint uns dies ein bezeich-

Digitized by Google

nendes Beispiel für die auch sonst sich aussprechende Neigung der Maler, die gefälligeren und heiteren Momente einer Sage zu bevorzugen. Man kann sogar behaupten, daß Bilder heroischer Kämpfe in Pompeji zu den am seltensten vertretenen Kategorien gehören; doch würde es voreilig sein, hieraus weitere Folgerungen zu ziehen, zumal da ein neugefundenes Fresko Achill's Sieg über Penthesilea mit großer Energie darstellt. Andere Bilder haben sich bisher noch der Erklärung entzogen, obwohl von verschiedenen Gelehrten darauf hinzielende Versuche gemacht worden sind. Auch können wir begreifen, welch großer Reiz darin liegt, solche Räthsel zu lösen. Besonders anziehend macht sie ihre muthmaßliche Verbindung mit der alexandrischen Poesie und Cultur, deren wir vorhin gedachten. Denn unsere Kenntniß jener wichtigen Periode, welche von dem ursprünglichen reinen Hellenenthum zu der römischen Kaiserzeit überleitet, ist so trümmerhaft, die uns aufbewahrten Literaturreste im Einzelnen so ungenügend, daß man begierig nach neu sich darbietenden Mitteln greift, um in ihr Verständniß tiefer einzudringen. Doch ist hier große Vorsicht nöthig und es scheint uns, als versuchte man noch zu oft Gleichungen mit mehr als einer Unbekannten. Außerdem stellt es sich heraus, daß Gemälde, welche sich in demselben Raume finden, nur in sehr äußerlicher, formeller Harmonie, nicht aber in einer nahen Ideenverbindung mit einander stehen, sodaß man nicht eines aus dem anderen darf erklären wollen. In der That ist eine größere cyklische Composition, die einen bedeutenden einheitlichen Grundgedanken in einer Reihe von mehreren Bildern mythischen Inhalts aussprechen soll, unseres Wissens in Pompeji nirgends gefunden, eine Thatsache, welche sich nur daraus erklärt, daß die Bewohner nicht von Grund aus mit der hellenischen Cultur verbunden waren, sondern sich blos die fertigen Resultate derselben aneigneten. —

Die zweite Klasse der Wandgemälde, welche wir oben charakterisirten, hat in der letzten Zeit ebenfalls wichtige Bereicherung erhalten. Im Peristyl eines geringen Hauses war eine Wand ursprünglich mit athletischen Darstellungen verziert, die dann aber wenigstens theilweise einer neuen Stucklage weichen mußten, auf welcher man das pompejanische Amphitheater gemalt sieht. Das Bild ist zwar ungeschickt und besonders mit geringer Kenntniß der Perspective gemacht, gibt aber das noch heute bestehende Gebäude genau wieder. Der Standpunkt ist von der gegen Westen gerichteten Seite genommen und zugleich so hoch gedacht, daß man einen großen Theil der Arena und des Zuschauerraumes überblickt. Dahinter liegt die Mauer der Stadt mit zwei Thürmen, an welchen das zum Schutze gegen Sonne und Regen dienende Zeltdach befestigt zu sein scheint. Zur Linken würde der Vesuv zu suchen sein, doch bricht das Bild hier ab und es entgeht uns dadurch leider der hier am natürlichsten zu erwartende Aufschluß über die viel ventilirte Frage

Digitized by Google

nach der Form des Berges vor dem verhängnißvollen Ausbruch. Zur Rechten dagegen ist noch ein großes viereckiges Gebäude aufgenommen, welches wohl für irgend welche mit den Gladiatorenspielen zusammenhängende Zwecke gedient hat. Eine der Vorderfront aufgemalte Inschrift scheint sich auf die Zeit des Kaisers Nero zu beziehen. Bemerkenswerther aber ist, daß ein Ereigniß aus derselben Zeit die Handlung für das Bild abgibt. Man sieht nämlich fliehende und verfolgende, kämpfende oder niedersteigende Männer in der Tracht des geringen Volkes gruppenweise in der Arena, auf den Stufen des Gebäudes, im freien Felde bei den aufgeschlagenen Verkaufsbuden und an dem gegen Süden gelegenen Thurme der Stadtmauer. Die Bedeutung dieses Vorgangs wird klar durch eine Stelle aus den Annalen des Tacitus, indem derselbe unter den Begebenheiten des Jahres 59 unsrer Zeitrechnung Folgendes erzählt: „Zu dieser Zeit entstand aus geringem Anlaß ein furchtbares Gemetzel zwischen den Nucerinern und Pompejanern bei einem Gladiatorenschauspiel, welches Livineius Regulus veranstaltete. Mit municipaler Zügellosigkeit sich gegenseitig reizend kam man von Schmähworten zu Steinwürfen, endlich zum Schwerte, wobei die Pompejaner, in deren Mauern das Schauspiel Statt fand, die stärkeren waren. Viele Nuceriner wurden mit Wunden bedeckt in ihre Stadt gebracht, und mehrere noch beweinten den Tod von Kindern oder Aeltern. Der Kaiser überließ die Untersuchung der Sache dem Senat, der Senat den Consuln. Als diese wieder den Senatoren darüber Vortrag gehalten, wurden den Pompejanern auf zehn Jahre derartige Zusammenkünfte untersagt und die Collegien, welche sie gesetzwidrig eingerichtet hatten, aufgelöst."

Ein Ereigniß, wie dieses, welches selbst dem sonst über Municipalbegebenheiten ziemlich schweigsamen Geschichtsschreiber wichtig genug erschien, um eine Stelle in seinen Annalen einzunehmen, mußte auf die Stadtbewohner einen um so stärkeren Eindruck machen, da sich daran als Folge die Einstellung der hauptsächlichsten öffentlichen Vergnügungen knüpfte. Sonach liegt uns hier ein historisch-topographisches Bild vor, und wenn man bedenkt, wie überaus selten Darstellungen dieser Art aus den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit sind, wird man dem neuen Funde ein nicht geringes Interesse schenken. Auch zeigt sich künstlerisches Gefühl des Malers wenigstens darin, daß er in der Schilderung des Gemetzels nicht zu ausführlich wurde und sein Bild vielmehr von einer Ueberfüllung mit Figuren frei gehalten hat. —

Ein ganz anderes Gemälde hat das alte Tarquinii geliefert. In einer halb eingestürzten Grabkammer fand man einen Marmorsarkophag gewöhnlicher Größe, welcher an allen vier Seiten mit einer ungemein schönen Amazonenschlacht in farbiger Darstellung, die in ihrer oberen Hälfte ziemlich un-

Digitized by Google

versehrt geblieben, verziert ist. Auf der weder stark geglätteten, noch mit einem Bewurfe versehenen Fläche des Marmors sind die Farben nach Weise der Temperamalerei pastos aufgetragen. Für den Grund ist ein grauer Ton benutzt, von welchem sich die Gestalten noch jetzt lebhaft abheben; da das Bindemittel jedoch vielfach durch Feuchtigkeit gelitten hat, fallen die Farben leicht ab. — An jeder Ecke rahmen weiß gemalte Pfeiler, oben und und unten einfache geschmackvolle Ornamente die Kampfscenen ein. Diese sind durchaus im Reliefstil gehalten, indem Gruppen von zwei oder drei Streitern neben einander gereiht und in sehr symmetrischer Weise disponirt sind. So bildet auf der einen Langseite eine Amazone zu Pferde, welche sowohl von vorne als im Rücken von einem Griechen schwer bedroht wird, das Centrum, an welches sich links und rechts je eine ihrem Gegner unterliegende Kriegerin, weiterhin eine andere Genossin anschließt, die als Reiterin noch in unentschiedenem Kampfe mit ihrem Bedränger begriffen ist. Da die Pferde in den beiden äußersten Gruppen gegen die Mitte hinsprengen, so wird auch der Blick des Beschauers von den Grenzen wieder zum Centrum geleitet. Umschreitet man sodann das Kunstwerk, so sieht man zunächst auf der rechten Schmalseite eine herrliche componirte Gruppe, in welcher gegen einen schon auf das Knie gesunkenen Krieger zwei Amazonen einstürmen. Weiter auf der anderen Langseite naht von jeder Ecke her in prachtvoller Bewegung eine Quadriga, jede mit einer Lenkerin und einer Kämpferin besetzt. Die Griechen, hier in gleicher Zahl mit den Amazonen, nehmen die Mitte ein und indem zwei gestürzt sind, die beiden andern aber sich kühn den Pferden entgegenwerfen, herrscht auch hier genaue Responsion. Die zweite Schmalseite endlich bildet fast das Gegenstück der ersten, da eine Amazone auf den Boden gesunken ist, auf ihren Sieger aber mit mächtigem Schritte eine Genossin losstürmt.

Wenn wir aber die in den Hauptzügen der Composition vorwaltende Symmetrie hervorheben müssen, dürfen wir andrerseits nicht die Mannichfaltigkeit vergessen, welche die einzelnen Theile auszeichnet. Jene bildet nur das Gerippe, welches in geistvollster Weise belebt und mit dem reichsten Schmucke umkleidet wird. Jede Gruppe für sich betrachtet erscheint als ob sie ohne Rücksicht auf irgend etwas außer ihr Liegendes geschaffen sei und bietet eine Fülle von fesselndem Detail. Selbst wer die vielen Amazonenkämpfe kennt, mit welchen die antike Kunst Tempelfriese, Vasen, Sarkophage und Anderes zu schmücken nicht müde ward, muß gestehen, daß kein bekanntes Werk dieses neu gefundene an Schönheit oder Orginalität übertrifft. Die Amazonen sind dargestellt als stattliche, kräftig gebaute Weiber in idealer Heldenjugend, nach antikem Kunstgebrauche von hellerer Hautfarbe, als die Männer und mit reichem weiblichen Schmucke versehen. Die phrygische Mütze bezeichnet sie als Fremde. Ihr ärmelloses, mit breitem Saume ge-

Digitized by Google

zierteß Gewand hält die Mitte zwischen dem kurzen Chiton der Männer und dem zum Boden hinabreichenden Kleide der Griechinnen. Nur zwei von ihnen, welche besiegt sind, hat man nackt gemalt, offenbar um anzudeuten, daß sie Alles dessen, was ihnen Schutz verleiht, beraubt wurden. Die noch Kämpfenden sind, wie Homer sie nennt, „männergleich“ und schwingen ihre Waffen, das Schwert oder die bekannten, ihnen eigenthümlichen Aexte und Schilde mit Kraft und Erfolg. Eine kämpft von der Quadriga herab mit Pfeil und Bogen, eine Kampfweise, welche am besten die Schwierigkeit löst, die Gegner trotz des sie trennenden, mit sichtlicher Freude vom Künstler breit hingemalten Viergespannes zu einander in Beziehung zu setzen. Wunden und Blut sind nur sparsam angedeutet und, wie mir schien, nur an den Pferdeleibern. Aber der Kampf ist sehr ernst gemeint und nimmt die Empfindungen der Betheiligten ausschließlich in Anspruch. Kein Umschlag vom Haß zum Mitleid oder zur Liebe zeigt sich, wie ihn das moderne Gefühl bei der Feindschaft beider Geschlechter sich gerne ausgemalt hat und auch das Alterthum wenigstens in dem Schlusse der schönen Sage von Achill und Penthesilea zum Ausdrucke bringt. Gleichwohl ist hier die Kampfeswuth in den Gesichtern gemäßigt ausgesprochen, wie auch die Bewegungen bei aller Lebendigkeit doch nicht jenes Maß und jene Haltung verlieren, welche so wesentliche Eigenschaften der antiken Idealität bilden. Die Zeichnung ist von großartigem Stile, dabei ungemein gewandt und fast überall auch rein; denjenigen auf den griechischen Vasen dürfte sie kaum nachstehen. Die Wirkung der Farben erscheint sehr harmonisch und doch ist die Malerei außerordentlich einfach. Wie wir einer Aufzeichnung unseres bereits oben erwähnten Freundes, des Malers O. Donner, entnehmen, hat man nur zwei Schattirungen in den verschiedenen Farben benutzt, den lichten und einen mittleren Ton, doch sind auch beide gemischt, und für die Modellirung wurden dunklere Striche auf den mittleren Ton gelegt. Auch ist keineswegs von einer eigentlich malerischen Composition zu reden, wir glauben vielmehr das Ganze am kürzesten als colorirte Zeichnung im Reliefstil bezeichnen zu können.

Und doch beruht auf den Farben der größte Theil des Interesses, welches der neue Fund einflößt. Den bisher giltigen Dogmen der Archäologie sowohl wie der Aesthetik gegenüber ist es gewissermaßen unerhört, daß ein Monument aus Marmor in dieser Weise mit Malerei verziert erscheint; und freilich konnte es bis jetzt als große Seltenheit angesehen werden, wenn auf Werken aus jenem Stoffe einfache farbige Ornamente oder einige Figuren in Umrißzeichnung zu sehen waren. Hier aber haben wir eine reiche Composition, ein lebhaftes wechselndes Zusammenspiel von Farben, bei

welchem der Marmor an sich keine Rolle spielt und nur wirkt, indem er eine günstige Fläche darbietet.

Ferner ist es besonders im Vergleiche mit der großen Menge der übrigen antiken Sarkophage, welche in reicherem oder geringerem Grade stets mit Reliefs versehen sind, auffallend, daß hier nicht einmal das Ornament der Arbeit eines Bildhauers überlassen wurde. Das Monument ist vielmehr, soweit wir es bisher beschrieben haben, ganz ohne solchen Schmuck; nur der dazu gehörige Sarkophagdeckel hat an seinen vier Ecken die gewöhnlichen Masken und in den kleinen Giebelfeldern über den Schmalseiten eine doppelt wiederholte Reliefdarstellung des von seinen Hunden angegriffenen Aktäon. Diese an sich sehr unbedeutenden Sculpturen sind nun ebenfalls bemalt. Für gleichen farbigen Schmuck scheint auch ein zweiter an derselben Stelle gefundener Sarg bestimmt gewesen zu sein, die Bemalung ist jedoch hier nicht zur Ausführung gekommen.

Es ist bekannt, daß die Gräberstadt des alten Tarquinii in vielen Grabgewölben Wandgemälde enthält, welche eine oft seltsame Verbindung griechischer und etruskischer Kunstweise erkennen lassen. Ihnen tritt dieser neueste Fund, der übrigens aus einer schmucklosen Grabkammer stammt, als ein Werk gegenüber, bei welchem wir an rein griechischer Auffassung und Ausführung nicht zweifeln können. Doch müssen wir hinzufügen, daß es allerdings auch etwas Etruskisches wie ein Maal an sich trägt: nämlich zwei in etruskischer Sprache verfaßte Inschriften, die eine an passender Stelle des Deckels, die andere aber in völlig barbarischer Weise auf der Hauptseite so eingehauen, daß sie mehrere Köpfe schonungslos verstümmelt hat. Obwohl der jetzige Stand der Sprachwissenschaft es nicht ermöglicht, die Inschriften genau zu verstehen, so lehrt die Analogie mit anderen wenigstens so viel, daß sich dieselben nur auf die Persönlichkeit dessen, welcher hier beigesetzt war, beziehen, und keinen näheren Aufschluß über das Kunstwerk geben. Da ferner der Sarkophag völlig leer gefunden wurde, so fehlen uns leider alle äußeren Anhaltspunkte für ein Urtheil über die Stelle, welche das Monument in der Kunstgeschichte einnimmt. Seine Entstehungszeit aber blos aus dem Kunstcharakter zu bestimmen, ist hier wie bei jedem Unicum ungemein schwierig. Auch möchten wir uns einer positiven Aussage hierüber noch entziehen und nur im Allgemeinen bemerken, daß, wenn man im Hinblick auf die Größe des Stiles und die Einfachheit der Farbengebung auch zu einer frühen Datirung geneigt sein möchte, doch Einzelheiten in Tracht, Waffen und Motivirung einer solchen entschieden widerstreiten. Durch die Fürsorge des preußischen archäologischen Institutes wird gegenwärtig von geschickter Hand ein Facsimile in Farben hergestellt, und wir können daher hoffen, daß ein Werk, welches wie dieses in der Archäologie Epoche zu machen

Digitized by Google

bestimmt ist, wenigstens in treuen Abbildungen bewahrt bleibt, falls es nicht gelingen sollte, die feste Verbindung zwischen Marmor und Farben am Original wieder herzustellen.

Rom, 20. October 1869. v.

Die Freiheit letztwilliger Verfügung.

Artikel 9 der preußischen Verfassung sanctionirt die Unverletzlichkeit des Eigenthums, es soll nur aus Gründen des öffentlichen Wohles gegen Entschädigung entzogen oder beschränkt werden können, Confiscation ist verboten. Wir wollen hier nicht darauf eingehen, daß die preußische Regierung sich noch fortdauernd einer empfindlichen Eigenthumsverletzung schuldig macht, indem sie für Preßerzeugnisse an der präventiven Beschlagnahme im Verwaltungswege festhält, sondern darauf hinweisen, daß aus der Bestimmung des Art. 9 auch das Recht zum freien Erwerb jedes Eigenthums und ungehinderter Verfügung über dasselbe folgt, soweit nicht aus Gründen des öffentlichen Wohles eine Beschränkung gegen Entschädigung erfolgt. Mit diesem Recht steht die Fortdauer von Majoraten und Fideicommissen im Widerspruch. Der Staat gibt damit einer Person das Recht, auf Generationen hinaus bedeutende Gütercomplexe extra commercium zu setzen und verbietet ihre Theilung oder Veräußerung auch wo sie im Vortheil des Besitzthums oder des Eigenthümers wären. Dies ist ein Eingriff in die Rechte des Eigenthums, der beseitigt werden muß, um so mehr, als er volkswirthschaftlich höchst nachtheilig wirkt. Es mag bedauerlich sein, wenn ein Gut aus einer Familie geht, die es lange besessen hat, aber wenn ein Besitzer verschuldet oder verarmt ist, so kann das Gut in seinen Händen nicht mehr gedeihen, es ist im öffentlichen Interesse, daß es so bald als möglich an Andere übergehe, welche die Mittel zu einer guten Bewirthschaftung haben. Ebenso muß ein Eigenthümer, der ein Gut erbt, aber selbst keine Neigung oder Fähigkeit hat, es zu bewirthschaften oder zu verwalten, die Möglichkeit haben, es zu verkaufen, statt wie jetzt oft, gezwungen zu sein, es unter unvortheilhaften Bedingungen zu behalten. Die Aufhebung der Majorate und Fideicommisse würde für die Landwirthschaft in Preußen jetzt ähnlich wohlthätige Folgen haben wie die Aufhebung der Einschränkung des Erwerbs von Rittergütern im Anfang dieses Jahrhunderts. — Eine hiermit eng zusammenhängende, aber rechtlich ganz verschiedene Frage ist die Freiheit der letztwilligen Verfügung.

Die Beschränkung derselben ist keine Freiheitsfrage, denn von einer

Digitized by Google

solchen kann nur unter lebenden Rechtssubjecten die Rede sein. Man kann nicht sagen, daß Jemand in seiner persönlichen Freiheit behindert sei, weil der Staat ihm nicht das Recht gibt, beliebig über sein Vermögen für eine Zeit zu verfügen, wo er längst aufgehört hat, eine Persönlichkeit zu sein, also einen Willen zu haben und Rechte auszuüben. Ebensowenig kann ein Anderer seine Freiheit für verletzt erklären, weil nach A.'s Tode dessen Eigenthum nach dem Gesetz nicht auf ihn, sondern auf B. übergeht. Der Staat ordnet das Erbrecht nach den Gesichtspunkten, welche ihm im allgemeinen Interesse am zweckmäßigsten für die Vertheilung der Güter zu sein scheinen, welche durch Todesfall aufgehört haben, Eigenthum irgend einer lebenden Person zu sein unter die, welche zu Lebzeiten des Besitzers kein Eigenthum daran hatten. Am klarsten tritt dies bei dem Intestaterbrecht hervor, es ist eine rein staatliche Ordnung, aber das Recht des Staats wird auch bei dem Testament constatirt durch die Beschränkungen, die der Staat dem Erblasser dabei auferlegt. Wie weit dieselben gehen sollen, ist eine Frage der Zweckmäßigkeit und Billigkeit, nicht des Rechtes und der Freiheit; deshalb sehen wir je nach den Verhältnissen der verschiedenen Länder das Erbrecht sich auf das verschiedenste gestalten.

In England ist das Recht letztwilliger Verfügung unbeschränkt, jeder kann ohne Weiteres alle seine nächsten Nachkommen enterben und einen beliebigen Dritten zum Erben einsetzen. Dies erleidet nur beim Grundbesitz eine Einschränkung durch die Substitutionen (entail), ist aber das letzte Settlement abgelaufen, und nicht durch ein neues ersetzt, so tritt auch hier absolute Dispositionsfreiheit ein. Für die Aufhebung des Rechtes, durch Substitution den Grundbesitz auf zwei oder mehrere Generationen binden zu können, sprechen sich die bedeutendsten volkswirthschaftlichen Autoritäten ebenso aus wie für den Wegfall der Rechtspräsumtion zu Gunsten des ältesten Sohnes beim Intestatfalle. Diese Fesselung des Besitzers hat zwar nicht so nachtheilige Folgen wie die Fideicommisse, weil die verhältnißmäßig kurze Dauer der Substitution immer die Möglichkeit gibt, von Zeit zu Zeit je nach den Umständen das Gut ganz oder theilweise zu veräußern oder zu theilen, aber die Folgen sind doch ähnlicher Natur und werden von den Besitzern selbst hart empfunden. Ein Sohn, der durch Entail ein überverschuldetes Gut erbt, muß dasselbe fortschleppen, während er sich durch Verkauf der Hälfte zu einem Capital verhelfen könnte, mit dem er die andere Hälfte schwunghaft bewirthschaften könnte.

Der Code Napoleon folgt diametral entgegengesetzten Principien. Seine Verfasser haben in ihrem Haß gegen das Erstgeburtsrecht den Erblasser aufs äußerste beschränkt. Ein Mann kann, wenn er nur Ein Kind hat, nur über die Hälfte seines Grundbesitzes testamentarisch verfügen, über ein Drittel bei

zwei Kindern, über ein Viertel bei mehr als zwei Kindern. Jedes Kind kann seinen Antheil in natura fordern. Ein Testament, das dem einen Kinde ein Gut, einem anderen eine Summe Geldes zuweist, die dem Werthe des Gutes entspricht, ist gesetzlich null.

Diese Bestimmungen, welche durch eine blinde Gleichmacherei eingegeben waren, haben höchst nachtheilig gewirkt. Ein Vater kann seinen Sohn, der ihn entehrt hat, nicht enterben, jedes Kind hat ein angeborenes Recht auf einen entsprechenden Theil des väterlichen Vermögens. Ein solcher Rechtszustand entspricht der öffentlichen Moral nicht. Der Vater ist verpflichtet, seine Kinder zu ernähren und zu erziehen, aber nicht, ihnen ein bestimmtes Vermögen zu hinterlassen. Ebenso nachtheilig haben die Principien des Code wirthschaftlich gewirkt, indem sie die Zerstückelung des Grundeigenthums auf die Spitze getrieben haben. Frankreich hat unstreitig seit der französischen Revolution große Fortschritte im Ackerbau gemacht, aber L. de Lavergne, die erste Autorität auf diesem Gebiet, anerkennt, daß sie verhältnißmäßig geringer gewesen sind, als in jedem anderen Lande, mit Ausnahme von Spanien. England erzeugt durchschnittlich per Acre 28 Bushels Weizen, Frankreich 15½. Der Grund ist einfach. Eine gute Weizenernte ist unmöglich, ohne daß dem Boden fortwährend wieder die fruchtbringenden Elemente zugeführt werden, welche nur Gras und Kräuter sowie das Vieh, das sie nähren, gewähren können. Gras und Grünkräuter können aber nicht mit Erfolg auf kleinen Parcellen und ohne bedeutendes Capital gebaut werden. Frankreich mit seinem vortrefflichen Boden und Klima erzeugt fast nur halb so viel Weizen wie England auf derselben Fläche, weil es die Fruchtbarkeit seines Bodens zu stark erschöpft. — Die Frage des großen und kleinen Grundeigenthums soll damit nicht entschieden werden, sie kann es überhaupt nur nach den Umständen. Wo der Boden sich zu intensiver Cultur eignet und wo außerdem viele Fabriken bestehen, welche den Ueberschuß der ländlichen Bevölkerung aufnehmen, wird eine gartenartige Cultur am besten sein, für den Getreidebau aber wird der Betrieb im Großen um so mehr eine Nothwendigkeit, je größere Wichtigkeit das Maschinenwesen auch auf diesem Gebiete gewinnt. Ein kleiner Bauer, der sein Feld mit den unvollkommenen Werkzeugen früherer Tage baut, wird bei allem Fleiß nicht mit dem Gutsbesitzer concurriren können, welcher mit den vollkommensten Maschinen letzter Erfindung arbeitet und Capital zu fortwährenden Verbesserungen besitzt. Die Gemälde bukolischer Glückseligkeit, welche uns die Vorfechter des kleinen Eigenthums als des normalen Zustandes geben, entsprechen der Wirklichkeit in vielen Fällen sehr wenig. Allerdings wird sich bei gleichmäßig rationeller Wirthschaft aus der Bodenfläche im Kleinbau ein größerer Bruttoertrag erzielen lassen, weil der kleine Eigenthümer mehr Arbeit auf seinen Besitz

Digitized by Google

wendet, als der große; der eine thut alles selbst, der andere muß fast für jede Leistung Lohn zahlen. Aber eben so sicher ist, daß der kleine Eigenthümer mit demselben Aufwand von Mühe mehr verdienen könnte, weil andere Arbeit sich besser lohnen würde. Wenn z. B. seine Kinder angestrengt mitarbeiten, so hat er anscheinend dies umsonst, weil er nichts dafür bezahlt; aber es muß in Anschlag gebracht werden, wie viel die Kinder sonst verdienen könnten. Außerdem ist aber die genannte Voraussetzung gleichmäßig rationeller Wirthschaft in den seltensten Fällen zutreffend, weil der kleine Eigenthümer meist kein Capital dafür hat. Die englischen Latifundien, obgleich sie den höchsten Ertrag geben, sind allerdings noch kein Ideal, weil auch andere Momente in Betracht kommen. Aber sicher ist, daß die gerühmten guten Wirkungen des bäuerlichen Eigenthums nur dann sich zeigen, wenn der Besitz ein genügender für gewinnreiche Bestellung ist. Der Zweck kann doch nicht sein, daß das Land so viele Menschen als möglich nothdürftig unterhalte, — dann hätte Irland mit seinem Kartoffelbau das Richtige gefunden, — sondern auch den Antheil für jeden so zu bemessen, daß er für seine Arbeit reichlich belohnt wird. Dem aber arbeitet der Code mit seiner Zwangstheilung entgegen, die verschiedensten Schriftsteller Frankreichs, Leplay, Lavergne, About haben dies anerkannt; die Mehrzahl der Zeugen, welche bei der neuesten Enquête agricole vernommen sind, haben die Aufhebung der Zwangstheilung verlangt, weil sie zu übermäßiger Zersplitterung, Verschuldung und fortwährenden Subhastationen führe. Dies Resultat ist in der That unvermeidlich. Hat die Theilbarkeit eine gewisse Grenze erreicht, so sind nur zwei Wege möglich; entweder jeder Eigenthümer muß nur Einen Sohn haben, oder ein Sohn übernimmt den Landbesitz und zahlt seine Brüder aus. Ersteres sucht der französische Bauer oft herbeizuführen, die Zahl der Kinder wird mit Absicht möglichst beschränkt, die Auszahlung der jüngeren Geschwister, wenn sie sich dieselbe gefallen lassen, was sie nach dem Code nicht nöthig haben, kann aber in den meisten Fällen nur durch Belastung des Landes mit Hypotheken geschehen, und wie schwer dies auf den französischen Landbesitz drückt, mag daraus ersehen werden, daß seit 1791 zwei Milliarden Hypotheken eingetragen sind.

Weder in der Zwangstheilung des Code noch in der Fesselung des Bodens durch Majorate, Fideicommisse oder Substitutionen kann das rechte Princip liegen, sondern einzig in der Freiheit letztwilliger Verfügung; die Freiheit wird auch hier sich als der Speer des Achilles bewähren, der die Wunden heilt, die er schlägt. Allerdings braucht dieselbe nicht absolut zu sein, wie in England. Wir würden vielmehr für das bewegliche Vermögen den Pflichttheil bestehen lassen; für Immobilien aber wird es sicher das Richtige sein, dem Erblasser volle Freiheit zu geben, darüber letztwillig zu verfügen. Der Besitzer

Digitized by Google

eines Gutes weiß am besten, was demselben frommt, ob es besser von einem Sohne ungetheilt fortbewirthschaftet werden kann, oder von zweien getheilt, und wie hoch er belastet werden darf, ohne daß ein schwunghafter Betrieb unmöglich wird u. s. w.

Der Werth des Grundeigenthums ist notorisch während der letzten Generation sehr gestiegen, gleichwohl sind die Klagen der Grundeigenthümer jetzt allgemein. Das beruht nun allerdings auf gar mannigfachen Gründen, aber einer der wesentlichsten liegt in unserm Erbrecht, das Steigen der Bodenrente kann unmöglich Schritt halten mit der wachsenden Zahl derer, die davon als Rentner leben wollen. In den adligen Familien übernimmt meist der älteste Sohn das Gut, aber für die anderen Geschwister werden Hypotheken bis zu einem Betrag eingetragen, welcher jede gewinnreiche Bewirthschaftung unmöglich macht. Diesem ungesunden Zustande würde sehr bald abgeholfen werden, wenn man Freiheit letztwilliger Verfügung für Immobilien gäbe und andrerseits das Recht aufhöbe, durch Majorate, Fideicommisse und Substitutionen noch künftige Geschlechter zu fesseln. „Allein die freie Verfügung über das Grundeigenthum“, sagt Lette, „wozu ebensowohl die Verkleinerung wie die Vergrößerung desselben gehört, hebt das Princip der Ausgleichung und Versöhnung zwischen großem und kleinem Grundbesitz, zwischen Arm und Reich auf.“ Wir setzen hinzu: allein diese Freiheit wird uns dazu helfen, die politischen Gentlemen, die unabhängigen Gutsbesitzer herauszubilden, deren wir so nothwendig bedürfen, wenn die Selbstverwaltung bei uns eine Wahrheit werden soll.

Der Entwurf eines norddeutschen Strafgesetzbuches.

Wie weit innerhalb wie außerhalb Deutschlands die Urtheile über den norddeutschen Bund und den Werth seiner Institutionen auseinander gehen mögen, so viel werden ihm auch seine erbitterten Gegner zugestehen müssen, daß er in der kurzen Zeit seines Bestehens für die Förderung der Rechtseinheit Deutschlands Außerordentliches geleistet hat. Die Raschheit und Energie, mit welcher der Bund von der ihm zustehenden gesetzgebenden Gewalt Gebrauch macht, hat bereits Besorgnisse wach gerufen, die in den Landtagsversammlungen der beiden größten Bundesstaaten zu lauten Demonstrationen geführt haben. Während man sich in Dresden noch damit begnügt, durch ein „bis hierher und nicht weiter“ den Bund warnend an die Grenzen

zu erinnern, die er nicht überschreiten dürfe, unternimmt in Berlin Herr Graf zur Lippe ihn vor das Forum des preußischen Herrenhauses zu citiren um ihm zu beweisen, daß er seine Grenzen bereits rechtswidrig überschritten habe. Die Bundesgewalt und der Reichstag werden sich schwerlich durch die Aussicht auf einen möglichen Conflict mit dem preußischen Herrenhause oder der sächsischen ersten Kammer davon abhalten lassen, auf dem betretenen Wege rüstig vorwärts zu gehen, und dazu ist alle Aussicht vorhanden, denn an demselben Tage, an welchem das in der letzten Session des Reichstages zum Abschlusse gebrachte wichtige Gesetzeswerk, die Gewerbeordnung, ins Leben trat, versammelten sich in Berlin die Mitglieder der Commission, welche vom Bundesrathe berufen ist, für die nächste Reichstagssession ein Gesetzbuch von hervorragendster Bedeutung, ein norddeutsches Strafgesetzbuch, vorzubereiten. So steht es also in naher Aussicht, sich erfüllen zu sehen, was die Wissenschaft von jeher gewünscht und gehofft, was sich mehr und mehr als praktisches Bedürfniß erwiesen hat und was eine nothwendige Consequenz der nationalen Einheit ist. Davon kann gewiß nicht mehr die Rede sein, die Frage noch einmal ernstlich erörtern zu wollen, ob es überhaupt an der Zeit sei, auf dem Gebiete des Strafrechtes die particularistische Zersplitterung auszurotten, denn diejenigen, welche diese Frage verneinen möchten, sind die Gegner der deutschen Einheit überhaupt, und sie werden nur durch die Thatsache der bestehenden Einheit allmälig bekehrt werden können. Nur um die Erwägung kann es sich jetzt noch handeln, welche Wege einzuschlagen sind, damit dem Bedürfnisse der Rechtseinheit nicht blos in formaler Weise genügt, sondern zugleich ein Werk geschaffen werde, das auch seinem Inhalte nach dem Bildungsstande, dem rechtlichen und sittlichen Bewußtsein des deutschen Volkes, der Würde der deutschen Rechtswissenschaft, und der hervorragenden politischen Stellung Deutschlands entspricht.

Es ist schon früher von einem hervorragenden Criminalisten mit Recht ausgesprochen worden, daß für ein solches Werk ein nur im Sinne des altpreußischen Beamtenthums gearbeiteter Entwurf nicht die richtige Basis sein würde. Andrerseits konnte aber auch darüber nicht füglich ein Zweifel sein, daß der Entwurf sich an den gegebenen Text eines deutschen Strafgesetzbuches anzulehnen habe, und daß kein anderer, als der des preußischen Strafgesetzbuches von 1851 zu wählen sei. Dafür sprach der Umstand, daß in Deutschland das Herrschaftsgebiet des preußischen Strafgesetzbuches das bei weitem größte ist, es sprach dafür der, trotz aller zu verbessernden Mängel, nicht zu verkennende innere Werth desselben, der sich auch in dem weitreichenden Einflusse kundgibt, den es seit 1851 selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus auf die Strafgesetzgebung ausgeübt hat, sowie endlich das einer neuen Redaction sich darbietende, in der Praxis und in wissenschaftlichen Arbeiten

Digitized by Google

angesammelte, höchst umfangreiche Material. Eine genügende Berücksichtigung dessen, was die neuere Gesetzgebung innerhalb wie außerhalb Deutschlands geleistet hat, war damit nicht ausgeschlossen. Der am 1. October zusammengetretenen Commission dient aber nicht das preußische Strafgesetzbuch selbst, sondern ein auf Ersuchen des Bundeskanzlers im preußischen Justizministerium angefertigter Entwurf zur Grundlage ihrer Berathungen, ein Entwurf, den man im Wesentlichen als eine neue Redaction des preußischen Strafgesetzbuches wird bezeichnen können. Daß dieser Entwurf im Laufe eines Jahres zum Abschlusse gebracht werden konnte, ist ein neuer Beweis dafür, mit welchem Fleiße und welcher Energie seit dem Scheiden des Grafen zur Lippe die Gesetzgebungsarbeiten im preußischen Justizministerium betrieben werden. Aber nicht blos möglichst rasch, sondern auch in einer Weise, welche die ihr in der Tagespresse vielfach zu Theil gewordene Anerkennung vollauf verdient, hat sich das Leonhardt'sche Ministerium der ihm gestellten wichtigen Aufgabe entledigt. Jedenfalls wird man dem Entwurfe, wie wenig er seinen preußischen Ursprung verleugnet, den Vorwurf, nur im Sinne des altpreußischen Beamtenthums gearbeitet zu sein, eine ungebührlich particularistisch preußische Färbung an sich zu tragen, nicht machen dürfen.

Auf eine nähere Besprechung des Entwurfes einzugehen ist nicht unsere Absicht, nur wird gewiß die seinen Autoren gebührende Anerkennung nicht beeinträchtigt, wenn wir die Ueberzeugung aussprechen, daß der Entwurf noch sehr vielfacher Correcturen bedarf, bevor er Gesetzeskraft erlangen kann, und zwar handelt es sich dabei nicht blos um Verbesserung von Einzelheiten, die sich im Einzelnen erledigen lassen, sondern auch um Fragen, die in anderem Sinne als in dem des Entwurfes entschieden eine tiefgreifende Umarbeitung des ganzen Entwurfes bedingen würden. Diese unter sachkundigen Männern viel verbreitete Ueberzeugung veranlaßt uns, die Warnung vor einer den Erfolg gefährdenden übergroßen Eile auszusprechen.

Der aus den Berathungen der Commission hervorgehende Entwurf soll dem Reichstage in seiner nächsten Session zur Berathung und Beschlußfassung vorgelegt werden. Darum ist der Commission für ihre Arbeiten ein Zeitraum von etwa drei Monaten zugemessen worden, aber es verlautet bereits, daß sie ihr Werk wohl in noch kürzerer Zeit erledigen werde. Es versteht sich nun gewiß von selbst, daß ganz abgesehen von der formalen, verfassungsmäßigen Nothwendigkeit der Zustimmung des Reichstages, die Mitwirkung desselben auch in materieller Beziehung ganz unentbehrlich ist, soll das wichtige Gesetzeswerk zu einem ersprießlichen Abschlusse gebracht werden. Wird man uns vorwerfen, die Leistungsfähigkeit und Autorität des Reichstages zu gering anzuschlagen, wenn wir gleichwohl behaupten, daß für ein norddeutsches Strafgesetzbuch die Beschlußfassung des Reichstages über eine

von den Regierungen ausgehende Vorlage uns unzulänglich erscheint? Wir dürfen uns in dieser Beziehung auf die Behandlung berufen, welche früherhin alle umfangreicheren Gesetzentwürfe, in denen das juristisch-technische Element eine gleich hervorragende Rolle spielte wie in dem Entwurfe eines Strafgesetzbuches, ganz naturgemäß erfahren haben. Man hat es bei dergleichen Gesetzen stets für nothwendig erachtet, die ersten Entwürfe der eingehenden Kritik sachkundiger Theoretiker und Practiker anheim zu geben, um erst nach Sichtung, Prüfung und Verwerthung des so gewonnenen Materials die Entwürfe den parlamentarischen Versammlungen zur entscheidenden Beschlußfassung vorzulegen. Die parlamentarischen Versammlungen selbst werden sich zwar stets die entgiltige Entscheidung über die Fragen von fundamentaler den ganzen Charakter des Gesetzbuches bestimmender Bedeutung vorbehalten müssen, aber sie werden, wenn nicht statt eines wohl geordneten Ganzen ein aus disparaten Elementen zusammengeflicktes Stückwerk herauskommen soll, auch nicht früher an die Kritik des Einzelnen gehen dürfen, als bis jene Fragen zu klarer, fester Entscheidung gelangt sind, und werden sich bei dieser Kritik selbst, wie es immer geschehen ist, bescheiden müssen, der Autorität der Sachverständigen gegenüber mit großer Vorsicht und Enthaltsamkeit zu verfahren. Ist doch, wie bekannt, der Entwurf des preußischen Strafgesetzbuchs von den Kammern in der von den Commissionen vorgeschlagenen Fassung nach kurzer Debatte en bloc angenommen worden. Wenn aber die Volksvertretung, wie es bei solchen Gesetzvorlagen unvermeidlich ist, in vielen Beziehungen sich damit beruhigen soll, dem Urtheile der Sachverständigen gefolgt zu sein, so wird auch der Entwurf in vollem Maße als ein von der Autorität der Wissenschaft und reifer, practischer Erfahrung getragener erscheinen müssen. Das preußische Strafgesetzbuch hat eine fast unabsehbare Reihe von Stadien der Berathung im Schooße des Ministeriums, des Staatsrathes, ständischer Versammlungen und in der öffentlichen Discussion durchlaufen, um nach 25jähriger Vorarbeit endlich durch die Beschlüsse des Landtages festgestellt zu werden. Wir sind weit entfernt, ein solches Beispiel sorgsamer Vorbereitung zur Nachahmung zu empfehlen. Aber zwischen solcher Langsamkeit und der Eile, mit welcher man die Feststellung eines norddeutschen Strafgesetzbuches betreibt, möchte doch leicht ein Mittelweg zu finden sein.

Der im Justiz-Ministerium angefertigte Entwurf ist allerdings im Laufe des August veröffentlicht worden. Damit war der Tagespresse Gelegenheit gegeben, ihren Lesern einige Mittheilungen über den Entwurf zu machen, um einige da und dort tadelnde, vielfach aber anerkennende Bemerkungen beizufügen. Daß die zum 1. October nach Berlin berufene Commission schon irgend eine ernste kritische Erörterung des Entwurfes vorfinden würde, konnte man unmöglich erwarten. Sollte aber auch die Zeit bis zum Beginn der

Digitized by Google

nächsten Reichstags-Session von einigen sachkundigen Criminalisten noch benutzt werden, um wenigstens einige der wichtigeren Punkte, in welchen die Bestimmungen des Entwurfes gerechte Bedenken erregen, einer näheren Prüfung zu unterwerfen, so würden solche kritische Arbeiten jedenfalls für das Stadium der Berathung, in welchem sie vor allem nutzbar gemacht werden müßten, zu spät kommen.

Es scheint also, daß man der wissenschaftlichen Kritik und des Beirathes der Practiker glaubt entrathen zu können. Oder meint man vielleicht, daß in dieser Beziehung allen Anforderungen durch die Berathungen der jetzt in Berlin versammelten Commission genügt sei? Schon die geringe Zahl ihrer Mitglieder zeigt, daß es bei ihrer Zusammensetzung wohl weniger darauf ankam, für eine möglichst vielseitige Prüfung des Entwurfs, als für einen möglichst raschen Abschluß der Berathungen Sorge zu tragen. Aber auch die Art ihrer Zusammensetzung mußte Aufsehen erregen. Man hätte erwarten dürfen, in der Commission die juristischen Facultäten irgendwie vertreten zu sehen, und daß sie völlig übergangen worden sind, mußte unvermeidlich als ein wenig günstiges Zeugniß des Ansehens empfunden werden, dessen sich die Bestrebungen und Leistungen der Strafrechts-Wissenschaft in den maßgebenden Kreisen zu erfreuen haben. Es ist nun freilich eine längst bekannte Thatsache, daß die Professoren bei den Practikern, gewiß nicht ohne allen Grund in dem Rufe stehen, unpractische Doctrinärs zu sein, mit denen man darum jede gemeinsame Thätigkeit möglichst zu vermeiden sucht. Wir würden in der Ueberzeugung, daß bei dem in Deutschland nun einmal gegebenen Verhältnisse von Theorie und Praxis, die Vertreter der Rechtswissenschaft an ihrem Schreibtische für den Entwurf vielleicht mehr und Besseres zu leisten vermögen, als in dem Conferenzzimmer des Justiz-Ministeriums, sehr geneigt sein, über den gerügten Mangel in der Zusammensetzung der Commission hinwegzusehen, wenn nur nicht durch die Eile, mit der Beginn und Fortgang ihrer Berathungen betrieben werden, jede Möglichkeit abgeschnitten wäre, auf die Stimmen zu achten, welche sich etwa aus dem Kreise der gelehrten Criminalisten vernehmen lassen möchten. Aber selbst unter der Voraussetzung, daß nur practische Juristen zu berufen waren, wird man sich schwerlich mit der Zusammensetzung der Commission völlig einverstanden erklären können. Die in die Commission berufenen Männer genießen ohne Ausnahme den Ruf hervorragender Juristen und wir sind weit entfernt, diesen wohlverdienten Ruf irgend in Zweifel zu ziehen. Ob sie ebenso alle und ohne Ausnahme durch ihre Antecedentien berufen erscheinen, vor allen Anderen bei den Berathungen über ein norddeutsches Strafgesetzbuch mitzuwirken, wird sich eher bezweifeln lassen. Vielleicht sind diese Zweifel unbegründet, aber es scheint uns schon ein Fehler zu sein, daß man eine Wahl traf, welch

Digitized by Google

solche Zweifel aufkommen läßt. Jedenfalls steht die auffallende Thatsache fest, daß diejenigen preußischen wie nichtpreußischen Practiker, welche man in competenten Kreisen allseitig als die nicht zu entbehrenden Mitglieder der zu berufenden Commission betrachtete, von ihr ausgeschlossen geblieben sind. Wir müssen es daher aussprechen, daß die in Berlin tagende Commission weit entfernt ist, den imponirenden Eindruck zu machen, welcher erforderlich wäre, wenn ihre Berathungen einigen Ersatz dafür gewähren sollten, daß eine ihnen vorangehende öffentliche Discussion des Entwurfes abgeschnitten wurde. Der vorherrschende Eindruck ist der, daß es darauf ankommt, dem preußischen Entwurfe durch die Beschlüsse der Commission möglichst schnell die Signatur eines deutschen aufzudrücken.

Ob es der Commission gelingen wird, durch ihre Beschlüsse den Entwurf so zu gestalten, daß alle Besorgnisse, welche sich an seine gegenwärtige Gestalt und die Art seiner Behandlung knüpfen, niedergeschlagen werden, bleibt abzuwarten. Sollte es nicht der Fall sein, so hoffen wir, daß der Reichstag, der auf ein Prüfen und Amendiren der einzelnen Gesetzes-Paragraphen erst eingehen kann, wenn er den Entwurf durch die vorher erzielte volle Verständigung über alle Fragen von principieller Bedeutung dazu reif erachtet, es vorziehen wird, die doch sicher nicht unerträglichen strafrechtlichen Zustände Norddeutschlands noch ein Jahr länger fortbestehen zu lassen, als dazu mitzuwirken, daß in übergroßer Eile ein unreifes Werk geschaffen werde.

Holländische Correspondenz.

Harlem, Anfangs October 1869.

Vor einigen Monaten schrieb ich Ihnen, daß bei uns zu Lande noch ein allgemeines Mißtrauen gegen die Absichten Preußens, ein Unmuth über die Veränderungen in Deutschland, herrsche. Ich theilte Ihnen mit, wie aus unserer Tagespresse eine schwer verhohlene Abneigung gegen unsere südöstlichen Nachbarn herauszulesen sei, und wie man sich im allgemeinen noch nicht an die neuen deutschen Zustände gewöhnen können, ja selbst noch Furcht vor preußischen Annexionsplänen hege. Verfolgt man aber eine seit einigen Wochen in unsern Zeitungen geführte Polemik, dann sollte man glauben, es habe seit ganz kurzer Zeit ein bedeutender Umschwung in der öffentlichen Meinung stattgefunden. Ist das wirklich der Fall, oder werden einige Erscheinungen die darauf schließen lassen überschätzt? Eine kurze Mittheilung

Digitized by Google

dessen, was sich dem Beobachter aufdrängt, wird Ihnen zeigen, daß die Holländer auf dem Wege zu richtigerer Würdigung deutscher Zustände langsam fortschreiten, daß aber Viele ihre alte Abneigung noch nicht verleugnen können.

Ein Paar liberale Zeitungen haben in den letzten Wochen ihr Publikum in wirklich unparteiischer Weise mit den deutschen Verhältnissen bekannt zu machen versucht. Es war erfreulich, daß endlich Stimmen laut wurden, welche mit Ruhe und Würde lang gehegten Vorurtheilen begegneten und falsche Anschauungen widerlegten. Daß die Tagesblätter ihren Beruf so spät begriffen haben, liegt vielleicht in dem seit dem 1. Juli veränderten Zustande derselben. Der frühere hohe Zeitungsstempel verurtheilte sie, ihre Spalten mit Nachrichten aus den billigsten Quellen zu füllen. Seitdem diese Steuer unterdrückt ist, kann man eine merkliche Verbesserung in unserer Zeitungsliteratur bemerken; man sieht, daß bessere Kräfte sich dem früher verachteten Fach der „Courantenschreiber" gewidmet haben.

Die betreffenden Artikel bezweckten nichts Anderes, als die übertriebene Furcht vor Preußen zu bekämpfen und auf die Gefahr aufmerksam zu machen, in welche die Niederländer gerathen könnten, wenn sie sich durch unbegründete, leidenschaftliche Abneigung einen mächtigen Nachbarn zum Feinde machten. Es wurde gezeigt, daß die Vereinigung Deutschlands zu einem Staat, der berechtigte Wunsch des Volkes und in der geschichtlichen Entwickelung begründet sei; daß Preußen der einzige Staat sei, diese Vereinigung zu bewerkstelligen, und daß es unrichtig sei, diesem Reiche wegen seiner Einverleibung kleinerer deutscher Länder auch Gelüste nach fremdem, außerdeutschem Besitz zuzuschreiben. Diese Artikel haben bei der conservativen Presse und auch bei einigen liberalen Blättern Anstoß erregt. Von der ersten wurden die betreffenden Zeitungen beschuldigt, daß sie sich an Preußen verkauft hätten; man ging selbst so weit unsere, Regierung als abhängig von der preußischen darzustellen. Ohne sich auf den Gegenstand selbst einzulassen, ergehen diese conservativen Blätter sich in gehässigen Insinuationen und werfen der liberalen Partei vor, daß sie das Vaterland an Preußen verrathen wolle. Es ist dies eine Methode der Polemik, die bis vor Kurzem die meisten unserer Zeitungen verunzierte, und an der leider unser Publikum noch viel Geschmack findet. Selbst liberale Blätter haben ihre Schwestern das Handelsblad und Vaderland, welche die in Frage stehenden Artikel brachten, zu großer Preußenliebe beschuldigt, und die Abneigung der Holländer gegen diesen „Staat" durch die bei demselben noch bestehenden Gelüste nach den Rheinmündungen begründet. Die obengenannten Zeitungen haben ihre Artikel über die deutschen Zustände hauptsächlich zu Folge dessen gebracht, was in letzter Zeit von der deutschen Presse über unser gegenseitiges Ver-

Digitized by Google

hältniß gesagt ist. Es kann nur erfreulich sein, daß man hüben und drüben bemüht ist, den Groll, der durch die von unserm frühern Minister van Zuylen so unglücklich geleitete luxemburger Geschichte entstanden ist, zu vergessen und falsche Vorstellungen zu berichtigen. Aber die Conservativen wollen von einer solchen Verständigung nichts wissen, sei es, daß sie, einer unparteiischen Auffassung unfähig, die Furcht vor Annexion, bei der sie am meisten verlieren würden, wirklich noch hegen, sei es, daß sie den Liberalen Freundschaft für Preußen vorwerfen, um sie dadurch in den Augen der Nation zu verdächtigen.

Minder erklärlich ist das Widerstreben einiger Liberalen, die ihr Mißtrauen gegen die Absichten unserer Nachbarn noch nicht überwinden können; aber es läßt sich annehmen, daß sie sich einer bessern Erkenntniß nicht lange mehr verschließen werden.

Von einer „preußischen Partei" ist trotz des Geschrei's der Conservativen bei uns keine Rede, da alle Ansätze dazu fehlen. Eine solche könnte sich nur dann bilden, wenn die Umstände uns die Frage vorlegten, ob wir uns bei einem möglichen Friedensbruch in Europa an die Seite Deutschlands oder seiner Feinde schaaren sollen, und da wird unzweifelhaft ein Theil unserer Nation sich künftig ganz anders zu Preußen stellen als im Jahre 1866, wo die allgemeine Sympathie auf die Seite Oestreichs neigte. Man fängt an zu fühlen, daß die Deutschen unsere natürlichen Bundesgenossen sind, mit denen wir zusammen handeln müssen, so lange wir es mit unserm Rechtsgefühl vereinbaren können. Will man das mit dem Namen „Preußischgesinntheit" stempeln, so muß man sich doch hüten, dieser Bezeichnung einen größern Werth beizulegen.

In unmittelbarer Verbindung mit unserer Stellung zum Auslande steht die Frage nach der zweckmäßigen Einrichtung unserer Vertheidigungsmittel. Unsere Armee ist nach der englischen die theuerste; wie ihre Leistungsfähigkeit zu diesen Kosten steht, ist aber eine große Frage. Gesetzlich und thatsächlich besteht die Armee aus angeworbenen Truppen; da sich aber freiwillig keine hinlängliche Zahl zum Militärdienste meldet, so werden die fehlenden Mannschaften durch Conscription (wobei das System der Stellvertretung zugelassen ist) ausgehoben. Diese Conscribirten werden das erste Jahr höchstens einige Monate und vier spätere Jahre höchstens sechs Wochen, meistens aber eine viel kürzere Zeit einberufen. Der größte Theil unserer Armee würde also im Kriegsfall kaum ein Jahr lang im Militärdienst geübt sein. Es würden auf diese Weise im günstigsten Fall in etwa 14 Tagen achtzigtausend Mann, wahrscheinlich aber viel weniger einberufen werden können. Würde eine solche wenig geübte Truppe, von der sich der bessere Theil des Volkes entfernt gehalten hat, den großen Anforderungen entsprechen können, die man im gegebenen Fall an sie stellen muß?

Bei der großen Abneigung gegen den Militärdienst und den großen Kosten, die der Staat dafür verausgabt, wagt man keine längere definitive Dienstzeit einzuführen, ja, man möchte das Armeebudget gern noch bedeutend ermäßigen, denn es drückt viel zu schwer auf unsere Finanzen. Um unsere Vertheidigungsmittel nun auf eine billigere und zugleich bessere Weise einzurichten, findet der Vorschlag einer allgemeinen Volksbewaffnung nach schweizerischem Muster viel Beifall. Man verliert dabei aber ganz aus den Augen, daß die Holländer durchaus keine militärische Nation sind, daß sie sich ungern einer Disciplin, sei es auch der einer Bürgermiliz, unterwerfen, und daß es noch sehr fraglich ist, ob ein Heer von bewaffneten Bürgern bei der gegenwärtigen ausgebildeten Technik, die in den Armeen der Großstaaten herrscht, von mehr als blos untergeordneter Bedeutung ist. Wir haben an den im Jahre 1866 errichteten freiwilligen Scharfschützencorps, die es zu nichts weiter als knabenhaften Spielereien gebracht haben, gesehen, daß bei der Nation keine Sympathie für eine allgemeine Bewaffnung besteht und daß dieselbe, wenn sie zwangsweise eingeführt werden sollte, eine allgemeine Unzufriedenheit hervorrufen würde.

Man beruft sich zwar auf die natürliche Beschaffenheit unseres Bodens und unserer Inundationswerke, welche die Vertheidigung des Landes sehr befördern; aber legt man auf diese Hilfsmittel auch den höchsten Werth, so ist immer eine geübte Armee nöthig, die sich auf dieselben stützen kann.

Auf die kleineren Nationen drücken die Militärausgaben viel schwerer als auf die größeren. Soll unsere Heeresorganisation eine derartige sein, daß wir uns im Kriegsfall mit Nachdruck vertheidigen können, so können wir auf die Dauer unmöglich die dazu erforderlichen Summen erschwingen; stellen wir inzwischen unsere Anforderungen nicht so hoch, so bleiben unsere Ausgaben dennoch verhältnißmäßig groß und kommen, wir außerdem noch in das Gefühl der Unsicherheit. Daß aber mit dem Gelde, welches der Staat für Militärzwecke ausgibt, Besseres beschafft werden könnte, ist leider unleugbar, wenn man den Vergleich mit anderen Ländern macht und dabei die Kostspieligkeit unserer ganzen Verwaltung in Betracht zieht.

Nun ist es aber eben dieses Gefühl der Schwäche, welches Anfangs zu der Erbitterung gegen Preußen beigetragen hat. Furcht erweckt Mißtrauen und Haß. Sobald aber die erstere hinweggenommen wird, entfernen sich auch die letzteren. Können wir auf Deutschland als einen treuen Bundesgenossen, der es ehrlich mit uns meint, rechnen, und ist diese Ueberzeugung ins Volk gedrungen, so ist jede Ursache zur Furcht und Abneigung verschwunden. Man muß immerhin berücksichtigen, daß die Holländer eine mächtige, freie und reiche Nation gewesen sind, und daß sie sich gern in diesem alten Glanz spiegelt. Es ist die Zeit gekommen, wo man einen früher

Digitized by Google

verachteten Nachbarn mächtig geworden sieht und wo die alte Wohlhabenheit schwindet. Das beleidigt den alten Stolz. Man hat dem Ausländer so lange von der fabelhaften Größe des holländischen Reichthums, von der Pracht und Ergiebigkeit seiner Colonien vorgeredet, daß man fürchtet, seine Lüsternheit nach denselben erregt zu haben. Wenn der Holländer früher nach Deutschland kam, so nannte er die ihm dort entgegentretende Höflichkeit knechtischen Sinn und Unterwürfigkeit, weil er zu Hause an Grobheit gewöhnt war. Jetzt sieht er, daß er den Mangel an Bildung und die Rohheit seines Volkes für Freiheitssinn hielt, und daß zuvorkommendes Wesen noch lange keine Unterwürfigkeit bedeutet. Die Hauptsache aber ist: man hat so lange eine reine Kaufmannspolitik getrieben, daß man nicht begreift, wie andere Nationen nach höheren Zielen streben können. Aber eben eine richtige Kaufmannspolitik könnte die Deutschen nur hindern an eine Annexion der Niederlande zu denken. Zwar könnte ihnen der Besitz der Rheinmündungen nur erwünscht sein, aber eine Schuldenlast, die beinahe doppelt so groß ist, wie die preußische, ein jährliches Deficit von wenigstes 10 Millionen, enorm hohe Steuern, wie sie in Deutschland gänzlich unbekannt sind und die bei einem verderblichen System doppelt schwer auf die Bevölkerung drücken, endlich eine allgemeine Abneigung gegen Ausländer: das Alles sind unerwünschte Zugaben. Und könnte man im günstigsten Fall auch in den Besitz der Colonien kommen, man würde sie ausgesogen finden, und genöthigt sein, das bisherige ergiebige, aber zerstörende System sofort zu ändern und das herrschende Monopol abzuschaffen, wodurch dann wiederum eine Hilfsquelle Hollands verschwinden würde.

Wenn nun auch in Deutschland der traditionelle Reichthum der Holländer, der in Wahrheit sehr herunter gekommen ist und wirthschaftlich sehr schlecht angewandt wird, Manchen anlocken könnte, so würde ein Staatsmann, der in die Verhältnisse genügend eingeweiht ist, doch durch denselben nicht geblendet werden. Könnte man sich in Holland selbst entschließen, einzugestehen, daß die materiellen Verhältnisse durchaus nicht glänzend sind, so brauchte man sich nicht so sehr vor einem Einbruch der Nachbarn zu fürchten. Aber ein solches Geständniß kann man von einer Nation nicht verlangen, die wesentlich in Erinnerungen lebt.

Daß sich besonders die Conservativen vor Deutschland fürchten, liegt vielleicht auch zum Theil in der Abneigung, die jeder Holländer vor der Demokratie hegt. Die drüben eingeführten allgemeinen Volkswahlen sind uns ein Gräuel; man muß aber auch gestehen, daß sie bei der hier herrschenden Unwissenheit und Verkommenheit in den unteren Klassen schlecht angebracht wären. Bei der aristokratischen Gesinnung der Holländer, die sich in der großen Verschiedenheit und der scharfen Trennung der Stände offenbart, ist

Digitized by Google

es begreiflich, daß man wohl die persönliche Freiheit, aber nicht die Gleichberechtigung der untern Stände anerkennen will.

Unsere Liberalen müssen aber einsehen lernen, daß ein gutes Einvernehmen mit den Deutschen zur Besserung der eigenen Zustände dringend nöthig ist; daß die durch übertriebene Preußenfurcht so hoch aufgeschraubten Ausgaben für Militärzwecke bedeutend ermäßigt werden können; daß innigere Beziehungen zu unseren Nachbarn unserem verwelkenden Handel wieder neue Lebenskräfte zuführen müssen, und daß es unverständig ist, dem freundschaftlichen Entgegenkommen Deutschlands mit Mißtrauen zu begegnen. Unsere Aufgabe ist, die gesunkene Energie des Volkes und damit Handel und Industrie zu heben, die niedern Klassen durch Unterricht und Zucht soweit zu bringen, daß auch sie wenigstens einen Begriff von politischen Dingen bekommen und sich im Allgemeinen um höhere, als die materiellen Interessen bekümmern — aber nicht dem Volke Mißtrauen und Haß gegen unsere Nachbarn einzuflößen, von deren gutem Willen doch die Ruhe abhängig ist, deren wir zur Erfüllung dieser Aufgabe so sehr bedürfen.

Politischer Monatsbericht.

✕ Leipzig, den 27. October.

Der politischen Ebbe, welche während der Sommermonate von Woche zu Woche zuzunehmen schien, ist seit dem Beginn des Octobers eine Art Hochfluth gefolgt. Für jeden der größeren Staaten Mitteleuropas hat der Zeitraum, auf den wir zurückzusehen haben, irgend ein Ereigniß gebracht, von dem sich Folgen erwarten lassen, und wollte man den Versicherungen der heißblütigen Tagespolitiker Glauben schenken, welche die Wichtigkeit der Dinge nach dem Maß dessen bestimmen, was über sie gesagt wird oder gesagt werden kann, so befinden wir uns seit dem Beginn des October in einer vollständig veränderten Situation. Wie sehr die gegenwärtigen Verhältnisse unseres Welttheils den Charakter bloßer Provisorien tragen, geht schon aus der Leichtblütigkeit der öffentlichen Meinung hervor, welche die geringfügigsten Vorgänge für Symptome von Umgestaltungen ansieht, über deren Unmöglichkeit man noch wenige Tage früher einig gewesen war. Aus dem Wiener Besuch des Kronprinzen von Preußen und der einfachen Thatsache, daß Oestreich sich am russischen Hof wieder durch einen Botschafter vertreten läßt, haben dieselben Leute, die vor vier Wochen von

Digitized by Google

östreichisch-französischen und russisch-preußischen Bündnissen sprachen, Versuche zur Wiederherstellung der heiligen Alliance gemacht, und ein Artikel der „Nationalzeitung" über die gegenwärtige Lage Badens reichte dazu hin, die Pariser Börse mit Gerüchten von dem bevorstehenden Eintritt des Großherzogthums in den norddeutschen Bund zu ängstigen.

So weit sind wir weder hüben noch drüben. Schon ein Blick auf die gegenwärtige Lage Bayerns reicht zu der Ueberzeugung hin, daß bei der bekannten Stellung Preußens zur süddeutschen Frage, hundert Gründe gegen die Wahrscheinlichkeit einer sofortigen Heranziehung Badens sprechen und die vielbesprochene Reise des Siegers von Sadowa hat bis jetzt zu nichts als zu publicistischen Streitigkeiten über ihre Bedeutung geführt. Was vollends die vielbesprochene Annäherung Oestreichs an Rußland anlangt, so fehlen alle Anzeichen dafür, daß dieselbe mehr bedeutet, als die Wiederaufnahme der regelmäßigen Formen des diplomatischen Verkehrs; die orientalische Reise Franz Josephs und die unveränderte Stellung des Wiener Cabinets zu den galizischen Dingen sprechen sogar dafür, daß der Gegensatz zwischen den Interessen dieser beiden Staaten schon jetzt über etwaigen freundlichen Absichten ihrer Machthaber die Oberhand gewonnen hat. So wird die Sache wenigstens in Rußland angesehen und bis jetzt hat uns die Wiener Presse nicht gesagt, daß in der Hofburg andere Anschauungen obwalteten. — Trotz der Herzlichkeit, mit welcher der Erbe der preußischen Krone in der Stadt aufgenommen worden ist, an deren Thoren er vor drei Jahren als drohender Sieger stehen blieb, liegen bis jetzt keine Thatsachen vor, welche auf ein wirklich verändertes Verhältniß der beiden Mächte schließen ließen, die früher die beiden deutschen Großmächte hießen. Die Auslegung, welche diesem Besuch von dem größten Theil der Presse gegeben wurde, war vorn herein höchst unwahrscheinlich, weil sie den Verhältnissen, unter denen dieser Besuch zu Stande kam, widersprach. Die Lahmlegung Frankreichs — hieß es — habe den Grafen Beust bewogen, sich an Preußen zu lehnen. Ganz abgesehen davon, daß hier jedes logische Mittelglied zwischen Vorder- und Nachsatz fehlt, trifft diese Conjectur nicht zu, weil das Project und die Direction der Reise des Kronprinzen preußischer Initiative entsprangen, Oestreich nur nicht abgelehnt hat und Graf Beust bei der Antwort, die der Kaiser nach Berlin sandte, bekanntlich gar nicht um seine Meinung gefragt worden ist. Die Courteoisie, welche Preußen dem habsburgischen Kaiserhause erwies und die sich östreichischer Seits eigentlich gar nicht ablehnen ließ, ist höflich beantwortet worden — das ist bis jetzt Alles, was vorliegt, und zu weiteren Schlußfolgerungen, so willkommen dieselben auch sein mögen, fehlt aller Boden. Je genauer wir die Geschichte der letzten Jahre darauf ansehen, desto weniger Grund haben wir zu der Annahme, daß östreichischer Seits die gebotene Versöhnungshand ergriffen und

Digitized by Google

daß auf eine Verständigung hingearbeitet werden werde. Die Beust'sche Politik ist sich trotz all der Schwankungen, die sie durchgemacht hat, in dem Bestreben treu geblieben, auf alle übrigen Vorzüge der früheren Stellung Oestreichs lieber Verzicht zu leisten, als auf die deutsche Hegemonie des Hauses Habsburg. Und doch steht dieselbe in unvereinbarem Gegensatz zu der Aufgabe, welche von Jahr zu Jahr dringend an das „Reich der Mitte" herantritt, der Aufgabe, im Orient die feste und entscheidende Stellung zu gewinnen, welche allein im Stande ist, den Kaiserstaat vor der Gefahr einer slavischen Ueberfluthung zu retten.

Nicht ohne allen Grund wird der Reise Kaiser Franz Josephs nach Constantinopel und Suez vielfach die Deutung einer Beust'schen Diversion in den Orient gegeben. Feststehend ist allerdings, daß des Vicekönigs erste Einladung von dem Kaiser abschläglich beschieden worden war und daß das Zustandekommen derselben auf plötzlich veränderte Dispositionen zurückzuführen ist; daß der Kaiser und sein leitender Minister ihren Weg über Constantinopel nehmen ist dabei natürlich die Hauptsache. Wie wenig es dem Grafen Beust in den Sinn gekommen sein kann, dem mit dem Großherrn hadernden Khedive eine Gefälligkeit erweisen zu wollen, das geht schon aus der durch östreichische Zeitungen vorgenommenen Veröffentlichung jenes politischen Testaments hervor, in welchem der sterbende Fuad Pascha von seinem Souverain Abschied genommen hat, um demselben möglichst engen Anschluß an die gegenwärtige östreichische Politik zur dringenden Pflicht zu machen. — Nach gewöhnlicher Logik sollte man freilich meinen, daß die östreichischen Staatsmänner, wenn sie ihr Gewicht nach Osten werfen wollen, zunächst mit Preußen Frieden schließen müssen, schon um diesen Staat der Nothwendigkeit einer Unterstützung der russischen Politik zu entbinden. In Wien sieht man die Sache aber traditionell anders an: man macht Miene sich gleichzeitig an Preußen und Rußland anzunähern und leistet damit der Vermuthung Vorschub, daß die einen Verständigungsversuche eben so wenig ernst und nachdrücklich gemeint seien wie die anderen. Unter einer russisch-preußisch-östreichischen Alliance kann kein Mensch sich etwas Vernünftiges denken, die Annäherung Oestereichs an einen dieser beiden Staaten kann nur den Sinn haben, ihn von anderen zu trennen; es kann keinem Wiener Politiker in den Sinn kommen, zugleich in Osten und Westen auf die bisherige Stellung Oestreichs Verzicht zu leisten, zumal von einer Bedrohung des Kaiserstaats durch Frankreich oder Italien nicht die Rede ist. — Nach dem, was bis jetzt vorliegt, steht für uns fest, daß keine wirkliche Veränderung in der europäischen Lage bewirkt worden ist und daß Alles was geschehen sich auf die Anbahnung höflicherer Verkehrsformen zwischen den Cabinetten von Wien und Berlin reducirt. Bei der unausgesprochenen aber sichtlich wachsenden Spannung zwischen Ruß-

Digitized by Google

land und England hätte sich ein Umschwung der preußisch-östreichischen Wechselwirkungen sicher auf die eine oder die andere Weise, wenn auch nur in der Haltung der englischen Presse manifestirt.

Wenn Oestreich sich von den Velleitäten seiner auswärtigen Politik irgend welche Wirkungen auf die Schwierigkeiten versprochen hat, von denen das Beust'sche System im Innern des Staats bedrängt wird,* so hat es falsch gerechnet. In Böhmen hat das System des Dualismus eine neue schwere Niederlage erfahren und wenn die Wiener Journale nichts desto weniger von Concessionen an das Czechenthum Nichts wissen wollen, so werden sie damit auf die Dauer doch nicht verhindern können, daß der Reichskanzler darauf sinnt, mit den Siegern in der böhmischen Wahlschlacht seinen Frieden zu machen, mag dieser Frieden den ohnmächtigen und kleinmüthigen Deutschböhmen auch noch so theuer zu stehen kommen. Die Mehrzahl der deutschöstreichischen Landtage hat die Wahlreform allerdings günstig aufgenommen, Tyrol bekennt sich aber nach wie vor zur clerical-föderalistischen Oppôsition und hat dieser Stimmung in einem Programm Ausdruck gegeben, das an Feindschaft gegen das gegenwärtige System nur mit den Forderungen der Jungczechen verglichen werden kann. In Lemberg sind die Smolka'schen Anträge auf unbedingte Nichtbeschickung des Reichsraths abgelehnt worden, aber außer den radikalen polnischen Demokraten hat ein großer Theil der Ruthenen für dieselben gestimmt und gleichzeitig sind die Actien jenes polnisch-ruthenischen Ausgleichs, dessen Wichtigkeit für Oestreich wir wiederholt hervorgehoben haben, beträchtlich gesunken. Die Partei der unversöhnlichen Großrussen (Swätojurzen) thut ihr Möglichstes, um die Volksstimmung ebenso gegen Oestreich wie gegen die Polen zu verbittern und die Verhandlungen der wichtigsten Landtagscommissionen rücken nicht um einen Schritt vorwärts. In Dalmatien hat die Durchführung des neuen Wehrgesetzes den Ausbruch eines blutigen Aufstandes herbeigeführt, der wegen der von Montenegro beobachteten Neutralität zwar nicht gefährlich erscheint, dessen die östreichischen Executionstruppen bis jetzt aber nicht Herr zu werden vermochten. Gegen die ungarische Regierung werden aus Siebenbürgen immer ergreifendere Klagen geführt und die Wirthschaft, welche daselbst von dem Obergespann Baron Apor getrieben wird, überbietet an rücksichtsloser Härte Alles, was von dem verrufenen „alten System" jemals geleistet worden. Der Minister des Innern Baron Wenckheim, — dem an den Vergewaltigungen gegen die siebenbürgischen Sachsen ein besonders reichlicher Schuldantheil aufzubürden ist, und in dessen besonderem Auftrage Herr v. Apor zu handeln vorgegeben, — hat in den letzten Tagen sein Amt in die Hände Paul Rajners niederlegen müssen; der Staatssecretär Slawy ist seinem Chef in das Privatleben gefolgt. — In den von Ruthenen bewohnten nordöstlichen Comitaten macht die panslavistische Propaganda unbemerkte

Digitized by

aber rasche Fortschritte und tritt das Streben immer deutlicher hervor, die groß-russische Sprache in Kirche und Gemeinde zur herrschenden zu machen und der unirten Kirche statt des lateinischen ein orthodox-griechisches Gepräge zu geben. Grade weil die ungarischen Slaven sich bis jetzt ziemlich still verhalten haben, ist auf diese Symptome slavischer Opposition gegen die Ausschließlichkeit des Magyarischen Elements einiges Gewicht zu legen.

Zu den Gästen, welche die k. k. Hofburg während der Octobertage besuchten, hat auch der Fürst Carl von Rumänien gehört, der seinen Weg aus der Krimm nach Paris, über Wien genommen hat und diese Rundreise mit einem Besuch in Berlin zu beschließen gedenkt. Die Verlobung des jungen Fürsten mit der Tochter eines mediatisirten deutschen Geschlechts hat die Eifersucht der Mächte, welche den Besuch in Livadia als eine Brautfahrt ansahen, entwaffnet, und von all' den Höfen, welche Fürst Carl besuchte, wird berichtet, er habe die freundlichste und zuvorkommendste Aufnahme gefunden. Es scheint in der That, als ob die gegenwärtige rumänische Regierung die schwierige Aufgabe gelöst hat, eine Position zu gewinnen, welche nach keiner Seite Anstoß gibt. — Dafür bestätigt es sich aber mehr und mehr, daß der junge Fürst in dem Lande, das ihn zu seinem Herrscher gewählt, nicht Wurzel zu schlagen vermocht hat und daß die alten Antipathien der Moldau-Bewohner gegen die Union mit der mächtigeren Wallachei wieder aufleben. — Aus dem benachbarten Serbien hört man immer häufiger über die Zunahme des östreichisch-ungarischen Einflusses klagen und wird die Hingebung an denselben den Ministern Blasnawatz und Jljitsch ebenso zum Vorwurf gemacht, wie dem serbischen Metropoliten. Diese Klagen haben natürlich keinen anderen Sinn, als den seiner Beschwerde darüber, daß eine von Rußland unabhängige, ja anti-russische Regierung sich in Belgrad dauernd behaupten kann; der serbische Metropolit Michael ist in den letzten Tagen übrigens nach Moskau gereist und daselbst — absichtlich oder zufällig — mit verschiedenen russischen Kirchenfürsten, namentlich dem Exarchen von Grusien zusammengetroffen. — Unter den Bewohnern Bosniens und der Herzogewina circuliren wiederum offene Briefe des in Odessa lebenden flüchtigen Woyewoden Luka Wukalowitsch, der dieses Mal nicht nur zu Rüstungen gegen die Türken, sondern zugleich zum Anschluß an die Bulgaren und deren Bestrebungen behufs Herstellung einer von griechischen Einflüssen unabhängigen Nationalkirche mahnt.

In Petersburg (wohin der Kaiser erst in den letzten Tagen zurückgekehrt) ist man anscheinend nur mit Fragen der innern Politik beschäftigt gewesen. Man hat eine Neubewaffnung der Artillerie angeordnet, zahlreiche neue Eisenbahnen concessionirt, ein Gesetz über Umgestaltung des Städtewesens berathen, die Reorganisation der Justiz im Königreich Polen vorbereitet 2c. Auch die öffentliche Meinung hatte sich so ausschließlich innern

Fragen zugewandt, daß sie für auswärtige Politik keinen Sinn haben konnte; der Streit darüber, ob die Generalgouverneure von Kiew und Wilna es mit der Russification der ehemals polnischen Länder wirklich aufrichtig meinten, ob die Ernennung eines Polen zum Vicegouverneur einer der „Weichselprovinzen" nicht auf staatsgefährliche Umtriebe schließen lasse, und ob es nicht am zweckmäßigsten sei, dem deutschen Element in Liv-, Est- und Curland plötzlich und mit einem Male den Garaus zu machen, schienen alle übrigen Interessen zu verdrängen. Das, wenigstens für Westeuropa unerwartete Eintreffen einer Bucharischen Gesandtschaft in Petersburg dürfte eine Reihe ganz anderer Fragen aufs Tapet bringen, da diese Gesandtschaft nicht nur die Aufgabe hat, den Kaiser von den freundlichen Gesinnungen des Emirs zu unterrichten, sondern zugleich bestimmt ist, Rußlands Hilfe gegen Schig-Ali von Afghanistan, den Schützling und Bundesgenossen Englands, zu erbitten. Daß dieses der Hauptzweck der Gesandtschaft ist, wird von den Organen der russischen Presse ebenso rückhaltslos eingestanden, wie daß die Gesandtschaft sich schon vor Monaten bei dem Generalgouverneur von Orenburg gemeldet und die Erlaubniß zur Reise und zur Anbringung ihres Gesuchs eingeholt hatte.

Englands öffentliche Meinung hat sich, von ein paar vorläufigen Artikeln der Times abgesehen, noch nicht zur Sache geäußert. Wenn dieselbe auch zunächst keine directen Consequenzen haben wird, so kann doch nicht ausbleiben, daß die friedlichen Versicherungen, welche Mr. Gladstone dem Parlament vor einigen Wochen machte und die in London ebenso bereitwillig aufgenommen wurden wie in Petersburg und Moskau, — daß diese einen heftigen Stoß erfahren und daß der langverhaltene Unmuth der englischen Nation gegen das Anwachsen der russischen Macht einmal wieder deutlich hervorbricht. Jenes Testament Fuad Paschas (in Rußland zweifelt man an seiner Echtheit, indem man den Grafen Beust als seinen Verfasser bezeichnet), dessen wir oben Erwähnung thaten und das im östlichen Europa sehr viel mehr beachtet worden ist als bei uns, machte es den britischen Staatsmännern in besonders nachdrücklicher Weise zum Vorwurf, daß sie sich über die Bedeutung Mittelasiens für die orientalische Frage hartnäckig täuschten. Von diesem Vorwurf werden Ihrer Majestät Minister nach dem, was jetzt vorliegt, wohl auch in England nicht frei gesprochen werden. Russischer Seits wurde übrigens vor Kurzem und zwar von sehr wohlunterrichteter Seite positiv und im Ton des Vorwurfs behauptet, daß die Vorschläge zur Neutralisirung Afghanistans zuerst in Petersburg aufgetaucht und von der russischen Regierung empfohlen worden seien. Die Unklarheit, welche über der ganzen Sache zur Zeit noch liegt, wird wahrscheinlich schon in den nächsten Wochen gelichtet werden. Mag die Antwort, welche die mittelasiatischen

Digitized by Google

Diplomaten nach Buchara bringen, lauten, wie sie wolle, in England wird sie unangenehm berühren und dazu zwingen, die mittelasiatische Frage und deren Bedeutung für die asiatische Türkei ernsthafter als bisher zu discutiren.

Von dem Tode des greisen Tory-Führers Lord Derby und den verschiedenen Meetings abgesehen, durch welche die Irländer die Freilassung ihrer politischen Verbrecher zu erzwingen glauben, hat der abgelaufene Monat für England nichts von Bedeutung gebracht. Die berühmte Friedensrede, welche Lord Clarendon als Frucht seiner Reisen auf dem Continent mitbrachte, und die Vorgänge der französischen inneren Politik bildeten die Hauptgegenstände aller Auslassungen der englischen Presse.

Obgleich die Franzosen nicht gewohnt sind, sich in Bezug auf innere Fragen durch das Urtheil des Auslandes bestimmen zu lassen, dieses Urtheil — dank der fortdauernden Strenge des Pariser Preßbureaus gegen die fremden Zeitungen — auch nur ausnahmsweise zu ihnen dringt, hat es dieses Mal den Anschein, als ob die mäßigenden Rathschläge aller Freunde der Freiheit von den zurechnungsfähigen Führern der liberalen Partei nicht ganz überhört worden sind. Als in der ersten Octoberwoche Graf Kératry (dessen Namen für die kaiserliche Regierung seit dem bekannten Buch über die mexikanische Expedition einen ominösen Klang hat) mit dem Vorschlag hervortrat, am 26. October vor den geschlossenen Thüren des gesetzgebenden Körpers zu erscheinen, fand derselbe zunächst so lebhafte Zustimmung, daß das Herannahen einer für die liberale Sache höchst bedenklichen Katastrophe mit Sturmschritten vor sich zu gehen schien. Nicht sowohl Kératry's nähere politische Freunde als die Radicalen, welche durch die letzten Wahlen wieder auf den Schauplatz gerufen worden sind, nahmen den Gedanken einer effectvollen Demonstration in den Straßen von Paris mit Begeisterung auf und bald waren alle großen Tageblätter mit Erörterungen für und wider denselben bedeckt. Die Hauptgefahr lag natürlich in einer Betheiligung der unruhigen Straßenbevölkerung der Hauptstadt, welche der reactionären Partei ohne Zweifel die gewünschte Gelegenheit zu einem Einschreiten geboten hätte, dessen Folgen sich jeder Berechnung entzogen. Daß Kératry selbst von seinem Vorhaben zurückgetreten ist und in Berücksichtigung der Bedenklichkeit desselben seine Collegen von der Befolgung seines Vorschlages abgemahnt hat, will in Frankreich mehr sagen, als in irgend einem anderen europäischen Staat. Dem Beispiel der gemäßigten und besonnenen Leute sind wider Erwarten auch die Radicalen gefolgt und selbst Raspail, der noch vor wenigen Tagen die Rathschläge seiner Freunde hartnäckig zurückgewiesen und vollste Bereitwilligkeit zu der Rolle eines ins Französische übersetzten Hampden gezeigt hatte, — Raspail ist nach den neuesten Depeschen am 26. October zu Hause geblieben.

Digitized by Google

Dieser Sieg der Vernunft über die Eitelkeit patriotischer Theaterhelden will um so mehr bedeuten, als die Erregung der französischen Gesellschaft sich keineswegs gelegt hat, und die „Unversöhnlichen" ihr Möglichstes thun, um die Massen in eine grundfalsche Anschauung der Lage zu wiegen, welche die Frucht der letzten Wochen ist, und wesentlich auf die momentane Rathlosigkeit zurückgeführt werden muß, in welcher die Regierung sich während der Krankheit des Kaisers befand. Wenn man das Manifest der Linken liest, so sollte man meinen, die Macht des zweiten Kaiserreichs sei bereits gebrochen und es hänge lediglich von dem guten Willen und der Selbstbeschränkung der Opposition ab, die Tage desselben zu fristen und die siegreiche Volkssouveränetät mit der Napoleonischen Dynastie zu versöhnen. Es ist wahr, der Abfall von dem System, welches Frankreich zwei Decennien lang beherrschte, hat seit dem Mai d. J. reißende Fortschritte gemacht und der Credit des persönlichen Regiments ist zu heftig erschüttert, als daß dasselbe auf eine unveränderte Fortdauer rechnen könnte. Die Regierung selbst hat diesen Umschlag durch eine veränderte Haltung deutlich anerkannt. Trotz der an die Straßenecken gehefteten Bekanntmachung, welche das Volk von Paris an die polizeiliche Befugniß zur Vertagung öffentlicher Versammlungen erinnerte, hat der Seinepräfect es nicht für rathsam gehalten, dem bereits wiederholt gemißbrauchten Versammlungsrecht zu nahe zu treten und die französische Presse genießt einer Freiheit, die nicht nur zu dem strengen Regiment der letzten Jahre in merkwürdigem Gegensatz steht, sondern an die Zeiten Louis Philipps erinnert. Die Regierung zeigt die entschiedene Absicht, einem Conflikte mit der öffentlichen Meinung der Hauptstadt, so weit es die Rücksicht auf ihre Autorität und Sicherheit irgend zuläßt, aus dem Wege zu gehen und sich in die veränderten Verhältnisse zu schicken. Aber bei dem ersten Attentat, das auf ihre Sicherheit unternommen wird, wird und kann die Regierung den Parisern alle Zweifel daran benehmen, wer Herr im Lande ist, und nach dem, was bis jetzt vorliegt, kann sie annehmen, daß das Land zu ihr stehen werde. Die straffe Organisation der Pariser Polizei ist noch ungebrochen und die Hausmann'sche Bauthätigkeit hat dafür gesorgt, daß jeder Versuch zu einem bewaffneten Aufstande in der Geburt erstickt werden kann. Ueber diese Sachlage kann sich höchstens die Unzurechnungsfähigkeit der Bancel und Gambetta täuschen, die gemäßigten Liberalen haben bis jetzt mit ihr zu rechnen gewußt und aus dieser Rücksicht eine Mäßigung bewiesen, die weder in den Traditionen noch in dem Charakter der französischen Demokratie begründet ist. — Trotzdem, daß die Wahlen auch außerhalb der großen Städte zum großen Theil gegen die Regierung, d. h. gegen das Rouher'sche System ausgefallen sind, wiegt für die ländliche Bevölkerung und die Bourgeoisie die

Digitized by Google

Furcht vor socialistischen Ausschreitungen sehr viel schwerer als die Abneigung gegen das Joch der Präfectenwirthschaft, welche in letzter Zeit auf den Departements sehr viel schwerer gelastet hat, wie auf der Hauptstadt. Ganz abgesehen von dem üblen Eindruck, den der von den Pariser Wählern gegen ihre Deputirten geübte freche Terrorismus auf alle vernünftigen Leute üben mußte, haben die während der Sommermonate dieses Jahres periodisch wiederkehrenden Arbeiteremeuten (zuletzt die blutigen Auftritte bei Aubin) dafür gesorgt, daß die besitzenden Klassen in Furcht erhalten und daran erinnert wurden, daß ihnen die kaiserliche Regierung trotz ihrer despotischen Neigungen als Beschützerin des Eigenthums unentbehrlich sei.

Diese Regierung ist allerdings mit der Person des Kaisers identisch und der Kaiser ist ein kranker Sechziger, der allein steht. Daß er den Entschluß gefaßt hat, sich zunächst von den Ministern nicht zu trennen, zu denen er in der Bedrängniß der Junitage gegriffen, will zunächst nicht viel sagen, denn keiner derselben hat die Feuerprobe bestanden, zu welcher die Verhandlungen mit einer feindseligen Kammer wieder zu werden drohen. Keiner dieser Staatsmänner hat sich bis jetzt Einfluß und Autorität erobert und Herr Rouher wußte dafür zu sorgen, daß sie nicht ein Mal bei Hof festen Fuß zu fassen vermochten; Fürst Latour d'Auvergne, dem wenigstens Erfahrung in großen Geschäften zur Seite steht, ist durch die Uebergriffe seines Amtsvorgängers und eigene Kränklichkeit so schnell mürbe geworden, daß ihn nur der Apell des Kaisers an seinen Patriotismus auf dem Posten zu halten vermocht hatte. — Das Rundschreiben, in welchem dieser Minister den diplomatischen Vertretern Frankreichs mittheilte, die kaiserliche Regierung werde das Concil nicht beschicken, etwaigen Ausschreitungen desselben aber mit gebührender Wachsamkeit begegnen, hätte unter anderen Umständen und wenn die inneren Fragen nicht die ganze Aufmerksamkeit des Volks beschäftigt hätten, eines bedeutenden Eindrucks nicht verfehlt. Daß das Interesse der Franzosen für die gallikanischen Freiheiten ihrer Kirche trotz des Materialismus, der seit dem Staatsstreich die eigentliche französische Staatsreligion geworden, lebendig geblieben ist beweist die große, wenn auch kurzathmige Theilnahme welche das bekannte Schreiben des Pater Hyazinthe in allen Kreisen der pariser Gesellschaft erregte. Dieser Protest eines geängstigten Gewissens gegen die herrschsüchtigen Ansprüche des modernen Ultramontanismus, hat nicht nur bei denen Anklang gefunden, die unterschiedslos jede Gelegenheit zu antikirchlichen Demonstrationen wahrnehmen, sondern auch in den katholischen Kreisen einen gewissen Eindruck gemacht. Daß Männer wie der Bischof Maret aus ihrer Zustimmung zu dem Protest des berühmten Kanzelredners kein Geheimniß gemacht haben, daß selbst Monseigneur Dupanloup demselben eine Rücksicht

Digitized by Google

bewies, die mit der maßlosen Leidenschaftlichkeit, die dieser Kirchenfürst sonst bewiesen, seltsam contrastirt — das will in dem heutigen Frankreich etwas sagen. Auch hier haben die Kreise, welche religiösen Interessen nicht ganz abgestorben sind, in der bedingungslosen Unterwürfigkeit unter das ausschließliche Kirchenthum der herrschenden Partei bisher die einzige Rettung zu finden geglaubt.

In Spanien beginnt sich das Geschick zu vollziehen, das diesem Lande schon beim Beginn des Sommers mit Sicherheit vorhergesagt werden konnte. Der erste Versuch, den die Regierung und deren parlamentarischer Anhang machten, um die zwölf Monate lang verzögerte Frage nach der Besetzung des Throns zum Austrag zu bringen und die decretirte monarchische Form des Staates endlich zur Wahrheit werden zu lassen, ist von den Republikanern mit einem Aufstande beantwortet worden, der durch eine über die größeren Städte verzweigte Liga längst verbreitet gewesen war und dem vorzubeugen, weder der Regent noch sein Cabinet den Muth gehabt hatten. Den Aufstand haben die Generale, welche Isabella der Zweiten traurige Erbschaft antraten, mit Hilfe der Armee niederzuwerfen vermocht, die Herstellung einer dauernden Ordnung der Dinge wird ihnen ebenso wenig möglich sein, wie ihren Soldaten. Die republikanische Partei in den Cortes war beim Beginn der Emeute, die in Valencia zu einer förmlichen Straßenschlacht geführt hat, aus der gesetzgebenden Versammlung geschieden, siebzehn ihrer bekanntesten Führer hatten sich an die Spitze der Erhebung gestellt, welche die Minorität im Namen der Volkssouveränität gegen die Herrschaft der parlamentarischen Mehrheit versuchte. Dadurch ist die Versammlung der Cortes zu einem Rumpfparlament geworden, welches den Gegnern zu Verweigerung des Gehorsams gegen seine Beschlüsse Vorwand leiht und außerdem unter dem Druck des Mißtrauens gegen die eigene Autorität steht. — Die Revolution ist für den Augenblick geschlagen, aber sie kann und wird wieder auf die Füße kommen; die republikanischen Flüchtlinge haben an der portugiesischen Grenze, in den Gebirgsschluchten des Südens und in Gibraltar Schlupfwinkel gefunden und wenn der erste Eifer der Verfolgung nachgelassen hat, werden sie aus demselben hervortreten, um das Werk der Zerstörung von Neuem aufzunehmen.

Die mit Abneigung gemischte Gleichgiltigkeit, welche die Spanier gegenüber der Throncandidatur des unmündigen Prinzen Thomas Albert von Genua bewiesen, hat der Regentschaft die Freude an dieser neuen Entdeckung so rasch und so vollständig verdorben, daß dieselbe allen gemachten Erfahrungen zum Trotz aufs Neue den Versuch gemacht hat, einen der beiden portugiesischen Könige — Vater oder Sohn — zur Annahme der spanischen Krone

zu bewegen und dadurch mindestens die Anhänger der iberischen Idee auf die Seite der Regierung und der monarchischen Sache zu bringen. Die von dem portugiesischen Gesandten in Paris unternommenen Vermittelungsversuche sind indessen erfolglos geblieben und die spanische Anarchie bleibt sich selbst überlassen.

Für uns Deutsche hat erst der Zusammentritt des preußischen Landtags die politischen Sommerferien beschlossen. Seit wir wissen, daß von der patriotischen Rede, mit welcher der Großherzog von Baden seine Ständeversammlung eröffnete, practische Folgen nicht zu erwarten sind, richten Freunde und Feinde ihre Blicke ausschließlich nach Berlin, wo allem Anschein nach eine Krisis der inneren Politik, wenn auch noch keine entscheidende, vor der Thür steht. Der bayrische Landtag, der einige Wochen vor dem preußischen eröffnet worden, hat uns nur ein Spiegelbild der Rathlosigkeit geboten, in welcher der sich selbst überlassene Süden überhaupt steckt. Obgleich sich die nationale Partei auch in Bayern auf eine Politik des Zuwartens beschränkt hat, steht ihr das Mißtrauen des mit Rom verbündeten Alt-Bayernthums hemmend im Wege und keine von beiden Parteien kann behaupten, daß sie die öffentliche Meinung in entscheidender Weise für sich habe. Nach Auflösung der Kammer, in welcher die Bildung des Bureaus unmöglich war, weil 71 clericalen Stimmen 71 ministerielle und liberale gegenüberstanden, hat das Ministerium Hohenlohe den Versuch gemacht, die Opposition seiner eigenen Beamten zu brechen und durch Veränderung der Wahlbezirke der liberalen Partei das nöthige Uebergewicht zu verschaffen. Das Resultat ist so zweifelhaft, als es vor den ersten Wahlen war, denn, wie es scheint, besitzen in Deutschland nur reactionäre Ministerien die Energie, welche von den Untergebenen Gehorsam, von den Gegnern Respekt erzwingt. — Wo der mächtigste der süddeutschen Staaten sich nicht zu rathen weiß, hatte es doppelte Wichtigkeit, daß Preußen aus der schwankenden Stellung befreit werde, in welche es durch die Gegensätze gedrängt ist, welche zwischen den Grundsätzen seiner äußeren und seiner inneren Politik bestehen. Die Thronrede, mit welcher König Wilhelm vor die Volksvertretung trat, hatte das Vertrauen auf Bewilligung der zur Deckung des Deficits nothwendigen Mittel so entschieden und so nachdrücklich hervorgerufen, daß man wohl glauben konnte, die preußische Regierung sei fest entschlossen, an der bisherigen Richtung ihrer Minister unwandelbar festzuhalten; denn daß Herrn v. d. Heydt's Finanzvorschläge absolut keine Aussicht hatten, von dem Abgeordnetenhause angenommen zu werden, stand schon sofort nach ihrer Veröffentlichung durch die officiösen Berliner Journale fest. Aber es kam anders; die Regierung lenkte ein, noch bevor sie von dem Abgeordnetenhause darüber belehrt worden, daß der bisherige Finanzminister nicht der Mann

Digitized by Google

sei, irgend eine Erhöhung der directen oder indirecten Abgaben durchzusetzen. Noch bevor die durch eine ganze Reihe von Interpellationen in Wendung gebrachte Frage nach der Zulässigkeit oder Rathsamkeit einer Prämienanleihe zum Abschluß gekommen, hat der Finanzminister resignirt, um seinem Nachfolger die Sorge für Deckung des Ausfalls in den preußischen Staatseinnahmen zu überlassen.

Von den Staatsmännern, welche den Grafen Bismarck auf seinem Wege vom Conflikt zu den Lorbeeren des Jahres 1866 begleiteten, war Herr v. d. Heydt derjenige, dem nicht nur die meiste Fachkenntniß, sondern trotz der Unbeliebtheit, der er eigentlich bei allen Parteien genoß, zugleich der größte politische Einfluß zugeschrieben wurde. Obgleich wir weit davon entfernt sind, seinen Rücktritt als den Vorläufer einer neuen liberalen Aera in Preußen anzusehen, läßt sich nicht leugnen, daß das Ausscheiden dieses Ministers im gegenwärtigen Zeitpunkte bedeutungsvoll ist und noch bedeutungsvoller werden kann. Unwillkürlich tritt die Frage nach dem Geschick der übrigen Minister an die Männer, welche die Heydt'sche Finanzpolitik im Reichstage zu Fall gebracht haben.

Das größte Anrecht auf Theilnahme an dem Schicksal des ehemaligen Finanzministers steht ohne Frage Herrn v. Mühler zu, und die liberale Partei hat wiederholt ausgesprochen, daß der Rücktritt dieses Cultusministers die dringendste ihrer Forderungen ist. Wenn sich irgend annehmen ließe, daß das Geschick des neuen Unterrichtsgesetzentwurfs zugleich für die politische Zukunft seines Urhebers entscheidend sein werde, so wäre in dieser Beziehung Rath zu schaffen. So stehen die Sachen aber bekanntlich nicht und wir möchten glauben, daß eine etwaige Annahme der Eulenburg'schen Kreisordnung dem Cultusminister gefährlicher werden könnte, als die schon jetzt ziemlich zweifellose Verwerfung von dessen eigenen Vorlagen. Uns scheint, daß der Regierung, wie sie einmal beschaffen ist, der Entschluß, den Hauptstein der Differenzen mit der Volksvertretung zu beseitigen, ungleich leichter werden wird, wenn ihr durch Annahme der neuen Kreisordnung die Möglichkeit eines gedeihlichen Zusammengehens mit dem wichtigsten Factor der Gesetzgebung näher gerückt ist, wenn so zu sagen die Verschiedenheit zwischen der Stellung des Cultusministers und der Position seiner Collegen verschärft worden ist.

Wir wissen wohl, daß das nicht constitutionelle Logik ist und sind keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß ein organisches Gesetz von der Wichtigkeit der Kreisordnung Rücksichten so äußerlicher Art nimmermehr zum Opfer gebracht werden kann. Aber es wird sich kaum leugnen lassen, daß dieser Gesichtspunkt ein Argument mehr für die Wichtigkeit der Eulenburg'schen Vorlage und für das Wünschenswerthe ihrer Annahme ist. Nach der Position,

Digitized by Google

welche die liberale Seite des Abgeordnetenhauses zu den Eulenburg'schen Vorschlägen genommen, ist diese Annahme mit einer Amendirung von wenigstens zwei Hauptpunkten gleichbedeutend geworden. Aber auch wenn man die Nothwendigkeit positiver Garantien für die Bildung lebens- und leistungsfähiger Amtsbezirke vollständig anerkennt und wenn man der Meinung ist, daß die Ehrenämter entsprechend der Struktur unseres deutschen ländlichen Lebens, zwischen großen und mittleren Grundbesitzern getheilt werden müssen, wird man sich des Kopfschüttelns über die Art und Weise kaum erwehren können, in welcher die Vorberathung dieses Gesetzentwurfs im Abgeordnetenhause vor sich gegangen ist. Nachdem von Seiten der liberalen Partei und der zu dieser stehenden Presse wiederholt und nachdrücklich anerkannt worden war, daß der neue Entwurf nicht nur seine sämmtlichen Vorgänger, sondern auch die Erwartungen übertreffe, mit welchen demselben entgegen gesehen worden, nachdem selbst verschiedene Führer der Fortschrittspartei diesem Urtheil zugestimmt hatten, mußte es in hohem Grade überraschen, daß die General-Debatte schon am zweiten Tage eine Wendung nahm, die eigentlich den Eindruck machte, der Mittelpartei sei mehr an dem Scheitern, als an der Annahme der Vorlage gelegen, und dieselbe habe in dieser Frage ein größeres Interesse an der Uebereinstimmung mit der Demokratie, als an der Uebereinstimmung mit sich selbst. Nichts konnte unserer Meinung nach ungeschickter sein, als dem Entgegenkommen, das der Minister durch seine Bereitschaft zu Abänderungen bewies, die Versicherung entgegen zu setzen: die liberale Partei könne warten und habe allen Grund die Inconvenienzen des gegenwärtigen Zustandes einem weitergehenden Compromiß vorzuziehen. Ebenso unzweckmäßig war es, daß die Nothwendigkeit der Zulassung des mittleren Grundbesitzes zu den Ehrenämtern nicht mit ihrem wahren Namen genannt und genau umschrieben, sondern statt dessen ganz allgemein auf die Nothwendigkeit demokratischer Institutionen provocirt wurde. Der Abgeordnete Lasker scheint die Nothwendigkeit, Mißverständnissen über seine Ausdrucksweise und deren Tragweite vorzubeugen, hinterher selbst anerkannt zu haben, denn er verwahrte sich nachträglich gegen falsche Schlußfolgerungen, die aus seiner Rede gezogen werden könnten. Damit war der Eindruck derselben aber nicht verwischt und die Art und Weise, in welcher Graf Eulenburg am dritten Tage der Debatte replicirte, bewies nur zu deutlich, daß der angeschlagene Ton eine Verständigung erschwert und nicht erleichtert habe. Uns will bedünken, dieser Ton habe ebensowenig dem Zweck, auf den es abgesehen war, wie der Stimmung der national-liberalen Partei entsprochen. Ein Zusammengehen mit den übrigen Mittelparteien von vornherein abzuschneiden oder zu erschweren, kann in der Absicht dieser Partei um so weniger gelegen

Digitized by Google

haben, als dieselbe gar nicht in die Nothwendigkeit versetzt ist, in der Kreisordnungsfrage nur mit den Demokraten zu rechnen. So zurückhaltend die Freiconservativen und die Ueberbleibsel der altliberalen Partei sich bis jetzt auch gezeigt haben, es liegt vorderhand doch kein Grund für die Annahme, daß die Anschauungen derselben mit denen des Abgeordneten Gneist übereinstimmen, den wesentlich seine Vorliebe für englische Institutionen und sein langjähriges Studium derselben, dazu vermocht hatten sich für die Bevorzugung auszusprechen, welche die Regierung und die Conservativen dem großen Grundbesitz bezüglich der Ehrenämter zu Theil werden lassen wollen. Auch die Regierung hatte noch nicht erklärt, daß sie in diesem Punkte nicht mit sich handeln lassen werde. Konnte es unter solchen Umständen Sache der national-liberalen Partei sein, eine Vermittlung von vorn herein zu erschweren, konnte es ihrem Interesse und ihren Intentionen entsprechen, wenn auf die Unfehlbarkeit des künftigen demokratischen Zukunftsreichs Wechsel gezogen wurden?

Wenn wir nicht aus einer ziemlich langen Reihe von Erfahrungen wüßten, daß der heterogene Ursprung der national-liberalen Partei für den Zusammenhang und die Disciplin derselben ominös gewesen ist, so würden wir die Frage, wie ein solches Vorgehen zu der Taktik einer Fraction stimmt, die für regierungsfähig gelten will, kaum unterdrücken können. Indessen hat die von der Einsicht des Präsidenten v. Forkenbeck vorgeschlagene achttägige Unterbrechung der Generaldebatte dafür gesorgt, daß die ersten Eindrücke nicht die entscheidenden sein werden. Die Bedingungen, welche der Regierung zu machen sind, werden von den Fractionen noch ein Mal berathen, die Punkte, über welche Compromisse möglich sind, nach Abgabe der verschiedenen Fractionsvoten endgiltig festgestellt werden. Nächst der Feststellung der Amtsbezirke, in welche Graf Eulenburg aller Wahrscheinlichkeit nach willigen wird, wird die Frage der Ehrenämter ohne Zweifel die entscheidende sein. Auch über diese scheint eine Verständigung nicht möglich, denn der Minister hat allen Grund bis an die Grenze der ihm möglichen Zugeständnisse zu gehen. Zwischen dieser und dem Programm, das die Fortschrittspartei, oder doch ein Theil derselben aufgestellt hat, ist freilich eine tiefe Kluft. Bis jetzt ist aber keineswegs gesagt, daß die Nationalliberalen sich der Theorie zu Liebe auf den abstract demokratischen Standpunkt stellen werden. Bei der Entscheidung darüber, welche Garantien für den dem mittleren Grundbesitz zustehenden Antheil an der Kreisverwaltung zu fordern sind, wird freilich der linke Flügel dieser Fraction das hauptsächlichste Wort zu sagen haben, denn da der Gesetzentwurf zunächst nur auf die alten Provinzen Bezug hat, ist ein großer Theil der gemäßigteren Führer nicht direct engagirt.

Digitized by Google

Es fragt sich aber, ob dieselben nicht dennoch allen Grund haben werden, mit ihrer Meinung hervorzutreten und ein der Ausgleichung günstiges Gewicht in die Wagschale zu werfen. Das Scheitern dieser wichtigen Vorlage würde jeden Falls für die gesammte Monarchie von Bedeutung sein und schon aus diesem Grunde erscheint eine Unterscheidung zwischen direct und blos indirect interessirten Landestheilen nicht recht stichhaltig.

Das Herrenhaus hat gleich seine erste Sitzung mit einer Interpellation bezeichnet, deren Urheber der frühere Justizminister Graf zur Lippe war und die davon Zeugniß ablegt, daß es auch in Preußen eine particularistische Partei gibt. Seine Antwort hat dieses Lebenszeichen der Unbelehrbaren (dem die unerwartete Ehre einer Zustimmungsadresse durch die „Volkszeitung" zu Theil geworden), noch vor der officiellen Abfertigung durch Dr. Leonhardt in dem Antrage erhalten, den die Abgeordneten Miquèl und Lasker in das Abgeordnetenhaus brachten. Auf einen Erfolg haben die interpellirenden Pairs nicht gerechnet, — wird ein solcher dennoch erzielt, so muß er in dem ihnen entgegengesetzten Sinne ausfallen. Nicht minder gewiß ist es freilich, daß, wenn Regierung und Abgeordnetenhaus sich über den Entwurf der neuen Kreisordnung einigen sollten, das Herrenhaus sein Möglichstes thun werde, um die Abwerfung desselben herbeizuführen. Der Partei, welche hierin den Ausschlag gibt, gilt die Oberherrschaft der Rittergutsbesitzer in den ländlichen Kreisen für ein unantastbares Palladium, für eines der kostbarsten historischen Vermächtnisse. Aber eine Verwerfung der Eulenburg'schen Vorlage durch das Herrenhaus würde der liberalen Partei vielleicht noch größere Dienste erweisen, als deren amendirte Annahme durch das Abgeordnetenhaus und die in demselben maßgebende Fraction. — Bevor es zu der einen oder der anderen Entscheidung kommt, wird der neue Finanzminister sein Probestück durch eine Vorlage behufs Deckung des Deficits machen. Daß Herr Camphausen einfach die Erbschaft seines Vorgängers übernehme, ist durch den Zeitpunkt der Verabschiedung desselben mehr wie unwahrscheinlich geworden. Immerhin bleibt die Aufgabe, zu deren Lösung sich dieser, seit fast zwei Jahrzehnten von der politischen Bühne verschwundene Märzminister anheischig gemacht hat, eine außerordentlich schwierige. Wenn wir es auch für undenkbar und unmöglich halten, daß der Virchow'sche Antrag auf Entwaffnung der preußischen Armee angenommen werde, so bleibt doch zweifellos, daß jede Erhöhung der Steuern zu Gunsten eines Budgets, auf welchem hauptsächlich diese Armee lastet, außerhalb des engen Rahmens der alt-conservativen Partei einen schweren Stand haben wird, mag der Finanzminister, der sie in Vorschlag bringt, im Ruf eines blos halben oder eines ganzen Liberalismus stehen.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google



XXVIII. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

№ 45.
Ausgegeben am 5. November 1869.

Inhalt:

Leipzig, 1869.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)



Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Louis Napoleon.

Roman und Geschichte
von
Lucian Herbert.

Volks-Auflage in 10 Halbbänden à 10 Ngr.

Der Herr Verfasser hat bekanntlich das frühere abenteuerliche und romanhafte Leben **Louis Napoleon**'s eingehender, lebendiger und interessanter geschildert, als irgend ein Anderer. In zusammenhängender Darstellung wird in diesem Werke ein großartiges Zeitgemälde, von 1808—1848 reichend, vor dem Leser aufgerollt. Der romanhafte Theil des Werkes hält den Leser in fortwährender Spannung und ist mit dem geschichtlichen sehr geschickt verknüpft.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien soeben neu und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

För miene un anner' Lü's Gööören.

Allergehand nüe Vertellnisse för de leewe Kingher.
Van'n
olln' Rümärker.

Elegant cartonirt. Preis 1 Thlr.

Der Verfasser dieser Märchen, der nach dem einstimmigen Ausspruch der Kritik ein begründetes Recht hat, an die erhöhte Staffel der plattdeutschen Koryphäen heranzutreten, erzählt in seiner kernigen Kürze, seinem unvergleichlichen Humor und seiner Herzlichkeit und Wahrheit neue höchst originelle Mährchen, die Jung und Alt ergötzen werden und ein neues Zeugniß von seinem seltenen Erzählertalent ablegen.

Album plattdeutscher Dichtungen.

Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Bei dem so lebhaften Interesse für die zahlreichen vortrefflichen Poesien der plattdeutschen Literatur wurde längst ein Album plattdeutscher Dichtungen mit Recht vermißt, das hier in größter Vollständigkeit der Oeffentlichkeit übergeben wird, und von welcher Sammlung naturfrischer Kernlieder wir wünschen, daß sie allen Gönnern und Freunden der plattdeutschen Muse ein wahrer Quickborn werden möge.

MEYERS REISEBÜCHER für Winter 1869/70.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Süd-Frankreich und seine Kurorte,

von **Gsell-Fels** und **Berlepsch**. Geb. 3 Thlr.

„Seine Beschreibung der südfranzösischen und Pyrenäenbäder wird nicht nur für die Reisenden und namentlich für die Kranken-Reisenden, sondern auch für die Aerzte von ganz besonderem Interesse sein, da sie in anschaulichster und anziehendster Weise die Localverhältnisse nach allen Richtungen hin erörtert etc. etc. Wir können daher das Erscheinen des Buches als ein höchst erfreuliches Ereigniss begrüssen." **Virchow.**

Paris,

von **Berlepsch**. Geb. 2 Thlr.

„Was uns als besonderer Vorzug dieses pariser Führers erscheint, das ist, dass er Fleisch und Leben hat und nicht, wie unsere gewohnten älteren Bücher, durch übertriebenen Schematismus den Eindruck eines kahlen Gerippes macht." **Leipziger Illustrirte Zeitung.**

London,

von **Ravenstein**. Geb. 2 Thlr.

„Den Verfasser befähigen ein langjähriger Aufenthalt und gründliche Orts- und Sachkenntniss zum Führer in der Weltstadt, wie wenig Andere." **Aktionär.**

Nord-Deutschland,

von **Berlepsch**. Geb. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

„Als Muster eines Reisehandbuchs zu betrachten, sowohl was die Bearbeitung des kolossalen Materials, als was die Ausstattung betrifft." **Kölner Telegraph.**

„Uebertrifft durch höchste Vollständigkeit, Sorgfalt der Redaction, sowie die wahrhaft glänzende künstlerische Ausstattung Alles, was die Reiseliteratur bisher geleistet hat." **Ostpreussische Zeitung.**

Digitized by Google

Otto Jahn.

Gedächtnißrede, gehalten im archäologischen Auditorium der Bonner Universität am 25. October 1869

von Anton Springer.

Nach längerer Trennung heute zum ersten Male wieder zu gemeinsamen Studien vereinigt, haben wir vor Allem eine theuere Pflicht zu erfüllen. Wir wollen des Mannes dankbar und herzlich gedenken, der in diesen Räumen so lange und so segensreich gewirkt und uns seitdem durch den Tod für immer entrissen ist. Das archäologische Auditorium, von Otto Jahn gegründet und in einer Weise eingerichtet, daß das Lernen hier zum Genusse wie das Lehren zur Freude wird, ist die rechte Stätte, um das Andenken des abgeschiedenen Meisters zu feiern und sein Bild uns gegenwärtig zu gestalten. Für viele Züge seines Wesens brauche ich nur Ihre Erinnerung anzurufen. Noch leben Sie Alle unter dem Banne der letzten Eindrücke, wie Jahn, den Seelenleid und Körperkrankheit aus einem starken Manne in die gebrechlichste Erscheinung verwandelt hatten, wenn er Ihnen lehrend gegenüberstand, in seiner Pflichttreue die Kraft sich eroberte, auch große Schmerzen zu besiegen, und den schon hinsterbenden Leib, wenn es den Dienst der Wissenschaft galt, zu strengem Gehorsam zu zwingen. Auf Sie darf ich hinweisen als unmittelbare Zeugen seiner Humanität, seines bis zur Aufopferung bereiten Willens, allen jungen Freunden zu rathen und zu helfen. Selten hat ein Lehrer die Liebe und Achtung der Schüler in so hohem Grade genossen, wie sie Jahn von Ihnen und allen Ihren Vorgängern zu Theil wurde, selten aber erfreuten sich auch Schüler eines Lehrers, welcher wie Jahn ihnen in allen Fällen ehrliche Theilnahme und wirksamen Beistand zugewendet hätte. Unvergessen endlich bleibt in Ihnen noch die Fülle der Gelehrsamkeit, welche sich in Jahn's Vorlesungen wie in seinen Schriften offenbarte und welche ihm gestattete, zu jeder Zeit, für jede wissenschaftliche Untersuchung das ganze literarische Material bereit zu halten, über dieses, und wäre es von Hause aus auch der wuchtigsten Art, mit vollkommener Freiheit und staunenswerther Leichtigkeit zu verfügen. Doch lassen Sie mich zu diesen Zügen, welche Ihnen noch zuletzt und selbst bei flüchtigem Blicke vor

Digitized by Google

die Augen traten, andere fügen, welche theilweise weniger bekannt den Grund seines Wesens aufschließen helfen.

Wem es vergönnt war, Jahn in seinem Heiligthum, in seinem Büchersaale öfter zu begrüßen, der lernte bald zwei Eigenschaften kennen, welche nicht allein seiner berühmten Bibliothek ein besonderes Gepräge verliehen, sondern auch auf seine geistige Richtung, auf seine Aufgaben und Ziele ein deutliches Licht warfen. Jahn duldete kein ungebundenes, kein defectes Buch in seiner Nähe, keine Lücke in den Fächern, für welche er den literarischen Apparat sammelte. Die äußerste Sauberkeit, die größte Vollständigkeit der Bibliothek strebte er beinahe leidenschaftlich an. Aber die Vollständigkeit hatte doch andererseits fest bestimmte Grenzen. Derselbe Mann, welcher Jahre lang irgend einer verborgenen, an sich vielleicht unbedeutenden Gelegenheitsschrift nachspürte, nicht Mühen, nicht Kosten dabei scheute und sich herzlich freuen konnte, wenn er endlich in den Besitz des langersehnten Schatzes kam, war gegen alle Bücher, welche seinen Studienkreis nicht berührten, vollkommen gleichgiltig. Selbst kostbare Werke, ausgedehnte Publicationen, welche der Zufall in seine Hand spielte oder welche ihm die zahlreichen Academien, deren Mitgliedschaft er sich rühmen durfte, schenkten, fanden dann keine Gnade und wurden hastig aus seiner Bibliothek entfernt.

In der Büchersammlung spiegelte sich deutlich die vollendete Sauberkeit ab, welche alle Leistungen Jahn's auszeichnete, sowie seine Liebe zur sorgfältigsten und genauesten Ordnung, welche es niemals begreifen konnte, daß nur das Große gründlich, das Kleine aber und Unbedeutende flüchtig und leichtfertig gearbeitet werden solle, sie sagte deutlich, daß Jahn's Bestrebungen sich keineswegs zerstreuten, in das Weite verloren, ein festes Band vielmehr die verschiedenartigen Richtungen seines Geistes einigte, sein vielseitiges Wirken auf einer klar geschauten und sicher durchgeführten grundsätzlichen Einheit beruhe.

Seine Welt war die Kunst und das Alterthum. Aus dieser Welt hinauszutreten, bewahrte er stets die größte Scheu. Innerhalb ihrer Grenzen dagegen war er desto emsiger bemüht, keinen Platz unerkannt und unerforscht zu lassen, jeden Raum für sich zu gewinnen, das ganze Gebiet bis in die fernsten Ecken frei zu überblicken. Diese beiden Pole der Thätigkeit verknüpfte er dann wieder so, daß er auf die Kunstbetrachtung die Methode zur Anwendung brachte, welche er dem Studium des classischen Alterthums abgelauscht, diesem wieder den idealen Sinn, die warme Empfindung zuführte, welche die Liebe und Erkenntniß der Kunst in ihm groß gezogen hatten.

Daß ihm solches möglich wurde, verdankt Jahn seiner persönlichen Entwickelung. Von Natur mit einem reichen musikalischen Sinne begabt, übte

er schon als Knabe mit sichtlicher Vorliebe diese besondere Kraft und war auch als junger Mann auf die Ausbildung seiner musikalischen Anlagen ernstlich bedacht. Wer ihn noch am Ende der dreißiger Jahre kurz vor seiner Römerfahrt in Paris beobachtete, den leidenschaftlichen Theaterbesucher, den andächtigen Zuhörer bei allen musikalischen Aufführungen, wie er, dem sonst die größere Geselligkeit ein Gräuel war, doch in musikalischen Salons sich gern tummelte, eifrig den Verkehr mit Künstlern und Kunstfreunden suchte, durfte immerhin glauben, daß Jahn ausschließlich den musikalischen Interessen ergeben sei. In der That zeigte er in seiner Jugend die größte Lust, die künstlerische Laufbahn zu ergreifen. Aber wenn sein Vater, der angesehene Syndicus der Schleswig-Holstein'schen Ritterschaft, es auch zugegeben hatte, daß der älteste Sohn sich der Sculptur widme, welche ja damals in der dänischen Hauptstadt, Dank Thorwaldsen, in großen Ehren stand, so genoß doch die musikalische Kunst, so viel ihr auch sonst im Jahn'schen Hause gehuldigt wurde, nicht das Ansehen und bot nicht die sicheren Aussichten, als daß es in des Vaters Wünschen gelegen hätte, in ihr den Lebensberuf Otto's zu erblicken. Der Wechsel desselben verlor bald die Bitterkeit, welche er wohl anfangs für Jahn's jugendliches Gemüth haben mochte. Sein wunderbares Gedächtniß, sein unbändiger Lesetrieb, sein unersättlicher Wissensdurst, Eigenschaften, die sich in dem Knaben ebenso frühzeitig offenbarten, wie seine Musikliebe, ließen ihn die gelehrten Studien rasch mit Eifer und innerer Befriedigung treiben. Es traf sich gut, daß der Kieler Organist Apel, dessen Leitung sich Jahn vorzugsweise anvertraut hatte und welchem er noch jüngst in den „Musikalischen Aufsätzen" ein schönes Denkmal gesetzt, mit schonungslosem Ernste daran festhielt, der Schüler sei an die volle Strenge der Regeln zu binden, daß Apel auf die gründliche Kenntniß der Musiktheorie einen großen Nachdruck legte und in der älteren musikalischen Literatur trefflich bewandert war, in deren Schutze er auch Jahn, den treuen Gehilfen bei allen größeren Musikaufführungen, liebevoll einführte. So fand sich ungesucht eine Brücke zwischen den musikalischen Neigungen und dem gelehrten Zuge Jahn's. Wie weit er auf dieser Brücke gelangte, mit welcher Meisterschaft er das Eine mit dem Anderen zu verweben verstand, wie diese Vereinigung gelehrter Geduld, wissenschaftlichen Scharfsinnes und künstlerischer Erfindung ihn befähigte, sich Aufgaben zu stellen und zu lösen, an welche kein Lebender sonst sich wagen durfte, sagt uns sein „Mozart." Wurden die Männer vom Fache erfreut durch die ebenso genauen wie richtigen Analysen der Einzelwerke des Meisters, waren sie überrascht, von Jahn in der klarsten Weise auseinandergesetzt und erklärt zu sehen, was sie als Zunftgeheimniß zu behandeln, als unsagbar zu behaupten gewohnt waren, so fühlten sich wieder die Leser, die von den Interessen der allgemeinen Bildung geleitet, an das Buch herantraten, angezogen von dem

Digitized by Google

reich und breit gemalten historischen Hintergrund, gegen welchen sich die Gestalt des Helden doch wirksam abhob, von der überaus feinen und liebevollen psychologischen Characteristik des letztern, von der Kunst, mit welcher der Mensch und der Künstler zusammenhängend geschildert wird. Sie fühlten sich gefesselt durch die vollkommene Beherrschung des Stoffes und die Durchsichtigkeit der Form, diese wie jene das Resultat der genauen und methodischen Forschung, welche Jahn seinem Werke zu Grunde legte. Was den Einen und den Anderen kaum vereinbar, ja unmöglich erschien, bei solch überfluthender Gelehrsamkeit doch die feinste Empfänglichkeit für subjective Empfindungen und wieder bei so vollkommener Vertiefung in das rein Technische, bei so unbedingter Hingabe an die Besonderheit einer einzelnen Kunstgattung doch der freie historische Ueberblick — das hat Jahn vereint und gethan.

So wurde sein Mozart, ursprünglich als Einleitung der leider nie vollendeten Biographie Beethoven's gedacht, das hervorragendste Werk, welches die Fachliteratur der Gegenwart geschaffen hat, so wurde sein Mozart das bisher unerreichte Muster einer kunsthistorischen Biographie. Denn nicht auf den musikalischen Kreis blieb sein Kunstinteresse und seine Kunsterkenntniß eingeschränkt. Wohl fand er in der musikalischen Kunst seinen Ausgangspunkt und gern legte er sich Fragen allgemeiner Natur, um sich Klarheit zu verschaffen, zuerst für das ihm nächstliegende musikalische Gebiet zurecht. Er bemühte sich aber dabei stets, was er hier erforscht hatte, auf die letzten Gründe zurückzuführen und seinem Urtheile die Allgemeingiltigkeit zu sichern. „Provisorische Wahrheiten", wie er sich einmal glücklich ausdrückte, waren bei ihm arg verpönt, sowohl jene, welche der Heuchelei, wie die andern, welche der Trägheit entspringen. Das man sich des ehrlichen Geständnisses, etwas nicht zu wissen, zu schämen hat, hielt er für eben so unstatthaft, wie daß man es vorläufig bei halben Erkenntnissen bewenden lassen könne, weil das weitere Forschen unbequem und schwierig sei. Bis zum Ziele, bis zur Grenze wenigstens vorzudringen, galt ihm als die erste wissenschaftliche Pflicht. Er war überrascht, wenn er Helmholtz, dessen Verkehr ihn freute und hob, seine bescheidenen Gedanken über den psychischen Eindruck der musikalischen Töne, über das Werden der Empfindungen mittheilte, von diesem zu hören, daß er die wichtigsten physiologischen Probleme präcis und richtig ausspreche; er schüttelte ungläubig den Kopf, wenn man die Schärfe und Klarheit seiner ästhetischen Grundsätze pries. „Ich habe ja niemals ein philosophisches Buch gelesen", war seine Antwort. Das hatte er auch nicht gethan, er hatte aber von einer Kunst die umfassendste und gründlichste Erkenntniß — selbst die Leiden und Freuden des musikalischen Schaffens hatte er an sich erprobt, wenn er auch von seinen Liedern und Quartetten kein Aufheben machte —; weil er das Wesen einer Kunst ergründet hatte,

Digitized by Google

begriff er auch ihre Grenzen und ihren Gegensatz zu den benachbarten Kunstgebieten, war er sich auch der Eigenthümlichkeiten der letzteren bewußt, blieb ihm die Natur der Kunst überhaupt, der Vorgang des künstlerischen Schaffens nicht verborgen. Einsichtsvoll, mit wahrer Weihe schildert er bei Gelegenheit, wo er von Mozart's Weise zu produciren erzählt, dieselben: „Das bezeichnet die Werke schöpferischer Naturen als solche, daß auch in demjenigen, was nur als die Erfüllung eines gebotenen Gesetzes erscheint, sich die Freiheit einer selbständigen Individualität offenbart. Sowie jede Erscheinung die individuelle Darstellung des allgemeinen Gesetzes ist, so trägt die Seele des schaffenden Künstlers dieses allgemeine Gesetz des Hervorbringens in sich, nicht als ein erkanntes, angelerntes, sondern als ein eingeborenes, von seiner individuellen Natur ganz durchdrungenes und nur durch diese wirksames: seine Individualität ist das Medium, durch welches jenes Gesetz lebendig und productiv wird. Wahrheit, welche allein der Ausfluß der ewigen Naturgesetze sein kann, und Freiheit, welche das Wesen der Individualität ausmacht, sind in seinen Schöpfungen unlösbar verschmolzen." „Das ist das eigentliche Arbeiten des Künstlers," fährt er fort, „wenn er alle geistigen Kräfte im freien Spiel sich entfalten läßt, um sie auf den einen Punkt hin zu concentriren und nie die einzelne Kraft allein und einseitig anzuspannen, sondern alle gemeinsam dem gemeinsamen Ziele zuzulenken. Diese Thätigkeit in jedem Moment als den Ausfluß der vollendeten Kraft und Gesundheit der gesammten Organisation zu empfinden ist nur dem Künstler verliehen; es ist sein höchster Genuß, eine wahre Beseligung, wie ja in allem menschlichen Thun die That die höchste Befriedigung gewährt und nicht ihr Werk. Wäre es möglich, den Bewegungen der künstlerischen Natur im Schaffen mit geistigem Auge zu folgen, wie das leibliche Auge den Bewegungen eines schönen, kräftigen, ausgebildeten Körpers mit Entzücken nachgeht, ein solcher Genuß würde den weit überbieten, welchen das Auffassen des fertigen Kunstwerks gewähren kann."

Nicht minder durchdacht, unwiderlegt und unwiderleglich ist Jahn's Urtheil über die Stellung der Musik zur Poesie, welches er sowohl in seinem Mozart, wie in der köstlichen Abhandlung über Wagners Lohengrin, diesem Muster durchaus unebener und doch vernichtender Kritik ausspricht. Auch hier geht er zunächst vom musikalischen Standpunkte aus, erweist nach Schilderung des Wesens der musikalischen Kunst die Versündigung gegen dasselbe, „wenn man fordert, daß sie aufgeben soll, wonach sie ihrer Natur nach streben muß, die ausführliche reiche Darstellung der Empfindung in ihrem Bleiben und Beharren." Er würde aber seinen Erweis nicht für vollkommen erachtet haben, wenn er nicht dem gleichen Probleme in den andern Künsten nachgeforscht, nicht seine Berechtigung auf einen allgemeinen Boden gestellt hätte.

Digitized by Google

„Die Architectur bedarf für ihre höchsten Leistungen des Schmuckes, welchen Sculptur und Malerei ihr bieten. Die architectonische Anlage muß darauf berechnet sein, der Sculptur und Malerei Raum und Stätte für ihr Gebilde zu schaffen, diese müssen den durch die Baulichkeit gebotenen Raum als die nothwendige Bedingung ihrer Conceptionen ansehen; das Giebelfeld, die Metope, das Deckengewölbe, die Lünette sind nicht frei gewählte Begrenzungen der Composition, sondern durch die Nothwendigkeit gebotene. Der Bildhauer modificirt seinen Stil, um seine Gebilde mit dem Charakter der Architectur in Einklang zu bringen, der Maler weiß selbst da, wo ihm die Flächen großer Wände eine Selbständigkeit geben, die ihn weit über die eigentliche Ornamentik hinaushebt, durch Composition und Farbenton die Beziehung auf das Ganze hervortreten zu lassen. Unzweifelhaft ist die Architectur mit ihren strengen Gesetzen und festen Formen maßgebend; allein wer könnte den Gedanken fassen, daß Phidias in den Sculpturen des Parthenon, Rafael in den Loggien des Vatican dem Architecten unterthan, die Freiheit und Selbständigkeit künstlerischer Erfindung und Darstellung aufgegeben hätte? Das Verhalten der Poesie und Musik im musikalischen Drama ist kein anderes."

Vortrefflich reiht sich daran, was Jahn in dem mit so viel Liebe geschriebenen Aufsatze über Ludwig Richter über die Grenzen der Poesie und Malerei, auch nach Lessing noch wenig bekannt und noch weniger beherzigt, sagt.

Immer und überall tritt uns der reife, allseitig gebildete Kunstforscher entgegen, der sich nicht mit dem Zusammenstellen einzelner Beobachtungen und abgezogener Vorstellungen, wie etwa der geistreiche Kenner begnügt, sondern gewissenhaft den allgemeinen Gesetzen nachspürt, stets auf die grundlegenden Begriffe zurückgeht. So darf man wohl sagen, was Jahn über Musik schrieb, war nicht allein für Musiker geschrieben, wie er über die Musik schrieb, so und nicht anders hätte er auch über die Werke der antiken Kunst schreiben können, schreiben müssen. Der Gegenstand wechselte und mit dem Gegenstand trat natürlich auch ein anderer Ideenkreis in den Vordergrund. Aber die Art, wie er mit den Ideen operirte, wie er den Gegenstand auffaßte und behandelte: die Methode war und blieb die gleiche, sie war wenigstens für Jahn stets die gleiche. Wenn mit Recht von ihm gerühmt wird, daß er die philologische Methode im Kreise der Archäologie, welcher Wissenschaft er namentlich auf Emil Braun's freundlichen Zuspruch seit 1841 seine Kräfte vorzugsweise widmete, in deren Pflege er seine wichtigste Lebensaufgabe erkannte, vor Vielen anderen eingebürgert habe — die archäologischen Seminare mit einer den bewährten philologischen Seminaren nachgebildeten Einrichtung hat er zuerst in Deutschland begründet — so wissen wir aus seinem eigenen Munde, daß er philologische Methode und philologische Kritik auch in der musikalischen Literatur auf das dringendste empfahl und an einem

Digitized by Google

Beispiele auch glänzend durchführte. In seinem gedankenreichen Aufsatze über „Beethoven und die Ausgaben seiner Werke“ entwirft er humoristisch zunächst ein Schreckbild dieser empfohlenen Methode. „Wer mit dem Worte philologische Kritik eine dunkle Vorstellung von staubigen Pergamenten nnd alten Drucken, von einem Wuste von unnützen Lesarten, von unerquicklicher Wortklauberei und Silbenstecherei verbindet, wer es als die Arbeit der philologischen Kritik ansieht, um die Werke der Poesie und Kunst eine Stachelhecke zu ziehen, welche den Zugang zu denselben erschwert und ihren Genuß stört — dem wird nicht gerade behaglich bei dem Gedanken werden, daß diese Kritik nun auch mit Beethoven sich zu schaffen machen soll.“ Jahn gibt aber dann in einfach schlichten Worten die rechte Erklärung von der Aufgabe und Methode philologischer Kritik. „Ihre Aufgabe ist es, das Werk eines Schriftstellers — oder Musikers — welches durch mechanische Vervielfältigung, Abschrift oder Druck mehr oder weniger entstellt worden ist, in der Gestalt wieder herzustellen, wie es der Urheber abgefaßt hat. Sie hat zunächst die Ueberlieferung zu prüfen und die Quellen zu ermitteln, aus welchen mit der größten Sicherheit die ursprüngliche Gestalt entnommen werden kann, bei abweichenden Quellen das Urtheil zumeist durch Erörterung innerer Gründe festzustellen. Diese setzt zunächst eine gründliche Kenntniß und bewußte Handhabung der allgemeinen Gesetze voraus, unter welchen die Mittel des künstlerischen Ausdrucks allein ihrem Zweck entsprechend zur Anwendung gebracht werden können, der Logik und Grammatik, denn auch die Ausdrucksweise der Musik wie der bildenden Kunst, wird zu einer organisirten Sprache, indem sie festen Gesetzen der Logik und Grammatik folgt, wenn man diese auch nicht so zu benennen gewohnt ist. Hierdurch ist zunächst der Maßstab gegeben, um zu beurtheilen, was überhaupt möglich und nicht möglich, was absolut falsch oder richtig ist. Allein wenn es sich um die Anwendung allgemeiner Grundsätze auf ein Werk handelt, das einer bestimmten Zeit angehört, das von einem bestimmten Individuum unter bestimmten Voraussetzungen hervorgebracht ist, so muß auch jene allgemeine Kenntniß durch eingehende historische Studien zu einer klaren Einsicht und zu einem sicheren Gefühl von dem ausgebildet werden, was ein gegebenes Zeitalter, eine gegebene Persönlichkeit künstlerisch aufzufassen und von der Form, in welcher sie dasselbe wiederzugeben fähig war.“ An zahlreichen Proben, wie sie eben dem eminenten Beethovenkenner leicht zu Gebote standen, beweist er alsbald die Fruchtbarkeit dieser philologischen Methode.

Zeigt Jahn in seinen Schriften, gleichviel ob sie sich auf die moderne oder die alte Kunst, auf Musiker und Dichter oder Classiker und Maler beziehen, dieselbe Methode, so enthüllt er auch da wie dort eine vollkommene Einheit der Ziele. Auch als Archäolog steht er für dieselben Grundsätze ein,

Digitized by Google

verfolgt die gleiche Aufgabe, welche dem Biographen Mozarts vorschwebten, dringt er bis zu den grundlegenden allgemeinen Kunstbegriffen vor, dient seine umfassende Gelehrsamkeit historischen Zwecken.

Winkelmann's einfach großes Wort: Die Kunst der Alten muß in ihrem Wesen als Kunst aufgefaßt, als das nothwendige Bestreben verstanden werden, die höchsten Vorstellungen des menschlichen Geistes in die höchste Schönheit der körperlichen Form gefaßt darzustellen, jedes einzelne Kunstwerk ist nur als Glied dieser fortlaufenden Kette von künstlerischen Bestrebungen anzusehen und in diesem Sinne zu würdigen, ist auch für Jahn zur Richtschnur geworden. „Der Archäologie, sagt Jahn in seiner Rede zur Feier von Leibnizens Todestage (14. Nov. 1848), die wir wohl seine Bekenntnißschrift nennen dürfen, „gehören alle Ueberlieferungen des Alterthums an, welche von dem Geiste desselben Kunde geben, insoweit er sich in der bildenden Kunst offenbart; jedes Denkmal, das von diesem künstlerischen Geist auf irgend einer seiner Entwickelungsstufen die Spur trägt, jedes Zeugniß, das uns darüber aufklärt, gehört in den Kreis der archäologischen Betrachtung. Die Archäologie erforscht die Kunst selbst und in ihren Erscheinungen die Gesetze, nach welchen sie schafft. Diese Aufgabe aber kann nur vom geschichtlichen Standpunkt aus wahrhaft gelöst werden. In der Kunst offenbart sich nur Eine Seite des Volksgeistes, sie ist nur verständlich, wenn man diesen in allen seinen Erscheinungen zu begreifen und bis in die Tiefe zu ergründen bestrebt ist, welche den Keim birgt, der alle diese Blüthen treibt. So ist denn ein Kunstwerk im höchsten Sinne erst dann zu verstehen, wenn man die ganze Fülle von religiösen, politischen, sittlichen und wissenschaftlichen Ideen sich vergegenwärtigt, welche das Volk, die Zeit, das Individuum bewegen, um ihnen in der Kunst neues Leben zu geben." Bei einem so umfassenden Programm, bei der Strenge, die Jahn gegen sich übte und bei der Gewissenhaftigkeit, mit welcher er bei allen Arbeiten zu Werke ging, kann es nicht Wunder nehmen, daß er sich auf archäologischem Gebiet seinem Ziele nur langsam näherte. Daß er dieses stets vor Augen behielt, zeigen alle seine größeren Schriften. Seine Abhandlungen über die Darstellungen antiker Reliefs und Wandgemälde, welche sich auf Handwerk und Handelsverkehr beziehen, erörtern die kunsthistorische Frage, „inwiefern die jetzt als genremäßig bezeichnete Kunstrichtung auch im Alterthum Platz gefunden habe", sein Münchner Vasenkatalog gibt über den Kunstverkehr im Alterthum den reichsten Aufschluß und erledigt ein wichtiges Kapitel der alten Kunst in endgiltiger Weise. Aehnlich greifen auch die Abhandlungen über den bösen Blick, von Jacob Grimm so sehr geschätzt, jene über die ficoronische Cista, über die Lauersforter Phaleren, endlich die fast ganz zu Ende geführte Untersuchung über die römischen Sarkophagsculpturen weit über den unmittelbaren Gegen-

Digitized by Google

stand hinaus und bieten uns bald über den herrschenden Anschauungskreis, bald über das Schicksal der künstlerischen Vorstellungen und Formen den dankenswerthesten Aufschluß.

Selbst den kleinsten Aufsätzen sieht man es an, daß sie aus dem Vollen gearbeitet sind. Von allen Seiten strömt ihm das reichste Material zu, nach allen Richtungen hin beleuchtet und prüft er den Gegenstand. Kein verwandtes Denkmal wird vergessen, keine Schriftstelle, welche Aufklärung geben kann, übersehen, keine Beziehung auf benachbarte Kreise vernachlässigt. Diese unbedingte Beherrschung des Stoffs, diese Kraft, sich in jedem Augenblicke alle Hilfsmittel gegenwärtig zu halten, setzt die vollkommene Vertrautheit mit dem ganzen Gebiete voraus, ebenso wie die durchsichtige Form, in welcher Jahn's „Populäre Aufsätze aus der Alterthumswissenschaft" erscheinen, nur von einem Manne erreicht werden konnte, welcher das antike Leben ganz und tief durchdrungen hat. Spähne nannte er die „Populären Aufsätze" in seiner bescheidenen Weise; Spähne, an deren Gestalt aber deutlich wird, von welchem großartigen Gedankenbaum sie abgefallen sind. In den knappsten Grenzen entfaltet er vor uns das reiche Bild der hellenischen Kunst; was kaum ein anderer Lebender wagen kann, gelingt ihm, weil er, Dank seinen ebenso umfassenden wie gründlichen Studien über die markigsten Züge, die charactervollsten Linien und die fettesten Farben gebietet. Daß man dem Aufsatze den ungeheuren Aufwand an Arbeit, der vorangehen mußte, nicht anmerkt, ist sein bestes Lob. Er weiß uns gleichsam spielend mitten in die wichtigsten archäologischen Probleme einzuführen, wenn er von der „Restitution verlorener Kunstwerke" spricht und uns mit sicherer und leichter Hand durch das Gewirre schwebender Fragen zu leiten, wenn er von der „Polychromie der alten Sculptur" oder von dem Vorbild und der wahren Gestalt des „Apollo von Belvedere" erzählt. Mitten im Einzelnen stehend, bleibt sein Auge doch stets auf das Allgemeine gerichtet, mit Vorliebe concrete Gegenstände behandelnd, wird er doch nicht den Aufgaben, die man sonst der speculativen Forschung zuweist, fremd. Die Abhandlung über die „Mode in der alten Kunst" gibt ihm z. B. Anlaß, sich über den Begriff der Idealität zu äußern. „Der schaffende Künstler ist gebunden an die Gesetze der menschlichen Natur, vermöge welcher er schafft, an die Gesetze der ihn umgebenden Natur, welcher er nachschafft, an die Gesetze des Stoffes, in welchem er schaffend bildet. Diese Gesetze aber, so mannigfaltig und verschiedenartig die Erscheinungen sind, in welchen sie sich offenbaren, sind ihrem Wesen nach dieselben und das Schaffen des Künstlers beruht darauf, daß er sie als identische gemeinsam in Wirksamkeit setze. Nur einem künstlerischen Vermögen, welches durch Begabung und Bildung die in den einzelnen Factoren des künstlerischen Schaffens wirksamen Gesetze in ihrer Wurzel in sich aufgenom-

Digitized by Google

men hat und organisch bilden läßt, kann es gelingen, in seinen Werken die Harmonie aller zusammenwirkenden Kräfte zur Anschauung zu bringen, in welcher die wahre Idealität beruht". Aus diesen und ähnlichen Worten spricht nicht die bloße Gelehrsamkeit, sondern die reifste Wissenschaft.

Daß Otto Jahn seine archäologischen Arbeiten nicht zum äußeren formellen Abschluß brachte, obgleich er diesen Plan bereits in Leipzig gefaßt und in den ersten Bonner Jahren mit Begeisterung wieder aufgenommen hatte, haben zwei Dinge verschuldet. Mit seltener Opferwilligkeit stellte er stets seine Kraft, sein Wissen und seine Feder Freunden zur Verfügung. Galt es, diesen einen literarischen Dienst zu erweisen, den Freund zu unterstützen, das Andenken eines solchen in Ehren zu erhalten, so fand es Jahn selbstverständlich, daß er seine eigenen Interessen zurückdrängen, für den andern eintreten müsse. Wie er in jungen Jahren den literarischen Nachlaß Kellermann's ohne Bedenken erwarb, damit das von diesem begonnene Unternehmen eines corpus inscriptionum nicht gestört werde und dafür seine liebsten Studien aufzugeben und dem Werke sich zu widmen sofort bereit war — „ich konnte mir", erzählt er selbst, „wenigstens das Verdienst erwerben, auszuhalten, bis Th. Mommsen eintreten konnte in die Aufgabe, die ein gutes Geschick ihm aufbehalten hatte" — so half er noch in den letzten Jahren seinem treuen Freunde Gerhard, den Fortgang der archäologischen Zeitschrift zu sichern. Auf Jahn's Beiträge konnte Gerhard mit Gewißheit rechnen, mochte jener auch noch so sehr beschäftigt sein, und als Gerhard starb, trat wieder Jahn vor den Riß und hielt aus, bis sich kundige Hände zur Fortführung der Zeitschrift fanden. Auch die biographischen Aufsätze verdanken fast alle äußeren Anlässen den Ursprung, mehrere, und diese gehören zu den besten, sind Denkmäler, abgeschiedenen Freunden gestiftet, so die mit Liebe geschriebene Biographie Danzels, auch die den Fachgenossen Roß und Gerhard gewidmeten. Niemals hat die warme Empfindung die Sorgfalt in der Feststellung des Thatsächlichen, die Gründlichkeit der Forschung, die Unbefangenheit des Urtheils geschädigt, niemals aber auch die Vertiefung in das Einzelne und Sächliche die Hervorhebung des Menschlichen verhindert.

Diese Eigenschaften machten ihn als Herausgeber von Briefen, nachgelassenen Schriften, als literarischen Testamentsvollstrecker so überaus begehrenswerth und gesucht. Man durfte sicher sein, daß er sich in die ihm gestellte Aufgabe vollkommen hineindenken, mit Liebe und Hingebung an die Arbeit gehen werde. Niemals hat er auch nur den geringsten Theil des ihm vorliegenden Materials unausgenutzt gelassen, häufig dasselbe in seinem Streben nach Vollständigkeit und Vollendung noch wesentlich ergänzt und erweitert. Sein Interesse an methodischer Forschung ließ ihn leicht für jeden Gegenstand, für Ludwig Richter's Holzschnitte wie für Uhlands gelehrtes

Digitized by Google

Dichterleben sich erwärmen; kam vollends sein Kunstsinn mit in das Spiel, so durfte man überzeugt sein, daß er sich von jenem nicht mehr lossagen, ihn vielmehr fortan stetig im Auge behalten werde. So ging es ihm mit seinen Goethestudien. Als Jahn 1843 den Vortrag über „Iphigenia auf Tauris“ hielt, dachte er wohl selbst nicht daran, daß die Herausgabe der Briefe Goethe's an Christian Gottlob von Voigt seine Goethearbeiten beschließen werde. Goethe's Iphigenie stand mit Jahn's eigenstem Gedankenkreise in enger Beziehung. Ist doch, was der Kunst, der hellenischen Kunst ihren eigenthümlichen Character gegeben hat und was Goethe's eigener dichterischen Natur wesentlich war, das Maaß hier am reinsten abgespiegelt. Mit großer Freiheit legte Jahn auseinander, was die moderne Weltanschauung von der Antike scheidet, in welcher Weise antike Sagenstoffe noch in unserer Kunst verwendet werden können, und wodurch es Goethe, dem auch sonst die Palingenesie der antiken Mythen wie keinem Dichter gelang, zu Wege brachte, daß sein so wesentlich auf moderne Anschauungsweise begründetes Drama uns doch so ganz in das Alterthum zu versetzen scheine. Seitdem hielt er treu zur Goethegemeinde. Er verfolgte nicht nur mit der größten Theilnahme alle Goetheforschungen, sondern trug auch nach Kräften zur Verbreitung gediegener Goethekenntniß bei. Der Säcularfeier 1849 verdanken wir die lebendige Schilderung Goethe's in Leipzig, den Briefwechsel Goethe's mit Leipziger Freunden; Hirzel's, des lieben Freundes und bei allen Goethestudien bewährten Genossen, Geburtstag 1855 gab Anlaß, die Briefe der Frau Rath „an ihre lieben Enkeleins“ bekannt zu machen und auch sonst bot sich mannig sache Gelegenheit, Großes und Kleines aus verborgenen Goetheschätzen mitzutheilen. Bekanntlich war Jahn ursprünglich auch mit der Herausgabe der Briefe Goethe's an Friedrich August Wolf betraut gewesen. Für den erfahrenen und erprobten Goethekenner hatte denn auch die Aufgabe nichts Befremdendes, Goethe auch in seinem amtlichen Verkehr uns vorzuführen. Anfangs fürchtete er zwar, daß er sich in dem ihm allerdings fern liegenden Gebiete nicht zurecht finden werde: seine gelehrte Geduld, seine Forscherlust überwanden aber alle Schwierigkeiten und bald entdeckte er den lichten Punkt und freute sich, durch die Veröffentlichung der Briefe Goethes an Voigt zeigen zu können, daß auch durch Goethe's Geschäftsverkehr der Pulsschlag herzlicher Empfindung geht und ihm warmes Leben verleiht. „Der gute edle Mensch offenbart sich hier in neuen, eigentlich schönen Zügen.“

Diese vielseitige Betriebsamkeit hätte ihn an sich von der Vollendung seiner großen literarischen Pläne nicht abgehalten, die nothwendige Zeit dazu hätte der Mann, der Leben und Arbeiten immer verwechselte, schon gefunden. Er sagte aber selbst: „Bausteine kann ich in jeder Gemüthsverfassung herbeischleppen, um den Bau selbst auszuführen, dazu athme und empfinde ich nicht

Digitized by Google

frei genug." — Harte Schicksalsschläge trafen früh sein Haupt, die Ruhe des Gemüths, eine ungetrübte Heiterkeit waren schon in frühen Jahren Gäste, deren Einkehr er nicht mehr zu hoffen wagte. Bereits 1846, als er seine „Archäologischen Beiträge" herausgab, klagt er seinem alten Lehrer Forchhammer „über den Druck einer schweren und trüben Zeit, welchen selbst die reinigende und stärkende Beschäftigung mit der Kunst nicht heben kann." „Schwere Leiden", bekennt er in der Vorrede zum Mozart, „machten mir Jahre lang alle Musik unmöglich." Die Berufung von Greifswald an die Leipziger Universität schien viele Wolken zu zertheilen. Die Leipziger Zeit war jedenfalls die hellste, die Jahn gegönnt war. „Eine mäßige Zahl von Männern," so schildert er in Danzels Biographie dieselbe, „die sich zum Theil schon früher nahe gestanden hatten, waren durch die gemeinsamen Interessen und Erlebnisse des Jahres 1848 noch enger mit einander verbunden und sie kamen damals in zwangloser Geselligkeit häufig zusammen. Während alle die höchsten Interessen geistiger Bildung theilten und mit Ernst verfolgten, gehörten sie ihren Beschäftigungen, Studien und Liebhabereien nach sehr verschiedenen Richtungen an und eben diese Mannigfaltigkeit gab dem Verkehr den größten Reiz. Von den Buchhändlern K. Reimer, S. Hirzel, G. Wigand machte Dr. H. Härtel den Uebergang zu dem ausschließlich gelehrten Contingent von Haupt, Mommsen und mir. Namentlich für uns Gelehrte war der Umgang mit Männern unschätzbar, welche bei rechter Bildung von ihrer praktischen Stellung aus dem Leben ganz andere Gesichtspunkte abzugewinnen wußten und dem Verkehr reichen Inhalt gaben. Wie in den wichtigsten und höchsten Angelegenheiten, so war diese Gesellschaft auch einig im Behagen an Witz und Necken, und die Kunst, seinen Nächsten zu schrauben, wurde mit eben so großer Meisterschaft geübt, als die, sich schrauben zu lassen. Denn da Niemand geneckt wurde, dem es weh that und der sich nicht wehren konnte, so bot sich jeder mit derselben Heiterkeit zum Opfer der Unterhaltung dar, mit welcher er einen Andern dazu machte." Den schriftgelehrten Neigungen entsprechend wurden die Scherze gern in literarische Formen gekleidet. Der Hausnachbar wurde durch fingirte Meßkataloge überrascht, durch Fragmente aus ungedruckten Familienchroniken ergötzt, abwesenden Freunden, wie dem „lieben Vetter in Wien", dem liebenswürdigen Karajan, seltene alte Fastnachtspredigten als Angebinde gesendet, wer Grillen fangen wollte, für den, der „Grillen" eingefangen, und ähnliche artige Scherze mehr. Als leichtgeschürzter Journalist aufzutreten, lockte Jahn die rege Freundschaft mit dem Herausgeber der „Grenzboten" zu fröhlichen kritischen Streifzügen, wo scharf gezielt und gut getroffen wurde, reizte das neubegründete literarische Centralblatt.

In Leipzig erlebte Jahn das Jahr 1848. Er dachte darüber wie sein

Digitized by Google

Freund Haupt: „Nicht daß ihm plötzlich nichtig oder gering erschien, was vor den Erschütterungen dieser Tage sein Sinnen und Denken beschäftigt hatte: aber es übten die Gegenwart, es übten die Geschicke des Vaterlandes ihr gebieterisches Recht." Jahn warf sich mit Lebhaftigkeit in die politische Bewegung, er wirkte mit Eifer für die Befreiung seiner alten Heimath, er half den Traum deutscher Einheit zu verwirklichen. Er litt auch dafür. Weil er nicht glauben wollte, daß wahre Grundsätze zu gewissen Zeiten nicht wahr sein dürfen, weil er an seiner politischen Ueberzeugung auch dann noch festhielt, als die Sonne fürstlicher Gunst ihm entzogen war, wurde ihm wie Haupt und Mommsen der Prozeß gemacht. Das Gericht verurtheilte sie nicht, aber der Minister Beust entsetzte diese Männer angeblich „zum Besten der Universität" ihres Amtes. Erst nach mehreren Jahren wurde Jahn durch den Ruf nach Bonn seiner vollen Thätigkeit wiedergegeben. Was er hier geleistet, wie er gewirkt, wie die gemeinsamen Kräfte Ritschls und Jahn's unter des ehrwürdigen Welcker Aegide unsere Universität zu einer philologischen Hochschule erhoben hatten, lebt noch in unserer unmittelbaren Erinnerung.

Niemand verstand es besser als Jahn, leidenden Freunden, die des Trostes und der Hilfe bedurften, von der Wahrheit des alten Spruches: der Speer, der dich verwundet, wird dich auch heilen, zu überzeugen. Nur auf ihn selbst sollte der Spruch keine Anwendung finden. Das Leben war ihm schon lange nicht mehr Genuß, der Tod zuletzt ein willkommener Befreier. Wir scheiden von ihm mit den Worten, die er auf sein Grab gesetzt wissen wollte: Voluit. Quiescit.

Fachschulen für Frauen.

Einer verhältmäßig kurzen Zeit und geringer Anstrengung hat es bedurft, um das Vorurtheil wenigstens ernstlich zu erschüttern, daß irgend eine der großen Gruppen der Erwerbsthätigkeit aus Gründen der öffentlichen Moral, oder des Anstandes oder der gewöhnlichen Zweckmäßigkeit der Betheiligung der Frauenarbeit zu verschließen sei. Es gibt unter den Urtheilsfähigen heutzutage wohl nur noch Wenige, welche nicht einsehen mögen, daß die rein occupatorischen Gewerbe so gut wie die des Landbaues und die Gewerke, daß die Handelsgewerbe so gut wie die Gewerbe der persönlichen Dienstleistung (und zwar die der gewöhnlichen wie die der wissenschaftlichen

und die der künstlerischen Dienstleistung) theils der Mitwirkung der Frauenkräfte nicht entrathen können, theils ihr keineswegs widerstreben.

Innerhalb dieser großen Gruppen freilich gibt es Geschäfte und innerhalb der einzelnen Geschäfte gibt es Functionen, die aus natürlichen Gründen für alle Zeit den Männern überlassen bleiben müssen. Es gibt andererseits solche Geschäfte und Functionen, welche, ebenfalls aus natürlichen Gründen, sich besser für die Frauen, als für die Männer eignen. Wo die Organisation des Wirthschaftslebens sich frei von künstlichem Zwang und unbehelligt von dem Drucke des Vorurtheils, also gesund und naturgemäß, entwickelt, werden sich beide Geschlechter je nach der individuellen Kraft und Befähigung in die Arbeiten des Erwerbslebens theilen, wird weder dem einen noch dem anderen eine der großen Gewerbsgruppen, wird aber innerhalb dieser dem einen dieses, dem anderen jenes Geschäft und innerhalb der Geschäfte dem einen diese, dem anderen jene Function verschlossen sein.

Da wir diesem Zustande zustreben, sehe ich keinen Grund, bei der Ordnung der gewerblichen Fachbildung der Frauen von anderen Grundlagen auszugehen, als von denen man ausgehen muß und thatsächlich vielfach bei der Einrichtung der gewerblichen Erziehung des männlichen Geschlechtes ausgegangen ist. Im Gegentheil: es wird von den nämlichen Grundlagen auszugehen sein und es liegt in dem Bereiche der Wahrscheinlichkeit, daß, wenn auf diesen Grundlagen consequent weitergebaut wird, man bei der Ordnung der Fachbildung des weiblichen Geschlechtes zu Resultaten gelangt, die zu Reformen der männlichen Erziehung wohl verwerthet werden können.

Für die letztere scheinen mir vor Allem folgende Grundsätze maßgebend zu sein:

1) Jedem Fach-Unterricht muß ein allgemeiner vorausgehen, der es nur auf die harmonische Entwickelung aller geistigen Kräfte des Schülers absieht, und bei der Wahl des Bildungsstoffes nur dieses Ziel, nicht aber schon irgend einen bestimmten Berufskreis, in welchen der Schüler möglicher Weise künftig eintreten wird, ins Auge fassen darf.

2) Die Anstalten zum Zweck der Erziehung für die gütererzeugen Gewerbe und den Handel müssen andere, und auch die Unterrichtsmethode, der Bildungsgang muß anders eingerichtet sein, wo es sich um die Heranbildung künftiger Großunternehmer, als wo es sich um die Heranbildung künftiger Kleinunternehmer handelt. Dort muß der allgemeinen Vorbildung mehr Zeit gewidmet, muß die eigentliche Fachbildung wissenschaftlicher, fundamentaler eingerichtet, kann die technische Uebung, die Bildung der Fertigkeit, soweit diese sich überhaupt schulmäßig betreiben läßt, stark eingeschränkt und auf die letzten Stadien verschoben sein. Hier dagegen mag dem Elementarunterricht alsbald die specielle Fachbildung folgen, die

Digitized by Google

auch schon mit Uebungen in der Technik verknüpft sein mag, die sich überhaupt mehr als Unterweisung wie als gründliche Durchbildung darstellt, weniger fundamental, weniger wissenschaftlich zu Werke zu gehen braucht und zu Werke gehen kann.

Wer ein kleines Bauerngut zu verwalten haben wird, thut gewiß gut, sich nicht mit der allgemein elementaren Bildung, welche die Volksschule darbietet, zu begnügen. Aber er wird selten die Zeit oder die Mittel haben, sich für seinen Beruf streng wissenschaftlich auszubilden, und sein künftiger Berufskreis würde ihm schwerlich Raum gewähren zur Verwerthung eines in vielleicht achtjähriger Arbeit aufgespeicherten Schatzes von Kenntnissen. Für ihn wird die Ackerbauschule der richtige Platz sein, wo zwar keineswegs nur Recepte geboten zu werden brauchen, der Lehrer aber auch mit seinen Schülern nicht in die Tiefen der Grundwissenschaften hinabsteigen kann, sondern sich mit Darbietung des Nothwendigsten auf dem Gebiete der angewandten Wissenschaft begnügen, und der handwerksmäßigen Uebung, der instructiven Anschauung neben dem eigentlich theoretischen Unterricht ihr Recht lassen muß.

Ganz anders, wer für den Großbetrieb der Landwirthschaft erzogen werden soll, und wem die Mittel zu einem längeren Studium zur Verfügung stehen. Für ihn ist der normale Bildungsgang der von der Elementar- zur Mittelschule, von da zur Universität, wo dem Studium der Grundwissenschaften erst spät das der Fachwissenschaften folgt und wo jede Uebung in der Technik ausgeschlossen bleibt. Erst nach dem Universitätsstudium mag dann die sogenannte Praxis folgen — ein Bildungsstadium, welches indeß hier auch einen anderen Charakter haben, reicheren Wechsel der Anschauung bieten, zur Sammlung vielseitigerer Erfahrungen Gelegenheit gewähren muß, als wo es sich um die Ausbildung für den Kleinbetrieb handelt.

Ich brauche den obigen Grundsatz nicht in ähnlicher Weise durch Beispiele aus dem Gebiete der gewerklichen und der mercantilen Vorbildung zu illustriren. Auch hier muß die sachliche Erziehung ganz anders eingerichtet sein, wo der Beruf des Handwerkers, als der des Großindustriellen, wo der Beruf des Krämers, als wo der des Großhändlers in Sicht steht.

3) Die Erziehung für die Gewerbe der gewöhnlichen persönlichen Dienstleistungen ist im Wesentlichen analog derjenigen für den Kleinbetrieb der Gewerbe der Gütererzeugung und des Handels einzurichten.

4) Für die Fälle, wo die Berufsverrichtungen so einfach sind, daß eine eigentlich schulmäßige Erziehung dafür nicht erforderlich sein würde, oder wo die Verhältnisse den Aufwand an Zeit und Mitteln, welchen solche Erziehung erheischt, nicht gestatten, muß doch, damit die Bildungskeime, welche die Elementarschule gelegt hat, nicht verkümmern, für leicht zugängliche, un-

Digitized by Google

mittelbar die rein menschliche Erziehung fördernde, mittelbar auch die Berufsthätigkeit steigernde Fortbildunsanstalten gesorgt sein.

5) Die Erziehung für die wissenschaftlichen und künstlerischen Dienstleistungen ist hinsichtlich der Methode und des Bildungsganges derjenigen für den Großbetrieb der Gewerbe der Gütererzeuguug und des Handels analog einzurichten. Nur daß die künstlerische Erziehung früher das Moment der technischen Uebung mit aufnehmen, diesem Momente während der ganzen Periode der Vorbildung größere Beachtung widmen muß.

Diesen Grundsätzen entsprechend, sind unsere verschiedenen Bildungsanstalten für das männliche Geschlecht im Wesentlichen eingerichtet. Wo sie es noch nicht sind, besteht doch kein Zweifel, daß sie jenen Grundsätzen entsprechend eingerichtet sein müßten.

Wir haben die Elementarschule für Alle. Streitig ist es, ob diese bei der Wahl ihrer Bildungsstoffe oder bei der Methode der Behandlung dieser Stoffe auf den präsumtiven künftigen Beruf der meisten Zöglinge Rücksicht nehmen soll oder nicht. Der Streit ist einfach dahin zu schlichten, daß, wenn und soweit diese Rücksicht mit dem allgemeinen Bildungsziele — der harmonischen Entwickelung aller geistigen Kräfte — sich verträgt, dagegen nichts eingewendet werden kann. Der Dorfschullehrer wird Verstand und Willen seiner Zöglinge so gut entwickeln können, wenn er seine Aufgaben dem Leben in Hof, Scheuer, Wald und Feld, als wenn er sie dem städtischen Leben entnimmt, der Stadtschullehrer so gut, wenn er seine Rechen- und Aufsatz-Themata aus dem städtischen Gewerbsleben, als wenn er sie aus dem Thun und Treiben der Landleute, der Jäger oder Fischer wählt.

Wir haben die Fortbildungsschule — Lehrlingsschule, Abend-, Sonntagsschule — für die, welche eine eigentliche schulmäßige Fachvorbildung nicht nöthig haben, oder nicht bestreiten können.

Da sind ferner die Ackerbauschule, die Gewerbe- und die Handelsschule als Fortsetzung der Elementarschule, aber mit (der Noth gehorchend) verfrühter Unterweisung der Zöglinge in den wesentlichen Verrichtungen des künftigen Berufes, für künftige Kleingewerbtreibende.

Da sind ferner die Realschule und das Gymnasium für Solche, die eine solide Grundlage für die dann erst folgende sachliche Vorbildung für den Großgewerbebtrieb oder einen wissenschaftlichen Beruf suchen. Beide Anstalten streiten nicht miteinander, oder sollten doch nicht streiten um den Vorrang als Fachvorbereitungsanstalten. Ihre Scheidung ist hervorgegangen aus der scholastischen Einseitigkeit und Verknöcherung, in welche die ältere von ihnen verfallen war, und aus dem Streite über den pädagogischen Werth gewisser Gruppen von Bildungsmitteln. Ich lasse es dahingestellt, ob meine Annahme begründet ist, daß in diesem Streite Beide Recht

haben, daß Beide von einander lernen können und daß es eine Zeitaufgabe ist, die Scheidung auszugleichen durch die Errichtung von Normalschulen, welche tauglich sind, ihre Schüler für wissenschaftliche Studien jeder Art, mögen diese nun für welchen Zweck immer bestimmt sein, reif zu machen.

Da sind ferner die Universität und das Polytechnicum, beide bestimmt für das systematische Studium derjenigen Grund-, angewandten und Hilfswissenschaften, in die sich vertieft, und welche studiren gelernt haben muß, wer sich einem der höheren wirthschaftlichen oder wissenschaftlichen Berufszweige widmen will und der Vorbereitung darauf soviel Zeit und Mittel zuzuwenden vermag. Beide zugleich die eigentlichen Heimathsstätten der Wissenschaft in allen ihren Zweigen. Die noch bestehende Trennung dieser Anstalten erscheint mir, wenn ich auch über den historischen Hergang keinen Augenblick im Zweifel bin, ein durch nichts gerechtfertigter Luxus. Ihre Vereinigung würde beiden Anstalten neuen Schwung verleihen und viel weniger inneren Schwierigkeiten begegnen, als die Verschmelzung von Realschule und Gymnasium. Doch — ich muß mich an dieser Stelle mit einer nur oberflächlichen Berührung dieses hochwichtigen Gegenstandes begnügen.

Da ist endlich die Kunstschule, das Conservatorium, die Kunstacademie, eine Anstalt für die höhere künstlerische Ausbildung von, wie männiglich bekannt, viel bestrittenem Werthe, aber ohne Zweifel hervorgegangen aus einem berechtigten Bestreben, und durch keine andere der bestehenden Bildungsanstalten zu ersetzen.

Dies sind unsere, der Verwirklichung der obigen Grundsätze dienenden Anstalten für die Berufbildung des männlichen Geschlechts.

Keine von ihnen ist nur für ein einzelnes Geschäft, noch weniger ist eine nur für eine einzelne Verrichtung oder Function eines Geschäftes bestimmt; jede von ihnen dient einer gewissen Gruppe der Erwerbsarbeit, mehrere sogar zugleich mehreren solchen Gruppen.

Keine dieser Gruppen — so sahen wir — darf ferner der weiblichen Mitwirkung verschlossen sein; verschlossen sind ihr nur aus natürlichen Gründen gewisse einzelne Geschäfte und, wo auch dies nicht, doch einzelne Verrichtungen. (Dem kaufmännischen Beruf widerstrebt die weibliche Natur nicht, aber das Geschäft des Superkargo wird ihr unzugänglich bleiben und für die eigentlich speculativen Functionen wird sie seltener geeignet sein, als z. B. für die der Cassa- und Buchführung, des Kleinverkaufs u. s. w.; in den Kreis der gewerklichen Thätigkeit sind ja Frauen längst und überall eingeführt; aber das Geschäft des Maurers, des Schmiedes, des Tonnenmachers u. s. w. eignet nicht für sie; wo sie das Schlächterhandwerk selbständig betrieben, würden sie das Tödten und Ausschlachten der Thiere besser durch Männer besorgen lassen und sich auf die Geschäfte der feineren Zu-

Digitized by Google

richtung und des Verkaufs der Waare beschränken. Der ärztliche Beruf muß den Frauen zugänglich gemacht werden, und sie mögen dann auch von dem Geschäft des Operateurs nicht ausgeschlossen sein; Operationen aber, welche große Muskelkraft und große Geistesgegenwart verlangen, werden sie in der Regel Männern überlassen müssen.)

Da dem so ist, müssen für die Berufsbildung des weiblichen Geschlechts auch die nämlichen Einrichtungen getroffen werden, wie für die des männlichen, oder wo diese sich mangelhaft erweisen sollten, bessere. Erweist es sich als schicklich, die für das männliche Geschlecht bestehenden Berufsbildungsanstalten auch dem weiblichen zugänglich zu machen, so muß auch dies geschehen.

Von der Elementarschule brauche ich kaum zu reden. Diese besteht ja bei uns und allen civilisirten Nationen (bei derjenigen freilich, die sich an der Spitze der Civilisation wähnt, in höchst mangelhafter Form) für beide Geschlechter; an ihrer Reform fort und fort zu arbeiten, hält unsere Zeit mit Recht für eine ihrer dringendsten Aufgaben. Diese Reform wird den Elementartöchterschulen systematische körperliche Uebungen bringen, in ihnen wie in den Knabenschulen dem Anschauungsunterricht größeren Spielraum gewähren, der Ueberbürdung des Gedächtnisses mit nicht geistig und sittlich veredelndem Stoffe entgegenarbeiten müssen. Ein großer Gewinn für Elementartöchterschulen wäre endlich die allgemeine Einführung des systematischen Handarbeits-Unterrichts — ein Gewinn nicht allein, weil die erworbene Fertigkeit unter allen Umständen trefflich verwerthbar ist, sondern auch, wenn sie es ausnahmsweise nicht wäre, aus pädagogischen Gründen*). Denn dieser Unterrichtet bietet Gelegenheit zur Ausbildung des Schönheitssinnes, vermittelt zweckmäßig zwischen Arbeit und Spiel und gibt Anlaß zur Darbietung heiter erbaulichen Unterhaltungsstoffes der verschiedensten Art.

Nur hie und da erst sind Versuche mit weiblichen Fortbildungsschulen gemacht worden. Ueber einen solchen, wie es scheint, gut gelungenen Versuch wird im „Arbeiterfreund" (Heft 2 des 4. Jahrganges 1866: „Ein Wort über Sonntagsschulen für weibliche Dienstboten") berichtet. Die inneren Schwierigkeiten der Errichtung und gedeihlichen Fortführung solcher Anstalten — der äußeren Hindernisse will ich nicht gedenken — liegen darin, daß dieselben es theils auf die fachliche Bildung — denn sie sollen ja gerade da eintreten, wo der Fachschule längere Zeit oder größere Mittel nicht ge-

*) Solcher Unterricht soll, nach würtembergischen Vorgange, in den badischen Volksschulen möglichst allgemein eingeführt, es soll eine Landesanstalt zur Heranbildung von Handarbeitslehrerinnen errichtet werden. Vergl. darüber die Schrift: „Ueber den Unterricht in weiblichen Handarbeiten an den badischen Volksschulen. Werth, Einrichtungen und Maßregeln zur Verbesserung desselben. Dargestellt im Auftrage des Centralcomités des badischen Frauenvereins." Karlsruhe, Chr. Fr. Müller'sche Hofbuchhandlung. 1869.)

Digitized by Google

widmet werden können — absehen, theils nur zur Befestigung und Erweiterung der in der Elementarschule erworbenen Kenntnisse dienen müssen. Und, was die erstere Aufgabe anbelangt, so sollen noch dazu die verschiedensten Bedürfnisse — das der landwirthschaftlichen Dienstboten oder der jungen Bäuerin in ländlichen, das der Verkäuferin, der Gehilfin in den verschiedenen gewerklichen Unternehmungen, das der Telegraphistin, das der Köchin, des Stuben- und Kindermädchens, der Fabrikarbeiterin in städtischen Kreisen — befriedigt werden. Dazu kommt, daß, wie bekannt, die Frauen weit empfindlicher für, wenn auch eingebildete, Standesunterschiede sind, als die Männer, und daß es unmöglich ist, selbst in einer kleinen Stadt alle diejenigen weiblichen Personen in einer Abend- oder Sonntags-Fortbildungsschule zu vereinigen, welche das Bedürfniß nach Fortbildung miteinander gemein haben, welche vielleicht sogar im Wesentlichen auf dergleichen Bildungsstufe stehen, aber verschiedenen äußeren Lebensstellungen angehören. Nur auf dem Lande wird es möglich sein, sich mit einer Fortbildungsschule für alle zu begnügen; hier freilich wird man aber auch sich oft genug Glück wünschen müssen, wenn man nur für eine die bereiten Lehrkräfte, das geeignete Lokal u. s. w. findet. Als Unterrichtsstoff wird sich hier vor Allem der Stoff der Elementarschule empfehlen; nur wird dieser Stoff eingehender und in einer dem erweiterten Auffassungsvermögen angemessenen Form behandelt und bei dem Unterrichte auf die Bedürfnisse des Berufes mehr Rücksicht genommen werden müssen. In der Stadt mag man sich, wenn die Errichtung mehrerer solcher Anstalten nicht thunlich ist, mit entsprechender Classeneintheilung der einzigen helfen. Es mag dabei auf das Standesgefühl der Schülerinnen gleichermaßen wie auf ihre verschiedenen Berufsbedürfnisse Rücksicht genommen werden. Meist wird man mit drei, nach diesen Gesichtspunkten abgetheilten, Classen ausreichen: die eine für Dienstboten, die andere für Fabrikarbeiterinnen, die dritte für Gehilfinnen in gewerklichen, Handels- und Verkehrsgeschäften. Immer muß es versucht werden, durch einzelne gemeinschaftliche Curse, dem thörichten Standesdünkel allmälig entgegenzuarbeiten. In den ersten beiden Classen wird man sich in der Regel auf die Fächer der Elementarschule beschränken müssen, vielleicht nur die einfachsten Lehren der Physik und Unterhaltungen über Gegenstände der Hauswirthschaft hinzufügen können. Für die dritte Classe wird man außer den nämlichen Gegenständen in besonderen Cursen noch Buchführung und geschäftliches Rechnen, fremde Sprachen und vor Allem Zeichnen lehren müssen — dies Alles jedoch so, daß nicht alle Curse für Alle obligatorisch sind. Besondere Abende für edlere gesellige Unterhaltung aller Fortbildungsschülerinnen zu bestimmen, wie dies in Bremen und anderwärts mit Erfolg geschehen, wird sich überall empfehlen. Diese Zusammenkünfte werden vielleicht am ersten geeignet sein, thörichte Standes-

Digitized by Google

vorurtheile auszugleichen. Darf man doch ohnehin nur darauf rechnen, daß sich die Elite aus den betreffenden Berufskreisen an diesen Fortbildungsschulen betheilige.

An einem Analogon der Ackerbauschulen für junge Männer fehlt es meines Wissens in der Reihe der weiblichen Bildungsanstalten noch fast überall. Mittlere Fachschulen zur Vorbereitung des weiblichen Geschlechts für die industriellen und Handelsgewerbe sind hie und da als erste Frucht der Vereinsarbeit für Hebung der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung der Frauen in's Leben getreten — fast überall mit leidlichem, bisweilen mit sehr günstigem Erfolg. Das sind in der That auch diejenigen Anstalten, denen wir fortan die größeste Ausmerksamkeit werden zuzuwenden haben. Man kann der Ansicht sein, daß solche mittlere Fachschulen nur ein schwacher Nothbehelf seien; man kann ihnen vorwerfen, daß sie theils nothwendig Halbbildung verbreiten müssen, theils ihre Schüler mit Uebungen beschäftigen, welche sie sich in der Praxis in kürzerer Zeit und gründlicher aneignen könnten. Alle diese Einwände sind begründet; aber noch ist es nicht gelungen und es wird schwerlich gelingen, für die zahlreichen Fälle, wo es gilt, den jungen Mann oder das junge Mädchen, welche eben der Elementarschule entwachsen sind, in der kurzen Frist weniger Jahre für einen bereits gewählten, oder durch die Natur der Verhältnisse gegebenen Beruf, für den Erwerb im Kleinbetriebe der Landwirthschaft oder eines industriellen oder Handels-Gewerbes, tüchtig zu machen, in anderer Weise, als durch Anstalten der gedachten Art zu sorgen. Für junge Mädchen sind solche Anstalten umsowichtiger und unentbehrlicher, da wenn diese sich für den landwirthschaftlichen, industriellen oder mercantilen Beruf ausbilden, sie doch niemals an selbständigen Großbetrieb, sondern entweder an Gehilfinnenstellungen in solchem, oder an selbständigen Kleinbetrieb denken, und ihnen Zeit und Mittel für eine länger dauernde, systematische und ganz gründliche Vorbildung zu fehlen pflegen.

Davon, scheint mir, muß von Vornherein abgesehen werden, das weibliche Geschlecht an die Mitbenutzung der für das männliche bestehenden Anstalten zu verweisen. Die gemeinschaftliche Benutzung, die für die höchsten Bildungsanstalten schon ihre Bedenken hat, ist für mittlere Fachschulen aus Gründen, welche auf der Hand liegen, unbedingt ausgeschlossen. Auch eine Verwerthung der vorhandenen Lehrkräfte etwa für weibliche Abtheilungen solcher Anstalten wird selten durchführbar sein, eher die Mitverwerthung der Lehrmittel, unter Umständen auch die der Lehrgebäude. Im Uebrigen empfiehlt es sich, an Orten, wo solche Anstalten bestehen, den fremden Besucherinnen durch Convikt-Einrichtungen die Benutzung wohlfeiler zu machen und einen Ersatz für das Familienleben zu bieten. Selbst-

Digitized by Google

bedienung in dem Convikt, geregelte Betheiligung an der Hauswirthschaft desselben wird den Theilnehmerinnen allezeit zu Gute kommen.

Einige Abweichungen von den gleichartigen Instituten für junge Männer werden ebensowohl hinsichtlich der Unterrichtsmethode, wie hinsichtlich der Unterrichtsstoffe gerechtfertigt sein. Aber hier wie dort mag soviel Zeit und Aufmerksamkeit als möglich der allgemeinen, harmonischen Bildung, der Erziehung zur Tüchtigkeit zugewendet werden. Es ist nicht leicht, die Unterrichtsgegenstände erschöpfend aufzuzählen, welche für solche weibliche Mittelfachschulen zu empfehlen sind. Von den allgemeinbildenden Fächern abgesehen würden in einer landwirthschaftlichen Lehranstalt für Frauen die einfachsten Lehren der Physik, der Chemie und Physiologie, dann Pflanzenbau- und Thierzuchtlehre, Hauswirthschaftslehre, Buchhaltung, Geräthekunde zu lehren und die Zöglinge in den wichtigsten technischen Verrichtungen, welche den Frauen in diesem Gewerbe obliegen, zu unterweisen sein.

Zur Vorbereitung auf einen gewerklichen oder mercantilen Beruf oder auf Beamtungen an Verkehrsanstalten wird ein und dieselbe Gattung von Fachmittelschulen genügen. Es werden nur in den oberen Abtheilungen getrennte Curse einzuführen sein. Gemeinschaftlich muß der Unterricht in der Kalligraphie, in der Muttersprache und den einzuführenden fremden Sprachen — französisch und womöglich englisch —, in der Arithmetik, Geschichte, Geographie, den naturwissenschaftlichen und wirthschaftswissenschaftlichen Disciplinen sein. Der Unterricht in den letzten beiden Gruppen wird sich im Wesentlichen auf den beschreibenden Theil zu beschränken und daneben nur die allgemeinsten und verständlichsten Gesetze der Physik, Chemie, Physiologie und Wirthschaftslehre mit zu behandeln haben. Für die gewerkliche Abtheilung wird dann noch Elementarmathematik und Zeichnen, für die gewerkliche und Handelsabtheilung Buchhaltung und Geschäftscorrespondenz unerläßlich sein. Ob für die letztere Abtheilung der Unterricht in der sogenannten Waarenkunde ersprießlich ist, lasse ich dahin gestellt. Mich dünkt, die junge Dame, welche als Verkäuferin in ein Putzwaarengeschäft eintritt, kann der Kenntniß, was Sumach, oder Ceylon-Kaffee, oder Indigo sei, füglich entbehren, und es scheint mir hier in der That um einen Unterrichtsstoff sich zu handeln, dessen Bewältigung man, wenn der naturwissenschaftliche Unterricht zweckmäßig war, füglich der Lehrzeit in der Praxis überlassen kann. —

Wenn den Frauen das wissenschaftliche Studium auf Hochschulen erschlossen werden soll — und darüber besteht ja kaum ein Zweifel mehr — so ist es unerläßlich, Anstalten zu schaffen, welche sie für dieses Studium vorbereiten. Solche, den bestehenden Gymnasien oder Realschulen ähnliche Anstalten, Schulen, welche es nur auf die Vorbereitung des Geistes

Digitized by Google

für das selbständige Studium und auf die harmonische Durchbildung absehen, müssen in der That erst geschaffen werden. Denn es besteht zur Zeit dem Aehnliches nicht. Die sogenannten höheren Töchterschulen bewegen sich ganz in dem Kreise der alten Anschauungen über den Beruf und die wünschenswerthe Lebensstellung der Frau. Im besten Falle erziehen sie sogenannte „gebildete“ Frauen, Frauen, welche einen gewissen Fond von Kenntnissen in der Geschichte, Literatur, Geographie und den neuern Sprachen haben, ein Erzeugniß der schönen Literatur mit Verständniß und Kritik zu lesen, über die Gegenstände der gewöhnlichen Unterhaltung, wie sie unter Gebildeten üblich ist, geschmackvoll zu reden wissen, Frauen, die, wenn sie sich verheirathen, eine Zierde der „guten Gesellschaft“ werden, wenn nicht, und wenn ihnen nicht die Mittel zum Lebensunterhalt zur Verfügung stehen, als Gouvernanten, falls sie noch einen besonderen Cursus an einem Seminar durchmachen, auch als Lehrerinnen an öffentlichen Lehr- und Erziehungsanstalten, ihr Brod verdienen können. Wir wissen, daß bis zu dem eben geschilderten Grade der Bildung nur die befähigteren Schülerinnen der besseren Töchterschulen gelangen. Aber auch die besten reichen nicht aus, um ihre Schülerinnen zu gründlichem und systematischem selbständigem Studium an einer Hochschule zu befähigen.

Anstalten müssen zu diesem Zwecke neu begründet werden auch um deswillen, weil es nicht möglich ist, an den für Knaben und Jünglinge bestehenden Anstalten ohne Weiteres junge Mädchen Theil nehmen zu lassen, und weil, wenn dies auch möglich wäre, das eigentliche Bedürfniß der für wissenschaftliche Studien Vorbereitung suchenden Frauen weder durch das Gymnasium wie es jetzt ist, noch durch die Realschule wie sie jetzt ist, befriedigt werden würde. Wenn ich oben sagte, daß die systematische Entwickelung der für das weibliche Geschlecht nach unseren modernen Anschauungen erforderlichen Bildungsanstalten vielleicht günstig zurückwirken könnte auf die Reform der für das männliche Geschlecht bestehenden Anstalten solcher Art, so ist es gerade dieser Punkt, den ich dabei besonders im Auge hatte. Vielleicht, daß es der Bemühung, eine Gelehrtenschule für Frauen in's Leben zu rufen, gelingt, eine Vermittelung zwischen Gymnasium und Realschule herbeizuführen, welche auch für die Ordnung des vorbereitenden Bildungsganges und der Erziehungsmethode des für das selbständige wissenschaftliche Studium bestimmten Jünglings verwerthbar wird. Daß der Kreis der wissenschaftlichen Studien, welcher Frauen zugänglich ist, stets ein engerer bleiben wird, als der, zu welchem heute das männliche Geschlecht Zutritt hat, — darauf braucht bei der Einrichtung der Gelehrtenschulen für Töchter keinerlei Rücksicht genommen zu werden. Wenn auch künftig Frauen nicht Jurisprudenz, nicht Theologie, nicht Staatswissenschaften, nicht eigentlich Mathematik, sondern

Digitized by Google

vielleicht nur Psychologie, Anthropologie, Pädagogik, Physik, Chemie, Mineralogie, Physiologie und Medicin studiren werden, so muß deshalb ihre Vorbildung genau so umfassend sein, wie diejenige, welche man heute jungen Männern auf den Gelehrtenschulen zu bieten bestrebt ist. Aber die Frage ist — eine Frage, die auch für die letzteren Anstalten noch zur Zeit der Entscheidung harrt, — ob das wesentlichste Mittel der Vorbereitung für das selbständige wissenschaftliche Studium in der „Einführung in das Geistesleben namentlich der antiken Welt" besteht. Bei aller Achtung vor den erfahrungsmäßigen Leistungen unserer von dieser Grundanschauung beherrschten Gelehrtenschulen hege ich doch Zweifel, ob es richtig ist, den Schwerpunkt des Unterrichts auf diesen letztern so überwiegend, wie es geschieht, in dem Studium des Lateinischen und Griechischen und in einer entsprechend umfangreichen Lectüre altclassischer Schriftsteller zu suchen. Andererseits verkenne ich nicht, daß sich die meisten unserer sogenannten Realschulen viel zu weit von diesem Ziele entfernt haben, um die Gymnasien ohne Weiteres ersetzen zu können.

Die Gymnasien für Frauen, die, wie gesagt, nicht länger zu entbehren sind, wenn den Frauen das Studium an der Hochschule erschlossen werden soll, werden versuchen müssen, aus allen sich überhaupt darbietenden diejenigen Bildungsstoffe auszusuchen, welche erfahrungsmäßig am besten geeignet sind, den jugendlichen Geist für das Selbststudium geschickt zu machen und mit dem begeisterten Streben nach Erforschung der Wahrheit zu erfüllen. Daneben wird man nicht umhin können, die Schülerinnen mit dem Apparat von positiven Kenntnissen zu versehen, dessen Besitz allein das Verständniß der wissenschaftlichen Vorträge auf der Hochschule sichert, und es versteht sich auch um deswillen von selbst, daß auch das weibliche Gymnasium eines möglichst gründlichen Unterrichts in den alten Sprachen nicht entrathen kann. Wie weit dieser Unterricht gehen muß, welches die sonstigen besten formalen und materialen Bildungsmittel sind, die eine solche Anstalt ihren Zöglingen zu bieten hat, — dies zu entscheiden muß ich den Pädagogen überlassen.

Es wird zunächst in Deutschland nur weniger Gelehrtenschulen für Frauen bedürfen. Diese wenigen aber sollten je mit einem Convikt für nicht ortsangehörige Schülerinnen verbunden werden. Gegen die conviktmäßige Haltung und Erziehung von Knaben und Jünglingen mag man Manches einwenden können. Keineswegs die nämlichen Einwendungen sprechen gegen die Convikt-Erziehung junger Mädchen. Insoweit diesen nicht Unterkunft in einer gebildeten Familie sicher ist, scheint mir vielmehr Alles — die Sicherung einer nicht zu kostspieligen und anständigen, ungefährdeten Existenz, die Möglichkeit der Erziehung durch mannigfaltige Gesellschaft, angemessenen

Digitized by Google

Wechsels zwischen ungestörter Arbeit und anmuthig geregelter Erholung — für convictähnliche Einrichtungen zu sprechen.

Wir können nicht auf einen Mattheus Vassar oder Peabody warten, um unseren Töchtern die Möglichkeit des academischen Studiums zu sichern. Die Anstalt, welche die verständige Opferwilligkeit des Ersteren unter dem Namen „Vassar-College“ in Pongkeepsie (Newyork) in's Leben gerufen hat, würde — soweit meine Kenntniß davon reicht, — wenn in den Lehrplan noch die medicinischen Fachwissenschaften aufgenommen wären, im Wesentlichen das sein, was als Analogon unserer Hochschulen für die dem wissenschaftlichen Studium sich widmenden Frauen gewünscht werden muß — eine Hochschule, welche ihr Programm zunächst beschränkt auf diejenigen Fächer, welche bis jetzt ausschließlich Aussicht haben, von Frauen studirt zu werden — eine Hochschule nur für Frauen und so eingerichtet, daß die Studirenden am Sitze derselben zusammenwohnen und gemeinschaftliche Menage führen können. Es ist mehrfach versucht worden, Frauen das Bürgerrecht auf deutschen Universitäten zu verschaffen. Der Versuch ist mißlungen. Cambridge, Edinburg — ob auch Oxford, vermag ich nicht zu sagen — sind in dieser Beziehung freisinniger nnd entschlossener gewesen; in Zürich studiren zur Zeit acht junge Damen Medicin. Allein es ist nicht zu verkennen, daß, wenn es irgendwo angebracht ist, vorhandene Vorurtheile zu schonen, aus solchem Grunde zunächst die Begründung besonderer Academien für Frauen zweckmäßiger sein würde, als die Verweisung der letzteren an die bestehenden Universitäten und bezüglich polytechnischen Schulen.*) Es wird einer näheren Begründung dieser Behauptung nicht bedürfen. Wundern könnte man sich nicht, wenn manche der strebsamsten und eifrigsten jungen Damen, selbst bei Zurückdrängung aller Prüderie, durch die Aussicht, gewisse Partieen der Anatomie, Physiologie, der Pathologie zugleich mit jungen Männern hören zu müssen, sich von dem Studium der Medicin, für welches sie sonst vielleicht, die entschiedenste Neigung und Fähigkeit haben, abschrecken ließen, und die Eltern sind nicht zu verdammen, welche, wenn ihnen nur die Wahl bleibt, ihre Töchter entweder auf den Universitäten, bezüglich technischen Hochschulen gemeinschaftlich mit jungen Männern, oder gar nicht studiren zu lassen, sich, vielleicht schweren Herzens, für das Letztere entscheiden.

Wer, überzeugt von der Nothwendigkeit, den Frauen die Bahnen zu selbständigem wissenschaftlichem Studium zu eröffnen, doch der Ansicht ist, daß den eben erwähnten, sehr verzeihlichen Vorurtheilen — mich dünkt,

*) Das Polytechnicum, indem es, abgesehen von seiner Aufgabe als Anstalt zur Förderung der ihm zur Pflege überwiesenen Wissenschaften, vorzugsweise zur Ausbildung künftiger industrieller Großunternehmer bestimmt ist, dürfte kaum viel von Frauen besucht werden.

Digitized by Google

es handelt sich hier nicht einmal um Vorurtheile, sondern um eine ganz richtige Würdigung thatsächlicher Verhältnisse und tief eingewurzelter, wohlberechtigter Empfindungen — Rechnung getragen werden muß, wird darauf denken müssen, wie es möglich sei, gesonderte Hochschulen für Frauen in's Leben zu rufen. Bei der großen Schwierigkeit eines solchen Unternehmens ließe sich aber vielleicht vorläufig durch Einrichtung besonderer Frauencurse an bestehenden Hochschulen helfen. Die meisten unserer Hochschulen leiden in manchen Fächern eher an einem Ueberfluß wie an Mangel an Lehrkräften, und es dürfte nicht zu schwierig sein, dafür zu sorgen, daß in jedem Semester die nämlichen Vorlesuugen, natürlich von verschiedenen Docenten, zweimal, einmal für die männlichen und dann für die weiblichen Studenten gehalten werden; auch die Sammlungen und sonstigen Lehrmittel den letzteren zugänglich zu machen, wird nicht unmöglich sein. Gutem Willen und richtigem Verständniß sind schon weit schwierigere organisatorische Aufgaben gelungen. —

Was die höheren Kunstanstalten anbelangt so sind dieselben schon jetzt meistentheils auch Frauen zugänglich, wie denn überhaupt auf dem Gebiete der Kunst die Gleichberechtigung der Frauen überall am frühesten anerkannt worden ist. —

Fasse ich das Ergebniß der vorstehenden Erörterungen in aller Kürze zusammen, so komme ich zu folgenden Sätzen:

1) Da den Frauen der Zutritt zu allen Berufsgruppen zu eröffnen ist, muß ihnen auch Gelegenheit zur Vorbildung für alle verschafft werden.

2) Schon die Elementarschule kann durch die Einführung des Handarbeitsunterrichtes sachlich vorbereitend wirken.

3) Für weibliche Personen, welche alsbald nach Absolvirung des Elementarunterrichts in einen bestimmten Erwerbsberuf eintreten müssen, sind Fortbildungsschulen mit der Tendenz, theils den Elementarunterricht fortzusetzen, theils die Schülerinnen je für die verschiedenen Berufsgruppen tüchtig zu machen, einzurichten. Dieselben müssen auf dem Lande anders als in der Stadt eingerichtet, und hier, den verschiedenen fachlichen Bedürfnissen entsprechend, in verschiedene Classen abgetheilt sein.

4) Für weibliche Personen, welche sich zum selbständigen Kleinbetrieb, oder für Gehilfenstellungen beim Großbetrieb der Landwirthschaft, des Handels, eines industriellen oder eines Verkehrsgewerbes ausbilden wollen, bedarf es der Fachmittelschulen, welche zwar die allgemein-menschliche Erziehung nicht vernachlässigen dürfen, aber der zweckmäßigen Vorbereitung für das Fach das Hauptaugenmerk zuwenden müssen, und an denen für jede zu berücksichtigende Gruppe von Gewerben eine besondere Abtheilung zu errichten ist.

Digitized by Google

5) Für weibliche Personen, welchen die Mittel zu einer gründlicheren und umfassenderen Vorbildung für irgendwelchen künftigen Beruf zu Gebote stehen, oder welche sich einem wissenschaftlichen Berufe zuwenden wollen, müssen Gelehrtenschulen und Hochschulen begründet werden. Bei der Einrichtung der ersteren ist als Zweck die formale und materiale Vorbereitung für das selbständige wissenschaftliche Studium in's Auge zu fassen. Die Letzteren brauchen vorerst nur für einzelne Zweige des Studiums eingerichtet zu sein. Wo die Errichtung selbständiger Hochschulen solcher Art nicht zu ermöglichen wäre, muß die Einrichtung besonderer Frauencurse an bestehenden Hochschulen angestrebt werden.

6) Mit den Anstalten sub. 4 und 5 empfiehlt es sich conviktähnliche Einrichtungen — besonders für ortsfremde Schülerinnen — zu verbinden.

A. Emminghaus.

Alexander von Humboldt in Rußland.

Im Ural und Altai. Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Graf Georg von Cancrin, aus den Jahren 1827—1832 (Leipzig, bei F. A. Brockhaus 1869.)

Obgleich die Zahl der auf Humboldt bezüglichen Briefwechsel, welche bisher der Oeffentlichkeit übergeben worden, schon ziemlich bedeutend ist, hat jede auf das Leben des großen Forschers bezügliche neue Publication noch Anspruch darauf, von der deutschen Lesewelt, und nicht nur von dieser, mit Theilnahme aufgenommen zu werden.

Das vorliegende Buch hat auf diese Theilnahme ein besonderes Anrecht, denn es behandelt eine Episode aus dem vielbewegten Leben des unermüdlichen Reisenden, welche bisher wenig bekannt war — jene sibirische Reise, welche der bereits sechszigjährige Humboldt auf Aufforderung der russischen Regierung im J. 1829 unternahm, um den Ural und einen großen Theil der östlich von diesem Grenzgebirge belegenen ungeheuren Länderstrecken wissenschaftlicher Durchforschung zu unterziehen. Den Mittelsmann zwischen Humboldt und dem Kaiser Nikolaus (der den berühmten Besteiger des Chimborasso am preußischen Hofe kennen gelernt hatte) gab der bekannte Finanzminister Cancrin ab, ein Mann, der zu den wirklichen Größen des damaligen Rußland gehörte und trotz der Irrthümer, in denen er Zeitlebens stecken blieb, diese

Digitized by Google

Stellung in gewisser Hinsicht verdiente. Cancrin, der im Anfang des Jahrhunderts als armer Teufel nach Rußland gekommen war, hatte sich durch umsichtige und gewissenhafte Leitung der Armee-Intendantur während der französisch-deutschen Kriege, zu dem Posten eines Finanzministers und Vertrauensmannes zweier Monarchen emporgeschwungen. Seine unter den gegebenen Verhältnissen beispiellose Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit erwarb ihm namentlich bei Nikolaus eine Stellung, wie sie kaum ein anderer Diener dieses Monarchen, geschweige denn einer der bekannten allmächtigen Günstlinge, eingenommen hat. Cancrin war der einzige höhere Beamte, der sich des Privilegiums erfreute, eine selbständige Meinung haben und jeder Zeit verlautbaren zu dürfen; der Kaiser, der sonst absolut keinen Widerspruch duldete, verhandelte mit seinem deutschen Finanzminister wie mit einer selbständigen Größe und ließ es sich wiederholt gefallen, daß der Mann, der sich aus dem Staube emporgeschwungen, förmliche Bedingungen stellte, unter denen allein er im Amte bleiben zu wollen erklärte — ja diese Bedingungen (welche sich vornehmlich auf größere Sparsamkeit in der Armee- und Hofverwaltung bezogen) wurden angenommen und mußten beobachtet werden. — Cancrin's finanzielles und volkswirthschaftliches System ist häufig und mit Recht angegriffen worden; er bewegte sich in allen Vorurtheilen der Zeit, in welcher er seine Bildung empfangen, er war eifriger Schutzzöllner, beutete den Privatcredit und die Privatbanken systematisch zu Gunsten des Staatscredits aus, und wurde allmälig zum fast bedingungslosen Anhänger des Militärabsolutismus, dem er Anfangs nur mit Widerstreben gedient hatte. Aus den „Reisetagebüchern", die sein Schwiegersohn Graf Keyserling herausgegeben, wissen wir, daß er sich in das moderne Leben schließlich nicht mehr zu finden wußte, den Constitutionalismus ebenso einseitig beurtheilte wie sein Gebieter und z. B. die Eisenbahnen perhorrescirte, indem er ihnen raschen Untergang nach kurzer Scheinblüthe vorhersagte. — Aber dennoch war Cancrin ein Mann von Verdienst und von Charakter. Für die Zeit und die Verhältnisse, in denen er lebte und wirkte, war es schon ein Verdienst, daß er überhaupt volkswirthschaftliche und finanzielle Kenntnisse besaß, daß er einem bestimmten System folgte und dieses mit Redlichkeit und in gutem Glauben consequent und ohne Rücksicht auf kaiserliche Velleitäten durchführte. Das unerbittliche Säbelregiment, unter dessen Herrschaft er emporstieg, war allerdings die Folie dieser Vorzüge und ließ es als glänzende Ausnahme erscheinen, daß ein Mann in so hoher Stellung ernsthafte Studien trieb, selbständige Ansichten vertrat und sich nicht scheute, ein eifriger Diener der Wissenschaft und ihrer Interessen zu sein.

Wie aus den vorliegenden Briefen zu ersehen, bildete eine Anfrage Cancrins über die Rathsamkeit des Plans, das Platina zu Münzen auszuprägen,

Digitized by Google

und in den Verkehr zu bringen, den ersten Anknüpfungspunkt zu den Beziehungen zwischen dem russischen Finanzminister und dem preußischen Baron, der nebenbei auch ein berühmter Gelehrten war. Humboldt widerrieth, auf Grund in Amerika gemachter Erfahrungen die Benutzung der Platina als Verkehrsmünze und seine bezüglichen Vorhersagungen sind, da Cancrin dennoch bei seiner Ansicht blieb, durch die Erfahrung vollständig bestätigt worden. In einem seiner Briefe hatte er den Wunsch ausgesprochen, Sibirien und den Ural zu bereisen, und diesen Wunsch griff Cancrin auf, um ihn mit einer förmlichen Einladung des Kaisers zu beantworten, der sich zur Bestreitung aller Reisekosten erbot. — Humboldt's Charakter tritt sowohl aus den Briefen, welche die Bedingungen der Reise betreffen, wie aus den eigentlichen Reiseberichten selbst, in vortheilhaftester Weise hervor und zeigt uns den großen Forscher in der Würde, Bescheidenheit und Selbstlosigkeit seines Wesens. Nur mit Mühe läßt er, der (vgl. S. 43 ff.) sein ganzes Vermögen wissenschaftlichen Zwecken geopfert hat und eingestehen muß, niemals mit seinem Gelde auszukommen, sich bereden, die Reise von Berlin nach Petersburg nicht auf eigene Kosten zu unternehmen; von den 20,000 Rbl. Banco (etwa 6000 Thlr.), die ihm in Petersburg ausgezahlt werden, gibt er mehr als ein Drittheil als Ersparniß zurück und es erscheint geradezu rührend, daß er die Erlaubniß erbittet, statt des Kochs, den er mitnehmen sollen, seinen Freund, den Professor Ehrenberg, mitnehmen zu dürfen. „Er ist still und bescheiden", wird diesem Gesuch beigefügt, „und ich werde dafür sorgen, daß er die Kosten nicht vermehrt." Die Titel Geheimrath und Excellenz, die ihm in Cancrin's Briefen gegeben wurden, deprecirt er („Ich bin nicht Geheimrath und habe meine Lage als Gelehrter nicht geändert") und als sie ihm in der Folge verliehen werden, sagt er scherzend, Cancrin's Ahnungen seien eingetroffen. „Ich aber bin neidisch auf die Gelehrten, die Sie an den Ararat senden".

Gleichen Geist athmen die Reiseberichte aus Moskau, Kasan, Katharinenburg, Tobolsk u. s. w. Das freudige Bewußtsein, seiner Wissenschaft dienen zu können, hilft dem sechszigjährigen Wanderer über alle Strapazen einer 18,000 Werst (etwa 2500 deutsche Meilen) weiten Reise und eines unholden Klima's hinweg und mit jugendlicher Frische versenkt er sich in die Herrlichkeit und das reiche Interesse der ihn umgebenden Natur; die Briefe strömen immer wieder von Ausdrücken des Danks für die reiche wissenschaftliche Ausbeute über, nirgend ein Wort der Klage, der Schatten einer Prätension. So ist der Eindruck, den wir aus diesen neuen Materialien zur Biographie des großen Gelehrten und Menschen gewinnen, ein vollendet liebenswürdiger. — Freilich hatte die russische Regierung und namentlich Cancrin auch das Mögliche gethan, um alle Wege zu ebnen, alle Schwierigkeiten der Reise zu bannen oder doch zu mildern. Humboldt wurde allent-

Digitized by Google

halben mit den höchsten Ehren aufgenommen und auf das Rücksichtsvollste behandelt. Die Mehrzahl der Gouverneure und Würdenträger, die ihm begegneten, kannte in Humboldt freilich nur den vornehmen Herrn, den Baron und preußischen Geheimrath, dessen zuvorkommende Behandlung „Allerhöchst" angeordnet worden war; es fehlte indessen auch nicht an russischen und deutschen Gelehrten diesseit und jenseit Moskau's, welche den wahren Werth des Reisenden zu schätzen wußten.

Humboldt's in den Briefen niedergelegte Urtheile über russische Zustände und Personen sind wahre Muster von Tact und gutem Ton. Da er auf kaiserliche Kosten reist, kann es seine Sache nicht sein, die Verhältnisse, die ihm begegnen, in den an einen kaiserlichen Minister gerichteten Briefen zu kritisiren. Daß es an Stoff zur Kritik nicht fehlte, deutet Humboldt ziemlich deutlich an, indem er es für selbstverständlich erklärt, daß „wir (er und seine Begleiter) uns auf die todte Natur beschränken und Alles vermeiden, was sich auf Menschen-Einrichtungen und Verhältnisse der unteren Volksclassen bezieht." — Von einigen Concessionen an Cancrin's patriotische Freude über die Einnahme Adrianopels abgesehen, verleugnet Humboldt den freisinnigen Westeuropäer nirgend und es kommt ihm nicht entfernt in den Sinn, in den panegyrischen Ton einzustimmen, der damals in preußischen und nichtpreußischen Publicationen Mode war, sobald es sich um die Staaten des „Horts der Legitimität" handelte.

Natürlich enthalten diese Briefe, so ausführlich sie zum großen Theil und so interessant sie fast überall sind, keine vollständige Darstellung der Erlebnisse unseres Reisenden. Im Gegentheil finden sich zahlreiche Lücken; über Humboldt's ersten Aufenthalt in Petersburg erfahren wir so gut wie Nichts, da er während desselben täglich mit Cancrin verkehrte, und ebenso steht es um die Empfangsfeierlichkeiten, welche auf der Rückreise von Sibirien nach Petersburg in zahlreichen größeren Städten veranstaltet wurden und von denen die Bescheidenheit des Reisenden schweigt. Komisch genug mögen diese Huldigungen oft genug ausgefallen sein, denn, wie erwähnt, wußte das damalige Rußland sehr viel mehr von dem preußischen Kammerherrn als von dem großen Physiker und Geographen Humboldt.

Wir können uns nicht versagen, eine dieser Lücken auszufüllen. Alexander Herzen schildert in dem ersten Bande seines bekannten Memoirenwerks Humboldt's Aufenthalt und Empfang in Moskau, wo er nach Beendigung seiner sibirischen Reise in Begleitung von Rose und Ehrenberg eintraf, mit einem Humor, dessen Wirkungen sich auch deutsche Leser schwer entziehen werden. Den Auftritten, welche nachstehend in genauer Anlehnung an das russische Original geschildert sind, hat Herzen, der damals Student der Moskauer Universität war, zum größten Theil persönlich beigewohnt.

Digitized by Google

„Bei seiner Rückkehr aus dem Ural wurde Humboldt in einer feierlichen Sitzung der bei der Universität bestehenden naturforschenden Gesellschaft empfangen; zu dieser Gesellschaft gehörten verschiedene Senateure, Gouverneure &c. — kurz Leute, die sich niemals mit Naturwissenschaften oder überhaupt mit Wissenschaften beschäftigt hatten. Der Ruhm Humboldt's, des Geheimraths Sr. Majestät von Preußen, dem der Kaiser den Annenstern unter ausdrücklichem Nachlaß der Gebühren für Decoration und Diplom verliehen hatte, war auch zu ihnen gedrungen und sie beschlossen, sich vor dem Mann in den Staub zu werfen, der den Chimborasso bestiegen und in Sanssouci gewohnt hatte.

Die Sache wurde sehr ernst genommen. Der General-Gouverneur, die Militär- und Civilwürdenträger erschienen mit großen Ordensbändern geschmückt in Gallauniform, die Professoren schritten, kriegerisch mit ihren Degen ausgeschmückt und die Dreimaster unter dem Arm einher. Humboldt, der nichts davon geahnt hatte, erschien im blauen Frack mit goldenen Knöpfen und war natürlich höchst bestürzt. Von der Treppe bis zu dem Saal, in welchem die Naturforscher sich versammelten, waren Sitze angebracht; hier stand der Rector, dort der Decan, links ein Professor, der sich am Anfang seiner Laufbahn befand, rechts ein Veteran, der seine Carriere geschlossen hatte und wahrscheinlich darum sehr langsam sprach — Jeder hielt ihm eine Bewillkommnungsrede, bald deutsch, bald lateinisch, bald französisch und Alles das in den abscheulichen Löchern von Corridoren, in denen man sich nicht eine Minute lang aufhalten konnte, ohne sich für Monate zu erkälten. Humboldt hörte all' diese Haranguen mit entblößtem Haupte an und beantwortete jede derselben — ich glaub' all' die wilden farbigen und halbfarbigen Völker, unter denen er sich aufgehalten, haben ihm nicht so viel Unannehmlichkeiten verursacht, wie die Feierlichkeiten dieses Moskauer Empfangs.

Als Humboldt in den Saal trat und daselbst Platz nahm, mußte sich Alles erheben. Der Curator der Universität, Pissarew, hielt es für nothwendig, eine Art von Tagesbefehl über die Verdienste Sr. Excellenz des großen Reisenden in russischer Sprache zu verlesen. Dann verlas Sergey Glinka mit seiner heiseren Soldatenstimme von 1812 sein Gedicht, das mit den pathetischen Worten

Humboldt, Prométhée de nos jours!

anfing.

Und Humboldt hatte doch die Absicht gehabt, seine Beobachtungen über die Magnetnadel zu discutiren, seine im Ural gemachten meteorologischen Untersuchungen mit denen der Moskauer Gelehrten auszutauschen! Statt dessen mußte er ein Geflecht aus den Allerhöchsten Haaren Peters des Großen in Augenschein nehmen, das der Rector ihm zeigte. Nur mit genauer Noth

Digitized by Google

konnten Ehrenberg und Rose sich die Möglichkeit verschaffen, von ihren Entdeckungen zu erzählen.

Wie geistreich die Vorstellungen, die man sich in Rußland über Humboldt's Reise machte, beschaffen waren, — darüber mag man nach den Erzählungen eines alten uralischen Kosaken urtheilen, der in der Canzlei des Gouverneurs von Perm diente und mit Vorliebe davon zu erzählen pflegte, wie er den wahnsinnigen „preußischen Prinzen Humplot" umhergeführt habe. „Was that er denn eigentlich?" — „Nun, nichts als dummes Zeug, er sammelte Grashalme und beguckte Sand."

Wie Humboldt selbst über die Ehrenbezeugungen dachte, mit denen er in Moskau und an anderen Orten, wenn nicht auf „Allerhöchsten Befehl", so doch auf „Allerhöchste" Anregung empfangen wurde, erfahren wir aus seinem Briefwechsel mit dem Grafen Cancrin leider nicht. Aber darauf kommt es ja nicht an — für die Grundzüge von Humboldt's Leben in den Jahren 1827—32 bildet das vorliegende Buch einen interessanten und anziehenden Beitrag.

Papiergeld statt einer Eisenbahn.

Correspondenz aus Mecklenburg-Strelitz.

„Eine Million für Nichts" war das Geheimniß, welches vor etwa vierzig Jahren ein industrieller Edelmann dem Großherzog Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin für 100,000 Thaler zu verkaufen sich erbot. Der Großherzog, welcher leicht errieth, worin die Erfindung bestand, lehnte dankend das wohlwollende Anerbieten ab und machte dem Erfinder den umgekehrten Vorschlag, ihm die 100,000 Thaler schenken und dagegen das Geheimniß selbst ausbeuten zu wollen. Auch später hat die mecklenburg-schwerinsche Regierung sich niemals versucht gefühlt, zur Stärkung der Großherzoglichen Finanzen in den bedenklichen Weg der Ausgabe von Papiergeld einzulenken, und das Land besitzt daher, abweichend von der Mehrzahl der deutschen Staaten, bis auf diesen Tag ein solches nicht. Für das Verkehrsbedürfniß genügen ihm, was einheimische Geldzeichen betrifft, die solide fundirten Noten der Rostocker Bank, für deren Annahme bei den landesherrlichen und übrigen öffentlichen Cassen des Landes der Großherzog sich eine Tantième von dem Reingewinn der Bank zahlen läßt.

Digitized by Google

Auch in Mecklenburg-Strelitz hat man bis vor wenigen Jahren von der Vermehrung der Zahlungsfähigkeit durch Einführung eines einheitlichen Papiergeldes sich frei zu erhalten gewußt. Erst das Project einer Eisenbahn für die Verbindung der Residenzstadt Neustrelitz mit der übrigen Welt führte zu diesem Auskunftsmittel, und wenn auch die Verwirklichung jenes Projectes noch nicht geglückt ist, so hat das Land in den umlaufenden „Rentei-Cassenscheinen" wenigstens eine Erinnerung an das verfehlte Ziel seit einigen Jahren täglich vor Augen.

Die Geschichte dieses Eisenbahnprojects ist lang und nicht ohne rührende Momente. Dasselbe feiert in diesem Jahre bereits das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seines Daseins. Denn schon auf dem Landtage von 1844 forderte die Großherzogliche Regierung unter Hinweis auf eine Actiengesellschaft, welche den Bau einer Eisenbahn Berlin-Neustrelitz-Stralsund beabsichtigte, die Zustimmung der Stände zu einem Expropriationsgesetz für diese Bahn. Ein solches wurde damals auch wirklich vereinbart.

Aber die Actiengesellschaft verschwand wieder von der Bühne und es dauerte lange, lange, bis sich für die Residenz Neustrelitz eine neue Aussicht auf den Eintritt in das deutsche Eisenbahnnetz zeigte. In Mecklenburg-Schwerin wurde in Anlehnung an die das Land durchschneidende, im Jahre 1846 vollendete Berlin-Hamburger Bahn eine Bahn von Schwerin nach Hagenow gebaut und am 1. Mai 1847 eröffnet. Ihr schlossen sich die übrigen Strecken der „Mecklenburgischen Eisenbahn", Schwerin-Wismar am 12. Juli 1848, Kleinen-Rostock und Bützow-Güstrow am 13. Mai 1850 an. Aber in der Residenz Neustrelitz mußte noch immer der Reisewagen aus dem Schuppen gezogen und die Kraft von lebendigen Pferden benutzt werden, wenn gereist werden sollte. Der Zustand wurde zwar etwas weniger unerträglich, als endlich der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin eine Eisenbahn von Güstrow bis in die strelitzische „Vorderstadt" Neubrandenburg baute, welche am 15. November 1864 dem Verkehr übergeben ward, und als diese dann in der Richtung auf Pasewalk weiter geführt und damit eine Schienenstraße geschaffen wurde, welche das Strelitzer Land mit Berlin und Stettin in Verbindung brachte. Aber für die Residenz war auch dadurch noch wenig gesorgt, da ihre nächste Eisenbahnstation noch immer vier Meilen entfernt lag und jede Reise von da noch immer zu Wagen angetreten und geendigt werden mußte. Diesem Uebelstande, welcher die strelitzische Residenz nun schon Jahrzehnte lang hinter die schwerinsche zurücksetzte, sollte und mußte ein Ziel gesetzt werden.

Inzwischen war in Berlin ein Project aufgetaucht, welches den Bau einer Eisenbahn von dort über Neustrelitz nach Stralsund zum Gegenstande hatte. Eine Gesellschaft bildete sich im Jahre 1865 für diesen Zweck und

Digitized by Google

setzte sich mit dem damals berühmten englischen Bauunternehmer Sir Morton Peto in Verbindung. Es erschien ein Prospectus mit einer Aufforderung zur Actienzeichnung. Die Kosten waren zur 12 Millionen Thaler veranschlagt, also bei einer Länge der Bahn von 29 Meilen zu ungefähr 414,000 Thlr. auf die Meile. Davon sollten 6 Millionen Stamm-, 4 Millionen Prioritäts- und 2 Millionen Stamm-Prioritäts-Actien sein. Von den letzteren, welchen man eine Verzinsung von 4½ Procent und noch einen eventuellen Antheil an der Dividende versprach, sollte, darauf rechnete man, die Hälfte, also eine Million Thaler, in Mecklenburg-Strelitz untergebracht werden.

Die Bevölkerung hatte aber kein rechtes Vertrauen zu dem Unternehmen, obgleich die Mitglieder der Großherzoglichen Familie das Aeußerste aufboten, um durch ihr Beispiel zur Nachahmung anzufeuern. Die Großherzogin zeichnete 20,000 Thlr. Actien, die Großherzogin-Wittwe 15,000 Thlr., die beiden Geschwister des Großherzogs, Herzog Georg und Herzogin Caroline, je 10,000 Thlr. Der Großherzog Friedrich Wilhelm selbst war mit 500,000 Thaler vorangegangen. Aber im Ganzen brachte man doch, außer der letzteren Zeichnung, nur 177,000 Thlr. zusammen, einschließlich der Beiträge der Familie des Großherzogs und der Städte Stargard und Fürstenberg, welche aus Communalmitteln bez. 20,000 und 10,000 Thlr. übernehmen wollten. Ueberdies waren unter diesen Zeichnungen 50,000 Thlr. an Bedingungen wegen gewünschter besonderer Richtung der Bahn geknüpft. Ein Versuch, die Stände zu einem Zuschusse von 250,000 Thlr. zu bewegen, von welchen 150,000 Thlr. auf die Centralsteuercasse und 100,000 Thlr. auf die ritterschaftliche Necessariencasse übernommen werden sollten, blieb gänzlich erfolglos, auch als demnächst die Forderung um 50,000 Thlr. ermäßigt wurde. Der Antrag des Großherzogs wurde von den Ständen beide Male (im Juli und im September 1865) „wegen ungenügender Vorlagen" abgelehnt, was das ministerielle Blatt, die „Neustrelitzer Zeitung" in große Entrüstung versetzte und zu der Drohung mit einer Umgehung des Landes durch die Eisenbahn hinriß.

Dem Großherzog blieb schließlich, wenn die Hoffnung auf eine Bahn nicht an der Lauheit seiner getreuen Unterthanen scheitern sollte, nichts übrig, als seine eigene Zeichnung auf 850,000 Thlr. zu erhöhen. Nunmehr glaubte die Hofzeitung officiös verkündigen zu können, daß damit das letzte pecuniäre Hinderniß hinweggeräumt sei und daß schon im nächsten Frühjahre mit dem Bau der Bahn werde begonnen werden. Die Bewohner der Residenz waren von der Opferwilligkeit des Großherzogs tief ergriffen. Als im Neustrelitzer Gewerbeverein die Allerhöchste Entschließung mitgetheilt wurde, erhob sich die ganze Versammlung wie Ein Mann und gab den Gefühlen der Dankbarkeit

Digitized by Google

durch ein dreimaliges Hoch auf den Großherzog Ausdruck. Am 29. October 1865 bewegte sich eine zahlreiche, aus allen Ständen zusammengesetzte Deputation von Neustrelitzern unter Anführung des Bürgermeisters der Stadt, Rath Fischer, in feierlichem Zuge nach dem Großherzoglichen Schlosse, um, wie es in dem officiösen Blatt heißt, dem Großherzog Friedrich Wilhelm „den Dank der Stadt für die bisherigen, zu Gunsten des Berlin-Neustrelitz-Stralsunder Eisenbahnbaues bethätigten Beweise landesväterlicher Huld zu Füßen zu legen." Der Großherzog zeigte sich hoch erfreut über diesen Eindruck seiner Handlungsweise. Er ließ sich mit den Deputirten in ein längeres Gespräch ein, wobei er auch Veranlassung nahm, sich über den Bauunternehmer Sir Morton Peto näher auszusprechen. Dieser Mann sei seiner Gemahlin, der Großherzogin (welche eine englische Prinzessin, eine Tochter des verstorbenen Herzogs Adolph Friedrich von Cambridge ist) genauer bekannt und man dürfe, wie er wisse, seiner ganzen Persönlichkeit und seiner politischen und socialen Stellung nach — er sei auch Parlamentsmitglied! — zu ihm das Vertrauen hegen, daß er das Unternehmen aller Schwierigkeiten ungeachtet zum endlichen glücklichen Ziele durchführen werde.

Auf Seiten der Strelitzischen Regierung hatte man übrigens auch jetzt die Hoffnung noch keinesweges aufgegeben, durch erneuerte Anträge auf Beihilfe an die Stände das Opfer der landesherrlichen Casse verringern zu können. Auf dem Landtage von 1865 wurde in dem dritten caput proponendum die Bewilligung einer Landeshilfe von 30,000 Thlr. für die Meile beantragt. Da das Land in einer Länge von 7 bis 8 Meilen von der Eisenbahn durchschnitten werden sollte, so betrug der geforderte Zuschuß, welcher nach Landessitte ohne Anspruch auf Theilnahme an der Dividende, also als reines Geschenk an die landesherrliche Casse darzubringen war, die Summe von 210,000 bis 240,000 Thlr. Die Stände glaubten sich jetzt der Bewilligung nicht länger entziehen zu können. Sie handelten nur an der Forderung noch etwas herunter, indem sie die Bewilligung auf 25,000 Thlr. für die Meile und auf das Maximum von 200,000 Thlr. beschränkten. Sie knüpften an diese Bewilligung auch noch verschiedene Bedingungen und Voraussetzungen. Zunächst verwahrten sie sich im Voraus gegen jede aus ihrer Bewilligung später abzuleitende Verpflichtung zu Nachzahlungen. Sodann bedangen sie, daß die Beihilfe erst nach Vollendung der Bahn gezahlt und der Bau spätestens im Jahre 1867 beginnen und im Jahre 1870 vollendet sein solle; auch wollten sie an ihre Bewilligung nur für den Fall der Fortdauer des Friedens gebunden sein. Der Großherzog ließ den Ständen wegen dieser ihm gewährten Beihilfe seine lebhafte Befriedigung ausdrücken. Er nahm auch die Bedingungen im Uebrigen bereitwillig an, nur mit Ausnahme der Vollendung der Bahn bis zum Jahre 1870, und der Landtags-

Digitized by Google

abschied sprach im Auftrage des Großherzogs die Hoffnung aus, „daß das projectirte Unternehmen bald zur Ausführung gelangen und für Allerhöchstdero Lande von den ersprießlichsten Folgen sein werde.“

Jetzt aber ereignete es sich, daß die Verhältnisse des Sir Morton Peto, auf welchen der Hof ein so großes Vertrauen gesetzt hatte, in Schwanken geriethen und daß erst wieder ein neuer Bauunternehmer aufgesucht werden mußte. Während man damit noch beschäftigt war, rückte die Angelegenheit insoweit vorwärts, als der König von Preußen, unter dem 25. Juli 1866 von Nicolsburg aus, mit der üblichen Bedingung des Capitalnachweises, die Concession zum Bau ertheilte und daß gegen Ende December desselben Jahres ein Staatsvertrag zwischen Preußen und Mecklenburg-Strelitz wegen eventueller Ausführung des Eisenbahnprojectes abgeschlossen wurde. Um diese Zeit trat auch das Gerücht auf, daß ein Consortium von Capitalisten und Industriellen für die Uebernahme des Baues und der 6 Millionen Thlr. Stammactien gewonnen sei und daß der Bau am 1. April 1867 beginnen solle.

Damit war der Zeitpunkt gekommen, wo das Land durch die Mittheilung überrascht werden sollte, daß eine Papiergeldausgabe beabsichtigt werde, um die Großherzogliche Casse zur Erfüllung der ihr aus der Zeichnung von 250,000 Thlr. Actien erwachsenden Verpflichtungen in den Stand zu setzen.

In Nr. 1 des Strelitzischen Gesetzblattes von 1867 erschien eine Ankündigung, daß der Großherzog zur Erleichterung der von ihm in rascher Folge zu leistenden Einzahlungen auf die Eisenbahnactien, aber auch nicht minder „zur Förderung des Geldverkehrs“ in seinem Lande, beschlossen habe, 500,000 Thlr. „Rentei-Cassenscheine“ anfertigen zu lassen und auszugeben, und Solches, nachdem „die baldige Eröffnung des Baues verhoffentlich gesichert“ sei, mit den betreffenden Bedingungen zur öffentlichen Kunde zu bringen. Die Scheine — 100,000 Thlr. in Apoints zu 25 Thlr., 300,000 Thlr. zu 10 Thlr. und 100,000 Thlr. zu 5 Thlr. — sollten auf sämmtliche Domanialeinkünfte (brutto mit Einschluß der Naturaleinkünfte und der Forsten gegen 500,000 Thlr. außer einer Reineinnahme aus dem Fürstenthum Ratzeburg von circa 80,000 Thlr.) fundirt sein und bei allen landesherrlichen Cassen für voll und als baares Geld zu aller Zeit angenommen werden. „Es ist unsere Absicht“, heißt es weiter, „die ausgegebenen Renteicassenscheine aus dem Ertrage der von der Eisenbahn“ — auf Grund des Staatsvertrages mit Preußen — „eingehenden Staatsabgabe und des vierten Theiles der von Uns gezeichneten Eisenbahnactien nach und nach wieder einzulösen und werden Wir hinsichtlich der Zeit und des Betrages der Tilgung sowie wegen eines etwaigen Präclusivtermins alsdann das Nähere verfügen.“ Als

Digitized by Google

Einwechselungscassen wurden die Großherzogliche Rentei zu Neustrelitz und die Hauptcasse zu Schönberg, in dem mit der strelitzischen Krone durch Personalunion verbundenen Fürstenthum Ratzeburg bestimmt. Doch wird diese Einwechselung auf Beträge von 50 Thlr. an beschränkt. Ein späterer Erlaß bezeichnete als Zeit der Einwechselung die gewöhnlichen Dienststunden bei den genannten beiden Cassen von 10 bis 1 Uhr Vormittags.

Das Mittel zur Bezahlung der gezeichneten Actien war hiermit also beschafft und die Mecklenburg-Strelitzer konnten einstweilen sich desselben „zur Förderung des Geldverkehrs" bedienen.

Sie waren hierauf um so mehr angewiesen, als im ganzen Verlauf des Jahres 1867 von dem Eisenbahnbau nichts weiter zu hören war und diese Stille erst im December desselben Jahres dadurch unterbrochen ward, daß ein neuer Antrag auf Beihilfe zu dem Bau an die Stände erging. Diesmal waren es nur 15,000 Thlr. für die Meile, was der Großherzog von seiner getreuen Ritter- und Landschaft verlangte. Ein Ritter aus dem Stargardischen erklärte es bei der Verhandlung über diese Proposition für ein gutes Geschäft, wenn man für dasselbe Geld, welches man sonst zu einer Meile Chaussée als Beihilfe gebe, jetzt eine Eisenbahn erhalten könne, und die Stände sich dieser Ansicht anschließend, bewilligten ohne alle Schwierigkeit die geforderte Summe aus der Centralsteuercasse, indem sie nur die Bedingung machten, daß der Bau im Jahre 1868 beginne und in drei Jahren beendigt werde.

Bald darauf erschien in einer Extrabeilage der „Neustrelitzer Zeitung" ein neuer Aufruf zu kräftiger Betheiligung an der Actienzeichnung, unterschrieben von A. Kellmann, einem in Neustrelitz wohnenden Banquier. Der Aufruf wandte sich sehr eindringlich an die Bewohner der Städte Neustrelitz, Fürstenberg, Strelitz, Stargard und Neubrandenburg, an die Rittergutsbesitzer, Domainenpächter und sonstigen Interessenten und forderte zu raschem Handeln auf, damit die Arbeit im ersten Frühling angefangen werden könne.

Es muß aber wohl der Eifer im Zeichnen von Actien auch jetzt die erwartete Höhe nicht erreicht haben. Denn nach einer abermaligen Pause las man in öffentlichen Blättern eine vom 8. December 1868 datirte Ankündigung des Gründungscomité der Berliner Nordbahn — diesen Namen hatte dasselbe auf Grund einer Erweiterung des ursprünglichen Plans angenommen — daß es sich genöthigt sehe, das Project vorläufig aufzugeben, und daher die ohnehin nur für ein Jahr giltigen Actienzeichnungen den Zeichnern zurückstellen werde.

Das Project blieb seitdem auf sich beruhen. Ob ein in Berlin unter der hohen Protection des Fürsten zu Putbus und des Prinzen Biron von Curland unternommener Versuch, dasselbe in erweiterter Gestalt (als Project

Digitized by Google

einer Bahn Berlin-Neustrelitz-Stralsund-Arkona, mit Ueberbrückung des Sundes bei der Insel Rügen und Anlegung eines Handelshafens bei Arkona) wieder aufzunehmen, mit besserem Erfolge gekrönt sein werde, bleibt abzuwarten. Eine mystische Nachricht von einer anderweitigen Aussicht auf eine Neustrelitzer Bahn, welche im September dieses Jahres in der „Neustrelitzer Zeitung" anstauchte und dahin lautete: „Daß die stattgehabten Bestrebungen eines unserer Mitbürger, demzunächst nur die Linie Berlin-Neubrandenburg ins Auge gefaßt, Aussicht haben, in allernächster Zeit zum glücklichen Abschluß zu gelangen", erinnert nur an die mancherlei ähnlichen Illusionen, in welchen man sich seit vier bis fünf Jahren in der Residenz gewiegt hat.

Einstweilen müssen bei diesem Stande der Dinge die Mecklenburg-Strelitzer sich an dem Fortschritt Trost erholen, welchen sie durch Erlangung eines landesherrlichen Papiergeldes gemacht haben. Und damit ihnen nun auch noch ein Ersatz für die vor der Hand getäuschte Hoffnung auf den Eisenbahnverkehr zu Theil werde, wurden sie eines Morgens durch die Ankündigung überrascht, daß der Geldverkehr sich einer neuen Förderung durch eine weitere Emission von Renteicassenscheinen im Betrage von 300,000 Thlr. zu erfreuen haben solle. „Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden Großherzog" ꝛc., so lautete die schon vom 29. Juni datirte Bekanntmachung, welche man im Strelitzischen Gesetzblatt vom 10. September dieses Jahres las, „da durch die nach Unserem Publicandum vom 29. December 1866 ausgegebenen Renteicassenscheine für den Verkehr das Bedürfniß einer neuen Emission, besonders in größeren Apoints zu 25 Thlr. hervorgerufen, so haben Wir Unsere Finanzcommission zu einer Ausgabe von annoch 300,000 Thlr. ermächtigt", wovon 200,000 Thlr. zu 25, 50,000 Thlr. zu 10 und 50,000 Thlr. zu 5 Thlr. „Es wird Solches mit dem Bemerken hierdurch publicirt, daß diese Scheine in gleicher Form und Ausstattung wie die früheren, nur mit verändertem Datum der Ausgabe-Ermächtigung und der Zahlungs-Zusicherung, so wie unter Angabe des Betrages der jetzigen statt des Betrages der ersten Emission erscheinen werden." Auch für diese Ausgabe sollten die Bestimmungen für die erste Emission gelten, nur daß von einer Wiedereinlösung nicht mehr die Rede ist.

Dieser Schritt geschah wenige Wochen nach dem am 2. Juni mit großer Mehrheit gefaßten Reichstagsbeschluß, welcher die Regelung der Ausgabe von Staatscassenscheinen forderte, und nach der in der Verhandlung des Reichstags erfolgten Darlegung der enormen Schädigung, welche der Verkehr und das Vermögen der Staatsbürger durch die jetzige ungeregelte Papiergeldwirthschaft erleiden. Es scheint, als habe noch vor Thorschluß die Macht zur Vornahme dieser Art von Finanzoperationen bis an die äußerste Grenze ausgenutzt werden sollen.

Digitized by Google

Mecklenburg-Strelitz hat sich durch diese Maßregel zu einer der ersten Papiergeldmächte Deutschlands emporgeschwungen. Denn die preußischen Staatscassenscheine fallen nur mit $^3/_4$ Thlr. auf den Kopf der Bevölkerung, im Königreich Sachsen und in Sachsen-Meiningen trägt der Kopf 5 Thlr., in Schwarzburg-Sondershausen 7 Thlr., während die Strelitzischen Renteicassenscheine mit 8 Thlr. auf dem Kopf der Bevölkerung lasten. Aber eben dieses Uebermaß und die fast herausfordernde Stellung, welche die Regierung durch diese ihre neueste Finanzmaßregel dem Reichstage gegenüber einnimmt, haben nur die Bedenken neu beleben und verstärken können, welche von Anfang an in den nächstbetheiligten Kreisen sich gegen die Ausgabe der Renteicassenscheine geltend machten.

Die strelitzische Regierung berief sich schon in der ersten Emission zur Motivirung derselben nicht nur auf die bevorstehenden Einzahlungen auf die gezeichneten Eisenbahnactien, sondern auch auf das Verkehrsbedürfniß, welchem damit entgegengekommen werden solle, und die zweite Emission ist, nach Angabe der Regierung sogar lediglich durch das Verkehrsbedürfniß hervorgerufen, und zwar durch ein solches, welches erst durch die erste Emission erzeugt worden ist. Die Regierung kann aber wohl selbst kaum an dieses Verkehrsbedürfniß glauben. Sonst würde sie schwerlich die allmälige Wiedereinziehung der ausgegebenen Cassenscheine nach Vollendung des projectirten Eisenbahnbaues angeordnet haben, eine Anordnung, die freilich bei der zweiten Emission, wegen der inzwischen verschwundenen Aussicht auf die Eisenbahn, nicht wiederholt werden konnte. In Wirklichkeit existirt jedenfalls ein solches Verkehrsbedürfniß nicht, welches durch die Ausgaben von Strelitzischen Renteicassenscheinen seine Befriedigung erlangte. Denn es fehlen diesen Scheinen alle Eigenschaften, welche die Vorbedingung eines leichten, unbehinderten Umlaufs bilden. Die beiden Cassen, welche angewiesen sind, die Scheine auf Verlangen in baares Geld umzusetzen, befinden sich an Orten, welche an dem Handels- und Geldverkehr nur in sehr bescheidenem Maße betheiligt sind. Die Einlösbarkeit erleidet überdies die Beschränkung, daß nur Beträge von mindestens 50 Thlr. präsentirt werden dürfen, so daß der einzelne Cassenschein für sich überhaupt nicht einlösbar ist. Fundirt sind die Scheine auf die Einkünfte aus den Domänen. Mögen diese nun auch hinreichen, um einen Betrag an Papiergeld von 800,000 Thlr. wenigstens im Laufe der Jahre zu decken, so weiß man doch einestheils nicht, auf welche Weise im gegebenen Falle der Anspruch auf dieselben rechtlich geltend zu machen wäre, anderntheils enthält diese Sicherheit keine Gewähr für die jederzeitige prompte Einlösung der Scheine. Für letztere ist gar keine Vorkehrung getroffen, und es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß bei irgend starkem Andrange der Scheine keine von beiden Cassen ihrer Verpflichtung zu sofortiger Einlösung

derselben würde genügen können. In Zeiten der Krisis vollends würde der dazu etwa bereit liegende Geldvorrath bald erschöpft sein und die Zahlung unterbrochen werden müssen. Sodann ist keine Bürgschaft vorhanden, daß nicht einmal derselbe Landesherr oder ein Nachfolger desselben auch ohne den zwingenden Anlaß des Non possumus die Einlösbarkeit der Scheine ganz suspendirt oder statt an die Minimalsumme von 50 Thlr. an die von 500, 5000, 50,000 oder 500,000 Thlr. knüpft, oder daß derselbe in Folge des nach seiner Ansicht durch die bisherigen Emissionen hervorgerufenen Bedürfnisses zu einer dritten, vierten u. s. w. Emission schreitet und dadurch die Einlösungsfähigkeit noch weiter schmälert. Ja, es lassen sich bei Scheinen, welchen eine ständische Gewähr nicht zur Seite steht, und welche daher nicht als wirkliches Staatspapiergeld, sondern lediglich als vom Landesherrn ausgestellte Wechsel nach Sicht anzusehen sind, noch schlimmere Eventualitäten denken.

Mit dieser Eigenschaft eines nicht auf den Staatscredit, sondern nur auf den Credit des Landesherrn fundirten Papiergeldes hängt noch eine anderweitige Erschwerung des Umlaufs zusammen, welche darin liegt, daß der Aussteller der Scheine dieselben nur bei seinen eigenen Cassen den Zugang eröffnen kann. In einem Patrimonialstaat aber gibt es drei Arten von öffentlichen Cassen: die landesherrlichen, die unter gemeinsamer Verwaltung des Landesherrn und der Stände stehenden und die ständischen Cassen. Ohne Mitwirkung der Stände reicht die Macht des Großherzogs nicht weiter, als den Scheinen bei den landesherrlichen Cassen die Annahme als baares Geld einzuräumen, und er hat daher hierauf sich in der Ankündigung mit Recht beschränkt. Der Centralsteuercasse des Landes in Neubrandenburg, der ritter- und landschaftlichen Cassen und den städtischen Communalcassen kann die Zurückweisung der Scheine nicht verboten werden, so lange die Annahme nicht durch ein mit Zustimmung der Stände erlassenes Landesgesetz vorgeschrieben wird. Ob die Cassen der verschiedenen Zweige der Bundesverwaltung, die Zoll-, Steuer-, Post- und Telegraphen-Cassen, sich den Renteicassenscheinen öffnen, hängt jedenfalls von dem guten Willen der betreffenden Behörden ab, der Großherzog kann dies nicht befehlen. An die Verwaltung der Friedrich-Franz-Bahn ist, glaubwürdigem Vernehmen nach, von der Regierung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin die bestimmte Weisung ergangen, auf keiner ihrer Stationen, auch nicht auf den beiden in Mecklenburg-Strelitz belegenen, Neubrandenburg und Oertzenhof, die Renteicassenscheine des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz in Zahlung anzunehmen, und man erzählt sich, daß einmal der Billetverkäufer zu Neubrandenburg einem Rostocker Kaufmann, welcher zufällig zur Lösung eines Billets kein anderes Geld als einen strelitzschen Cassenschein zur Verfügung gehabt, lieber auf eigene

Digitized by Google

Gefahr den Betrag creditirt, als dem verbotenen Schein den Zutritt in sein Bureau gestattet hat. Schwerlich läßt sich annehmen, daß bei Scheinen, welche auf ihrem eigenen natürlichen Gebiet überall solchen Hindernissen des Umlaufs begegnen, im Ernst von einem Bedürfnisse des Geldverkehrs, dem sie dienen sollen, die Rede sein kann. Vielmehr erweisen sie sich gerade als lästig und unbequem, da Niemand selbst im Gebiete des inneren Verkehrs des kleinen Landes gegen die Gefahr der Zurückweisung gesichert ist.

Das Mißverhältniß, welches zwischen dem Betrage der vorräthigen Cassenscheine und der Ziffer der Mecklenburg-Strelitzischen Bevölkerung obwaltet, mußte es sehr wünschenswerth erscheinen lassen, den Umlauf der ersteren möglichst weit über die Grenzen des Großherzogthum hinüberzuspielen, um dadurch ein größeres Terrain für die Ueberbringnng zu gewinnen und den zu raschen Rücklauf an die Einlösungscassen zu verhindern. Zu einem solchen Tummelplatz dieser gedruckten Werthzeichen scheint besonders das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin auserseben zu sein, und es wird wohl nicht ganz mit natürlichen Dingen zugehen, sondern mittelst einiger künstlicher Nachhilfe bewirkt worden sein, wenn man in den Mecklenburg-Schwerinschen Städten jetzt überall in Handel und Wandel auf jene Scheine aus dem Bruderlande stößt. Die Ueberschwemmung mit denselben hat aber auch bereits die natürliche Folge gehabt, daß sich hier eine Agitation vorbereitet, welche den Zweck verfolgt, diesem Mittel zur Befriedigung eines Verkehrsbedürfnisses die gebührenden Schranken zu setzen und es an die Stätte seines Ursprunges zurückzuweisen. Anfangs waren es einzelne Vorschußvereins- und städtische Communalcassen, welche sich den strelitzischen Eindringlingen verschlossen, auch theilweise dies öffentlich bekannt machten. Neuerdings hat der Allgemeine mecklenburgische Handelsverein sich der Sache bemächtigt und wird es zunächst zu veranlassen suchen, daß der Großherzog Friedrich Wilhelm für eine bessere und zuverlässigere Einlösbarkeit seiner Scheine, etwa durch ein Arrangement mit der Rostocker Bank, zu sorgen sich bemüht. Da aber die Rostocker Bank ohne eine entsprechende Vergütung zur Einlösung der Scheine nicht bereit sein wird, überdies für die Uebernahme einer solchen Verpflichtung an die Zustimmung der mecklenburg-schwerinschen Regierung gebunden ist, welche um so weniger in Aussicht steht, als die Bank schon bei der Ausgabe ihrer eigenen Noten Beschränkungen unterliegt, von welchen sie vergeblich sich frei zu machen gesucht hat — so darf der beabsichtigte Schritt nicht auf Erfolg rechnen und hat daher nur die Bedeutung einer Vorbereitung auf eine allgemeine Perhorrescenz der Strelitzschen Renteicassenscheine von Seiten des mecklenburg-schwerinschen Handelsstandes.

Es ist eine schlimme Vertauschung, wenn ein Land statt des erstrebten Besitzes einer soliden Eisenbahn ein Papiergeld von unsolider Begründung und unverhältnißmäßigem Betrage gewinnt; und so sehr ein Jeder dem kleinen Lande die Erfüllung seiner Hoffnung auf eine Eisenbahn gönnen wird, so sehr wird er sich auch verpflichtet halten, dieses unwirthschaftliche Surrogat derselben zu bekämpfen.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXVIII. Jahrgang. II. Semester.



Die

Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik und Literatur.

№ 46.
Ausgegeben am 12. November 1869.

Inhalt:

Leipzig, 1869.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)



Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Verlagsbuchhandlung von Hermann Costenoble in Jena.

Die Alpen,

in

Natur- und Lebensbildern

dargestellt

von

H. A. Berlepsch.

Mit 22 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck

nach

Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer.

Vierte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

32 bis 33 Bogen Lexikon-Octav. Pracht-Ausgabe auf feinstem Velinpapier. Vollständig in 9 Lieferungen mit 3 bis 4 Bogen Text und 2 bis 3 Illustrationen in Tondruck. broch. à Lieferung 10 Sgr. oder complett in 1 starkem Bande 3 Thlr. Eleg. geb. 3 Thlr. 22½ Sgr.

Circa alle 3 Wochen erscheint eine Lieferung.

Die erste Lieferung ist bereits erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig.

Freytag, Handschrift, billige Ausgabe.

Soeben erschien bei S. Hirzel in Leipzig:

Die verlorene Handschrift.

Roman in fünf Büchern

von

Gustav Freytag.

Fünfte, wohlfeile Ausgabe.

In zwei Theilen. 8. Preis: 2 Thlr.

MEYERS REISEBÜCHER für Winter 1869/70.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Süd-Frankreich und seine Kurorte,

von **Gsell-Fels** und **Berlepsch**. Geb. 3 Thlr.

„Seine Beschreibung der südfranzösischen und Pyrenaenbäder wird nicht nur für die Reisenden und namentlich für die Kranken-Reisenden, sondern auch für die Aerzte von ganz besonderem Interesse sein, da sie in anschaulichster und anziehendster Weise die Localverhältnisse nach allen Richtungen hin erörtert etc. etc. Wir können daher das Erscheinen des Buches als ein höchst erfreuliches Ereigniss begrüssen."
Virchow.

Paris,

von **Berlepsch**. Geb. 2 Thlr.

„Was uns als besonderer Vorzug dieses pariser Führers erscheint, das ist, dass er Fleisch und Leben hat und nicht, wie unsere gewohnten älteren Bücher, durch übertriebenen Schematismus den Eindruck eines kahlen Gerippes macht."
Leipziger Illustrirte Zeitung.

London,

von **Ravenstein**. Geb. 2 Thlr.

„Den Verfasser befähigen ein langjähriger Aufenthalt und gründliche Orts- und Sachkenntniss zum Führer in der Weltstadt, wie wenig Andere."
Aktionär.

Nord-Deutschland,

von **Berlepsch**. Geb. 2½ Thlr.

„Als Muster eines Reisehandbuchs zu betrachten, sowohl was die Bearbeitung des kolossalen Materials, als was die Ausstattung betrifft."
Kölner Telegraph.

„Uebertrifft durch höchste Vollständigkeit, Sorgfalt der Redaction, sowie die wahrhaft glänzende künstlerische Ausstattung Alles, was die Reiseliteratur bisher geleistet hat."
Ostpreussische Zeitung.

Zur Biographie Heinrich von Kleist's.

I.

Der in Zschokke's Selbstschau p. 205 in einem Bruchstück mitgetheilte Brief aus Thun lautet vollständig folgendermaßen:

Adresse: An
den Bürger Regierungs-
Statthalter Zschokke
zu
Bern
in der Gerechtigkeits-Gasse
neben dem Caffé italien.

Thun, den 1sten Februar 1801.*)

Mein lieber Zschokke, suchen Sie nur gleich das Ende des Briefes, wenn Sie nicht Zeit haben, mehr als das Wesentliche desselben zu lesen. Da will ich alles, was ich für Sie (oder eigentlich für mich) auf dem Herzen trage, registerartig unter Nummern bringen. Vorher aber noch ein Paar Worte Geschwätz, wie unter Liebenden.

Ich kann erst in etwa zwei Wochen aufs Land ziehen, wegen eines Mißverständnisses, das zu weitläufig und zu nichtbedeutend wäre, um Sie damit zu unterhalten. Ich wohne also in Thun, nahe am Thore — übrigens kann man hier nicht wohl anders wohnen. Ich gehe häufig auf's Land, besehe noch mehrere Güter, mache es aber, nach Ihrem Rathe, in allen Stücken wie der berühmte Cunctator. Indessen gestehe ich, daß mich mancherlei an dem Ihnen schon beschriebenen Gute zu Gwat reizt, besonders der Umstand, daß es kein Haus hat, welcher mir die Freiheit gibt, mir eines a priori zu bauen. Auch ist es so gut wie gewiß, daß der Besitzer mit 24,000 Pfd. zufrieden sein wird. Leute, unpartheiische, meinen, unter diesen Umständen sei das Gut weder zu theuer, noch besonders wohlfeil, und gerade

*) Die Jahreszahl 1801 ist mit andrer Tinte von andrer (H. Zschokke's) Hand in 1802 umgeändert.

Digitized by Google

das könnte den Kauf beschleunigen, denn es flößt mir Vertrauen ein. Ueberdieß hat der Mann eines von den Gesichtern, denen ich zu trauen pflege, man mag die Physiognomik schelten, so viel man will. Damit will ich sagen, daß ich so ziemlich gesinnt sei, fortan dem eigenen Lichte zu folgen. Denn zuletzt muß man doch in der Welt an Rechtschaffenheit glauben, und alles Fragen um Meinung und Rath kann uns davon nicht erlösen, weil wir doch wenigstens an die Rechtschaffenheit dessen glauben müssen, den wir um Rath fragen. — Wie steht's mit Ihrer Lust zum Landleben? Wie stehts mit der Schweizer-Regierung? Denn das hängt zusammen, und inniger als Sie mir gesagt haben. Immer hoffe ich noch, Sie einmal irgendwo im Staate wieder an der Spitze zu sehen, und nirgends, dünkt mich, wären Sie mehr an Ihrer Stelle, als da. — Was mich betrifft, wie die Bauern schreiben, so bin ich, ernsthaft gesprochen, recht vergnügt, denn ich habe die alte Lust zur Arbeit wiederbekommen. Wenn Sie mir einmal mit Geßnern die Freude Ihres Besuches schenken werden, so geben Sie wohl acht auf ein Haus an der Straße, an dem folgender Vers steht: „Ich komme, ich weiß nicht von wo? Ich bin, ich weiß nicht, was? Ich fahre, ich weiß nicht, wohin? Mich wundert, daß ich so fröhlich bin." — Der Vers gefällt mir ungemein und ich kann ihn nicht ohne Freude denken, wenn ich spatzieren gehe. Und das thue ich oft und weit, denn die Natur ist*) hier, wie Sie wissen, mit Geist gearbeitet und das ist ein erfreuliches Schauspiel für einen armen Kauz aus Brandenburg, wo, wie Sie auch wissen, der Künstler**) bei der Arbeit eingeschlummert zu sein scheint. Jetzt zwar sieht auch hier unter den Schneeflocken die Natur wie eine 80jährige Frau aus, aber man sieht es***) ihr doch an, daß sie in ihrer Jugend schön gewesen sein mag. — Ihre Gesellschaft vermisse ich hier sehr, denn außer den Güterverkäufern kenne ich nur Wenige, etwa den Hauptmann Mülinen und seinen Hofmeister, angenehme Männer. Die Leute glauben hier durchgängig, daß ich verliebt sei. Bis jetzt aber bin ich es noch in keiner (sic) Jungfrau, als etwa höchstens in die, deren Stirne mir den Abendstrahl der Sonne zurückwirft, wenn ich am Ufer des Thuner Sees stehe. — Nun genug des Geschwätzes. Hier folgen die Bitten.

I. Ich bitte dem Ueberbringer dieses, Fuhrmann B.†), den Koffer aus Basel, wenn er im Kaufhause angelangt sein sollte, zu übergeben.

II. Ihn in meine ehemalige Wohnung zu schicken, wo er noch einen Koffer, einen Rock, und einige Wäsche in Empfang nehmen soll.

---

*) Nicht: hat, wie in der Selbstschau gedruckt ist.
**) Nicht: die Künstlerin.
***) „Es" fehlt in der Selbstschau.
†) Unleserlich.

Digitized by Google

III. Ihn zu Geßnern zu schicken, wo er die bestellten Bücher übernehmen soll.

IV. Dem Knaben, der mir aufwartete, zu sagen, daß er sich bei dem Huthmacher, der Geßnern gegenüber wohnt, meinen alten von mir dort abgelegten Huth hohlen soll.

V. Mich unaufhörlich herzlich zu lieben, wie in der ersten Stunde unseres Wiedersehens. Heinrich Kleist."

II.

Aus einem Briefe Heinrich Geßners an Heinrich Zschokke, datirt: Auf dem Schlößli bey Bern den 20. October 1802.

In den Unruhen, welche vor dem Wiedererscheinen der französischen Truppen, dem dann die Napoleonische Vermittelungsurkunde folgte, zu Bern ausgebrochen waren, war H. Geßners Buchdruckerei zu Bern versiegelt worden und wurde ihm vom General von Wattenwyl der Befehl ertheilt, die Stadt zu verlassen. Er leistete Widerstand und konnte schließlich bleiben, anders aber ergieng es Ludwig Wieland. . . . .

. . . .

„An Bruder Louis aber übten die Herren ihre ganze Insolenz — eines Morgens wurde er zum Polizey-Director Wild gerufen, der ihm anzeigte, auf allerhöchsten Befehl in Zeit 12 Stunden die Stadt zu räumen, er erbat sich eine nähere Erklärung dieser einmaligen Verfügung, worauf ihm Wild an den Chef der Militär-Polizey, Hrn. Steck von Lenzburg, wies. Nach öfterem Versuch, diesen mündlich zu sprechen, frug er ihn schriftlich und erbat sich einen Paß auf Zürich, indem er nicht glaube, daß ihr Banissement über die Grenze des Cantons sich erstrecke. Dieß war die einzige Pointe des Billets. — Gleich nachher kam Befehl, welcher wörtlich lautete: Ludwig Wieland von Weimar soll innert zwey Stunden außert der Stadt seyn, sonst wird er durch Harschiere hinausgeführt, unterzeichnet Steck von Lenzburg. Diesem Befehle ward ein Paß auf Basel beygelegt. Wie ein Deus ex machina — fand sich Kleist und seine Schwester, die eben über Neuchatel nach Jena*) reisen wollten, und nun ihre Abreise mit Louis sogleich beschlossen — ich erbat mir nun einen Paß vom Unterstatthalter auf Neuchatel, sandte denselben ins General-Quartier zum Unterzeichnen, mit dem Bedeuten, daß Louis eine Gelegenheit gefunden hätte in der beraumten Zeit über Neuchatel zu verreisen, der Leckersbub soll über Basel und in einer Stunde weg seyn und zerrisen den zweyten Paß. Kleist entschloß sich, über Basel zu reisen

*) In Zschokke's Selbstschau, wo ebenfalls von dieser Reise Kleist's die Rede ist, steht unrichtig Genua.

Digitized by Google

und so waren sie in einer Stunde fort. — Wild kam und hielt Haus-Visitation. — Louis ganzes Verbrechen war, wie sich jetzt Hr. Steck entschuldigte, daß Kleist und Wieland vor dem General-Quartier gestanden und gelacht hätten. — So toll sanscüllotisirten diese Herrn. — Der alte Wieland wird ihnen aber etwas erzählen. —" . . . . .

Ich verdanke die Mittheilung vorstehender Briefe der Güte und Liebenswürdigkeit des Herrn Pfarrer Emil Zschokke zu Aarau.

Dr. Ludwig Hirzel.

Ulrich Zwingli.

Ulrich Zwingli, nach den urkundlichen Quellen von J. C. Mörikofer. Leipzig. S. Hirzel. I. Theil 1867, II. Theil 1869.

Noch hat sich seit den fruchtbaren und allseitigen Forschungen auf dem Felde der Reformationsgeschichte die Feder nicht gefunden, welche eine würdige Lebensbeschreibung des deutschen Reformators versucht hätte, ein Werk der Wissenschaft zugleich und eine Gabe für das deutsche Volk. Sein ehernes Denkmal steht aufgerichtet in der Stadt am Rhein, aber noch fehlt das literarische Denkmal, das sein geistiges Bild zum Gemeingut der Nation machte, und vielleicht hätte auch jenes Fest im vorigen Jahr noch eine tiefer gehende Theilnahme gefunden und bleibenderen Eindruck zurückgelassen, wenn unser Geschlecht nicht theologischen Dingen abhold wäre und Luther's Gedächtniß nicht das Schicksal hätte, noch immer vorwiegend durch das Medium theologischer Gelehrsamkeit und theologischen Eifers vermittelt zu werden. Mögen immer die Gottesgelahrten fortfahren, die Schätze aus diesem Geistesschacht aufzufördern und mit ihrem Scharfsinn auszubeuten, wir aber wünschen uns einen Geschichtschreiber, der nicht blos, wie dies schon mit liebevollem Verständniß geschehen, die Charakterzüge des deutschen Mannes sammelte und beredt die Summe seines Wirkens zöge, sondern der uns ausführlich sein Leben erzählte, wie es, tief einschneidend in seine Gegenwart und bestimmend für alle Folgezeit, mitten inne stand in der gewaltigsten Periode der deutschen Geschichte. Denn nicht zufällig ist es, daß es den anderen Völkern, die heute von äußerem Druck befreit sind, unmöglich wird, das über drei Jahrhunderte hinweg nachzuholen, was ihnen damals nicht gelang. Und mit Unrecht würde man den Grund dafür nur darin finden, daß diesen Völkern zugemuthet werde, sich in eine geistige Verfassung zurückzuversetzen, die sie inzwischen auf

Digitized by Google

andere Weise bereits überholt hätten, sondern weit mehr ist dies der Grund, daß die Reformation Martin Luthers wesentlich eine That des deutschen Geistes gewesen ist, die nur in Ländern vorherrschend deutschen Blutes außerhalb des Vaterlandes sich Eingang verschafft hat, eine That fast mehr von nationalem als von theologischem Charakter. Und so müßte uns auch eine Lebensbeschreibung den Mann nicht blos schildern als Gegner des Ablaßhandels und als Urheber der Lehre vom knechtischen Willen, sondern sie müßte zeigen, wie sein Leben eine Verkörperung war von deutscher Art und Sitte, das seiner Zeit angehörte und ihr seinen Tribut bezahlte, aber in welchem wir die unverlierbaren Züge unseres Volksthums wiederfinden, dessen ganze Wiedergeburt und Zukunft auf sein Werk gegründet ist.

An dasjenige Luther's gehalten, ist das Leben Zwingli's einfach zu nennen, beschränkter im Schauplatz und in unmittelbarer Wirksamkeit, und leichter läßt es sich ablösen von dem größeren geschichtlichen Zusammenhang. Stetig reift es heran, ohne jene gewaltigen inneren Krisen wie ohne jene dramatischen Scenen auf der öffentlichen Bühne, welche schon dem Kind unvergeßlich bleiben, wenn es den Namen Luther gehört hat. Klug und entschlossen zugleich thut Zwingli seine Schritte, inmitten eines Gemeinwesens, das ihn trägt und dessen Leitung ihm wie von selbst zufällt. Festgewurzelt in diesem Mittelpunkt greift sein Werk weiter um sich in Stadt und Land, es zielt auf die Erneuerung seines ganzen Volksstamms, und wenn nicht vollendet, so steht es doch festgegründet und unzerstörbar da, als ein heldenmüthiger Tod ihn auf die Wahlstatt streckt. So hat Mörikofer, der verdiente Geschichtschreiber der schweizerischen Literatur im vorigen Jahrhundert, das Leben Ulrich Zwingli's beschrieben, einfach, anspruchslos, mit gelehrtem Fleiß und doch für's Volk bestimmt. Die äußeren Lebensschicksale wie der innere Bildungsgang, Anfang und Fortgang der reformatorischen Thätigkeit, Ausbreitung wie Hemmnisse der neuen Lehre bis zum bewaffneten Conflict und zur Schlußkatastrophe, das Alles ist mit ruhigem, sicherem Griffel erzählt, meist in chronologischer Ordnung. Abschweifungen sind mit Recht vermieden. Man wird weder mit Ausführungen über den Zustand der Kirche im Allgemeinen, noch mit solchen über die politische Weltlage behelligt; auch die theologischen Abschnitte sind kurz und sachgemäß behandelt. Der erste Band schließt mit einer allgemeinen Charakteristik von Zwingli's Persönlichkeit und Wirken, die am Schluß des ganzen Werks wieder aufgenommen und noch genauer durchgearbeitet ist.

Mit Recht gilt Zwingli nicht blos als der Urheber der schweizerischen Kirchenversammlung, sondern auch als politischer Reformator seines Landes. Und zwar ist er dies nicht blos insofern, als mit der Reformation auch die bürgerlichen Verhältnisse der Schweiz einen Umschwung erlitten und die

Digitized by Google

ganze moderne Entwickelung des schweizerischen Staatswesens auf die befreiende That des 16. Jahrhunderts zurückgeführt werden muß. Sondern Zwingli selbst, mit dem klaren Verstand, der sein ganzes Thun auszeichnet, hatte ein scharfes Auge für die politischen Schäden der Eidgenossenschaft, es fehlte ihm nicht an Talent, in die politischen Verhältnisse selbstthätig einzugreifen, und es ist ein ganz besonderes Verdienst des neuesten Biographen, auf Grund eines zum Theil erstmals benutzten urkundlichen Materials den innigen Zusammenhang nachgewiesen zu haben, in welchem Zwingli's Lebensarbeit mit den gleichzeitigen politischen Ereignissen Zürichs und der Schweiz stand.

Der tiefste Schaden des damaligen Schweizervolks war das Pensionswesen. Der vielgepriesene Freiheitssinn des Schweizers verhinderte nicht, daß er sich die unrühmlichste Form der Knechtschaft gefallen ließ, das Söldnerthum. Von Natur dem Kriegshandwerk geneigt, pflegte er sich in den Kriegen damaliger Zeit dem Meistbietenden zu vermiethen. Ackerbau und Industrie mußten darniederliegen bei einem Geschlecht, das durch den raschen Erwerb in fremden Ländern sich die Mittel zu einem gemächlichen Leben zu Hause verschaffte und das nichts Begehrenswertheres kannte, als prachtvolle Kleider und kostbare Geräthe und Gefäße. Als Zürich schon im Jahr 1508 einen ersten Versuch zur Abschaffung des Pensionswesens machte, erklärten die Edelleute, „sie können weder reuten noch hacken, und sie und ihre Kinder bedürfen zu ihrem Auskommen Herrendienste und Pensionen." Die natürliche Folge war eine wilde Rohheit und Lockerheit der Sitten, über die laute Klage geführt wurde, und auch die bundesgenössische Gesinnung mußte leiden unter Verhältnissen, die nicht nur einen beständigen Wechsel der Herren mit sich brachten, sondern nicht selten die Schweizer in feindlichen Lagern einander gegenüberstellten.

Frühzeitig hatte Zwingli seine Blicke auf diese Verhältnisse gerichtet. Es geht dies aus dem „Fabelgedicht vom Ochsen und etlichen Thieren, den Lauf der Dinge begreifend" hervor, einem seiner ersten schriftstellerischen Versuche, aus dem Jahre 1510, worin er eben die politische Stellung der Schweiz unter den Umwerbungen der großen Mächte in allegorischer Form behandelt. Bald hatte er Gelegenheit, das Söldnerwesen aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Er begleitet als Feldprediger seine Landsleute auf mehreren Zügen nach Italien, zuerst im Jahte 1512. In der ersten Zeit freilich überwiegt bei ihm, der selbst ein Sohn der Berge war, die Lust an der frischen Thatkraft und Tapferkeit seiner Volksgenossen, mit Behagen berichtet er von ihren treuen und redlichen Thaten, und es findet seine volle Billigung, daß die Eidgenossen damals dem Papst gegen den französischen König Beistand leisteten. Bei den späteren Zügen überwiegen aber die ungünstigen Ein-

Digitized by Google

drücke. Er ist Zeuge der unwürdigen Intriguen, die durch Bestechung das Heer von seiner Pflicht abbringen und theilen wollen, und voll Entrüstung wendet er sich ab von den gewissenlosen Miethlingen, die das Volk an das Ausland verkaufen. Im Jahre 1516 ist er genöthigt, seine Pfarre in Glarus zu verlassen, und er selbst schreibt dies den Ränken der französischen Partei zu, die er auf jede Weise bekämpft hatte. Und als er nach einigen Jahren in Zürich seine reformatorische Predigt beginnt, trifft er neben dem Ablaßwesen und den sonstigen Mißbräuchen der Kirche immer auch zugleich das Söldnerwesen, gegen das in Zürich sich frühzeitig Opposition geregt hatte, ohne daß sie den anderen Eidgenossen gegenüber durchdringen konnte, und das auch in jener Stadt einflußreiche Fürsprecher besaß. Man fand es denn auch ungehörig, daß der Prediger sich nicht darauf beschränke, das Evangelium auszulegen, sondern sich mit eidgenössischen Staatssachen befasse, die ihn nichts angingen. Selbst der Rath ertheilte ihm eine indirecte Verwarnung, obwol von nun an, durch Neigung und Interessen verbunden, der Rath und Zwingli einander immer näher traten. Der neue Geist, der vom Jahre 1521 an in der Züricher Bürgerschaft bemerkbar ist, und zu dessen entschlossenem Vertreter der Rath sich macht, war wesentlich ein Werk der Predigt und Wirksamkeit Zwingli's. Zürich allein ließ sich damals nicht in das Bündniß mit Franz I. ein, dessen Sold allmälig die ganze übrige Schweiz gewonnen hatte, und als die Abgeordneten der Cantone zugleich mit einem französischen Gesandten in Zürich erschienen, um den Widerstand der Stadt zu brechen, blieb sie fest und legte die Sache einer Abstimmung der Gemeinden vor, welche fast einstimmig erklärten, sie wollten „aller Fürsten und Herren müßig gehen."

Diese Verhältnisse sind wichtig, denn sie vor Allem erklären den Haß, den frühzeitig die Eidgenossen gegen Zürich und seinen Prediger zur Schau trugen. Bereits wurden ungeschickte und stolze Drohworte ausgestoßen. Man gab Zwingli Schuld, daß er die Vereinigung der Eidgenossenschaft gehindert habe, und vornehme Pensionäre, die bisher seine Predigen gerühmt hatten, fingen nun an, ihn einen Ketzer zu schelten.

Anstatt dem französischen Bündniß beizutreten, blieb Zürich dem Papst getreu und bewilligte auf sein Hilfegesuch einen neuen Zuzug; so viel hatten doch die Anhänger des fremden Kriegsdiensts durchzusetzen vermocht, trotz des Widerstands Zwingli's, der überhaupt von den Pensionen nichts mehr wissen wollte, und furchtlos und scharf gegen das „Geldnehmen" predigte. Uebrigens hatte dieser Feldzug, den die Züricher rühmlich und glücklich durchführten, eine sehr günstige Nachwirkung. Die Züricher sahen sich nämlich für ihre Dienste, die dem Papst Parma und Piacenza eingebracht hatten, durch nichts denn durch Vertröstungen und leere Ausflüchte belohnt, was wesentlich dazu beitrug, daß Zürich dem Papst so entschieden den Rücken

Digitized by Google

kehrte, obwol, so lange die Verhandlungen darüber dauerten, beiderseits eine rücksichtsvolle Haltung beobachtet wurde. Der Papst war gegen die Ungläubigen lange Zeit schonend in der Form, weil er die Züricher nicht verlieren wollte, welche fast die Hälfte seiner Gardecompagnie ausmachten. In Zürich aber, wo man über die Treulosigkeit des Papstes empört war, bewahrte gleichwol der Rath in der Hoffnung, doch noch das schuldige Geld zu bekommen, eine kluge Zurückhaltung. Zwingli selbst vermied lange den offenen Bruch mit dem Papst, und dieser behandelte denn auch zu einer Zeit, da er Luther's Lehre wiederholt verdammt hatte, Zwingli noch mit hoffnungsvoller Rücksicht. Später aber berief sich der Papst, wenn er sich der Forderungen Zürichs erwehren wollte, nicht mehr blos auf seine Mittellosigkeit und auf die Schulden, die ihm sein Vorgänger hinterlassen, sondern auch auf die Ketzerei der Züricher und er machte die Rückkehr zum alten Glauben geradezu zur Bedingung der Zahlung, „da den Abtrünnigen vom alten Glauben nicht einmal die eigenen Güter der Heimath und der Väter mit Recht überlassen werden sollen." Bis in's Jahr 1526 zogen sich die fruchtlosen Verhandlungen hin.

Gleich als die Züricher von ihrem Feldzug für den Papst, elend gelichtet, zurückkamen, im Frühjahr 1522, hielt dies Zwingli für die passendste Zeit, energisch gegen das Pensionswesen vorzugehen. Da die Schwyzer eben im Begriff waren, ihre Landesgemeinde zu halten, richtete er an sie „eine göttliche Ermahnung", welche mit patriotischer Beredtsamkeit zu bedenken gab, wie der fremde Solddienst Recht und Gerechtigkeit unterdrücke, Vernunft und Rechtschaffenheit verblende und böse Sitten bringe, denn es sei derselbe die Schule aller Laster und die Mutter bekümmerter Gewissen. Wirklich vermochte die eindringliche Schrift so viel, daß die Landesgemeinde von Schwyz beschloß, auf 25 Jahre die fremden Bündnisse und Jahrgelder fernzuhalten. Freilich wurde schon nach einem halben Jahre der Beschluß durch die französische Partei wieder umgestoßen, und Schwyz stand von da an mit Luzern in erster Reihe als Gegner der Reformation. Schon im Mai 1522 erließ die Tagsatzung zu Luzern einen Abschied, worin die Regierungen aufgefordert wurden, den aufreizenden Predigern das Handwerk zu legen. Dies der Anfang einer immer heftigeren Reaction gegen die Neuerer. Später wurde in Luzern sogar der Beschluß gefaßt, „den Zwingli überall, wo man ihn auf eidgenössischem Boden betreffe, gefänglich einzuziehen." In Zürich dagegen beharrte man standhaft auf dem Verbot des Reislaufens. Das Rathsbuch aus dieser Zeit enthält die Erklärung: „Wir freuen uns, daß wir der Herrenbündnisse ledig sind. Wir wissen, daß sie unchristlich und wider Gott und unsere Nebenmenschen sind. Wir haben befunden, daß sie den Unsern mehrmals übel erschossen; die Unsern sind dadurch werklos geworden, haben ihre

Digitized by Google

Güter verlassen und zuletzt mehr Schaden als Nutzen empfangen." In solchem Grade war die Ueberzeugung des Reformators auch auf die Obrigkeit übergegangen.

Neben der Polemik Zwingli's gegen das Soldwesen waren auch die mannichfachen Ausschreitungen, von denen die schweizerische Reformation so wenig frei war als die deutsche, Gegenstand der Klage der Altgläubigen. Wenn man unter Berufung auf die christliche Freiheit den Zehnten verweigerte und Unfug aller Art trieb, so konnte dies bei den alten Geschlechtern nur den übelsten Eindruck machen. Zwingli suchte ihn nach Kräften zu verwischen, indem er sich ausführlich über den Gehorsam gegen die Obrigkeit verbreitete, und zwar mit nicht geringerer Entschiedenheit, als dies Luther that. Das Evangelium, suchte er zu zeigen, sei nicht wider die Obrigkeit, gebäre nicht Zerrüttung, sondern sei vielmehr „eine Befestigung der Obrigkeit, welche zurechtweist und einig macht mit dem Volk." Gerade in Zürich bestand durch die Haltung des Raths diese Einigkeit in hohem Grade und offenbar ist es die befreundete Stellung, die Zwingli frühzeitig zum Rath einnahm und die Handreichung, die er von diesem empfing, was ihn auch in kirchenrechtlichen Dingen zu ähnlichen Ansichten wie Luther führte. Wenn er auch principiell die geistlichen und weltlichen Dinge schied, so galt ihm doch die Obrigkeit als die Vertreterin der Gemeinde und er wies ihr deshalb die kirchliche Vollziehungsgewalt zu. Das ganze Reformationswerk nahm unter diesen Umständen in Zürich einen geordneten schonenden Gang. In den Bilderstürmern und Wiedertäufern glaubte Zwingli sogar gefährlichere Gegner des Evangeliums zu erblicken, als in den ohnmächtigen Anhängern des Alten. Wie herb seine Stimmung gegen die Demokratie sein konnte, geht z. B. aus folgendem Spruch hervor:

Schöne Pferd, weite Feld und der gemeine Mann
Sind starke Ding, der sie recht brauchen kann.
Läßt man sie ihnen selbst gar und ganz,
Liegen sie wüst, ohne Frucht und Pflanz.

So ohnmächtig waren die Anhänger des Alten indessen keineswegs. Die Mehrheit der eidgenössischen Orte ward der neuen Lehre abhold, die Lage immer gespannter. Auf Anregung der Priesterschaft der vier Waldstädte faßte die Tagsatzung zu Luzern im Januar 1524 den Beschluß, nicht blos beim alten Glauben zu verharren, sondern auch bei der Lässigkeit des Bischofs, selbst mit Strafen gegen die Neuerer vorzugehen. Es erschien eine Deputation in Zürich mit feierlicher Abmahnung, freilich vergebens. Der Beschluß des Züricher Raths von Pfingsten desselben Jahres, die Bilder zu beseitigen, und im folgenden Jahre die Beseitigung der Messe, machten, als der entschie-

denste Bruch mit dem alten Gottesdienst, den Riß noch größer. Die Waldstädte erklärten, auf den Tagsatzungen nicht mehr neben Zürich sitzen zu wollen. Drohungen von Strafe mit den Waffen wurden laut, die aber jetzt noch in Folge von Bern's besonnener Vermittelung unwirksam blieben. Auch die Disputation in Baden war in der Form, wie sie von der Tagsatzung beschlossen worden war, eine Herausforderung und Beleidigung Zürichs, weswegen Zwingli gar nicht auf ihr erschien. Von neun Orten in den großen Bann gethan, trat auch er von da an mit größerer Entschlossenheit und Strenge auf. Insbesondere wurden in Zürich die Gesetze gegen das Reislaufen wiederholt und verschärft, nachdem eine abermalige „treue und ernstliche Mahnung", die Zwingli im Mai 1524 an die Eidgenossen gerichtet hatte, ohne Erfolg geblieben war. Es ist bemerkenswerth, daß Zwingli, wenn er die Gegner der Reformation bekämpfte, sie gern mit dem Namen „Pensionar" zusammenfaßte. Im Söldnerwesen sah er ein Haupthinderniß für die Ausbreitung des Evangeliums. Und in der That waren die einflußreichsten Gegner der Reform, sowohl in den übrigen Ständen als in Zürich, durch Gaben fremder Fürsten verpflichtet. Wo Zwingli Widerstand gegen das Evangelium fand, witterte er — vielleicht zuweilen allzurasch — die Wirkung fremden Goldes. Auf seine Anklage hin wird eine strenge Untersuchung gegen die vom Auslande Besoldeten eingeleitet, und als in Folge dieser Untersuchung der Junker Jakob Grebel hingerichtet wird, der Gelder vom Kaiser, vom Franzosen und vom Papst empfangen, rechtfertigt Zwingli diese blutige Strenge mit der Nothwendigkeit, an der „catilinarischen Rotte" ein Beispiel zu statuiren. „Alles genau betrachtet, schien die Zeit gekommen, jenes Geschwür der Pensionäre, ja der Verräther und Meineidigen einmal aufzureißen; hauptsächlich da Alle klar sahen; alle Rathschläge auf den Tagsatzungen werden durch Mieth und Gaben verfälscht, und nicht nur das, sondern auf die gleiche Weise werden auch Miethlinge gedungen, damit sie dem Evangelium Widerstand leisten, wenn sie den Fürsten gegen das Wohl des Vaterlandes beistehen."

Zu Anfang des Jahres 1527 tritt Zürich mit der offenen Klage auf, daß die katholischen Orte mit Oestreich sich in ein „Verkommniß" eingelassen, und es macht bei der Eidgenossenschaft einen ernsthaften Versöhnungsversuch, „damit nicht Rath und Hilfe bei Auswärtigen versucht werde, denn solches sei nach der Unterweisung der Geschichtschreiber der Anfang der künftigen Zerstörung des Vaterlandes." Die vermittelnden Orte, an ihrer Spitze Bern, zeigen eine unverkennbare Hinneigung zu Zürich. Aber dies bestärkt nur die Waldstädte in ihrem Widerstand. Die Parteien beginnen sich jetzt bestimmter zu scheiden, und während die Waldorte immer tiefer in die Freundschaft mit dem alten Erbfeind sich einlassen, findet sich auch Zürich ge-

Digitized by Google

nöthigt, nach einem Rückhalt sich umzusehen. Es sucht ihn zunächst in den durch den Verkehr verbundenen wie durch gemeinsame Einrichtungen und gleiche Bildung verwandten Reichsstädten Süddeutschlands, insbesondere in Straßburg, Mühlhausen, Ulm, Augsburg, Constanz. Zu Ende 1527 kam ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß zwischen Zürich und Constanz unter dem Namen „Burgrecht" zu Stande. Am 6. Januar 1528 trat auch Bern diesem Bündniß bei, ein entscheidender Schritt, durch welchen das Werk der Reformation in der Schweiz als gesichert erscheinen konnte. An eine gewaltsame Unterdrückung des Evangeliums war seit der Verbindung Zürich's und Bern's nicht mehr zu denken, denn beide zusammen waren allen katholischen Cantonen überlegen. Es war die Folge dieses Bündnisses, daß Bern nun auch der Verbindung mit Frankreich entsagte und nach dem Vorgang Zürich's allen fremden Kriegsdienst verbot. Später traten auch Mühlhausen, St. Gallen, Biel dem Burgrecht bei.

Zwingli erscheint von nun an nicht blos als die Seele der schweizerischen Reformation, dessen Vermittelung überall angerufen wird, wo es in Folge der religiösen Bewegung zu Conflicten oder, wie dies in Bern und Basel der Fall war, zu tumultuarischen Auftritten kam, sondern er erscheint vor Allem als die Seele des Züricherischen Staatswesens. Kein politisches Geschäft wird ohne sein Vorwissen oder vielmehr ohne seine Leitung vorgenommen. Je enger die religiöse Frage sich auf diesem Boden mit politischen Motiven aller Art verband — so empfanden es die Bergcantone deutlich, wie sie durch die aufstrebenden Städtecantone aus ihrer bisherigen privilegirten Stellung verdrängt werden sollten, um so natürlicher war es, daß der Führer der ganzen Bewegung auch eine politisch einflußreiche Persönlichkeit wurde. Auf sein Betreiben wird im Januar 1529 um die Leitung der Geschäfte zu concentriren, ein „Geheimer Rath" mit ausgedehnten Vollmachten eingesetzt. Er selbst erscheint als förmliches Mitglied dieses Raths, und ist in Wirklichkeit der Regent von Zürich, der die übrigen Rathsherren, die alle ohne Bedeutung gewesen zu sein scheinen, weit überragt. Seine Stellung in dieser Zeit erinnert lebhaft an diejenige, welche 35 Jahre früher Savonarola in Florenz inne hatte. Und wenn auch in Zwingli, der gewissermaßen der modernste unter den Reformatoren ist, kein Theil von dem mönchischen Fanatismus und der mystischen Ueberschwenglichkeit des Florentiners war, so zeigte sich doch auch an ihm die bedenkliche Klippe jedes geistlich-weltlichen Regiments. Man gewinnt doch den Eindruck, daß sein geistlicher Eifer ihn in eine Politik fortriß, welche das Gegengewicht bürgerlicher Räthe, bedacht auf sorgsamere Wahrung von Einrichtungen und Rechtszuständen, vermissen ließ. Schon im Anfang der Reformation war es ein Zwingli vertrauter Gedanke gewesen: „die Kirche, wie sie durch Blut er-

Digitized by Google

rungen worden, kann auch auf keine andere Weise als durch Blut erneuert werden." Indem er jetzt von der Voraussetzung ausging, auch in den Waldcantonen sei das Volk für das Evangelium empfänglich und geneigt, wenn es nur nicht von seinen Führern zurückgehalten würde, sah er es als ein Recht an, mit Waffengewalt die Sache des Evangeliums nicht blos zu vertheidigen, sondern auch auszubreiten. Andererseits waren freilich die Dinge bereits soweit gediehen, daß an einen friedlichen Austrag kaum mehr zu denken war. Im April 1529 hatten die fünf Orte ein förmliches Bündniß mit König Ferdinand abgeschlossen, und auf dem Reichstag zu Speyer wurde an einem allgemeinen Bündniß der katholischen Fürsten zur Unterdrückung der neuen Lehre gearbeitet. Wenn aber der Krieg unvermeidlich war, so wird man Zwingli nicht tadeln können, wenn er durch eine rasche Initiative seiner Sache den Sieg zu sichern gedachte. Mit derselben ruhigen Entschlossenheit, mit der er das Kirchenwesen seines Landes umgewandelt, entwarf er jetzt die Pläne des Feldzugs und stellte die Regeln zusammen, welche Erfahrung und Klugheit dem Züricherischen Feldhauptmann an die Hand geben konnten, und des eigenen Staates sicher wandte er sich jetzt mit beredten Worten an die Bürger von Bern, standhaft zu sein und den Krieg nicht zu fürchten. „Denn jener Frieden, auf den einige so sehr dringen, ist kein Frieden, sondern Krieg. Und der Krieg, auf den wir bestehen, ist kein Krieg, sondern Frieden. Das Ziel, auf welches wir losgehen, ist nicht grausam, sondern freundlich und väterlich. Wir wünschen Manche zu retten, welche aus Unkenntniß verloren gehen. Wir verlangen, die Freiheit zu retten." In Bern aber theilte man die Ansicht von der Nothwendigkeit des Krieges keineswegs. Das Zögern und Vermitteln dieses nächsten Bundesgenossen verhinderte für diesmal noch den Ausbruch. Sehr gegen Zwingli's Willen wurde der erste Cappler Friede geschlossen, der in der That kein Friede war, dessen streitige Auslegung vielmehr der Anlaß zu dem zwei Jahre später wirklich ausbrechenden Kriege wurde. Der unselige Abendmahlsstreit, der seit dem Jahre 1526 in einer Reihe von Schriften und Gegenschriften wüthete, und der auf dem Marburger Gespräch im October 1529, anstatt seine Beilegung, vielmehr seine definitive Verfestigung fand, war zugleich die Ursache, daß die vielleicht letzte Gelegenheit, die Schweizer Städte beim Reich zu halten, verloren ging. Unter dem Eindruck des Reichstags von Speyer sollte eine Vereinigung sämmtlicher evangelischer Fürsten, Städte und Länder hergestellt werden. Seit Marburg bestand aber Luther darauf, daß vollkommene Einheit des Glaubens dazu gehöre, wenn man sich gegenseitig vertheidigen wolle, und daß insbesondere keine Differenz in Bezug auf das Abendmahl stattfinden dürfe. Aus diesem Grunde verweigerten bei der Versammlung zu Schmalkalden Ende 1529 die

Digitized by Google

zu Zwingli neigenden oberländischen Städte die Unterzeichnung. Doch kam in Folge der Bemühungen namentlich Bucer's während des Reichstags zu Augsburg der Entwurf eines Vergleichs mit den oberländischen und schweizerischen Städten zu Stande, und die Straßburger thaten das Mögliche, um die Schweizer zu gewinnen. Ebenso betrieb der Landgraf von Hessen nach dem bedrohlichen Ausgang dieses Reichstags nach Kräften den gemeinsamen bewaffneten Bund. Durch Constanz sollten die Schweizer zu dem schmalkaldischen Bündniß eingeladen werden, und Zürich nennt in seiner Antwort an Constanz diesen Vorschlag eine herrliche, ganz tröstliche und wichtige Sache und forderte sofort Bern zum Beitritt auf. Allein da die Lutheraner den Vergleich in ihrem Sinn interpretirten, so besorgte jetzt Zwingli, daß durch die Ausgleichsformel „die Wahrheit möchte vermuslet werden.“ Vergebens erinnerte Capito daran, daß der Ausgleich zwar weder Zwingli noch die streng lutherische Meinung befriedigen könne, da aber im schmalkaldischen Bündniß kein Glaubensartikel vorkomme, so habe man die volle Freiheit nach seiner Ueberzeugung zu denken und zu glauben. Vergebens wies der Landgraf von Hessen Zwingli auf das Beispiel des Apostels Paulus, der auch „dick gewichen.“ Das Ende der Verhandlungen war, daß die oberländischen Städte sich so weit der lutherischen Meinung bequemten, daß sie im Frühjahr 1531 in den schmalkaldischen Bund aufgenommen wurden. Die Schweizer aber blieben getreu. Zwingli schrieb zur Rechtfertigung an Bucer: „Ihr geht offenbar darauf aus, daß eine falsche Concordie zu Stande komme, welche täglich neuen Zwist erregt, während ihr nur darauf ausgehen solltet, daß der Sachse und die übrigen Fürsten und Völker auf dem Bündniß beständen, obgleich die Gelehrten in dieser Sache auseinander gehen.“

Die von Zwingli unterdessen fortgesetzten Bemühungen, eine Vereinigung wenigstens mit den süddeutschen Reichsstädten anzubahnen, mußten unter diesen Umständen erfolglos bleiben. Nur Straßburg trat Ende 1529 dem schweizerischen Burgrecht bei. Ein Bündniß, das Zürich im December 1530 mit dem Landgrafen von Hessen abschloß, wurde wenigstens niemals praktisch. Fruchtlos waren auch die Verhandlungen Zürichs mit Venedig und Frankreich. Nirgend war Aussicht auf Hilfe, als im Jahre 1531 in der Schweiz der ernsthafte Conflict näher und näher sich zusammenzog, und da auch die befreundeten Cantone keineswegs den kriegerischen Eifer theilten, von welchem Zwingli beseelt war, Bern insbesondere mit Vermitteln gar nicht fertig werden konnte, so stand Zürich, das in diesen Vermittlungsversuchen die beste Zeit verlor, schließlich ganz allein in dem Kampf gegen die übermächtigen fünf Orte. Letztere hatten übrigens gleichfalls vergebens auf Hilfe aus dem Ausland, gehofft; nur der Papst hatte ihnen einige hundert italienische Streiter geschickt.

Wie radical die Gedanken Zwingli's über die Umgestaltung der Eid-

Digitized by

genossenschaft waren, geht aus dem merkwürdigen Programm hervor, das er als vertraulichen Vorschlag kurz vor dem Ausbruch des Krieges an Bern sandte, und dessen Inhalt kurz darauf hinausläuft, daß Bern und Zürich die Vogteien, d. h. die bisher der Eidgenossenschaft gemeinschaftlichen Territorien an sich reißen und gemeinsam ein hegemonisches Regiment führen, die fünf Orte aber mediatisiren sollten, denn „wer nicht Herr sein kann, dem ist es billig, daß er Knecht sei." In späteren Zeiten sollten diese in solcher Form freilich gewaltsamen Ideen im Wesentlichen allerdings verwirklicht werden, Dank dem Uebergewicht, das diesen beiden Orten nicht blos die größere Macht, sondern vor Allem die protestantische Bildung verlieh. Aber für jetzt machte die unglückliche Schlacht von Cappel solchen Planen ein rasches Ende. Sie raffte nicht blos den heldenmüthigen Reformator auf der Höhe seines Lebens und seiner Wirksamkeit hinweg, es mußte auch ein ungünstiger Friede geschlossen werden, der das Reformationswerk in der Schweiz für immer zum Stillstand brachte. Interessant ist es, dabei zu bemerken, wie in Zürich selbst nach dem Hingang Zwingli's eine starke Reaction sich zeigte, weniger gegen die Sache der Reformation, obwol deren Gegner jetzt gleichfalls das Haupt höher trugen, als vielmehr gegen den geistlichen Eifer, der bis dahin die Seele der Staatsverwaltung gewesen war. Mörikofer bemerkt: „Je höher Zwingli's Gedanken die Fassungskraft und das Verständniß der damaligen Mitglieder des Züricherischen Rathes überragten, desto weniger waren sie geneigt, nachträglich für dieselben einzustehen, und desto weniger Mühe kostete es ihnen, sich öffentlich und auffallend von seinem bisher auf sie ausgeübten Einflusse loszusagen." Auch in diesem Punkt drängt sich die Parallele mit Savonarola auf, dessen Sache von da an verloren war, als das bürgerliche Element sich wider den geistlichen Fanatismus des Allgebietenden aufzulehnen begann. Unter dem Eindruck der Unglücksschläge, bereute man es jetzt in Zürich, daß man „durch etliche hochmüthige, unruhige, aufrührerische Leute geistlichen und weltlichen Standes in einen schweren, verderblichen Krieg und schädliche Empörung gegen unsere Eidgenossen gewachsen" und es wurde ein Abkommen zwischen Stadt und Land getroffen, wonach die heimlichen Räthe abgeschafft werden und hinfort der Rath ohne Wissen und Willen der Landschaft keinen Krieg anfangen sollte; das Festhalten an der Reformation wurde zwar auf's Neue ausgesprochen, aber der bezeichnende Artikel beigefügt: „Wir sind erbötig, hinfür in unserer Stadt Prädikanten anzunehmen, die friedsam seien und auf Fried und Ruh stellen; wir werden auch den Prädikanten nicht gestatten, die Leute als gottlos, böswillig und mit ehrverletzenden Schmähungen anzuziehen und zu schelten, sondern alles Fleißes darob und daran sein, daß sie das Gotteswort und die Wahrheit christlich, tugendlich und freundlich verkünden, die Laster mit der Schrift strafen, doch

Digitized by Google

sich keiner weltlichen Sachen, die weltlichem Regiment und Obrigkeit zustehen weder in Stadt noch Land, im Rath oder daneben nicht beladen, sondern uns, nachdem uns christlich, löblich und Stadt und Land nützlich dünkt, regieren lassen."

Solch schwachmüthige Verlängerung war freilich nur ein Zeugniß der vorübergehenden Einwirkung der Reaction. Zwingli's Gedächtniß lebte fort in der festgegründeten Treue gegen die Reformation, die immer inniger mit dem öffentlichen und häuslichen Leben verwuchs, in der Aufrechthaltung der Sittengesetze, in dem Verbot des Reislaufens. Eine unparteiische Würdigung seiner ganzen Wirksamkeit war erst einer späteren Zeit vorbehalten. Wir können Mörikofen's Buch nur mit dem Eindruck aus der Hand legen, daß sein Schlußurtheil über Zwingli, namentlich der durchgeführte Vergleich mit Luther, zutreffend und wohlbemessen ist. Es verleugnet sich nicht die Vorliebe für den Helden des eigenen Volksstamms, aber es sind freimüthig wie die Vorzüge, so auch die Mängel an's Licht gesetzt. Und wenn der Verfasser willig die gewaltig überragende Größe des deutschen Reformators anerkennt, so erfreut man sich in seiner fleißigen Erzählung gerne auch derjenigen Züge, welche uns wiederum den schweizerischen Mitstreiter besonders Werth machen. Schließlich bleibt es doch ein unschätzbarer Segen, daß sich das Werk der Reformation an eine Anzahl von Männer verschiedener Gaben vertheilt, so daß der neue Glaube von Anfang an eine Mannigfaltigkeit verschiedener Richtungen in seinem Schoße dulden mußte, gegen welche die Liebe und der Haß und das Aufgebot allen Scharfsinns nichts vermochte. Und an diesen Ursprung müssen immer wieder diejenigen erinnert werden, welche, sei es in einer der Reformationskirchen oder auch in ihrer Gesammtheit, jene künstliche Einheit vermissen oder herzustellen beflissen sind, die das Zeichen der römischen Kirche ist.

L.

Aus Schwaben.

Anfang November.

Es ist zu vermuthen, daß die Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei, mit welchen der streitbare Abgeordnete für Wiesbaden soeben unsere politische Literatur bereichert hat, nicht wenig Staub in unserm Land aufwerfen werden. Vorausgesetzt, daß man es nicht vorzieht, in den Mantel selbstbewährter Tugend gehüllt sie zu ignoriren, was aber schon darum nicht zu besorgen ist, weil der zweite Band dieses Bilderbuchs keinem geringeren

Digitized by

gewidmet ist als Herrn Carl Mayer selbst, und man doch von dem Abgeordneten von Besigheim, der bekanntlich nicht weniger schreibselig als redselig, erwarten kann, daß er mindestens seinen Dank für besagte Widmung der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten wird.

Nicht Jedermann kann es ertragen, wenn das Ernsthafte zuweilen auch in das Gewand des Humors und mehr oder minder harmlosen Spottes sich kleidet. Strenge Moralisten rümpfen die Nase und klagen über die Verletzung von Takt und Würde. Nun will man die Erfahrung gemacht haben, daß jene strengen Moralisten in der Regel diejenigen sind, welche die Zielscheibe solchen Humors geworden und beim besten Bemühen nicht in der Lage sind, mit gleicher Waffe in dem Kampfe zu glänzen. Man wird nicht irren, wenn man aus dieser in der menschlichen Natur liegenden Schwäche die ausnehmende Berücksichtigung herleitet, welche seit lange gerade dem Abgeordneten von Wiesbaden die feindliche Presse angedeihen läßt. Die doppelte Rüstung des geschriebenen und des gesprochenen Worts, die doppelte Waffe von Ernst und Scherz macht ihn jener speciellen Aufmerksamkeit überaus würdig, und es ist nur erfreulich, daß derselbe immer wieder redlich erwiedert wird durch neue Salven sichertreffender Geschosse.

Diesmal nun hat sich ein wahres Xenienwetter über dem kleinstaatlichen Particularismus entladen. Leichen und Trümmer bedecken das Schlachtfeld. Die verschiedenen Repräsentanten des Zwergstaatenthums liegen nicht minder gründlich am Boden, als damals die Helden des Zwergliteratenthums durch die Weimar'schen Olympier niedergestreckt wurden. Manches nun, wie das Kleinfürstenthum in des Verfassers eigener Heimath gehörte bereits den gerichteten Dingen an und forderte gleichsam nur noch einen geschichtlich retrospectiven Humor heraus. Aber es war für den Verfasser noch Stoff genug vorhanden, der aus der lebendigen Gegenwart geschöpft ist und für den darum mit Recht die Pfeile noch schärfer gespitzt wurden. Dahin gehört vor Allem der annoch kräftig blühende Particularismus an den Gewässern des Nesenbach.

Zu welchen Antixenien nun der letztere seinen Geist aufstacheln wird, um das theilnehmende Mitgefühl des Publicums zu gewinnen, bleibt abzuwarten. Eines wird aber auch der Gegner, wofern er billig ist, nicht in Abrede ziehen wollen, das ist die vertraute Kenntniß von Personen und Dingen in Schwaben, die der Verfasser entwickelt, eine Kenntniß, die sich bis zu intimsten Charaktereigenthümlichkeiten des Stammes erstreckt, wie sie nur einem besonderen Scharfblick sich enthüllen. Wer sich die Portraits der 17 schwäbischen Zollparlamentsabgeordneten betrachtet, der wird sich zwar nicht wundern, wie sie den Geschilderten selbst nicht schmeichelhaft dünken, wobei dann doch ein jeder sich heimlich sagen wird, daß die der andern 16 aller-

Digitized by Google

dings nicht übel getroffen seien, aber er wird sich wundern, wie ein Norddeutscher — Norddeutschland fängt für den Schwaben im Grund gleich außerhalb Heilbronn und Mergentheim an — so viel Fleiß und Studium an diese Charakterköpfe verwandt hat, die ihn fast einer verlorenen Neigung für eben diese Schwaben verdächtig machen könnten.

Aufrichtig gesagt, so scharf die Zeichnung ausgefallen ist, so sind doch im Ganzen unsere schwäbischen Zustände und Personen eher noch mit allzugroßer Milde als mit allzugroßer Schärfe behandelt. Wenn z. B. das schwäbische Zollparlamentsmitglied für Zopfingen schon nach einigen Wochen in sein heimliches Tagebuch Bemerkungen einträgt, welche ihm die Bewunderung für großartige Entwickelung und riesige Betriebsamkeit der Norddeutschen Bundeshauptstadt, oder die aufdämmernde Erkenntniß der heimischen Schwächen abgenöthigt hat, so gehört das offenbar in das Capitel der poetischen Licenz, für welche tausend Jahre sind wie Ein Tag. Der Xeniendichter verlegte — und das ist ein Recht des Dichters — in die rasch belehrbare Seele eines harmlosen Individuums, was in Wahrheit nur das Product eines Processes von vielen Jahren und Jahrzenten sein wird. Und so hat denn auch der Dichter kühn über die Schranken der Zeit sich hinweggeschwungen, wenn er in der Epistel an die Dame dieser zuversichtlich erklärt, er werde das nächste Mal die Ehre haben, „ihr statt der Herren Varnbüler und Consorten die Herren Landtagspräsident Weber, Prof. Römer, Gustav Müller, Prof. Reyscher, Dr. O. Elben u. s. w. als Zollparlamentsabgeordnete vorzustellen.“ So weit sind wir noch lange nicht. Viel schlimmer stehen die Dinge. Der letzte Zollparlamentsabgeordnete, den das schwäbische Volk gewählt, geht eigener Erklärung zufolge nach Berlin, um mit seinen Genossen das Einigungswerk wenigstens zu "verpfuschen", und der letzte Landtagsabgeordnete, der gewählt ist, interpretirte seinen Wählern den Satz: „Lieber französisch als preußisch.“ So stehen wir in Wirklichkeit. Noch heute sind wir genau auf demselben Punkt wie im März 1868, als die Wahlbewegung für das Zollparlament dem schwäbischen Namen eine so wenig schmeichelhafte Berühmtheit verschaffte.

Wie das nur möglich ist? Wie es kommt, daß Schwaben, „die Heimath der Schiller, Kepler, Hegel, Strauß, Auerbach“, wie der Verfasser des Kleinstaatenbilderbuchs nicht verfehlt mehrmals neidlos anzumerken, heute eigentlich, was politische Bildung betrifft, nur noch mit Einem Stamm deutscher Nation zu vergleichen ist, nämlich mit den Eingeborenen von Ober- und Niederbayern, aus welcher Provinz allerdings eine stattliche Reihe großer Männer erwachsen ist, wie wenigstens derjenige leicht sich überzeugt, der durch die Denkmalgepflasterten Straßen von Isar-Athen wandelt?

Weder eine tadelnswerthe Lässigkeit der nationalen Partei, noch eine

Digitized by Google

auffallende Geschicklichkeit und Rührigkeit von der antinationalen Seite wird man dafür verantwortlich machen dürfen. Denn diesen Agitationen der Parteien ist doch nur ein verhältnißmäßig kleiner Bruchtheil der Bevölkerung zugänglich. Die Menge gehorcht dem Gesetz der Schwere, und so liegt denn der Grund vielmehr in der natürlichen Trägheit der großen Masse, die durch keine äußeren Ereignisse zu Entschluß und Selbstbestimmung genöthigt, es am bequemsten findet, sich an die Situation zu halten, wie sie bei dem letzten entscheidenden Zusammenstoß der Parteien — und das waren eben die Zollparlamentswahlen — sich gestaltet hat. Damals hat das jetzt lebende Geschlecht seine politische Stellung genommen, und dabei wird es zunächst bleiben. Der Schwabe wäre mit Unrecht um seines harten Kopfes willen berühmt, wenn schon nach einer Frist von ein oder zwei Jahren, ohne daß ein großer Anstoß von außen seinen Gleichmuth erschütterte, eine erhebliche Aenderung seines Sinnes zu constatiren wäre. Das läßt er sich schon gar nicht nachsagen. Er hat damals im Frühjahr 1868 die Sache gründlich genommen, und jetzt bleibt's dabei.

Was seitdem an politischer Action im eigenen Lande sich abspielte, trug zu sehr den Charakter der Halbheit und Zweideutigkeit, um die Situation zu verändern. Man wußte niemals recht, wie man daran war; heute blies der Wind ein wenig von dieser, morgen ein wenig von jener Seite, daraus war nicht klug zu werden, und wie der Mühler'sche Student, um dem verwirrenden Anblick der tanzenden Häuser und des schiefgezogenen Mondgesichts zu entgehen, sich kurz zu dem Entschluß resolvirt: „Da geh ich lieber in's Wirthshaus zurück", so glaubte das schwäbische Volk, beirrt durch die rasch wechselnden Nüancen der officiellen Politik, jedesmal am sichersten zu gehen, wenn es zurückkehrte zu jener klaren Formulirung der Parteigegensätze, die ihm am tiefsten in's Gedächtniß geprägt war. Damals hatte es geheißen: „Es darf kein Preuße gewählt werden"; das war verständlich. Damals hatte das Volk gesehen, wie die Regierung mit den Männern der Demokratie einträchtig Arm in Arm wandelte, so daß man im Zweifel sein konnte, wo denn eigentlich der Sitz der Regierung sich befinde, in den Ministerien oder im Redactionslocal des „Beobachters". Das hatte ja auch der zugleich höchst unterwürfigen und auf ihren eingebildeten Freiheitssinn nicht wenig stolzen Eigenart dieses Volksstammes unendlich geschmeichelt, daß man jetzt zugleich höchst loyal und zugleich ein feuriger Bewunderer des „Beobachters" sein konnte. War doch selbst der Hof nahe daran, eine Hauptstütze in dem einst so gefürchteten Blatte zu finden, das jetzt die Güte des Königs und die Schönheit der Königin so beweglich zu preisen wußte. Der Revisor und der Registrator brauchten das gefährliche Blatt, an dem sie sich bisher heimlich ergötzt, nicht

Digitized by

mehr scheu zu verstecken, sie durften sich sogar den kitzelnden Genuß erlauben, selbst dahin zu correspondiren oder des Abends im Wirthshaus mit den daraus entlehnten Phrasen öffentlich hervorzuthun. Sie konnten sicher sein, damit nicht mehr sich mißliebig zu machen, sondern im Gegentheil steigende Gunst bei ihren Oberen zu erwerben. Und andererseits hatte es auch den ländlichen Demokraten nicht wenig geschmeichelt, mit den hohen Herren, die jetzt so herablassend mit den Republikanern verkehrten, in einem und demselben Chaischen die Wahlorte zu bereisen. Ja geradezu ein festliches Gefühl mußte den Demokraten beschleichen, wenn ihm die Ehre vergönnt war, ohne vom „Beobachter" abgestraft zu werden, für die Herren Mittnacht und Varnbüler und den „treuen Neurath" ins Feuer zu gehen.

Die Regierung blieb damit einfach in der Rolle, die sie im Frühjahr 1866 gespielt hatte, als es galt, das ganze Land zu heiligem Kriegseifer gegen das barbarische Volk der Preußen zu entzünden. Alle Mittel, welche eine Regierung in der Hand hat, waren damals aufgeboten, die officielle Presse ausnahmsweise mit fähigen Köpfen besetzt worden, um die öffentliche Meinung des Landes in die wünschenswerthe Verfassung und Temperatur zu bringen. Als ob inzwischen nichts geschehen wäre, als ob der Krieg nicht rasch das demüthigende Ende genommen hätte und ein günstiger Friede nur durch das Gelöbniß treuer Allianz mit Preußen erkauft worden wäre, baute nun die Regierung zwei Jahre darauf sorglos auf dem damals gelegten Grunde weiter. Als sie im Zollparlamentskampf als Dritter im Bunde der Coalition der Radicalen und Ultramontanen beitrat, entschied sie die Stimmung der großen Masse des Landes, welche der stürmischen Werbung der Parteien weniger zugänglich ist, als jenem sanft wehenden Zephyr, der in den Ministerialgebäuden zubereitet und durch zahlreiche dienstwillige Organe weitergetragen wird. Diese Stimmung zu ändern hat aber die Regierung seither nichts gethan. Der „Staatsanzeiger" blieb, seitdem er nicht mehr an den slavischen Horden der norddeutschen Tiefebene seine Witze üben durfte, stumm; es hätte der Regierung wiederholt nicht an der Gelegenheit einzulenken gefehlt, allein auch als es galt, den neuen Zollvereinsvertrag, den Allianzvertrag, die neue Militärverfassung durch eine widerstrebende Kammer durchzubringen, wurde — es ist fast unglaublich — nicht der mindeste Versuch gemacht, auf die öffentliche Meinung des Landes zu wirken; ja die kleine Presse, wie man im Vertrauen von Hof und Regierung wußte, hörte selbst in solchen Augenblicken nicht auf, gegen die „Preußen" zu hetzen, mit deren Hilfe man allein jene Verträge und Gesetze durchzubringen im Stande war. Die Regierung schien sich an der Verwirrung, in der sie das Land stürzte, ordentlich zu weiden, und die Wirkung all' ihrer Schwankungen war schließlich die, daß diejenigen, welche gewohnt waren, von dort

Digitized by Google

her ihre Inspirationen zu beziehen, darauf verzichteten, das Räthsel der Sphinx zu lösen und sich an diejenige Periode hielten, wo die Regierung, durch keine Rücksichten eingeschränkt, sich keinerlei Zwang auferlegt hatte.

Auch die Landtagswahlen brachten darin keine Aenderung. Wenn die Regierung jetzt genöthigt war, in erster Linie gegen die Demokratie Front zu machen, so war das langsamere und bedächtigere Volk nicht im Stande, diese Schwenkung mit derselben raschen Eleganz zu vollziehen, mit welcher Herr v. Varnbüler wenige Wochen nach seinem Vae victis den Bußgang nach Nicolsburg ausgeführt hatte. Ueberdies lag es auf der Hand, daß die Regierung, wenn sie jetzt die Polemik gegen die deutsche Partei einstellte und ihr sogar einen Schritt entgegenkam, dies nicht deswegen that, weil sie Reue empfand über ihre frühere Haltung, sondern einzig, um sich die starke demokratische Opposition auf dem eigenen Landtag fern zu halten. Wenn die deutsche Partei in manchen Wahlbezirken den Candidaten der Regierung unterstützte, that sie es nicht, um den Ministern ihr Vertrauen zu bezeugen, sondern weil ihr im Augenblick derjenige immerhin der schlimmere Feind schien, der die Verbindlichkeit der Verträge geradezu leugnete und auf die Abschaffung der neuen Wehrverfassung eingeschworen war. Selbstverständlich rechnete sie nirgend auf Dank und sie erfuhr ihn zum Glück auch nirgend. Unter den Organen der Regierung, die in unserem meistregierten Lande immer einen erheblichen Einfluß auf die politischen Wahlen ausgeübt hatten, riß jetzt Disciplinlosigkeit, ja völlige Anarchie ein. Sie blieben da, wo nicht ein Candidat der Regierung in Frage war, sondern die Volkspartei und die deutsche Partei sich das Feld streitig machten, ohne Instruction und mußten sich selbst helfen, die wahre Meinung ihrer Oberen zu errathen. Die Einen riethen so, die Anderen so, die Meisten aber glaubten am vorsichtigsten zu gehen, wenn sie sich an die alte Parole hielten und gegen die „Preußen" waren. Noch bei dem jüngsten Wahlkampf im Bezirk Oehringen, wo die Candidaten der deutschen und der Volkspartei einander gegenüberstanden, flüsterte der Beobachter, ohne zurechtgewiesen zu werden, den Beamten in's Ohr, es scheine wohl, als ob die Regierung gegen die Wahl des Demokraten sei, allein es scheine nur so, die Beamten möchten sich dadurch nicht irre machen lassen, sie dürften vollkommen sicher sein, daß sie sich nicht im Geringsten mißliebig machten, wenn sie im Gegentheil gegen die Wahl eines „Preußen" agitirten. In der That, das sicherste war das jedenfalls, denn man hat nie gehört, daß ein Beamter sich dadurch, daß er die Preußen allzulebhaft bekämpfte, einen leisen Tadel aus dem Ministerhôtel zugezogen hätte. An Beispielen der entgegengesetzten Gattung aber hat es nicht gefehlt, besonders im Departement des Herrn v. Golther. Und es ist Thatsache, daß diese einflußreiche Bevölkerungsclasse, die vor zwei Jahren vom „Beobachter" in

Digitized by Google

Bausch und Bogen als preußisch denuncirt wurde, seitdem ungleich zurückhaltender mit dem Ausdruck ihrer politischen Ansichten — selbst im Privatleben — geworden ist. Sie hat gelernt, vorsichtiger zu sein. Nun erntet jetzt die Regierung selbst die Früchte dieses Einschüchterungssystems. Sie selbst trägt nun den Schaden, daß ihre Organe theils zurückhaltender, theils einflußloser geworden sind.

Es wäre für eine würtembergische Regierung sehr leicht gewesen, sich, nachdem die vorläufige Stockung des nationellen Werks feststand, also vom Spätjahr 1867 an, in eine ähnliche Stellung zum Lande zu versetzen, wie das Ministerium Hohenlohe in Bayern unter weit ungünstigeren Verhältnissen sie einzunehmen wußte. Sie hätte es leicht gehabt, alle anständigen Elemente im Lande um sich zu sammeln und damit einen starken Wall gegen die südbündlerische Demokratie aufzuwerfen. Man hätte ihr gerne nachgesehen, was sie im Jahr 1866 gesündigt hatte, wenn sie nicht muthwilligerweise zwei Jahre darauf, zu einer Zeit da es die Versöhnung nach dem deutschen Krieg galt, die Schuld verdoppelt hätte. Die große Mehrheit des Landes hätte sie hinter sich gehabt und auf die deutsche Partei hätte sie ebenso zählen können, wie das bayrische Ministerium auf die dortige Fortschrittspartei.

Es ist lächerlich zu sagen, daß die deutsche Partei in Würtemberg aus einem Haufen extremer Fanatiker bestehe. Man pflegt doch sonst den Nationalliberalen nicht diesen Vorwurf zu machen, und nur vor einer Versammlung, auf deren Unkenntniß er zählte, konnte Herr v. Mittnacht eine Schilderung entwerfen, wie er sie am 1. Mai 1868 vor dem Zollparlament zu entwickeln über sich brachte. Ihr Programm und ihre Zielpunkte wird freilich die deutsche Partei nicht verleugnen, aber sie wußte auch seit jenem Zeitpunkt, daß die Erreichung ihres Ziels nicht von einer Ueberrumplung auf dem Zollparlament, wie die geängsteten Gemüther meinten oder zu meinen vorgaben, sondern durch eine langsame Arbeit in den einzelnen süddeutschen Staaten zu erreichen sei, wobei es zunächst darauf ankomme, das bis jetzt Erreichte zu befestigen und die Meinung des Landes dafür zu gewinnen. Eine Regierung, die auch nur ein wenig weiter in die Zukunft sah, hätte sich mit diesem Standpunkt befreunden müssen, weil er allein der würdige war und weil er allein die Möglichkeit gewährte auch für die innere Entwickelung des Landes eine zuverlässige Basis zu gewinnen. Als eine willkommene Brücke hatte ihr jenes sehr gemäßigt nationale Programm dienen können, zu welchem sich die „liberale“, d. h. die ministerielle Partei zu Stuttgart im April 1867 bekannte. Dieses Programm war freilich zur Zeit der Luxemburger Krisis aufgestellt worden, und es zeigte sich bald, daß die eigenen Urheber, sobald der damals auf sie geübte Druck schwand, sich beeilten das Programm zu verlassen. Eine sogenannte Mittelpartei mit selb-

Digitized by

ständigen Grundsätzen hat sich — und dies ist zu bedauern — bei uns nie gebildet. Sie hätte dem Lande und der Regierung den Uebergang wesentlich erleichtern können, und die Elemente dazu waren unzweifelhaft vorhanden. Allein der größere Theil gab sich willenlos zu dem Material her, über welches die Regierung heute in diesem, morgen in jenem Sinne verfügt; die anderen, dieser Rolle überdrüssig, schlossen sich der deutschen Partei an. Hätte die Regierung sich ehrlich auf den Boden jenes Programms gestellt, das man am Ende auch den Herren v. Varnbüler und v. Mittnacht zumuthen konnte, so hätte sie sich eine Reihe von Demüthigungen erspart, so könnte sie sich auf eine zuverlässige Parteibildung stützen, so brauchte sie sich heute vor einer radicalen Landtagsmehrheit nicht zu fürchten.

Heute freilich ist es zu spät. Selbst wenn die Regierung einlenken wollte, sie könnte nicht mehr. Die Folgen ihrer früheren Haltung haben sich genau so entwickelt wie Jedermann voraussah, ausgenommen sie selbst. Heute ist ihre Macht verdunkelt von der Macht der Demokratie, welche sie selbst großgezogen. Indem sie vor zwei Jahren keinen Anstand nahm, sich der Demokratie zu bedienen, legitimirte sie dieselbe vor dem Volk, und der Diener ist dem Herrn von damals über den Kopf gewachsen. Das war die empfindliche Lehre, die der Regierung schon bei den Landtagswahlen zu Theil wurde, und sie scheint sich nun bei jeder Neuwahl zu wiederholen.

Manches ist seitdem dazu gekommen, was den Zwiespalt zwischen der Regierung und der Linken vergrößerte, und zwar nicht blos mit der eigentlichen Volkspartei, sondern auch mit den sogenannten Großdeutschen — ein Begriff, der, beiläufig bemerkt, nur noch in Würtemberg existirt und auch hier nicht eine bestimmte politische Richtung bezeichnet, sondern vielmehr ein Sammelname für alle möglichen sonderbaren Individualitäten und Nüancen ist, die nur im Haß gegen Preußen einig sind, aber zugleich die Dictatur des Herrn Mayer perhorresciren, und für die ein anderer Name sich bis jetzt nicht hat finden wollen. Das Haupt dieser Partei ist Probst, der ultramontane Demokrat oder demokratische Ultramontane, und sowohl die Präsidentenwahl bei welcher er durchfiel, als die Adreßdebatte, bei welcher er gleichfalls durchfiel, endlich das Verfassungsjubiläum im September d. J., bei welchem Probst — unbegreiflicherweise und gleichfalls vergeblich — der Volkspartei helfen wollte, die Verfassungsfeier in eine Mayerfeier zu verwandeln, dies Alles hat die intimen Beziehungen, welche sonst zwischen dieser Partei und der Regierung walteten, erheblich gelockert.

Allein die Regierung hat es mit dieser Partei verdorben, ohne sich einen andern Stützpunkt geschaffen zu haben. Nichts hat sie gethan, um die gemäßigten Kreise des Bürgerthums, welche, ohne kurzweg den Eintritt in den Nordbund zu verlangen, die Bündnisse mit Preußen aufrichtig pflegen

und erweitern wollen, für sich zu gewinnen. Wiederholter Warnungen ungeachtet, hat sie sich jede Möglichkeit durch eine solche würdige Haltung ihre Autorität zu kräftigen, selbst abgeschnitten. Was würde auch eine solche Schwenkung bei Männern bedeuten, die so manche Schwenkung hinter sich haben, und deren wahre Meinung hier wieder so unzweideutig zu Tage kam? Was unser Land jetzt bedürfte, wäre eine Verwaltung, ähnlich wie sie in Bayern besteht, die aufrichtig der Pflege der nationalen Beziehungen zugewandt und auf das freisinnige Bürgerthum gestützt der Volkspartei ebenso entgegenträte als die dortige Regierung den Ultramontanen. Aber eine solche Verwaltung könnte nicht Varnbüler-Mittnacht-Golther heißen.

Mit der Linken entzweit, unversöhnt mit der deutschen Partei, ohne Rückhalt an einer eigenen Partei, ohne Vertrauen im Lande — so tritt das Ministerium vor den nächsten Landtag.

r.

Das einheitliche Consistorium für den Regierungsbezirk Cassel.

Berlin, Anfang November.

Schon im vorigen Jahre stellte der K. Cultusminister an den Landtag das Ansinnen, ihm zur Errichtung eines einheitlichen Consistoriums für den Regierungsbezirk Cassel eine nicht unbedeutende Summe zu verwilligen. Bekanntlich verwarf aber die Kammer die Regierungsvorlage namentlich auf Betreiben der Mehrzahl der hessischen Abgeordneten und verlangte, der Cultusminister möge erst eine Synode für die hessischen Kirchengemeinschaften einberufen, dann werde sich weiter über die Angelegenheit reden lassen. Nun ist zwar die von den hessischen Deputirten herbeigewünschte Synode noch nicht einberufen, geschweige denn um ihre Meinung gefragt worden, auch dürfte die Stellung, welche die Königliche Verordnung der einzuberufenden Synode im Voraus angewiesen hat, wenigstens insofern nicht ganz den Voraussetzungen mancher Abgeordneten entsprechen, als die Synode nur eine begutachtende, berathende Stellung haben soll, während die Entscheidung dem Gutdünken der Regierung, d. h. hier dem Delegirten derselben, dem Cultusminister, überlassen bleibt. Aber die Regierung hat doch den Wünschen hessischer Abgeordneten entsprechend das Wahlgesetz für die Synode publicirt und danach die Wahlmänner der Synodaldeputirten wählen lassen und jetzt schon

Digitized by Google

den Termin der Wahlen selbst festgesetzt, so daß jede Woche der Zusammentritt der Synode möglich sein wird.

Mitten in diese Vorbereitungen zum Zusammentritt der Synode hinein will nun der Cultusminister eine Verhandlung des Abgeordnetenhauses über die Errichtung eines Gesammtconsistoriums zu Marburg fallen lassen. Jedermann wird zugeben, daß es von vorne herein sachgemäßer gewesen wäre, wenn diese Verhandlung bis dahin verschoben worden, wo die Synode auch hierüber ihre Stimme abgegeben hätte, und sagen wir es nur offen, der Verdacht, der in Hessen sich bei dem Vorgehen des Cultusministers von Anfang an geregt hat und vielfach auch ausgesprochen worden ist, hat durch diesen Schachzug desselben nur neue Nahrung gewonnen. Dem Cultusminister, so urtheilte man hier und zwar bis in Kreise hinauf, die altpreußische Erfahrungen in solchen Angelegenheiten hatten, kommt es nur darauf an, von der Kammer das Geld zur Errichtung seines Gesammtconsistoriums verwilligt zu erhalten; dazu soll die Einberufung der Synode ein Mittel sein; man wird schließlich, nachdem man in Hessen auf diesen Köder angebissen hat, doch machen, was man will, und nicht ausführen, was die Synode beschlossen hat. Jetzt nun, da der Cultusminister vor dem Zusammentritt der Synode sein Geld von der Kammer bewilligt haben will, hört man wieder mehr als je ähnliche Befürchtungen laut werden und im Voraus die Geschicklichkeit des Cultusministers bewundern, mit der er die Kammer zwinge, seinem Willen nachzugeben und die Gelder für das Consistorium zu verwilligen, ohne daß dieselbe später im Stande sein werde, auch nur den geringsten Druck auf seine weiteren Entscheidungen in den kirchlichen Angelegenheiten Hessens auszuüben.

Und in der That haben sich die Dinge in Hessen in einer Weise günstig für das Cultusministerium gestaltet, wie es von Niemandem geahnt werden konnte. Bei der durch die geringe Betheiligung an den Synodalwahlen constatirten Apathie der Majorität der Bevölkerung in allen kirchlichen Fragen und bei dem fanatischen Widerstande, den ein großer Theil der Geistlichkeit jedem, auch dem geringsten Versuche, an der Kirchenverfassung Etwas zu ändern, entgegengesetzt hat, ist für den Cultusminister ein doppelter Vortheil erwachsen. Er kann, und zwar mit Recht, sagen, die Auflehnung gegen Königl. Verordnungen, deren sich ein Theil der Geistlichen schuldig gemacht habe, erfordere unbedingt eine einheitliche Leitung des Kirchenregiments in Hessen, und darum sei er vor Einberufung der Synode mit seinem Verlangen auf Verwilligung der Gelder für ein Gesammtconsistorium hervorgetreten; außerdem habe ja die geringe Betheiligung an den Synodalwahlen auf's Klarste bewiesen, daß in der Majorität der hessischen Bevölkerung kein dringendes Verlangen nach Einführung einer Presbyterial- und Synodal-

Digitized by Google

verfassung vorhanden sei, daß es bei der Schärfe der kirchlichen Gegensätze, die sich bei dieser Gelegenheit in Hessen kundgegeben habe, im Interesse des kirchlichen Friedens liege, nicht so rasch und nicht so einseitig vorzugehen. Die hessischen Deputirten werden zwar zweifelsohne darauf erwidern, in kirchlichen Angelegenheiten seien die Hessen von jeher indolent gewesen; habe doch Vilmar z. B. gesagt, selbst die Reformation sei nur von Philipp dem Großmüthigen in Hessen eingeführt worden und ohne sein Fürstenhaus würden die Hessen wohl heute noch katholisch sein; eben weil man dieses wisse, bestehe man auf Einführung einer anderen Kirchenverfassung, durch die die Selbstthätigkeit des Volkes angeregt und kirchliches Leben geweckt werde; habe das Volk erst in Hessen eingesehen, daß die neue Verfassung nicht nur von der Regierung dem Lande angeboten werde, um ihm neue Steuern aufzubürden, wie man dem gemeinen Mann von den verschiedensten Seiten aus eingeredet habe, so würden die Dinge sich schon ganz anders gestaltet haben. Die kirchliche Bewegung für die Synodalverfassung sei in Hessen auch in's Stocken gerathen, als die Vorlagen der Regierung für die Synode bekannt geworden seien, und man aus ihnen ersehen habe, daß z. B. nicht ein Wort von der Mitwirkung der Gemeinden bei Besetzung der Pfarreien in ihnen enthalten sei, und die außerordentliche Synode eine blos begutachtende Stimme haben solle. — Das wird vollkommen der Wahrheit entsprechen und man wird auch nicht leugnen können, daß nicht weniger leicht die Gründe zu widerlegen sein werden, welche aus dem Widerstande der Vilmarianer hergeleitet werden könnten und für rasche Einsetzung eines Gesammtconsistoriums sprechen sollen, denn wäre es der Regierung Ernst gewesen, diesen Widerstand zu beseitigen, so hätte sie es nach dem Urtheile fast Aller, auch mit den gegenwärtigen Consistorien vermocht. Ist es doch ein öffentliches Geheimniß, daß das Casseler Consistorium schon vor längerer Zeit Maßregeln gegen ein hervorragendes Mitglied der Vilmar'schen Partei beantragt hatte, daß dieselben aber im Cultusministerium auf Widerstand stießen, bis endlich auch dieses sich zu der beantragten Entsetzung entschließen mußte. Und wäre Herr von Mühler zu bestimmen gewesen, gleich von Anfang an, als die Majorität der Superintendenten sich ihm zu widersetzen Miene machte, gegen diese mit Verweisen oder Strafen oder selbst nur mit einer Drohung vorzugehen, so würden die Pastöre, die sich später einredeten, sie dürften an Eifer nicht hinter ihren Oberhirten zurückbleiben, sich wohl besonnen haben, solchen Widerstand gegen königliche Verordnungen nicht nur zu leisten, sondern auch öffentlich zur Schau zu tragen. Und wäre in Hessen nur der Glauben an ein ernstliches Vorgehen des Herrn von Mühler gegen die Vilmarianer verbreitet gewesen, so würde ganz gewiß Vieles nicht vorgekommen sein, was eben geschehen ist. Wird denn aber dieser

Digitized by Google

Glaube an den Ernst des Cultusministeriums sofort erwachen, sobald ein einheitliches Consistorium eingerichtet ist, in das die renitenten Superintendenten als Ehrenmitglieder und so und so viele Geistliche als ständige Beisitzer aufgenommen werden, die sich nicht als Freunde der Synodalverfassung ausgewiesen haben? Wir glauben es nicht, und glauben es so lange nicht, als die Kreuzzeitung fortwährend die Renitenz der Pastöre in Schutz nimmt, selbst wenn diese gegen solche Anordnungen ihrer vorgesetzten Behörden protestiren, welche nur in einem ganz indirecten, ja zweifelhaftem Zusammenhange mit der Synodalangelegenheit stehen. Der Unsegen, der in Hessen auf der ganzen Synodalangelegenheit ruht, hat zum großen Theile in dem Mißtrauen seine Ursache, mit dem hier alle kirchlichen Parteien dem Cultusministerium gegenüber stehen. Die Liberalen blicken auf die Männer hin, die der Cultusminister in das Land geschickt hat, und die sämmtlich mehr oder weniger einer ihnen feindlich gegenüberstehenden kirchlichen Partei angehören; die Vilmarianer weisen auf die Maßregeln hin, die von Berlin ausgegangen sind, und mit denen sie sich nicht befreunden könnten, so viele persönliche Vortheile man ihnen auch versprochen habe, wenn sie ihren principiellen Widerstand aufgeben wollten. —

Wie soll sich nun der preußische Landtag gegen die Forderung des Cultusministers, ihm eine relativ hohe Summe zur Errichtung eines Gesammtconsistoriums zu bewilligen, verhalten? Wir glauben, es wird der Kammer Nichts übrig bleiben, als die Summe zu gewähren. Doch darf es nur unter einer ganz bestimmten, klaren Bedingung geschehen.

Man wird als sicher annehmen dürfen, daß der Cultusminister seine Vorlagen für die Synode nicht noch verschlechtern wird, so daß das, was schließlich der hessischen Kirche als geltende Kirchenverfassung geboten werden wird, hinter diesen Vorlagen zurückbleibt. Ferner wird man nicht unterstellen können, daß, nachdem einmal die außerordentliche Synode gehört worden ist, noch weitere Verhandlungen mit den Superintendenten stattfinden werden. Endlich wird sich die Regierung überzeugt haben, daß mit Leuten nicht zu paktiren ist, die ihrerseits von vornherein entschlossen sind, nicht mit zu paktiren. Setzen wir aber das voraus, so wird die Einsetzung eines Gesammtconsistoriums für unsere kirchlichen Verhältnisse immerhin einen Fortschritt bezeichnen, so dürftig derselbe auch an sich sein mag. Die renitente Geistlichkeit ist gegen die Bildung eines einheitlichen Consistoriums; sieht sie nun, daß in der Richtung auf Bildung derselben fortgeschritten wird, so ist nicht zu bezweifeln, daß sich ein Theil derselben fügen, der andere, besonders fanatisirte, sich dagegen auch wider diese Maßregel auflehnen wird. Thut sie das aber wirklich, dann dürfte der Regierung, die ganz unbestreitbar im Recht ist, wenn sie die Consistorien ganz nach ihrem Gut-

Digitized by Google

dünken äußerlich gestalten, doch nichts Anderes übrig bleiben, als die Renitenten gänzlich zu beseitigen. Wären aber die schlimmsten Fanatiker bei Seite geschoben, so würde die Einführung der Synodalverfassung selbst bei den einzelnen Gemeinden, die von ihren Geistlichen ganz verhetzt sind, auf keinen Widerstand mehr stoßen und die Gefahr, daß auch nur einzelne Laien sich einem etwa intendirten Austritte aus der Landeskirche anschließen könnten, beseitigt sein.

Und die Gefahr, daß nach der Einsetzung eines Gesammtconsistoriums der Cultusminister eine Synode gar nicht mehr berufen werde, oder daß, — wenn man nicht so weit in seinem Argwohn gehen wollte, — die Anforderungen, die auf der Synode von Seiten der Laien gestellt werden würden, um dem Entwurf einige Elemente einzufügen, die wirklich eine Selbständigkeit der Kirche annähernd begründen könnten, — nicht das geringste Gehör bei dem Cultusminister finden würden, sobald er die Geldverwilligung in der Tasche habe, auch diese Gefahr scheint mir nicht groß genug zu sein, um die rasche Bildung jenes einheitlichen Consistoriums zu verhindern. Denn bleibt das Wahlgesetz bestehen, so werden die Laien, wenn sie des Genusses eines Rechtes werth sind, immer bedeutenden Einfluß auf die Synode ausüben und sich schon Rechte erkämpfen können. Auch wird über kurz oder lang eine Aufbesserung der Pfarrergehalte in Hessen nothwendig werden, dieselbe aber nur dann erreichbar sein, wenn man den Laien, statt ihnen nur Pflichten aufzulegen, auch Rechte einräumt und zwar nicht nur der Geistlichkeit, sondern auch der Regierung gegenüber.

Aber auf Einer Bedingung muß das Abgeordnetenhaus bestehen und sich in keiner Weise wankend machen lassen. Und doch kann diese Bedingung auf den ersten Anblick fast nur von untergeordneter Bedeutung zu sein scheinen: wir meinen, die Kammer muß darauf beharren, daß der Sitz des Gesammtconsistoriums nicht Marburg, sondern Cassel werde. Schon in der vorigen Kammersession wiesen die hessischen Abgeordneten darauf hin, daß Marburg sich nicht zum Sitze des Consistoriums eigne. Aber die Gründe, die sie für ihre Behauptung vorbrachten, waren größtentheils nur vorübergehenden Zuständen entnommen, und daher von nur untergeordneter Bedeutung. So sagten sie u. A. in Marburg sei der Hauptsitz der Vilmar'schen Partei; das Consistorium dorthin verlegen, heiße es unter den Einfluß dieser Partei stellen. So wahr die Behauptung ist, daß in Marburg die confessionell-lutherische Partei mehrere ihrer leidenschaftlichsten Vertreter hat, so sehr hat sich auch die Befürchtung bewahrheitet, daß der Einfluß dieser Männer sich auch auf andere Kirchenbeamte werde ausdehnen können. Denn der reformirte Superintendent der Diöcese Marburg, der von Hause aus sehr wenig Anlage hatte, sich mit den Lutheranern zu verbinden, ist doch einer der ersten

und schroffsten Gegner der Einführung einer Presbyterial- und Synodalverfassung geworden und von Marburg aus ist wohl am Lebhaftesten im ganzen Lande gegen die neue Kirchenverfassung agitirt worden. Würde es nach diesen Vorkommnissen der Regierung kaum möglich sein, die beiden Marburger Superintendenten, die bisher ordentliche Mitglieder des Consistoriums waren, in das neuzubildende Consistorium mit hinüber zu nehmen, so würde doch für diese unter der obigen Stadt-Geistlichkeit kaum Ersatzmänner finden.

Alles das liegt aber in Cassel ganz anders. Abgesehen davon, daß sich der dortige Generalsuperintendent doch ganz anders zur Synodalfrage gestellt hat, als die beiden Marburger Superintendenten, haben sich unter der Casseler Geistlichkeit überhaupt nicht solche Fanatiker gefunden als in Marburg. — Aber alle diese Dinge, so sehr sie auch gegen eine augenblickliche Verlegung des Consistoriums nach Marburg sprechen mögen, kommen doch nicht in Betracht, wenn man an eine dauernde Institution denkt. Die Verhältnisse können sich in Marburg rasch ändern, und damit wären diese Einreden weggefallen. Viel wichtiger ist ein anderer Grund, der gegen Marburg spricht. Derselbe ist von principieller Bedeutung.

Bekanntlich hat der Cultusminister den zum Präsidenten des künftigen Gesammtconsistoriums designirten jetzigen Director des Marburger Consistoriums auch zum Curator der Universität ernennen lassen. Kommt nun das Gesammtconsistorium nach Marburg, so werden beide wichtige Stellen stets in der Hand eines Mannes schon deshalb vereinigt bleiben, weil die Kammer nicht leicht gewillt sein wird, den hohen Gehalt für einen besonderen Universitätscurator zu bewilligen, und der Minister daher mit der Führung der Geschäfte des Curators stets den Consistorialpräsidenten betrauen wird.

Die Zusammenlegung dieser beiden Aemter in die Hand Eines Mannes kann aber für die Kirche nicht nur nicht erwünscht, sondern nur sehr gefährlich sein. Wir sehen davon ab, ob in unsern Tagen die Verknüpfung der Leitung einer hohen Schule mit der Direction eines Consistoriums, zu der man theologisch gebildete Juristen heranzuziehen pflegt, zeitgemäß ist, ob die mittelalterliche Verbindung von Kirche und Universität für beide zuträglich erscheint. Das aber unterliegt keinem Zweifel, daß die wissenschaftliche Theologie dabei zu Schaden kommt. Ein Universitätscurator, der immer Etwas zu bedeuten hat, großen Einfluß auf die Berufungen der Professoren ausübt, wird natürlich nicht so leicht für die Berufung eines Professors stimmen, wenn derselbe nicht zugleich die kirchliche Richtung des Herrn Consistorialpräsidenten theilt, und so wird dieser nicht nur von Einfluß auf die Besetzung der Pfarrstellen 2c. sein, sondern auch mittelbar die zukünftige theolo-

gische Richtung seiner Pfarrer im Voraus bestimmen. Der Einfluß Eines Mannes auf die Verwaltung und Leitung der Kirche und die theologische Bildung zukünftiger Generationen von Predigern scheint uns zu groß zu sein, als daß er wünschenswerth wäre. Will man die theologischen evangelischen Facultäten auf den Rang von katholischen Priesterseminarien herabdrücken, dann lege man die Leitung von Kirche und Universität in Eine Hand und das beabsichtigte Resultat wird nicht ausbleiben. Wer das aber nicht will, wer da glaubt, daß die Leitung der Universitäten nicht zu ihrem Besten in der Hand von theologischen Juristen ruht, der kann nicht für die Verlegung des Gesammtconsistoriums nach Marburg stimmen. Wird solchen Falls kein besonderer Gehalt für einen Curator von der Kammer bewilligt und bleibt der Minister darauf bestehen, einen Curator an jeder Universität zu haben, so wird damit doch die Möglichkeit näher gebracht, daß man, da doch ein mal ein nicht in der Universitätsstadt ansässiger höherer Beamter gewählt werden muß, den Oberpräsidenten oder einen anderen hohen Beamten der Provinz dazu ernennt, statt eines theologischen Juristen, die vielfach in theologicis befangener und unduldsamer sind als Theologen von Fach.

Aber wird nicht der heilsame Einfluß, den die wissenschaftliche Stimmung einer Universitätsstadt auf eine Kirchenbehörde ausüben muß, diesen Schaden wenigstens für die Kirche doppelt und dreifach ersetzen? In der Gegenwart gewiß nicht. Denn die Kirchenmänner würden voraussichtlich nur mit wenigen Männern der Wissenschaft verkehren. In kleinen Universitätsstädten könnte geradezu die nähere Berührung Beider unter den gegenwärtigen Verhältnissen für beide Theile eher eine abstoßende als anziehende Wirkung ausüben und so mehr schaden als nützen. Und eine engere Verbindung von theologischen Lehrern und kirchlichen Verwaltungsmännern erscheint auch nicht gerade wünschenswerth. Denn würde dann nicht gar zu leicht das betreffende Consistorium sich von theologischen Schulmeinungen beeinflussen lassen und durch diesen Einfluß das Kirchenregiment leicht ein einseitiges werden? Und ist es denn etwa nicht das Unglück der evangelischen Kirche gewesen, daß der Lehrstand allzugroßen Einfluß auf ihr Geschick ausgeübt hat, indem derselbe das, was wissenschaftlich vielleicht von Werth war, auch für kirchlich werthvoll und nothwendig erachtete? Jedem das Seine! Der theologischen Wissenschaft ihre Unabhängigkeit von Consistorialpräsidenten, der Kirche ihre Selbständigkeit, theologischen Tagesfragen und Richtungen gegenüber!

Die Kammer hat die Pflicht, beiden Sphären gerecht zu werden, indem sie für unseren speciellen Fall die Verlegung des Gesammtconsistoriums nach

Marburg verhindert und nur unter dieser Bedingung die Bewilligung der für die Errichtung eines hessischen Gesammtconsistoriums verlangten Summe ausspricht.

Aus Mecklenburg.

Antecomitial-Correspondenz.

Schwerin, Anfang November.

Während rings in allen deutschen Landen die parlamentarische Thätigkeit und mit ihr der Kampf der Parteien begonnen hat, ruhen beide Mecklenburg noch in tiefer Stille und nichts stört ihren inneren Frieden. Beide Großherzoge nehmen daraus Veranlassung, die letzten schönen Herbsttage zu den alljährlich üblichen Rundreisen durch ihre Lande und zu Einzügen in deren Städte mit obligaten Böllerschüssen, Glockenläuten, Ehrenpforten und weißgekleideten Festjungfrauen zu benutzen. Während Serenissimus Suerinensis vom Ludwigsluster Hoflager aus seine junge Gemahlin nach Güstrow führte, um der feierlichen Einweihung des dortigen Gymnasiums beizuwohnen, ließ Serenissimus von Strelitz dem mittlerweile zu seinen Jahren und Tagen gekommenen Erbgroßherzoge das Fürstenthum Ratzeburg entgegenjubeln und unterhielt sich mit den dortigen Bauern auf das Huldvollste in plattdeutscher Sprache: von Erledigung der Verfassungsbeschwerde der Ratzeburger wird wahrscheinlich nicht die Rede gewesen sein.

Ob Zufall oder Absicht vorwaltete, daß die Strelitzer Herrschaften das Land Schwerin auf der Reise von Ratzeburg nach Neustrelitz durcheilten, ohne den gastfreien Schweriner Hof zu besuchen, mag dahin gestellt bleiben; eine gewisse Verstimmung scheint aber zwischen beiden, nicht nur durch die Bande der Stammes- und Blutsverwandtschaft, sondern fester noch durch die „uralte“ Landesunion zusammengeketteten Fürstenhäusern unverkennbar eingetreten zu sein. Strelitz, dessen welfische Sympathien bekannt und aus der Verwandtschaft mit dem Hietzinger Hofe zu erklären sind, scheint es übel zu vermerken, daß der Großherzog von Schwerin sich, wenigstens so viel seine eigene Person betrifft, dem norddeutschen Bunde mit voller Seele hingibt, den Schirmherrn des Bundes auf fast allen Reisen von politischer oder militärischer Wichtigkeit, wie nach Hannover, Bremen, Königsberg u. s. w. begleitet, während Strelitz noch immer eine kalte Zurückhaltung gegen den norddeutschen Bund zeigt, die freilich selten oder kaum Gelegenheit findet, offen zu Tage zu treten, aber doch auch jede Gelegenheit vermeidet, aus deren Be-

Digitized by Google

nutzung auf eine Wandlung der Gesinnung geschlossen werden könnte. Deutlicher hätte diese Abneigung gegen alles Norddeutsche oder Preußische kaum zu Tage treten können, als bei den im September zur Feier der Taufe der jüngst geborenen Schwerin'schen Prinzessin auf Ludwigslust veranstalteten Hoffesten. Der Großherzog von Strelitz hatte, gleich dem Herzog von Altenburg — der bekanntlich dem hannoverschen Königshause gleichfalls verschwägert und nicht minder mit Schwerin verwandt ist — seine Anwesenheit in Ludwigslust zusagen lassen, als aber auch die bevorstehende Ankunft des Königs von Preußen gemeldet wurde, blieben beide Fürsten in ostensibler Weise aus, um sich durch außerordentliche Gesandte vertreten zu lassen.

Doch fehlt es auch nicht an Zeichen anderer Art, aus denen man auf die Widerwilligkeit schließen kann, mit der Strelitz sich der fortschreitenden Entwickelung des norddeutschen Bundes fügt. Daß es der letzte der norddeutschen Staaten war, der seine Truppen im Jahre 1866 mit Preußen marschiren ließ, ist bekannt und nicht minder ist es ein öffentliches Geheimniß, daß der Marschbefehl erst erfolgte, als von Berlin aus in nicht mißzudeutender Weise auf die bereits geschehene Occupation Hannovers hingewiesen worden war. Daß Strelitz auch später keine willigere Hingebung an den norddeutschen Bund erkennen ließ, konnte man wenigstens indirect aus der Rede des Grafen Bismarck schließen, in der er bei Gelegenheit der Verhandlungen des Reichstags über die mecklenburgische Verfassungsfrage die Bundestreue des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin in anerkennendster Weise und im Gegensatz zu „andern" Regierungen gerühmt hatte, ohne auch nur ein Wort der Anerkennung für Mecklenburg-Strelitz übrig zu haben. Aber auch seitdem hat es nicht an Anläßen gefehlt, dem verhaltenen Aerger über das Bundesverhältniß Luft zu machen. So offen, wie die Herren von Dewitz und von Plüskow kann die Regierung eines Bundesstaates freilich nicht sprechen, und sie muß die Bundesgesetze wohl oder übel zur Anwendung bringen, wenn sie sich nicht der Demüthigung aussetzen will, von Berlin aus corrigirt zu werden; aber — weiter geht man in Strelitz auch keinen Schritt. Man sucht vielmehr mit ängstlicher und geradezu kleinlicher Sorge die Wirkung der Bundesgesetze auf das geringste Maß herabzudrücken oder zu „paralysiren", wie Herr von Plüskow sagt. Daß man, um die Wirkungen der Freizügigkeit zu regeln, kein besseres Mittel glaubte anwenden zu können, als schärfstes Einschreiten gegen Vagabunden aller Art, und als genügendes Indicium der Vagabondage den defecten Zustand von Kleidern und Schuhzeug der Wanderer bezeichnete — die freilich durch Angabe eines beliebigen Reiseziels nach den ringsum nahe gelegenen schwerinischen und preußischen Grenzorten sich den Häschern allemal entziehen können — mag nur beiläufig erwähnt werden; ebenso, daß die Ausführungsverordnungen zur Gewerbe-

Digitized by Google

ordnung erst am 1. resp. 6. October in Neustrelitz publicirt wurden; deutlicher war das angedeutete Streben aus dem Inhalt der letzteren selbst zu erkennen. Während dieselbe im Wesentlichen mit den desfallsigen Schwerinischen Bestimmungen wörtlich übereinstimmt, enthält die von der Neustrelitzer Landes-Regierung publicirte Ausführungs-Instruction einige Bestimmungen, die offenbar dem Wortlaut der Gewerbe-Ordnung widersprechen. Kleinlich, wie dieselben an und für sich sind und naturgemäß sein müssen, wollen wir nur einen dieser Punkte hervorheben. Die G.-O. läßt in §. 33 den Landesgesetzen frei, die Genehmigung zum Branntweinschank und Kleinhandel mit Branntwein und Spiritus vom Nachweis des Bedürfnisses abhängig zu machen. Desfallsige Verordnungen sind denn auch in beiden Mecklenburg unter dem 18. September d. J. erlassen worden. Während diese aber gewerbeordnungsmäßig nur von Branntwein und Spiritus sprechen, substituirt die gedachte Instruction der Strelitzer Landes-Regierung vom 2. bis 6. October sub 10,5 dem Worte „Spiritus" einfach den viel umfassenderen Ausdruck „Spirituosen". Daß hier nicht etwa ein lapsus calami vorliegt, beweist der Umstand, daß der betreffende Passus in der meist wörtlich gleichlautenden Schwerinischen Instruction gleich andern mit der G.-O. unverträglichen Zusätzen fehlt; beide wurden offenbar nach vorgängiger „hausvertragsmäßiger Communication" erlassen, Schwerin verwarf aber die gedachten Zusätze, um nicht in Widerspruch mit der G.-O. zu gerathen: die betreffenden Punkte müssen also zwischen beiden Regierungen erörtert sein, Strelitz aber mochte die Zusätze gleichwohl nicht missen.

Die Ausführungs-Verordnungen zur Gewerbe-Ordnung machten behufs Durchführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens vor collegialen Behörden eine Beschränkung der obrigkeitlichen Rechte der Stände nothwendig und konnten daher nicht ohne Mitwirkung der letzteren erlassen werden. Zu diesem Zwecke versammelte sich der mit Vollmacht für unvorhergesehene Fälle versehene Engere Ausschuß der Ritter- und Landschaft im September zu Rostock, und wir müssen gestehen, daß die unter seiner Mitwirkung zu Stande gebrachten beiden mecklenburgischen Ausführungs-Verordnungen das Mögliche geleistet haben, den Anforderungen der Gewerbeordnung zu genügen. Dasselbe gilt von den durch die Magistrate der beiden Seestädte Rostock und Wismar für deren Jurisdictionsbezirke erlassenen besonderen Ausführungsverordnungen. Das durch dieselben in Gemäßheit des §. 21 der Gewerbeordnung geschaffene öffentliche, mündliche Verfahren mag Beamte und Parteien auf die bevorstehende Durchführung des gleichen Verfahrens für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten durch die in Vorbereitung begriffene Proceßordnung des norddeutschen Bundes vorbereiten. Der Entwurf der letzteren scheint in Mecklenburg nicht die Beachtung gefunden zu haben,

Digitized by Google

die er doch gerade hier wegen seines in die bestehende Gerichtsverfassung tief einschneidenden Inhalts verdiente. Die in Aussicht genommene Beseitigung der Patrimonialgerichtsbarkeit wird die Stände eines wesentlichen Attributs ihrer obrigkeitlichen Stellung entkleiden, und der Umstand, daß ihnen nach Durchführung der Civilproceßordnung wenigstens noch die niedere Criminalgerichtsbarkeit verbleiben wird, kann sie diesen Verlust kaum weniger schwer empfinden lassen: denn der norddeutschen Civilproceßordnung wird mit dem Strafgesetzbuch eine Strafproceßordnung auf den Fuß folgen und diese wird den letzten Rest der privaten Gerichtsbarkeit, die gerade im Criminalverfahren besonders unverträglich ist, beseitigen. Ob unsere Stände in solchem Eingriff in ihre verfassungsmäßige Prärogative mit dem Grafen Lippe eine Ueberschreitung der Bundescompetenz erblicken werden, steht dahin. Sie lieben es nicht sich mit der Perspective auf bevorstehende bundesgesetzliche Reformen, deren jede sie von vorne herein als eine reformatio in pejus betrachten, zu beschäftigen. Sie haben genug zu thun, von heute auf morgen zu sorgen, um heute zu stützen, was morgen vielleicht doch schon fallen wird.

So ist es augenblicklich die durch die Bundesverhältnisse zur unabweisbaren Nothwendigkeit gewordene Steuerreform, die ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, und diese ausschließlich wird den zum 10. Novbr. nach Sternberg einberufenen Landtag beschäftigen. Bewilligung der ordentlichen Contribution, Bewilligung der außerordentlichen Contribution und Revision des ordentlichen und außerordentlichen Contributionsmodus, das sind die inhaltschweren landesherrlichen Propositionen, die den Ständen zugingen.

Die diesjährigen mecklenburgischen Landtagspropositionen, besonders die dritte, werden den Prüfstein bilden, ob unsere Stände überhaupt noch im Stande sind, ihre landesgrundgesetzliche Stellung zu behaupten, oder ob sie abtreten und einer modernen Landesvertretung Platz machen müssen. Gelingt es, eine Steuerreform zu vereinbaren, so mögen die Stände immerhin noch auf eine Weile sich im Genuß ihrer politischen Vorrechte gesichert wähnen; gelingt es nicht, und die Aussicht auf ein gedeihliches Gelingen ist nicht groß, so lange anders die Landschaft auf ihrem Standpunkt verharrt, so wird der Regierung mit Nothwendigkeit die Frage nahe gelegt, ob das Mißlingen ihrer Reformprojecte nicht nothwendig ist, wenn dieselben mit einer Ständeversammlung vereinbart werden sollen, die durch die Annahme ihr eigenstes Princip verleugnen müßte. Denn das Gutheißen der projectirten Steuerreform hieße nichts anderes, als das ständische Princip aufgeben. Im ständischen Staat hat der Landesherr die „Kosten des Regiments" zu bestreiten, die Zuschüsse, welche hierzu in Mecklenburg in Form der ordentlichen und außerordentlichen Contribution geleistet werden, sind nicht sowohl bewilligte Steuern, als freiwillige Leistungen der Stände, wenn-

Digitized by

gleich die große Masse der Contribuenten, der ständischen Hintersassen, nolens volens zu denselben herangezogen wird. Handelte es sich um die Bewilligung neuer Contributionen, so wurde dieser Charakter derselben allemal in prägnantester Weise hervorgehoben, und die Bewilligung geschah demgemäß niemals anderes, als vertragsweise und nie ohne eine Gegenleistung der Regierung. Die alljährlich wiederkehrende Bewilligung der Contribution ließ den Charakter derselben freilich in den Hintergrund treten, vergessen wurde derselbe aber nicht. Noch auf dem vorigen, in Malchin abgehaltenen Landtage hob die Landschaft, freilich nicht ohne Widerspruch der Regierung, hervor, daß sie z. B. zur Zahlung der bisherigen Schlacht- und Mahlsteuer und der Handelsclassensteuer sich nicht mehr verpflichtet halte, weil die Städte nicht mehr in dem ihnen als Aequivalent derselben verbrieften Privileg des ausschließlichen Gewerbebetriebs geschützt würden.

Dieser Standpunkt ist nicht länger festzuhalten, wo die Regierung die Kosten des Regiments nicht mehr nach eigenem Belieben, sondern nach Maßgabe der Anforderungen des Bundes zu bestreiten hat. Sollen die Stände einen Zuschuß bewilligen, so muß diese Bewilligung den Charakter einer modernen Steuerbewilligung annehmen, d. h. es muß im Princip anerkannt werden, daß der Staat als solcher, nicht aber der Landesherr, die Kosten des Regiments zu tragen hat. Denn die Aufbringung der bundesverfassungsmäßig vom Lande zu leistenden Summen kann nicht von der zufälligen Größe der Domanial-Intraden und vom Belieben der Stände abhängen.

Diese principielle Tragweite der Steuerreform hervorzuheben, wird freilich von den mecklenburgischen Regierungen ängstlich vermieden; denn sie müßten fürchten, dadurch die Stände noch ungefügiger zu machen, als sie sich ohnehin schon gezeigt haben. Letzteres gilt namentlich von der Landschaft. Während die Ritterschaft lieber Alles bewilligt, was nur nicht geradezu als antiständisch bezeichnet wird, unterzog die Landschaft, d. h. die Bürgermeister der Städte den von der Ritterschaft zur Annahme en bloc empfohlenen Regierungsentwurf einer eingehenden Kritik, die zu so vielen Ausstellungen führte, daß die Verhandlungen des letzten Landtages an denselben scheiterten. Diese Ausstellungen waren um so begründeter, als der Entwurf die Städte dem großen Grundbesitz gegenüber in wesentlichen Punkten überlastete, — ein Grund mehr für die Ritterschaft, demselben beizutreten.

Die Landschaft hat denn auch im Hinblick auf die Steuerreform, ohne den alljährlich zur Vorbereitung der Landtagsverhandlungen üblichen sogenannten Antecomitialconvent abzuwarten, im Laufe des Sommers einen außerordentlichen Convent zu Güstrow abgehalten, und durch eine an das Staatsministerium zu Schwerin gerichtete Vorstellung vorläufige Erleichterung

der bei eingeführter Gewerbefreiheit die Städte besonders schwer drückenden Steuern beantragt. Der Bescheid ist vorläufig abschlägig ausgefallen, aber, je nach der Stellung, welche die Landschaft auf dem diesjährigen Landtag dem Reformproject gegenüber einnehmen werde, ist ein eventueller Nachlaß der Steuern in Aussicht gestellt worden.

Der in der letzten Session in Malchin nicht zum Austrag gekommene Kampf wird also heuer in Sternberg auf's Neue entbrennen. Ein das Land allseitig befriedigendes Ende kann derselbe aber erst finden, wenn die Anschauungen sich so weit geklärt haben werden, daß man die principielle Bedeutung der Steuerreform in ihrem ganzen Umfange erkennt. Durch eine veränderte Form des Contributionsmodus kann wohl einzelnen Unzuträglichkeiten abgeholfen werden, soll die Steuerreform aber eine wahre durchgreifende Reform werden, so darf sie sich nicht auf den Contributionsmodus beschränken, muß sie das Princip ergreifen. Und machen, wie oben angedeutet, die Ansprüche den Uebergang von dem bisherigen System zum Princip der modernen Staatssteuern nothwendig, so muß man mit Nothwendigkeit gleich einen Schritt weitergehen, und wie in Malchin nur erst von einzelnen, aber mit Anerkennung sei es gesagt, selbst ritterschaftlichen Stimmen, gefordert wurde, man muß das Wort „Budget“ in das mecklenburgische Staatswörterbuch aufnehmen. So lange die Stände dem Landesherrn freiwillig Contributionen bewilligen — und freiwillig bleibt diese Bewilligung im Princip selbst dann, wenn sie sich, wie in Mecklenburg, vertragsweise zur dauernden Bewilligung im Voraus verpflichtet haben —, so lange können die Stände es der Regierung überlassen, mit den Erträgen der Contribution nach eigenem freien Ermessen zu wirthschaften. Soll dagegen die Verpflichtung zur Tragung der Regierungskosten von den Schultern des Landesherrn auf das Land überwälzt werden, so muß consequenter Weise dem Lande auch das Recht zugestanden werden, die Bedürfnißfrage zu prüfen und den Verbleib der Steuern zu controliren.

Diese Bedeutung der Steuerreform und ihrer Consequenzen ist es, die die Stände mit einem gewissen Widerwillen an dieselbe herantreten, uns aber hoffen läßt, daß das ständische Princip an derselben Schiffbruch leiden werde. Daß der Landtag sich noch eine Weile an die letzten Trümmer unseres feudalen Wracks anklammern werde, wissen wir freilich, aber wir wissen auch, daß die, Mecklenburg rings umbrandenden „Wogen des Constitutionalismus“ diese letzten Trümmer endlich verschlingen werden.

Wenn trotz der eminenten Wichtigkeit, welche die Steuerreform für Mecklenburg hat, das Land den Verhandlungen des Landtags mit scheinbar apathischer Ruhe entgegensieht, so erklärt sich diese Gleichgiltigkeit — abgesehen von den Fesseln, in denen jede politische Bewegung in Mecklenburg

Digitized by Google

durch die bestehende Gesetzgebung gehalten wird — zunächst aus der Erfahrung, daß alle auf das Steuerwesen bezüglichen Reformen in Mecklenburg nicht auf einen oder zwei Landtagen erledigt zu werden pflegen, sondern daß Jahre darüber hingehen und daß man also von den Verhandlungen des Sternberger Landtages schwerlich schon ein positives Resultat erwarten darf. Die Steuer- und Zollreform z. B., die am 1. Oct. 1863 ins Leben trat, war das Product nahezu zwanzigjähriger Verhandlungen: und doch war ihr eine kaum fünfjährige Dauer beschieden. Der Eintritt Mecklenburgs in den Zollverein warf alle Combinationen über den Haufen und machte die jetzt auf der Tagesordnung stehende neue Steuerreform nöthig. Schneller als jene wird diese freilich erledigt werden müssen. Die auf diese neue Steuerreform verwandte Arbeit wird aber der Arbeit des Sisyphus gleichen, so lange man glaubt, die Bedürfnisse des modernen Staats, die Mecklenburg als Glied des norddeutschen Bundes befriedigen muß, durch die Mittel des mittelalterlich ständischen Staats bestreiten zu können. Es ist auch in Mecklenburg ein vergebliches Bemühen, neuen Wein in alte Schläuche zu füllen

Neben der wahrscheinlich vorläufigen Erfolglosigkeit der bevorstehenden Landtagsverhandlungen, ist es die Schwierigkeit, den complicirten Organismus des mecklenburgischen Contributionssystems zu überblicken, welche das Publicum gegen die Reorganisation desselben verhältnißmäßig gleichgiltig erscheinen läßt; außer beiläufigen, auf die Veranlassung der Schlacht- und Mahlsteuer bezüglichen Verhandlungen in Rostock und außer den Verhandlungen des Güstrower Convents hat man sich bisher in officieller Weise nur in Wismar mit der Frage beschäftigt. Dazu kommt, daß trotz aller Mängel des bestehenden Contributionsmodus die directen Steuern in Mecklenburg weniger drückend empfunden werden, als in anderen, höher besteuerten Ländern, und daß daher die bevorstehende Umwandlung derselben weniger practische, als principielle Bedeutung hat. Die practische Bedeutung derselben ist zunächst nur die Beseitigung der durch veränderte Verhältnisse herbeigeführten Unzuträglichkeiten der jetzigen Steuervertheilung; die Höhe der Steuern an und für sich dürfte im Verhältniß zur Steuerkraft selbst von den jetzt am meisten belasteten Classen zu ertragen sein.

Sieht das Land den Verhandlungen des Landtages mit äußerstem Gleichmuth entgegen, so ist es wahrscheinlich, daß die politische Stille, die in Mecklenburg herrscht, durch dieselben kaum unterbrochen werden wird, es sei denn, daß die Stände die in Malchin behaupteten Positionen wider Erwarten aufgeben. Desto lebhafter ist das Interesse, welches einzelne wirthschaftliche Fragen in neuerer Zeit in Anspruch nahmen. Namentlich ist das mit der Eisen-

Digitized by Google

bahnpolitik der Schwerinischen Regierung der Fall, welche neulich so eingehend und von kundiger Hand in Ihrem Journal erörtert worden.

Schließlich möge die Thätigkeit erwähnt werden, welche ein auf Anregung von Moritz Wiggers zu Rostock im Anschluß an den Berliner Centralverein so eben constituirter Verein zur Förderung der binnenländischen Schifffahrt entwickelt. Zunächst handelt es sich um die Herstellung des Wasserweges zwischen Berlin und Rostock durch Verbindung der Havel und Warnow, in zweiter Linie wird die Wiederherstellung des von Wallenstein aus dem Schweriner See nach Wismar geführten Canals genannt. In dem see- und flußreichen Mecklenburg eröffnet sich in dieser Hinsicht ein weites Feld für erfolgreiche Thätigkeit. Hoffentlich werden die Stände, wenn es sich um die Unterstützung derartiger Unternehmungen aus Landesmitteln handelt, — vorausgesetzt daß die Landeshilfe überhaupt beansprucht wird, — nicht den im vorigen Jahre eingenommenen Standpunkt behaupten, von dem aus sie bei der jetzigen Finanzlage des Landes zu solchen Zwecken kein Mittel entdecken zu können erklärten. Die finanzielle Lage des Landes erscheint allerdings als zerrüttet, wenn man auf die bisherigen Einnahmequellen desselben blickt, eben die Contributionen: sie erscheint aber nicht zerrüttet, wenn man auf die Steuerkraft des Landes und dessen Domainenreichthum blickt; es gilt nur die Mittel zu rationeller Verwerthung der Steuern aufzufinden, d. h. ein correctes Steuersystem zu schaffen.

Die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses.

✕ Obgleich der Wechsel im preußischen Finanzministerium sich erst in den letzten Tagen des abgelaufenen Monats vollzogen und kaum Zeit gehabt hat auch nur die äußeren Grenzen seines Einflusses auf die innere Politik des Staates zu bezeichnen, hat es schon gegenwärtig den Anschein, als werde diese Ministerial-Veränderung für die Physionomie des heurigen parlamentarischen Winterfeldzuges entscheidend sein. Bei Eröffnung der Session concentrirte sich die Aufmerksamkeit des Hauses wie der Nation wesentlich auf den vom Grafen Eulenburg ausgearbeiteten Entwurf der neuen Kreisordnung; daß weder die von der Thronrede angekündigten Heydt'schen Vorschläge zur Deckung des Deficits durch Erhöhung der directen Steuern, noch die im Cultusministerium vorbereiteten Schulgesetze irgend welche Aussicht auf Annahme hätten, wußte man in den Reihen der Conservativen ebenso genau, wie im Centrum und auf der Linken.

Es war unter solchen Umständen höchst begreiflich, daß die ersten Verhandlungen über die Kreisordnung wesentlich von der Stellung beeinflußt waren, welche die Demokratie und die Mittelparteien zu der Regierung überhaupt einnehmen. Wenn man sich auch nicht principiell gegen jede Annahme der vom Minister des Innern eingebrachten Vorlage entschieden hatte, so mußte man sich doch sagen, daß bei der zweifellosen Verwerfung der Vorlagen, auf welche die Thronrede das höchste Gewicht gelegt hatte, die amendirte Annahme eines Gesetzes nicht im Stande sein werde, die Lage zu verbessern. Und daß die Rücksicht auf den allgemeinen Charakter der inneren preußischen Politik bei der Behandlung jeder einzelnen Bill erheblich mitspricht, bestätigt jeder neue Tag — daß diese Rücksicht mitsprechen muß, ist die erste und nächste Folge der noch immer prekären Umstände des preußischen Verfassungslebens, der Hauptgrund dafür, daß jede Debatte, mag sie sich auch um die einfachsten technischen Fragen drehen, den Charakter eines Principienstreits annimmt.

Noch vor dem Schluß der General-Debatte über die Kreisordnung, grade in dem Augenblick, wo die Verstimmung über die traurigen Aspekten der Session diese zu verdüstern und ein engeres Verhältniß der Nationalliberalen zur Fortschrittspartei zu prognosticiren schien, trat Herr v. d. Heydt zurück, um dem bisherigen Präsidenten der Seehandlung Platz zu machen. Noch bevor Herr Otto Camphausen dem Hause sein Programm vorgelegt hatte, wußte man, daß der Schwerpunkt der Session aus den Vorlagen des Grafen Eulenburg in die Finanzangelegenheiten verlegt sei. Die Deckung des Deficits wurde wiederum zu einer Frage, was sie, so lange es sich um die Heydt'schen Pläne gehandelt hatte, nicht gewesen war und gleich die erste Rede, mit welcher der Finanzminister vor das Haus trat, machte nach allen Seiten den besten Eindruck; selbst die Fortschrittspartei zeigte sich durch die Verheißung, daß eine Deckung ohne Steuerzuschlag in Aussicht genommen sei, freudig überrascht, zumal Herr Camphausen wiederholt betonte, daß die Dauer seiner Amtsführung von dem Vertrauen der Volksvertretung bestimmt sein werde.

Seit der detaillirteren Auseinandersetzung des Camphausen'schen Finanzplanes hat die Situation sich wiederum verändert. Schon die ersten Andeutungen über die Wege, welche der neue Finanzminister zu gehen gedenkt, sind von der Demokratie mit der Erklärung beantwortet worden, daß sie ihm auf dieselbe nicht zu folgen im Stande sein werde. Mit einer Schlagfertigkeit, die stark nach systematischer Opposition schmeckt, haben die Führer der Fortschrittspartei schon gegenwärtig sagen zu können geglaubt, daß die Consolidisation der 4- und 4½procentigen Staatsschuld und die Beseitigung der jährlichen Amortisationspflicht nicht sowohl den Interessen des Staates und seiner Finanzen, als denen des Herrn Kriegsministers entsprechen werde, der seine Hand sofort auf die disponibel gewordenen Fonds legen und in den Stand gesetzt sein werde, noch ungenirter als bisher weiter zu wirthschaften. Die Antwort, in welcher Herr Camphausen auf die Nothwendigkeit hinwies, seinen Plan erst näherer Bekanntschaft und sodann der Kritik zu unterwerfen, ist in der That die einzige, die den Herren gegeben werden konnte. Die Rede des Abg. Löwe, unseres Erachtens die bedeutendste, welche am zweiten Tage gehalten worden, stand zu dem Camphausen'schen Plane nur scheinbar in directer Beziehung, im Wesentlichen hatte sie es nur mit einer Kritik der früheren Verwaltung zu thun; die dieser nachgewiesene Unzuverlässigkeit rechtfertigt wohl das Verlangen nach einer genaueren Controle der Volksvertretung, hat mit der Sache selbst aber Nichts zu

thun. Bis jetzt ist der Camphausen'sche Plan nur seinen Umrissen nach bekannt und darum jedes Urtheil darüber ausgeschlossen, ob derselbe eine Einwirkung des Hauses auf die Ausführung zulassen oder ausschließen wird. Wohin die Fortschrittspartei eigentlich hinaus wollte, wurde erst durch die Rede des Abg. Virchow klar. Nicht nur daß dieselbe deutlich auf den zweiten Punkt der Tagesordnung, den Abrüstungs-Antrag, hinschielte, sie bewegte sich hauptsächlich um das aus dem Herrenhause sattsam bekannte Thema von dem schlechten Geschäft, das Preußen mit seiner nationalen Politik gemacht habe. Wir wollen dahin gestellt sein lassen, ob der Virchow'sche Antrag wirklch nur auf die nächsten Wahlen berechnet gewesen — die Rede desselben Abgeordneten über das Deficit sah einem Appel an jene partikularistische Bundesfeindschaft höchst ähnlich, welche bei allen vorgeschrittenen Demokratien, die Berlinische nicht ausgenommen, vorgefunden wird. Eine nationale Umwälzung von der Tragweite unserer letzten großen Revolution vom Standpunkte des „Geschäfts" aus zu beurtheilen, ist eben nur in Deutschland möglich und zwar in dem Deutschland, daß seine Traditionen unter den verwirrenden Einflüssen ausbildete, welche hier der Bundestag, dort der kosmopolitische Radikalismus ausübte. Was das von Herrn Virchow verlesene Sündenregister früherer Jahre mit dem Camphausen'schen Finanzplane gemein hat, ließ sich schlechterdings nicht absehen und zu Expectorationen allgemeiner Art dürfte kein Augenblick weniger geeignet gewesen sein, als der, in welchem es sich um die Grundzüge des künftigen Finanzsystemes für den preußischen Staat handelte. Was die Herren Richter und Löwe sagten, verließ mindestens nicht den Boden, auf welchem die gesammte Debatte stand, Herrn Virchow's Vortrag bildete dagegen nur die Einleitung zu dem Antrage auf Abrüstung, der einige Stunden später zur Discussion kam.

Daß die nationalliberale Fraction (Herr Gumbrecht ging auch dieses Mal seine eigenen Wege) den Augenblick zu näherem Eingehen auf den Plan des Finanzministers noch nicht für gekommen hielt, daß sie es vielmehr den beiden extremen Parteien überließ, für und wider eine Maßregel zu reden, die kaum den Umrissen nach bekannt geworden, war nicht nur der Lage der Dinge, sondern zugleich der Stellung der Partei entsprechend, die sich den Beweis für die Regierungsfähigkeit des deutschen Liberalismus zur Hauptaufgabe gemacht hat. Sich von einem Minister sagen lassen zu müssen „Sie würden zweckmäßiger thun, erst wenn ich meine Maßregel formulirt habe, in eine Kritik derselben einzutreten" — ist unseres Erachtens die peinlichste Lage, in welche practische Politiker überhaupt gerathen können. Mit richtigem Takt hatte der Abg. Lasker sich darauf beschränkt, den Vorwurf zu widerlegen, der in Camphausen's Bemerkungen über die Neigung des Hauses zu Steuerverweigerungen lag. Was die Rede des Abg. Miquel anlangt, so ist zunächst zu constatiren, daß die Zeitungsberichte über dieselbe den Eindruck der Unvollständigkeit machen. Nach einzelnen Partien derselben zu urtheilen, war dieselbe wesentlich an die Adresse der schnellfertigen Oppositionsredner gerichtet, welche direct darauf hingearbeitet hatten, die erste günstige Wirkung, welche der neue Leiter der preußischen Finanzen gemacht hatte, wieder zu verwischen und die Mittelparteien unter dem Eindruck einer Art von Attentat auf das Controlrecht des Hauses zu stellen. Was der Redner von den nothwendigen materiellen Opfern sagte, welche eine große nationale Neugestaltung nothwendig in Anspruch nehme, bildete eine zu directe Antwort auf die Schadenstandsrechnung des Herrn Virchow, als daß der von gewisser Seite her erhobene Vorwurf schwindelhafter Ueberstürzung irgend gerechtfertigt erscheinen könnte. Daß das Sinken des Silbers indirect eine Ver-

Digitized by Google

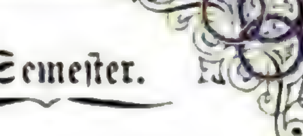
minderung des Schuldenbestandes bewirke, wird an sich kaum zu bestreiten sein und ist von dem Abgeordneten Miquel nur beiläufig, nicht als Argument für die Rathsamkeit der Schuldenconsolidirung angeführt worden. In der Hauptsache kam es darauf an, jeder vorzeitigen Beurtheilung, beziehungsweise Discreditirung eines Finanzplans abzuschneiden, dessen complicirter Charakter eine gründliche und objective Prüfung fordert — nicht nur im Interesse der Sache, sondern zugleich im Interesse der liberalen Partei fordert. Soll diese Partei mündig werden, so muß sie sich vor Allem von dem Vorwurf doctrinärer Allwissenheit frei halten und durch die That beweisen, daß die Zeiten vorüber sind, wo jeder neue Gesetzesvorschlag vornehmlich nach der Gelegenheit beurtheilt wurde, den er zu der Erörterung „unveräußerlicher" Principien darbot. Die Nothwendigkeit, eine Maßregel von der Tragweite der projectirten Schuldconsolidirung durch die Volksvertretung im Einzelnen zu überwachen, wird am erfolgreichsten geltend gemacht, wenn die Argumente für diese Ueberwachung aus der Sache selbst, nicht aus „Principien" abgeleitet wird, deren Verhältniß zu der obschwebenden Frage noch gar nicht deutlich festgestellt ist. Jede vorzeitige Aeußerung zur Sache schwächt im Voraus das Gewicht dessen ab, was gesagt werden wird und gesagt werden muß, wenn formulirte Vorschläge vorliegen.

Die Sitzung, welche die Verhandlungen über die künftige preußische Finanzpolitik eröffnete, begrub zugleich den vielbesprochenen Abrüstungsantrag des Abg. Virchow. Selbst in den Reihen der Fraction, welche diesen Antrag unterstützt hatte, scheint der Eifer für denselben nicht allzugroß gewesen zu sein, denn außer dem Antragsteller hatte sich kein Redner für die Forderung einschreiben lassen, die Waffen völlig aus der Hand zu legen, weil ihre Benutzung während der nächsten Monate unwahrscheinlich geworden. Die Beziehungen des norddeutschen Bundes zu den Nachbarstaaten sind schon seit Jahr und Tag so beschaffen, daß eine directe Kriegsgefahr nicht vorliegt, und wenn es lediglich die Furcht vor Angriffen auf unseren gegenwärtigen Besitzstand wäre, welche die Erhaltung einer starken Kriegsmacht rechtfertigt, so hätte die Flinte schon vor sechs Monaten in's Korn geworfen werden können. Zu den Staaten, welche nach des Antragstellers Bezeichnung „mit ihrer inneren Entwickelung zu thun haben, um die Fortschritte der Cultur und Freiheit zu sichern", gehört aber auch der deutsche und die Freiheit dieser „inneren Entwickelung" ist uns nur „gesichert", wenn man uns fürchtet. Den Charakter eines Definitivums hat die gegenwärtige europäische Lage noch lange nicht angenommen, — sie wird diesen Charakter auch erst annehmen, wenn die deutschen Dinge eine „definitive" Gestalt angenommen haben und so weit sind wir noch lange nicht; diesem Ziel stehen wir heute sogar noch ferner, als in den Wochen, welche das Abkommen über einen bis zum Jahre 1871 unveränderlichen Militäretat schufen.

Glücklicher Weise ist eine Heranziehung dieser Gesichtspunkte für die Antwort, welche Herr Lasker dem Abgeordneten Virchow gab, gar nicht nöthig gewesen, die einfache Berufung auf die Unantastbarkeit der geschlossenen Vereinbarung genügte. Diese Berufung wurde so klug und so energisch ausgesprochen, daß sich trotz der abgelehnten motivirten Tagesordnung behaupten läßt, sie sei im Wesentlichen nur der Ausdruck dessen gewesen, was das Land, was die große Mehrzahl aller Deutschen über die Opfer denkt, welche den Errungenschaften von 1866 gebracht werden müssen.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.





Die Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 47.

Ausgegeben am 19. November 1869.

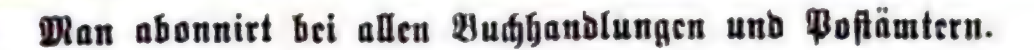
Inhalt:

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1869.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)



Digitized by Google

Soeben erschien und ist durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Billige Ausgabe
der
Briefe aus den Jahren 1830—1847
von
Felix Mendelssohn Bartholdy.

Herausgegeben von **Paul Mendelssohn Bartholdy** und Professor Dr. **Carl Mendelssohn Bartholdy.**

Preis geh. in 1 Band: Thlr. 2.; geb. in 1 Band: Thlr. 2. 10 Ngr.

Verlag von **Hermann Mendelssohn** in Leipzig.

MEYERS REISEBÜCHER für Winter 1869|70.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Süd-Frankreich und seine Kurorte,
von **Gsell-Fels** und **Berlepsch**. Geb. 3 Thlr.

„Seine Beschreibung der südfranzösischen und Pyrenäenbäder wird nicht nur für die Reisenden und namentlich für die Kranken-Reisenden, sondern auch für die Aerzte von ganz besonderem Interesse sein, da sie in anschaulichster und anziehendster Weise die Localverhältnisse nach allen Richtungen hin erörtert etc. etc. Wir können daher das Erscheinen des Buches als ein höchst erfreuliches Ereigniss begrüssen." **Virchow.**

Paris,
von **Berlepsch**. Geb. 2 Thlr.

„Was uns als besonderer Vorzug dieses pariser Führers erscheint, das ist, dass er Fleisch und Leben hat und nicht, wie unsere gewohnten älteren Bücher, durch übertriebenen Schematismus den Eindruck eines kahlen Gerippes macht." **Leipziger Illustrirte Zeitung.**

London,
von **Ravenstein**. Geb. 2 Thlr.

„Den Verfasser befähigen ein langjähriger Aufenthalt und gründliche Orts- und Sachkenntniss zum Führer in der Weltstadt, wie wenig Andere." **Aktionär.**

Nord-Deutschland,
von **Berlepsch**. Geb. $2^1/_2$ Thlr.

„Als Muster eines Reisehandbuchs zu betrachten, sowohl was die Bearbeitung des kolossalen Materials, als was die Ausstattung betrifft." **Kölner Telegraph.**

„Uebertrifft durch höchste Vollständigkeit, Sorgfalt der Redaction, sowie die wahrhaft glänzende künstlerische Ausstattung Alles, was die Reiseliteratur bisher geleistet hat." **Ostpreussische Zeitung.**

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Deutsche Nationalliteratur.
Kritische Textrevisionen von Heinrich Kurz.

Goethe, 12 Bände. 9 Thlr.
Schiller, 6 Bände. $4^1/_2$ Thlr.
H. v. Kleist, 2 Bände. $1^1/_6$ Thlr.
Chamisso, 2 Bände. $1^1/_2$ Thlr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Meyers grosser Hand-Atlas in 100 Karten.
Revidirte Ausgabe von 1869.

Complet in Mappe $12^1/_2$ Thlr. — Schön in halb Juchten gebunden 15 Thlr.

Ravensteins Specialkarte v. Deutschland.
Zweite Auflage von 1869.

13 Blätter in Umschlag 4 Thlr. — Aufgezogen, in Carton, 6 Thlr.

Der Frauentag in Berlin.

Vor zwei Jahren auf dem Volkswirthschaftlichen Congreß in Hamburg verabredeten Präsident Lette aus Berlin und Redacteur Lammers aus Bremen, eine Zusammenkunft von Abgeordneten deutscher Frauen-Erwerbs- und Bildungsvereine, welche mit dem ihrigen auf wesentlich gleichem Boden ständen, zu veranlassen. Nach Lette's vielbeklagtem Verlust nahmen die Erben seiner Fürsorge für wirthschaftlich gehemmte Frauen, Prof. v. Holtzendorff und Frl. Jenny Hirsch die Sache auf; und im Februar dieses Jahrs wurde von den genannten Drei mit Hinzutritt von Prof. Emminghaus aus Carlsruhe die Berufung einer solchen Delegirtenconferenz für den Herbst beschlossen. Dieselbe hat nun am 5. und 6. November in Berlin stattgefunden. Es waren vertreten u. a. Vereine von Berlin, Hamburg, Bremen, Hannover, Braunschweig, Leipzig, Dresden, Breslau, Glogau, Kassel, Darmstadt, Karlsruhe, ferner von Wien, Warschau, Chicago, Boston und Newyork, — außerdem aber eingeladen und erschienen zahlreiche Einzelne, die der Sache zugethan sind. Zwei Männer von befestigtem europäischem Rufe, Schulze-Delitzsch und Virchow, hatten einleitende Vorträge übernommen. Dr. Faucher's Anwesenheit strafte die Annahme Lügen, als ob der einflußreiche kleine Kreis von Männern, welche man gewöhnlich als „die Berliner Volkswirthe" bezeichnet, diesen Bestrebungen durchweg abgeneigt entgegenstehn. Unter den vielen bedeutenden Frauen, welche zugegen waren, ohne dem engsten Kreise der Vereinsthätigkeit anzugehören, wären vor Allen zu nennen Fanny Lewald, die Gründerin der Berliner Volksküchen, Frau Lina Morgenstern, und eine ausgezeichnete Amerikanerin Mrs. Kate E. Doggett aus Chicago. In Anerkennung des Entgegenkommens, das von amerikanischer Seite der Conferenz bewiesen worden war, übertrug man ihr eins der sogenannten Ehrenpräsidien. Ein anderes führte Frau Schepeler-Lette, des verstorbenen edlen Menschenfreundes würdige Tochter. Die Leitung der Verhandlungen war in Prof. v. Holtzendorff's sicherer Hand.

Für den Erfolg der Versammlung war die wichtigste Frage, wie sich

Digitized by Google

die Leiterinnen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins in Leipzig zu ihr stellen würden. Sie haben sich gleich im Beginn ihrer eifrigen Propaganda von einer compromittirenden männlichen Gemeinschaft loszusagen gehabt, und sind dabei zu dem radicalen Entschlusse gelangt, es ganz ohne unmittelbaren Beistand von Männern zu versuchen. Bei starrer Festhaltung dieses Princips hätten sie selbstverständlich in Berlin nicht erscheinen können. Doch haben sie während einer vierjährigen Agitation wohl erfahren, daß die sogenannte Frauen-Selbsthilfe, wenn selbst im engsten Kreise mitunter geboten oder heilsam, im weitesten Kreise und für eine große öffentliche Wirksamkeit doch nicht ausreicht. Sie beschlossen daher auf dem Kasseler Frauentage Anfangs October, zwei Abgeordnete nach Berlin zu senden, wozu die Wahl auf Frl. Auguste Schmidt und Frau Dr. Goldschmidt fiel. Dieser Griff hat sich als ein sehr glücklicher erwiesen. Ohne ihrem Verein etwas zu vergeben, sind die genannten beiden Damen der neuen größeren Verbindung mit dem besten Willen entgegenkommen. Frau Dr. Goldschmidt begann in der Vorbesprechung am 4. November mit einer wohlthuend bescheidenen Auslassung über die Stellung ihres Vereins zu der Gesammtheit. Frl. Schmidt schloß die Verhandlungen am 6. November in demselben Geiste ab, als sie mit warmen Worten dem Prof. v. Holtzendorff für die Berufung und Leitung der Zusammenkunft dankte, obgleich und weil sie bisher an dem Princip der alleinigen Selbsthilfe der Frauen festgehalten habe. Der Eindruck dieses versöhnlichen Aufgehens in die neue Gemeinschaft war allerseits der günstigste.

Hoffentlich wird es möglich sein, daß der in Berlin gebildete Verband dieses Entgegenkommen dadurch erwidere, daß er die „Neuen Bahnen" in Leipzig, herausgegeben von Frau Louise Otto-Peters und Frl. Auguste Schmidt, zu seinem Correspondenz-Organ erhebt. Es bedarf allerdings dafür des Verzichts auf eine ganz unumschränkte Verfügung über Ton und Inhalt des Blattes, namentlich auf Einmischung irgendwelcher außerhalb des Vereinsgebiets liegender Tendenzen. Aber der erweiterte Wirkungskreis, die Gewinnung neuer werthvoller Kräfte für die Füllung seiner Spalten, der ganze erhöhte Charakter des Organs wird seine Stifterinnen für diese Resignation entschädigen. Sie entgehen dann auch der Gefahr, daß die Concurrenz eines neuzugründenden Verbands-Organs ihrem Blatt den Boden beenge. Die Sache der Vereine aber könnte andererseits durch Vervielfältigung der ihr dienenden Fachzeitschriften kaum gewinnen.

Concentration der Kraft, Sammlung der zerstreuten Bestrebungen war allmälig zu einer Nothwendigkeit für diese Vereine geworden. Ohne sie würden sie auf die Dauer verkümmern. Die Hauptsache für diese Berliner Zusammenkunft war daher, daß es gelinge, die Vereinigung zu einer dauernden zu machen, in weder zu strammen noch zu lockern Formen. Zweijährige wan-

dernde Zusammenkünfte von Vereinsabgeordneten, Geschäftsführung in der Zwischenzeit durch einen dafür erwählten Verein, Gründung eines Correspondenzblattes, wie man sie beschlossen hat, werden diesen Zweck voraussichtlich erfüllen. Handelt es sich einmal um gemeinsame Maßregeln oder Unternehmungen, so soll es einer Zweidrittelmehrheit bedürfen und die Stimmen der vertretenen Vereine nach dem Verhältniß von 1 auf je 50 Mitglieder des betreffenden Vereins zählen. Man hatte die Feststellung dieses Verbandes und seiner Organisation in den Anfang der Verhandlungen gestellt; es entsprach der dominirenden Wichtigkeit der Frage, führte aber insofern eine gewisse Gefahr mit sich, als die persönliche Annäherung und Verständigung nothwendig noch nicht gleich so weit gediehen sein konnte, wie gegen das Ende eines mehrtägigen Beisammenseins der Fall gewesen sein würde. Die Gefahr blieb auch nicht bloß im Abstracten über der Versammlung schweben. Sie wurde praktisch, als nach gefaßtem Organisations-Beschluß in dem schon erwählten Vorort Berlin der geschäftsführende Verein zu wählen war und die Wahl auf den Berliner Lette-Verein fiel. Nichts war natürlicher, ja unvermeidlicher als diese Wahl. Dieser Verein allein von den überhaupt vertretenen Berliner Vereinen war den Auswärtigen, namentlich den Vereinsvertretern unter ihnen, hinlänglich bekannt, und bot ihnen die erforderlichen Bürgschaften für fernere Geschäftsführung in ihrem Sinne. Es ist derselbe Verein, der vom verstorbenen Lette gestiftet worden, von der Kronprinzessin patronisirt, von Prof. v. Holtzendorff und Frl. Jenny Hirsch geleitet wird, und bisher „Verein zur Beförderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts" hieß. Aber was für alle oder fast alle Auswärtigen und die überwiegende Mehrheit der Versammlung galt, das galt nicht zugleich für einige der Anwesenden aus Berlin. Diese hätten mindestens, wenn auch nicht für einen andern Verein die Geschäftsführung, so doch die Uebertragung derselben an einen besonders zu wählenden und ihnen also gleichfalls Platz eröffnenden Ausschuß gewünscht. Es braucht hier nicht untersucht zu werden, was sachlich für oder wider diese Form der Leitung des Verbandes gesprochen hätte. Genug, daß der sie ausschließende Beschluß bereits gefaßt, daß folglich nichts weiter übrig war, als einen bestimmten Verein zur Geschäftsführung zu wählen, und daß dies Allem nach nur der Lette-Verein sein konnte. Die Versuche, den oben gefaßten Beschluß auf der Stelle wieder rückgängig zu machen, hätten, wenn gelungen, das ganze Unternehmen nur aufs Bedenklichste compromittiren können. Sie scheiterten an dem Entschluß des Präsidiums und der Unterstützung desselben durch den gesunden Sinn der Mehrheit. Damit bestätigte diese, daß die deutschen Frauen für den Gebrauch der Machtmittel des öffentlichen Lebens reif geworden sind. In der zunächst entstehenden vorübergehenden Aufregung aber zeigte sich doch ein ziemliches

Durcheinander der Meinungen und Urtheile, so daß die merkwürdigsten Mißverständnisse Umlauf gewannen, z. B. dieses, daß die Leipziger Damen es eigentlich gewesen wären, welche die Wahl des Lette-Vereins verletzt und abgestoßen hätte. Diesen Irrthum klärte das Schlußwort von Frl. Auguste Schmidt wohl für Jedermann befriedigend auf.

Nachdem der kleine Sturm übrigens ausgetobt hatte, lachte über den Fortgang der Verhandlungen ein desto wolkenloserer Himmel. Man hörte mit wahrer Andacht Schulze-Delitzsch zu, der in seiner eindringlichen Art die Bedingungen des Gründens und Gedeihens von Erwerbsgenossenschaften der Frauen entwickelte. War in diesem Fall die ansteckende und fortreißende Wärme des berühmten Redners am Platze, um in eine noch nirgends thatsächlich eingeschlagene, kaum erblickte neue Bahn zu weisen, so nicht minder gut bei dem schon weit bekannteren und populäreren Betrieb systematischer Krankenpflege Prof. Virchow's ruhige, fast kalte Kritik. Es war allerdings gut, daß Prediger Müller (vom Unions- und Protestanten-Verein) nachgehends Virchow's Idealismus betonte; sonst hätten viele der Zuhörerinnen ihn für rein skeptisch und negativ halten können. In dem Vortrage selbst lag aber nichts, was solche Verkennung hätte begründen können. Prof. Virchow hatte sich augenscheinlich mit Erfolg bemüht, einen Weg aufzufinden, wie wir allmälig zu Krankenpflegerinnen von Beruf gelangen können, die weder barmherzige Schwestern noch Diakonissinnen sind. Der Alice-Verein in Darmstadt und der badische Frauenverein für Krankenpflege lieferten zu seiner Theorie auf der Stelle die Bestätigung.

Die Großherzogin Luise, welche den letzteren, die Prinzessin Ludwig von Hessen, welche den ersteren Verein in's Leben gerufen hat, sind neben der Kronprinzessin von Preußen mit mehr als gewöhnlicher Wahrheit die Protectorinnen der heutigen deutschen Frauen-Bewegung zu nennen. Ihrer im Verein mit der Kronprinzessin, die von Cannes hier die Versammelten ihres Antheils versichern ließ, gedachte beim Festmahl Prof. v. Holtzendorff in einem schönen ersten Trinkspruch. Er bezeichnete darin solches Thun als würdig fürstlicher Frauen in unsern Tagen, wo selbst die Monarchie ihren Werth durch Handeln und Sein beweisen muß, wenn sie sich dauernd behaupten will, und als glücklich abstechend gegen jene andere hergebrachte Haltung, wo das regierende Geschlecht nur einen stellensuchenden Adel, ein kriechendes nach unten herrschsüchtiges Pfaffenthum, und den nach Almosen begierigen Theil der übrigen Gesellschaft um sich sammelt. Aufrichtige, ernste Theilnahme an zeitgenössischen humanen Bestrebungen ist der beste Gebrauch, den Fürsten und Fürstinnen von den Vorzügen ihres socialen und ökonomischen Standpunkts machen können. Diese, nicht bloße äußere Hulderweisungen, ehrten auch die anwesenden Republikaner (Hanseaten, Schweizer und

Digitized by Google

Amerikaner) gern durch freudige Aufnahme jenes Trinkspruchs. Eine Amerikanerin, die schon erwähnte Mrs. Doggett, fügte ihrerseits sogar noch Königin Victoria von England als ein Muster weiblicher Tugend und Würde hinzu.

Wir gehen hier auf den Inhalt der sachlichen Verhandlungen, die außer den genannten Stoffen noch Arbeitsnachweisungsanstalten und Fachschulen für das weibliche Geschlecht betrafen, nicht weiter ein. Es wird wichtiger sein, auf so weitschichtige Fragen in einem anderen Zusammenhang gelegentlich zurückzukommen. Für diesmal genüge es schließlich auszusprechen, daß die Berliner Zusammenkunft ihre Aufgabe erfüllt, d. h. die Bewegung in ein breiteres, höheres Bette geleitet, ohne die Bürgschaften geordneter Weiterentwickelung im mindesten zu schwächen, und ihr damit die nationale Würdigkeit gewährt hat, die ihr in der bisherigen Zerstreuung durch so viele verschiedene kleine Canäle noch abging.

Deutsche Dichtung in englischen Uebersetzungen.

Daß der Abstand zwischen dem Sprachgenius Griechenlands und Roms, selbst in dem Zeitalter der Virgil, Ovid und Horaz, den talentvollen Nacheiferern griechischer Dichtung, ein ungleich weiterer gewesen als der des Deutschen und Englischen, bedarf für Kundige keines Beweises; aber auch bei den Schwesterzungen der Franzosen und Italiener ist das beide umschlingende Band loser und lockerer geknüpft, als die Sprachähnlichkeit zwischen ihren nordischen Gegensätzen, Briten und Deutschen. Und da jedes volksthümliche Idiom nur der verkörperte Ausdruck des Volksgeistes ist, so wird auch die in den höchsten Blüthen der Sprache entfaltete Dichtung zweier engverwandter Nationen eine Fülle von Analogien darbieten, welche den Kenner oder auch nur Liebhaber beider zu unwillkürlichen Vergleichen auffordern und dadurch ganz naturgemäß zu Uebertragungen aus der einen in die andere Form reizen. So ist es denn auch im Laufe des letzten Jahrhunderts, welches erst bei uns, dann drüben die gegenseitige Erkenntniß geweckt und stetig erweitert hat, den Deutschen und ihren angelsächsischen Vettern jenseit des deutschen Meeres ergangen.

Kaum war man bei uns vor reichlich hundert Jahren, seit Bodmer, Breitinger und Hagedorn, mit den literarischen Schätzen des früher entwickelten Englands bekannt und vertraut geworden, da regte sich alsbald das Streben

nach Uebertragung der fremden Gewächse auf den heimathlichen Boden. Man kann seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zwei Decennien hindurch die Literatur unserer Uebersetzungen aus dem Englischen — an welchen besonders Hamburger und Braunschweiger, die Bode, Ebert, Eschenburg, betheiligt waren — Schritt für Schritt verfolgen; kaum ein paar Jahre vergehen über dem Erscheinen eines Epoche machenden englischen Werkes, ohne daß nicht eine deutsche Uebersetzung davon erscheint. Wer auf literarische Bildung Anspruch erhebt, kennt wenigstens die Hauptglieder in der bald gröberen, bald feineren Kette von Caspar Wilhelm v. Borck, dem ersten Bearbeiter des Julius Cäsar von Shakespeare (1741), bis auf Friedrich von Bodenstedt und dessen Gesellen. Unsere eigene Sprache und Poesie hat, wie allbekannt und anerkannt, dieser bis auf den heutigen Tag emsig gepflegten Verpflanzung englischer Producte auf deutsches Gebiet manche der edelsten Früchte zu danken.

Erst ein Menschenalter später begann die rückläufige Strömung: das Bekanntwerden und bald auch die Versuche von Uebersetzungen deutscher Dichterwerke in England. In einer Abhandlung „über die alten Balladen" hebt Walter Scott als den Anfang dieser philogermanischen Bewegung den 21. April 1788 hervor, an welchem Tage Henry Mackenzie, Verfasser des „Man of feeliug", in der königlichen Gesellschaft zu Edinburg eine Vorlesung hielt über die Bedeutung der deutschen dramatischen Dichtung. Und doch gilt dieses Datum, wenn solche Dinge sich überhaupt nach Jahreszahlen und Tagesangaben feststellen lassen, mehr für Schottland und Scott's persönliche Umgebung als für Großbritannien überhaupt. Denn in England waren bereits geraume Zeit früher Uebersetzungen von E. Ch. v. Kleist (1755), Sal. Geßner (1762), Klopstock (1765), Zimmermann (1771), Wieland (1773), Gellert (1776), Goethe (1779), Lessing (1780) u. a. erschienen, ohne indeß, wie man natürlich finden wird, ein allgemeineres Aufsehen zu erregen. Das wunderliche, barbarische, fast vergessene Stammland war bei den Engländern zu sehr in Mißachtung gerathen, als daß man sich von ihm irgend etwas Guten versah. Ohnehin waren diese Proben sehr mangelhaft oder stammten gar aus zweiter Hand, indem sie französischen Versionen entlehnt waren. Erst seit Mackenzie, der freilich auch nur aus französischen Quellen schöpfte, ward jenes bisher vereinzelte Aufhorchen zu einem allgemeinen Interesse. Durch ihn angeregt sammelte sich im J. 1792 um den damals 21jährigen Advocaten Walter Scott ein Verein von „German students"*), die aus der neuentdeckten Quelle Labung und Begeisterung schöpften, so wenig auch ihr deutscher Lehrer, ein Dr. med. Willich, bei ihnen

*) Elze, (Walter Scott, S. 130 f.) nennt unter den Freunden Scott's als Theilnehmer an diesen deutschen Studien: Will. Erskine, Will. Clerk und Th. Thomson.

Digitized by Google

für Geßner's „Abel" Theilnahme zu erwecken vermochte. Mit um so lebhafterem Eifer dagegen wandten sich Einige zu Kant's Abhandlungen, Andere zu den Dramen von Goethe und Schiller.

Im Herbste 1794 war Scott Zeuge einer Vorlesung von William Taylor's Uebersetzung der Bürger'schen „Lenore", die, 1773 gedichtet, bekanntlich ihrerseits wieder unter dem Eindruck von „Sweet William's Ghost" in Percy's „Ueberresten altenglischer Dichtung" entstanden war. Scott ruhte nicht eher, als bis er sich das Original verschafft und die eigenen Kräfte daran versucht hatte. Seine Uebertragung der „Lenore" ward 1796 zugleich mit der des „Wilden Jägers" dem Druck übergeben. Das Exemplar von Bürger's Gedichten verdankte er einer Verwandten, der jungen Frau Scott von Harden, Tochter des Grafen Brühl, früheren sächsischen Gesandten am Hofe von St. James, die ihn mit noch anderen deutschen Dichtern und mit dem Adelung'schen Wörterbuche versah.

Ein Blick sowohl in W. Taylor's (von Norwich) als in W. Scott's (unter dem Titel: „William und Helena") gelieferten Uebersetzungen dieser Bürger'schen Geniestücke verräth die Arbeiten grundsatzloser Dilettanten, die mehr auf rasche Ausbeutung als auf schonende und zugleich respectirende Wiedergabe des Meisters der drastisch belebten Ballade bedacht sind. Weder Reim noch Rhythmus, noch Costüm des Originals finden die nöthige Beachtung. Die dem 18. Jahrhundert angehörige Episode vom nächtlichen Reiter, der „mit König Friedrich's Macht gezogen in die Prager Schlacht", wird ohne Bedenken auf englischen Boden und in die dunkeln Zeiten der Kreuzzüge versetzt, wo weder die Heere „mit Sing und Sang" in dichten Schaaren heimkehrten, noch die Bürgermädchen so empfindsam liebten wie unsere „Lenore". Doch hören wir zunächst W. Taylor, denselben, der auch von Goethe's „Iphigenie" die erste englische Uebersetzung gegeben hat:

At break of day from frightful dreams
Upstarted Ellenore:
'My William, art thou slayn', she sayde,
'Or dost thou love no more?'

He went abroade with Richard's host
The Pagan foes to quell;
But he no word to her had writt
An he were sick or well.

With blore of trump and thump of drum
His fellow-soldgers come,
Their helms bedeckt with oaken boughs,
They seeke their long'd-for home etc. etc.

Digitized by Google

Trotz solcher an's Mittelalter anklingender Behandlung steht diese Uebersetzung dem Bürger'schen Gedichte doch näher als die etwas später erschienenen Versionen der Herren Stanley, Spencer und Pye, welche unser Shakespeareübersetzer nach Wieland, J. J. Eschenburg, im J. 1796 gesammelt erscheinen ließ und mit einer einleitenden Widmung „an den Herrn Canonicus Gleim" versah. John Thomas Stanley hat sogar den poetischen, volksthümlichen, aber für nüchterne Weltkinder untröstlichen Schluß abgeändert, indem er die ganze Vision schließlich als Traum erscheinen und den echten Wilhelm am Morgen nach der Fiebernacht in Lenorens Arme springen läßt:

„She woke; — 'twas William's self who spoke,
And clasp'd her to his heart."

Von dieser sentimentalen Abgeschmacktheit, die noch über den Schröderschen „Hamlet" mit dem fröhlichen Ende hinausgeht, halten die beiden anderen Bearbeiter sich zwar fern, aber ihre Fehler liegen auf dem formellen Gebiete von Sprache, Vers und Ton der Behandlung. Man höre, wie das Eschenburg'sche Triumvirat die Strophe

„So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern ꝛc."

übersetzt hat:

J. Th. Stanley:
Thus rashly Leonora strove
To doubt the truth of heavenly love,
She wept, and beat her breast!
She pray'd for death, until the moon
With all the stars in silence shone,
And sooth'd the world to rest.

W. R. Spencer:
Thus did the demons of despair
Her wildered sense to madness strain,
Thus did her impious clamours dare
Eternal Wisdom to arraign.
She beat her breast, her hands she wrung,
Till westward sunk the car of light,
And countless stars in air were hung
To gem the matron weeds of night.

H. J. Pye:
Thus the frewny of despair
Thro' her swelling veins was driven,
Thus her madd'ning accents dare
War against the will of heaven;
Frantic thro' the live-long day
Her breast she beat, her hands she wrung,
Till Sol withdrew his golden ray,
And heaven's high arch with stars was hung.

Digitized by Google

In der jüngsten Uebersetzung von Baskerville (Poetry of Germany Leipzig 1854), die freilich auch kein hohes Muster ist, wird man doch immerhin unseren Bürger wiedererkennen. Vergleicht man damit z. B. Stellen aus W. Scott's Uebersetzung des „Wilden Jägers", so hat man zwar mehr den Eindruck der Verarbeitung als der Uebersetzung, aber doch hat sich Scott trotz seines oberflächlichen Umspringens mit allen charakteristischen Feinheiten oder Derbheiten unseres Bürger gerade als Uebersetzer sehr große Verdienste um die Würdigung des literarischen Deutschlands bei den Engländern erworben, und zwar fast mehr noch als durch die beiden Bürger'schen Balladen durch Goethe's „Erlkönig" und „Götz von Berlichingen". Was dieses letztere Stück betrifft, so war es keineswegs das erste drüben bekannt gewordene Drama unserer Sturm- und Drangperiode. Schon 1792 waren Schiller's „Räuber" von Alex. Fraser Tytler, später Lord Woodhouselee, im Jahre 1797 „Kabale und Liebe" von 'Monk' Lewis ins Englische übertragen und mit lebhafter Theilnahme aufgenommen worden. Die deutsche Ritter-, Räuber- und Schauerromantik, selbst nur Regeneration englischer Stoffe und Stimmungen, war überhaupt in den neunziger Jahren in Großbritannien an der Tagesordnung. Dem damaligen literarischen John Bull erschien jedoch diese deutsche Richtung gefährlich für die Autonomie Altenglands. Sowohl William Gifford, der spätere Herausgeber der conservativen „Quarterly Review", als auch George Canning, der spätere Staatsmann, traten mit derber Satire gegen die „deutsche Schule" eines 'Monk' Lewis, Taylor, Tytler u. A. in die Schranken. Gifford zog in seiner "Maeviad", einer Nachahmung des Horaz, gegen die Stücke von Schiller und Kotzebue zu Felde, welche er, bezeichnend für seine Einseitigkeit, um nicht zu sagen Unwissenheit, als gleichartig unter der Bezeichnung 'heavy lumbering, and monotonous stupidity' zusammenfaßt. Canning schrieb als Mitarbeiter des "Anti-Jacobin" (1797—8) den größten Theil einer Parodie auf Schiller's Räuber unter dem Titel "The Rovers" (die „Landstreicher"), aus welcher wir zur Probe einige Liederverse hierhersetzen wollen, deren Witz sich mehr durch Plattheit als Schärfe auszeichnet:

Whene'er with haggard eyes I view
  This dungeon that I'm rotting in,
I think of those companions true
  Who studied with me at the U—
      niversity of Gottingen,
      niversity of Gottingen.

Er zieht sein blaues Taschentuch und fährt fort:

Sweet kerchief, checked with heavenly blue,
Which once my love sat knotting in —
Alas! Matilda t h e n was true!
At least I thought so at the U—
niversity of Gottingen (b i s).

— — — — — — — —

There first for thee my passion grew,
Sweet, sweet Matilda Pottingen!
Thou wast the daughter of my Tu—
tor, law-professor at the U—
niversity of Gottingen (b i s).

Sun, moon, and thou, vain world, adieu,
That kings and priests are plotting in:
Here doomed to starve on water gru—
el,*) never shall I see the U—
niversity of Gottingen (b i s).

Man sieht aus dieser Jugendfarce Canning's wenigstens so viel, daß die Vorstellungen des damaligen Jungenglands über unser Vaterland noch ein gut Theil unklarer waren als heute, wo der langlockige deutsche Student, der bei Bier und Tabakswolken verliebt schwärmt oder philosophische Probleme löst, in der volksthümlichen Auffassung des Durchschnittsengländers noch immer nicht ausgestorben ist.

Gleichwohl ist die von solcher Reaction verspottete „deutsche Schule" für die Erweckung der modernen englischen Dichtung von dem fruchtbarsten Einfluß gewesen. Der „Götz" Walter Scott's, erschienen 1799, hat in diesem Sinne Epoche gemacht und findet daher auch in allen Literaturgeschichten hüben und drüben anerkennende Erwähnung. Um so mehr wird man erstaunt sein, bei näherem Einblick in diese Uebersetzung eine Fülle von Mißverständnissen zu entdecken, die nicht nur von völlig ungenügender Vorbereitung, sondern von einem fast französischen Leichtsinn des jugendlichen Literaten zeugen. Die Vorrede W. Scott's, vom 3. Februar 1799 datirt, beruft sich auf die vorgängige Durchsicht eines 'Gentleman of high literary eminence'. Die „Eminenz" muß aber nicht von besonderem Belang gewesen sein, sonst würde nicht die stattliche Reihe von Schnitzern im Text paradiren, die, zusammengestellt, eine wahre Blumenlese köstlicher „blunders" darbieten**).

---

*) „Hafergrütze".

**) Hier einige Beispiele: „Der Bischof kroch zum K r e u z" — the Bishop complained to the C i r c l e (Kreis). — „Seht doch den F r a t z e n!" — Only mind the g l u t t o n s (Fresser, Vielfraß). — „Sonst kommen wir Dir über die G l a t z e" — Your g l a s s e s may suffer. — „Der Prior führte mich in den Garten: das ist nun ihr B i e n e n k o r b" — The prior carried me into their garden, where they had raised b e a n s (Bohnen). — „Mein Kloster

Und doch hat Walter Scott, trotz aller Quiproquos, die Ehre, zu den Künstlern und sprachverständigen Uebersetzern gezählt zu werden. Unter den Blinden galt und gilt der Einäugige als König. Aber es kamen Leute, die auf beiden Augen sahen, wenn auch nicht scharf, wenn auch nicht mit völlig ungetrübter Sehkraft. Es war eine Reihe junger Engländer, welche die deutsche Sprache an Ort und Stelle erlernt hatten; unter ihnen an erster Stelle Samuel Taylor Coleridge, welcher im September 1789 in Begleitung seines Freundes William Wordsworth sich über Hamburg nach Ratzeburg begab und, nach dortigen Vorstudien im Deutschen, ein Jahr lang die Universität Göttingen besuchte, um unter Prof. Tychsen's Anleitung deutsche Sprache und Literatur zu studiren. Keine Periode, von Ulfilas bis auf Lessing und Kant, blieb ohne die eingehendste Beachtung. Der weitere Plan, in Jena Schiller zu besuchen, blieb freilich unausgeführt; allein nach bisher unaufgeklärter Erwerbung einer Handschrift des „Wallenstein" hatte Coleridge bei seiner Rückkehr in die Heimath (Novbr. 1799) keine dringendere Aufgabe, als die beiden Haupttheile dieser Tragödie ins Englische zu übersetzen. An das „Lager" hat er, nach eigenem Geständniß, sich nicht gewagt wegen der Schwierigkeit der Knittelverse (lilting metre) und wegen der Reimarmuth der englischen Sprache*). Die „Piccolomini" und „Wallenstein's Tod" erschienen Englisch zu London im J. 1800, fast gleichzeitig mit den deutschen Originalen in Deutschland. Daß Coleridge nach einem Manuscript übersetzte, zeigte sich auch darin, daß die Vertheilung des Stoffes unter die beiden Stücke und innerhalb derselben in Acte und Scenen nicht mit der

---

ist Erfurt in Sachsen: — My conventis involved in business! (Scott sieht also „Erfurt" als ein Particip, etwa von „erfahren", und „Sachsen" für „Sachen" an). — „Gebe Gott, daß unser Junge dem Weislinger nicht nachschlägt: — God grant, our boy may pull down that Weislingen! — „Der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit schwindet; und dann sind sie ganz kleine Stümpschen Unschlitt: — The rays of glory and honour totally disappear. They are like old worsted stockings in a frosty night! („Sümpschen"=Strümpschen; aber „Unschlitt"? sollte Scott an eine Schlittenfahrt in einer Winternacht gedacht haben? Wer ergründet die Quellen des Unsinns?) — „Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachsenhausen:" — Near Frankfort is an ample building, called the correction-house! (Sachen- d. h. Werk- und Arbeitshaus). — „Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvölker herunter" — it is coming to sharps. (Kochen = heiß hergeben?) — „Ich wollt nicht, daß Ihr an der Spitze rittet — you will not run upon iron pikes (Spieße u. dgl. m.)

*) „Wallenstein's Lager" ist im J. 1830 von Lord Francis Leveson Gower, und in den fünfziger Jahren noch einmal von J. Churchill für Bohns 'Standard Library' übersetzt worden. Bis zum J. 1863 sind in England die „Räuber" wenigstens 4mal, „Kabale und Liebe" 4mal, „Fiesco" 5mal, „Don Carlos" 8mal, „Wallenstein" 4mal, „Maria Stuart" 4mal, „Wilh. Tell" 10mal, „Jungfrau v. Orleans" 7mal, „Braut v. Messina" 2mal, „Demetrius" 2mal, das „Lied von der Glocke", außer in den Gesammtwerken, 13mal übersetzt veröffentlicht worden.

Digitized by Google

der ersten, bei Cotta erschienenen deutschen Ausgabe, wohl aber mit Körner's Angaben im Briefwechsel mit Schiller (IV. S. 175) übereinstimmt.

Coleridge's Uebersetzung des „Wallenstein" ist im Ganzen und Großen eine glückliche Leistung. Carlyle, gewiß ein berufener Beurtheiler, gibt ihr nach den ihm bekannten umfangreichen Proben das Zeugniß, sie sei nächst Sotheby's Uebersetzung von Wieland's „Oberon", 1798, — (die mir nicht zugänglich geworden, von der es aber heißt, daß dieselbe dem Uebersetzer den Dank des Dichters einbrachte) — „die beste, in der That die einzig erträgliche Uebersetzung aus dem Deutschen, mit welcher die englische Literatur bisher (bis 1825) bereichert worden sei"*). Es wird manchen Lesern erwünscht sein, mit Ton und Haltung des englischen Wallenstein, wenigstens durch ein Bruchstück näher bekannt zu werden. Im Gegensatz zu den vorher gegebenen lyrischen Stücken hat natürlich der reimlose Bühnen-Jambus dem Uebersetzer die Aufgabe wesentlich erleichtert. Wir wählen die berühmte Erzählung des schwedischen Hauptmanns vor Thekla, wobei wir uns der Voranstellung des deutschen Wortlauts glauben überheben zu dürfen:

Coleridge: We lay, expecting no attack, at Neustadt,
Entrench'd but insecurely in our camp,
When towards evening rose a cloud of dust
From the wood thitherward; our vanguard fled
Into the camp and sounded the alarm.
Scarce had we mounted, ere the Pappenheimers
Their horses at full speed, broke through the lines,
And ledged the trenches; but their heedless courage
Had borne them onward far before the others, —
The infantry were still at distance, only
The Pappenheimers follow'd daringly
Their daring leader. — — Both in van and flanks
With our whole cavalry we now receiv'd them;
Back to the trenches drove them, where the foot
Stretch'd out a solid ridge of pikes to meet them.
They neither could advance, nor get retreat;
And as they stood on every side wedged in,
The Rhinegrave to their leader call'd aloud
Inviting a surrender; but their leader,
Young Piccolomini — known by his plume,
And his long hair, gave signal for the trenches;
Himself leapt frist: the regiment all plung'd after.
His charger, by a halbart gored, rear'd up,
Flung him with violence off, and over him

*) Carlyle, Life of Schiller, Tauchnitz Coll. p. 200.

Digitized by Google

The horses, now no longer to be curb'd, — —
Wild despair
Inspir'd the troops with frenzy, when they saw
Their leader perish; every thought of rescue
Was spurn'd, they fought like wounded tigers; their
Frantic resistance rous'd our soldiery;
A murderous fight took place, nor was the contest
Finish'd before their last man fell. —
This morning
We buried him. Twelve youths of noblest birth
Did bear him to interment; the whole army
Follow'd the bier. A laurel deck'd his coffin;
The sword of the deceas'd was placed upon it,
In mark of honour by the Rhinegrave's self. (?)
Nor tears were wanting! for there are emong us
Many, who had themselves experienced
The greatness of his mind and gentle manners;
All were affected at his fate. The Rhinegrave
Would willingly have saved him; but himself
Made vain the attempt — 'tis said, he wish'd to die.

Was uns bei Lesung dieser Wiedergabe zuerst entgegentritt, ist die Condensation des Englischen: Coleridge hat die 52 Strophen des Originals auf 42 Verse eingeschränkt, ohne eigentlich zwingende Veranlassung. Denn die Uebersetzung leidet trotz vielem Vortrefflichen an Härten und mangelndem Fluß der Rhetorik. Außerdem finden sich in der letzteren Hälfte die Stellen zu häufig, die vom Versende in die folgende Zeile hinüberleiten, während der Abschnitt des Sinnes inmitten des Verses fällt. Diese dem Jambus allerdings erlaubte Freiheit darf doch nicht zu oft angewandt werden, wenn der Vortrag den Eindruck des Zerhackten vermeiden soll. Der Sinn des Deutschen ist, wie man sieht, richtig getroffen, bis auf die oben mit einem Fragezeichen angemerkte Stelle. Wortgetreuer freilich, obwohl mitunter metrisch ungenügend ist die Uebersetzung von Thomas Carlyle in dessen Leben Schiller's. Wir geben zum Vergleich aus der ganzen aus 47 Zeilen gebrachten Erzählung nur die letzten 11:

This morning we interr'd him. He was borne
By twelve youths of the noblest families,
And all our host acompanied the bier.
A laurel deck'd his coffin: and upon it
The Rheingraf laid his own victorious sword.
Nor were tears wanting to his fate: for many
Of us had known his noble-mindedness
And gentleness of manners; and all hearts

Digitized by Google

Were mor'd at his sad end. Fair would the Rheingraf
Have sav'd him; but himself prevented it;
'Tis said he wish'd to die.

Wir glauben kaum, daß sich diese Stelle in einfach schönerem Englisch wiedergeben läßt; wenn sie gleichwohl hinter dem elegischen Glanze Schiller's zurückbleibt, so liegt das am verschiedenen Geiste der beiden Sprachen. Einige Zeilen Carlyle's, früheren Theilen derselben Erzählung angehörig, sind als Verse freilich unlesbar, allein im Ganzen trifft er Schiller's Ton und Gedanken doch besser als Coleridge. Letzterer ist auch nicht frei von seltsamen Mißverständnissen. — Im Uebrigen zeugt die vorausgeschickte Vorrede von dem richtigsten Verständniß der Aufgabe des poetischen Uebersetzers: „Eine metrisch getreue Uebersetzung dichterischer Werke ist deshalb so schwierig, weil der Uebersetzer seiner Sprache einen gewissen Glanz verleihen muß, ohne jene Wärme ursprünglichen Schaffens, aus welcher dieser Glanz der Sprache von selbst hervorgehen würde. Wenn er sein Original, was den Sinn jeder einzelnen Stelle betrifft, treu wiedergibt, so muß er nothwendiger Weise einen erheblichen Theil des dichterischen Geistes opfern; wenn er sich bestrebt, nach dem Gesetze der Ausgleichung oder der ersetzenden Wieder gabe zu verfahren, so setzt er sich dem Vorwurf der Eitelkeit oder der Entstellung aus." Treffliche Worte, von denen man nur wünschen möchte, daß die große Mehrzahl der Nachfolger Coleridge's als Interpreten deutscher Dichtung ihrer eingedenk gewesen wäre!

Was derselbe Coleridge noch sonst von deutscher Poesie übersetzt hat, sind einzelne Kleinigkeiten von Stolberg, Matthisson, Frederike Brun und von Schiller die „Dithyrambe", der „Hexameter" und „das Distichon." Wir geben die beiden letzteren, weniger aus Bewunderung für das classische Versmaß in englischer Nachbildung, als vielmehr zur charakteristischen Probe:

Strongly it bears us along in swelling and limitless billows;
Nothing before and nothing behind but the sky and the ocean. —
In the hexameter rises the fountain's silvery column,
In the pentameter aye falling in melody back.

Ein Deutscher wird sich über diese Art von „melodischer" Fontaine des Lächelns schwer erwehren können und schon an dem einen Beispiel schlagend erkennen, daß diese Gattung classischer Rhythmen, so virtuos auch unsere deutsche Muttersprache sie wiederzugeben vermag, sich doch für die aus der Art geschlagene englische Tochter nicht eignet, obgleich einzelne gelehrte, auf uns eifersüchtige Engländer oder Amerikaner — z. B. Longfellow in seiner „Evangeline" und seinem „Miles Staudish" noch immer nicht völlig darauf verzichten wollen.

Digitized by Google

Thomas Carlyle, auf den wir später noch als den Hauptförderer deutscher Studien in Albion zurückkommen müssen, war von Coleridge angeregt worden, nachdem er schon als Student durch das jüngst erschienene Buch der Frau von Staël-Holstein, „de l'Allemagne“ zuerst auf das träumerische Barbarenland ostwärts des Rheinstroms aufmerksam geworden war. Daß gerade dieses Buch ihn mit respectvoller Neugier nach den literarischen Schätzen der Deutschen — desselben Volkes, das sich soeben der Franzosen auf so mannhafte Weise entledigt hatte, — erfüllt und zur sauren Erlernung der deutschen Sprache veranlaßt habe, weiß ich aus Carlyle's eigenem Munde. Zu Anfang der zwanziger Jahre erschien aus seiner Feder der englische „Wilhelm Meister“; nach einem längeren Aufenthalt in Weimar folgte 1825 das „Leben Schiller's“ mit eingestreuten Proben aus den dramatischen Werken des Dichters, im Jahre 1827 dann vier Bände German Romances, wo er, aus den Erzählungen und Märchen deutscher Schriftsteller, als Musäus, La Motte Fouqué, Tieck, Hoffmann, Jean Paul und Goethe heraushob, „was er seiner Nation am gemäßesten zu sein glaubte“ (Worte Goethe's). In der Folge lieferte er von Zeit zu Zeit in der Edinburgh und in der Foreign Review eingehende Uebersichten und Beurtheilungen sowohl dieser wie anderer gleichzeitiger oder jüngerer Dichter, unter welchen Recensionen besonders die Besprechung der „Helena“ im zweiten Theile des „Faust“ (in der Foreign Review, jetzt Miscellanies vol. I.) hervorgehoben werden mag. So ist denn Carlyle — der selbst in seinem Stil eine Fülle deutscher Wendungen, philosophischer Begriffe und humoristischer Züge angenommen hat, — nicht ohne Nachtheil für den nationalenglischen Charakter seiner Schriften — in den früheren Mannesjahren fast unablässig mit leidenschaftlicher Propaganda für die deutsche Literatur beschäftigt gewesen. Man darf wohl sagen, daß er durch seinen übertriebenen Cultus und seine barocke Wärme auf den ächten Vollblutengländer mitunter sogar abstoßend gewirkt hat. Nichtsdestoweniger sind wir Deutschen ihm für seine Theilnahme den wärmsten Dank schuldig.

Werfen wir, außer dem oben angeführten Bruchstück aus „Wallenstein's Tod“, noch einen Blick auf einige andere Schiller'sche Sachen, die sich in Carlyle's Leben Schiller's an ihrer Stelle eingeschoben finden, und hören wir z. B. Marquis Posa's Rede an König Philipp:

Oh, could the eloquence of all the millions
Who participate in this great moment,
Hover on my lips and raise into a flame
That gleam that kindles in your eyes!
Give up this false idolatry of self (?),
Which makes your brothers nothing! Be to us

A pattern of the Everlasting and the True!
Never, never, did a mortal hold so much,
To use it so divinely. All the kings
Of Europe reverence the name of Spain:
Go on in front of all the kings of Europe!
One movement of your pen, and new-created
Is the Earth. Say but, Let there be freedom! (?)

King Phil. Singular enthusiast! Yet — rise — etc.

Die Stelle theilt mit dem ganzen großen Auftritt den Fehler einer gewissen Holprigkeit und entbehrt des eigenthümlichen Schiller'schen Pathos; überdies ist die „unnatürliche Vergötterung" — d. h. Katholicismus — in „Selbstvergötterung" verwandelt und die hier unentbehrliche „Gedankenfreiheit" in noch flauere allgemeine „Freiheit" abgeschwächt worden. Weit besser gelungen, obwohl metrisch ungefeilt, wird der Leser mit uns die folgenden Bruchstücke finden, unter denen zumal die rauhe Verneinung, der knorrige Unglaube eines Talbot einer Natur wie Carlyle wohlverwandt entgegenkommt:

Soon it is over and to the earth I render,
To the everlasting sun the atoms which
For pain and pleasure join'd to form me;
And of the mighty Talbot, whose renown
Once fill'd the world, remains nought but a handful
Of light dust. Thus man comes to his end;
And our one conquest in this fight of life
Is the conviction of life's nothingness,
And deep disdain of all that sorry stuff
We once thought lofty and desirable.

Da ist Shakespeare'scher Anklang. Und nun ein paar Zeilen aus Tell's Monolog, der fast durchweg treffend übersetzt ist, wenn auch der Versbau hier wie überall vernachlässigt erscheint:

— — — — — — — — — — — — — — —

Erewhile, my children, were your father out,
There was a merriment at his return,
For still, on coming home, he brought you somewhat,
Might be an Alpine flower, rare bird, or elf-bolt,
Such as the wand'rer finds cepon the mountains;
Now he is gone in quest of other spoil.
On the wild way he sits with thoughts of murder:
'Tis for his enemy's life he lies in wait, —
And yet on you, dear children, you alome
He thinks as then: for your sake is he here;
To guard you from the tyrant's vengeful mood,

Digitized by Google

He bends his peaceful bow for work of blood.

— — — — — — — — — — — — — — — —

All my days, the bow has been my comrade,
I have train'd myself to archery; oft
Have I took the bull's-eye, many a prize
Brought home from merry shooting; but to-day
I will perform my master-feat, and win me
The best prize in the circuit of the hills.

Zu einer classischen Leistung fehlt hier allerdings noch Mancherlei, aber wir erkennen sogleich die uns vertrauten Züge unter der englischen Maske wieder und treffen nicht selten auf volle Porträtähnlichkeit.

Schon vor Carlyle's Auftreten hatte Byron's Freund Shelley, der tiefsinnige Skeptiker, sich an einzelnen Theilen des „Faust" versucht. Ob Shelley mit ausdrücklicher sprachlicher Vorbereitung an seine schwierige Aufgabe herangetreten, wissen wir nicht; jedenfalls hat er Deutschland nur auf Reisen berührt, aber nicht an Ort und Stelle wie Coleridge und Carlyle, besondere Studien gemacht. Wählen wir aus seinen Faustfragmenten die Gegend von „Schierke und Elend." Die Uebersetzung ist flüchtig, sie versäumt die durchgehenden kurzzeiligen Trochäen, die scharfen und schlagenden Reime, den unheimlichen Walpurgisnachtsklang der Schilderung. Man urtheile:

The limits of the sphere of dream,
The bounds of true and false are past;
Lead us on, thou wandering gleam,
Lead us onward far and fast,
To the wide, the desert waste.

But see, how swift advance and shift
Trees behind trees, row by row, —
How, clift by clift, rocks bend and lift
Their frowning foreheads as we go.
The giant — snouted crags, ho! ho!
How they snort and how they go.

Schwerlich wird Jemand diese Zeilen trotz einzelner Dichterzüge für eine formgerechte Uebersetzung ausgeben. Seit Shelley ist ein halbes Jahrhundert verflossen: die Zahl der englischen Uebersetzungen des „Faust", welcher drüben, als typisch für deutschen Geist und Tiefsinn, mit Recht ungefähr dieselbe Rolle spielt wie bei uns Shakespeare, ist auf ein gutes Schock herangewachsen. Als in den fünfziger Jahren Emil Devrient in London mit einer deutschen Schauspielergesellschaft den „Faust" aufführte, sollen nicht weniger als ein Dutzend Uebersetzer höchstpersönlich zugegen gewesen sein. Jetzt ist die Faustmanie in England lange vorüber und die Temperatur

Digitized by Google

erheblich abgekühlt; trotzdem bringt jedes neue Jahr eine oder mehrere neue englische Faustversionen. Schon aus dieser Thatsache ersieht man, daß es an einer normgebenden Uebersetzung in England fehlt. Ein Schlegel ist dort bis jetzt nicht erstanden. Der Biograph Goethe's, H. H. Lewes, erörtert bei Gelegenheit seiner Analyse des „Faust“ die Gründe, weshalb seine Landsleute durch Uebersetzungen von Goethe's Meisterwerk nur eine völlig ungenügende Vorstellung bekämen; man müsse zum Original greifen, um volles Verständniß sowohl wie vollen Genuß zu erlangen. Was Lewes über die Nachtheile poetischer Uebertragung im Allgemeinen bemerkt, ist alles sehr wahr und sehr einsichtig, trifft aber dennoch den concreten Fall nicht, sodaß dadurch die Unzulänglichkeit fast sämmtlicher englischer Uebersetzer des Faust genügend gerechtfertigt würde. Uns scheint vielmehr, als fehle es den Engländern überhaupt an Qualität und Beweglichkeit der geistigen Organe, um sich in die Tiefen und Feinheiten des poetischen Ausdrucks, die Musik unserer Sprache, den Fluß unserer Versmaaße, wie sie in diesem Gedichte sich ausprägen, in selbstloser Hingebung zu versenken. Wenn selbst die besten englischen Uebersetzungen — nach Lewes' eigenem Urtheil die von Professor John Stuart Blackie (1834) und Dr. John Anster, (1835) — in wesentlichen Punkten, vor Allem aber im Tone des Ganzen fehl gehen, so liegt das nicht allein am Proceß des Uebersetzens überhaupt, sondern einfach daran, daß weder die englische der deutschen Sprache an Fügsamkeit, noch die englischen den deutschen Uebersetzern an Imitationsvermögen gewachsen sind. Man stelle z. B. Blackie's „Faust“ und Schlegel's „Hamlet“ als Kunstwerke der Reproduction neben einander: selbst ein unparteiischer Engländer wird keinen Augenblick schwanken, wem der Preis gebühre. — Wir begnügen uns mit einigen sporadischen Bruchstücken aus dem englischen Faust, zunächst dem von Dr. Anster:

Again in deepening beauty, ye float near,
Forms, dimly imag'd in the days gone by —
Is that old fancy to the heart still dear?
To that old spell will ye again reply?
Ye throng before my view divinely clear,
Like sunbeams conquering a cloudy sky!
Then have me at your will! My bosom burns,
Music is breathing — youth and joy returns!

Das Versmaaß ist bewahrt und doch — wo bleibt der „Zauberhauch“? Der poetische Duft, die tiefe Innerlichkeit, der feierliche Ton, der melodische Reiz sind in gezwungene Umschreibung verflüchtigt! Dem Original näher kommt jedenfalls folgende Uebersetzung bei Lewis Filmore (1853, Notesp. 52):

Approach ye then once more, dim, shadowy train?
  As once before my troubled gaze ye flew. [?]
Shall I this once your fleeting form retain?
  Is my heart still to its delusion true?
Still press ye forward? Well, resume your reign,
  As rising from the mist ye meet my view.
With youthful feelings is my bosom bounding,
  Thrill'd by the magic breath your forms surrounding.

Musterhaft, zugleich correct in Gedanke und Form, ist auch diese Strophe nicht. Hören wir weiter den Eingang des ersten Selbstgesprächs am Pult. Die kurzen Hans-Sachsischen Reimzeilen mögen im Englischen große Schwierigkeiten darbieten, aber sie dürfen nicht, wie z. B. Theodore Martin, einer der neuesten Uebersetzer, thut, fast durchweg in Anapästen aufgelöst und verbreitert werden, wovon der Anfang freilich sich frei hält:

All that philosophy can teach,
The lore of jurist and of leech,
I've master'd, ah! and sweated through
Theology's dead deserts, too,
Yet here, poor fool, for all my lore,
I stand no wiser than before.
They call me magister, save the mark!
Doctor, withal! and these ten years I
Have been leading my pupils a dance in dark,
Up hill, down dale, through wet and through dry —
And yet that nothing can ever be
By mortals known, too well I see!

Und so geht es in steigender Verbreiterung weiter, mit des Reimes halber herbeigeholten Zusätzen, die der Goethe'schen Prägnanz ganz fern liegen. Eine ebensoweit gehende Freiheit an umschreibenden Zusätzen nimmt sich z. B. Filmore, nur mit dem Unterschied, daß er die Zahl der Zeilen vermehrt, während Martin meistens die einzelnen Zeilen verlängert. Prof. Blackie überragt beide an Treue des Wortlauts sowohl wie an drastischer Naivetät des Tones, wie man aus folgenden Zeilen ersehen wird:

That I, with bitter sweating brow,
No more may teach what I do not know;
That I with piercing ken may see
The world's in-dwelling energy,
The hidden seeds of life explore,
And deal in words and forms no more.

Gleichwohl hat auch Blackie manche Stelle, wo er seine Schwäche zeigt. Er vermehrt häufig z. B. in den Pudelscenen die kurzen energischen Zeilen

Digitized by Google

und füllt sie mit fremdem Stoff, um Reime zu ermöglichen. Wenn die Menge von Reimen im Englischen so schwer herbeizuschaffen war, dann ziehen wir doch die wortgetreue Prosa von Hayward der Entstellung vor. Fast scheint es, als fehle es den englischen Uebersetzern des Faust an demjenigen Respect, den wir Deutsche doch unsrerseits vor dem Worte Shakespeare's besitzen. Denn in noch höherem Grade als z. B. Blackie trifft der Vorwurf entstellender Zurechtmachung Dr. J. Anster, dessen Uebersetzung Lewes die Ehre anthut, sie eine 'brilliant paraphrase' zu nennen.

Kein Wunder, wenn manche verständige Engländer, die Goethe's Faust nur aus solchen Uebersetzungen kennen, geringschätzig oder doch nicht mit gebührender Hochachtung von ihm geurtheilt haben.

Der Curiosität halber mögen hier auch zwei schottische Versionen aus „Faust" erwähnt werden, nämlich die beiden Lieder „Der Schäfer putzt sich zum Tanz" und „Meine Ruh ist hin", von Peter Gardner. Beide sind wahr und poetisch empfunden und erinnern in ihrer einfach kräftigen Behandlung an Robert Burns. Hören wir ein paar Verse als Probe:

The shepherd busk'd him for the dance
In's tartan coat an' plaid to prance,
Sae braw, folk's een did row, man.
Lang syne below the trees was thrang,
There a' like mad they lap an' flang.
Hooch, hee! Hooch, hee!
Hooch, heeze, man! Heeze, man, hee!
Sae rung the fiddle-bow, man.

Und nun im Gegensatz zu dieser derben Ausgelassenheit den Schluß von Gretchen's ergreifendem Liede am Spinnrad:

My peace is gane,
My heart is sair;
Rest find I nae way
An' nevermair.

My bosom fills
Far him owa'.
Oh! micht I clasp him,
Mine ain an' mine a'!

An' kiss, kiss, kiss him,
I'm fain for sic bliss
An' kissin', an' kissin',
I'd dee on his kiss.

Der Schlußvers mit seinem sechsmaligen und doch geschmacklosen „Küssen" verdreifacht ohne Noth des armen Mädchens Sinnlichkeit: man sieht überhaupt nicht ein, weshalb grade das tödtlich verliebte Gretchen

schottisch singen und seufzen muß, da sie doch nirgends im deutschen Original trotz schlichter Herkunft sich einer Provinzialmundart bedient. Jedenfalls eignet sich der schottische Balladenton weit besser für den „Erlkönig“, welchen derselbe P. Gardner, ebenfalls im Edinburger „Scotsman“, vor einigen Jahren dialektisch übersetzt hat:

Wha rides sae late through wind an' nicht?
A faither it is wi' his bairn sae bricht;
The callan' he hands wi' clasping arm,
He grips him sicker, he keeps him warm.

— — — — — — — — — — —

Wenden wir uns zur Betrachtung einiger anderen Dramen Goethe's zurück, deren englischer Uebertragung, wie wir bereits bei Schiller gesehen, die dehnbarere Form des reimlosen Jambus zu Statten kommt. Nehmen wir „Iphigenie auf Tauris“. Eine der früheren Uebersetzungsproben aus diesem Schauspiel stammt aus der Feder desselben Will. Taylor von Norwich, dem wir schon oben als Dolmetscher von Bürger's Lenore begegnet sind („Historische Uebersicht der deutschen Dichtung, mit eingestreuten Uebers.“ 3 Bände, London 1829). Taylor leidet an mannigfachen Härten und bleibt hinter der feierlichen Einfachheit, dem wallenden Strome des Originals, auch nach des Engländers Lewes Urtheil, weiter zurück als eine der neueren Uebersetzungen, diejenige der Miß Swanwick.

Weicher und treuer ist schon die Wiedergabe von Charles Des Voeux (im Anhang zu dessen „Tasso“, London 1827), die zwar früher erschienen, aber wahrscheinlich später gearbeitet ist als Taylor's Bruchstücke:

Beneath your gloomy shades, ye waving tops
Of this primeval, hallow'd, dense-leav'd grove,
As at the goddess's most secret shrine,
I yet with shuddering sensation step,
As if I trod thee for the first time now;
For still my soul is not accustom'd here. —

Wenn auch hier der melodische Schmelz des Goethe'schen Drama's lange nicht erreicht ist, so kommt sicherlich ein gut Theil auf Rechnung des lautlichen Charakters der englichen Sprache. Lewes ist eben so einsichtig wie gerecht, zu bemerken, daß sämmtliche Uebertragungen der „Iphigenie“ in seine Muttersprache dem Original nicht ähnlicher seien als ein roher Holzschnitt dem farbenreichen Pinsel eines Titian. Miß Swanwick scheint uns in formeller Hinsicht alles geleistet zu haben, dessen das durchschnittliche moderne Englisch an harmonischer Weichheit fähig ist; hören wir noch die Schlußrede der Iphigenie in ihrer Version:

Iphigenia: Not so, my king; I cannot part
Without thy blessing, or in anger, from thee.
Banish us not! the secred right of guests
Still let us claim: so not eternally
Shall we be sever'd. Honour'd and beloved,
As my own father was, art thou by me:
Farewell! — Oh! do not turn away, but give
One kindly word of parting in return.
So shall the wind more gently swell our sails,
And from our eyes with soften'd anguish flow
The tears of separation. Fare thee well!
And graciously extend to me thy hand
In pledge of ancient friendship.

Thoas: Fare thee well!

Der Schluß übersieht die Kleinigkeit, daß das „Lebt wohl" des Königs auch an Orest und Pylades gerichtet ist; aber der Ton des Ganzen ist edel und rührend und kann bei Engländern eine analoge Wirkung nicht verfehlen, wenn er den zu Herzen gehenden Eindruck des Deutschen auch nicht völlig erreicht.

Von „Tasso" gilt im Wesentlichen dasselbe wie von „Iphigenie". Das uns so magisch Anziehende beider Dramen liegt weit mehr in der Sinnigkeit des Gedankens, der Tiefe des Gefühls, dem vollen und sanften Strom der Sprache als in der leidenschaftlichen Bewegtheit der Handlung. Ebendaher tritt auch beim „Tasso" die Unzulänglichkeit aller englischen Versionen in ein mitunter gar grelles Licht. Der Versuch von dem oben erwähnten Charles Des Voeux (London 1827.) enthält fast so viel steife, unpoetische, ja kindliche Wendungen wie Zeilen, und doch hat Goethe selbst grade diese Uebersetzung, nach Angabe der Widmung, mit seinem freundlichen Zuspruch gefördert. Er sah wohl, wie weit das Englische hinter seinem Meisterdeutsch zurückbleiben mußte und nahm deshalb mit dem redlichen Willen fürlieb.

Der Dichter des Tasso würde gewiß eine Uebertragung wie die der Miß Swanwick als einen erfreulichen Fortschritt begrüßt haben. Ihre Uebersetzung ist in der That so trefflich wie die zur Verfügung stehenden Mittel der Wiedergabe erlaubten; aber ein deutsches Gemüth fühlt sich stolz gehoben im Bewußtsein der unendlich reicheren Fülle und Beweglichkeit der Laute des Originals. —

Minder ungünstig als bei der harmonischen Vollendung der Goethe'schen Verse gestaltet sich das Verhältniß des Englischen zum Deutschen bei Lessing's „Nathan". Die sprachliche Form tritt hier hinter der treuherzigen Verständigkeit und der energischen Klarheit der Gedanken zurück, melodische Stellen sind in dem didaktischen Drama eine große Seltenheit. Die praktische Philo-

Digitized by Google

sophie, der prosaische Ton humaner Duldung, die nüchterne Erhabenheit des „Nathan" ist dem Geiste und somit auch der Sprache Englands an sich wahlverwandt; und wenn auch die logische Schlagfertigkeit, die sententiöse Färbung, der epigrammatisch zugespitzte Dialog dem Uebersetzer ihre Schwierigkeiten bieten, so sind diese doch keineswegs unüberwindlich und der englisirte „Nathan" ist unseren Ohren weit erträglicher als die englisirten „Tasso" und „Iphigenie". Wir haben eine Uebersetzung des „Nathan" von dem oft genannten Will. Taylor zur Hand, die zur Tauchnitzischen Collection of German Authors, (vol. 9) gehört:

In days of yore, there dwelt in east a man,
Who from a valued hand receiv'd a ring
Of endless worth: the stone of it an opal,
That shot an over-changing tint: moreover,
It had the hidden virtue him to render
Of God and man belov'd, who in this view
And this persuasion wore it. Was it strange?
The eastern man ne'er drew it off his finger,
And studiously provided to secure it
For ever to his house. Thus— he bequeath'd it;
First to the most beloved of his sons,
Ordain'd that he again should leave the ring
To the most dear among his children — and
That, without heeding birth, the favourite son,
In virtue of the ring alome, should always
Remain the lord o'th 'house — You hear me, sultan? etc.

Noch günstiger gestaltet sich das Verhältniß bei „Emilia Galotti". Die schlagende Prosa wie die schneidigen Charaktere des Trauerspiels sind gerade der knappen Rauhheit des Englischen willkommen, obwohl natürlich auch hier im Vergleich zum Original Einiges verloren geht.

Weniger dagegen, trotz der Prosa, stimmt eine Uebersetzung ins Englische zu der ungebundenen und doch so musikalischen Rede des „Egmont". Zumal die leidenschaftlich bewegten Monologe gehen hier bei Goethe unwillkürlich in jambischen Rhythmus über, oder vielmehr die Prosa des Egmont ist nur der unausgeführte Entwurf metrischer Verarbeitung geblieben, wie ja auch „Iphigenie" bekanntlich erst mehrere Jahre nach der ersten prosaischen Composition vom Dichter in Verse gebracht worden ist. An allen diesen klangvoll und taktartig gehobenen Stellen nun wird auch die Wiedergabe in ein fremdes Idiom ihre Hindernisse finden. —

Wenden wir uns wieder zur Betrachtung dichterischer Formen, und zwar das dramatische Gebiet jetzt verlassend, zu lyrischen Einzelwerken. Die deutsche Liederpoesie ist gerade von den Engländern, deren Gefühle und

Digitized by Google

Stimmungen in so vielfacher Richtung mit uns sympathisiren, mit solcher Vorliebe behandelt worden, daß man als Recensent mit dem edlen Dulder Odysseus ausrufen möchte: „Was doch soll ich zuerst und was zuletzt Euch erzählen?“ Um mit Nennung einiger Anthologien zu beginnen, so ist wohl wieder W. Taylor von Norwich mit seinem „Historic survey“ (London 1829, 4 vols.) der Erste gewesen, der auch die deutschen Lyriker seinen Landsleuten näher zu bringen versuchte. Im folgenden Jahre schon folgte A. Bernays mit einer „Poetical Anthology“ aus nicht weniger als 119 Dichtern (London 1830); später ein J. C. Mangan (1845) und Jos. Gostick (1846) und eine Dame Mary Anne Burt mit dem „German Parnassus“ (2 vols. Chur 1853). In Deutschland sind in weiteren Kreisen ziemlich bekannt geworden J. G. Flügel's „Flowers of German poetry“ aus 26 Dichtern (Leipzig 1835) und Alfred Baskerville's „Poetry of Germany“ aus 73 Dichtern (Leipzig 1853, jetzt Altona 3. Aufl.), und ganz neuerdings ist in London und Leipzig (bei J. F. Hartknoch 1869) eine interessante Auswahl erschienen, nämlich H. E. Goldschmidt's „Deutsche Poesie in den vorzüglichsten (?) englischen Uebersetzungen“ — ein Buch, dessen eingehender Durchsicht der gegenwärtige Aufsatz den Anlaß verdankt.

Halten wir uns zunächst wieder an Goethe als Lieder- und Balladendichter. Den „Erlkönig“ haben wir schon in schottischer Tracht kennen gelernt. Außer dem unzählige Mal übersetzten Gedicht ist wohl kaum ein andres öfter ins Englische übertragen worden als „Mignon.“ Einer der unglücklichsten Versuche ist der von Mrs. oder Miß M. A. Burt:

Know'st thou the land where citron-flowerets bloom,
The golden orange glows, 'neath leafy gloom,
Balsamic zephyrs glide, 'mid heaven's blue skies,
Sweet myrtles thrive and laurels proudly rise;
Know'st thou the land? — Beloved! — come,
Haste! — thitherward, with thee, I part to roam!

Einfacher und wörtlicher, dünkt mich, hat Rich. Garnett die Strophe wiedergegeben:

Know'st thou the land where flowers the citron-bloom,
And golden orange glows in leafy gloom?
A soft wind flutters from the fair blue sky,
Still stands the myrtle and the laurel high;
Know'st thou the land?
O there, O there,
My friend, my love, might thou and I repair!

Hier wird uns in der ersten Zeile der doppelte Ausdruck für „blüh'n“ mißfallen, in der dritten entspricht das „flutter“ nicht dem einfachen „wehen“,

Digitized by Google

das doppelte Beiwort des Himmels nicht dem schlichten „blau“, während der Refrain „O there, O there“ häßlicher lautet als das sehnsüchtig verklingende „dahin, dahin!“ Aber wir wollen uns des weiteren Splitterrichtens enthalten, und nachdem wir auf die einzelnen Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, in unseren ferneren, dem relativ Besten entlehnten Beispielen das Urtheil dem sprachkundigen und geschmackvollen Leser überlassen. Hören wir z. B. den Schlußvers des „Fischers“ bei Baskerville:

The waters foomed, the waters swelled,
Bedew'd his naked feet;
Soft longings in his bosom thrilled
As if his love did greet.
She spoke to him, she sang to him,
Then was he lost, I ween;
She drew him half, half sank he in,
And never more was seen.

An solchen Beispielen erkennt man, daß das Englische eine germanische Sprache ist; je inniger, je unmittelbar volksthümlicher die Aeußerung, um so weniger romanische Bestandtheile, deren sogar in der eben angeführten Strophe unter 49 Wörtern kein einziges sich findet. Fügen wir hier Klärchen's Lied an, von dem obengenannten Rich. Garnett:

Chearful	Waiting,
And tearful	Debating,
And thoughtful to be;	Irresolutely;

Cast into darkness,
Shouting above,
O! happy alone
Is the heart with its love. —

Besonderes Lob verdient in der Goldschmidt'schen Sammlung James Clarence Mangan, dem Vorwort nach ein verkommenes Genie, der zumal den „Sänger“ von Goethe schwungvoll und treffend, freilich mit einigen Zusätzen, aber zugleich doch in echt englischem Ton übersetzt hat.

So weit Goethe; wir kommen zu den Gedichten von Schiller. Im Allgemeinen ist Schiller leichter wiederzugeben als Goethe, weil er rhetorischer, weniger prägnant und zugleich weniger musikalisch ist. Nehmen wir einige Proben, zunächst nach Bulwer (jetzt Lord Lytton), der immer achtungswerth bleibt, gar häufig aber die charakteristische Form ohne Noth mit einer ungeeigneten vertauscht. So z. B. übersetzt er „Nadowessier's Todtenlied“ statt in fallenden, trocken klagenden Trochäen in munterem Jambus, als ging's zum Kampf:

See, on his mat — as if of yore
All life-like, sits he here!
With that same aspect which he wore
When light to him was clear etc. etc.

Aehnlich im „Grafen von Habsburg," wo die schwungvolle Bewegung der Rhythmen folgenden lahmen Zeilen weichen muß:

At Aachen, in imperial state,
In that time — hallow'd hall renown'd
At solemn feast king Rudolf sate etc. etc.

Oder die geradezu lederne „Bürgschaft":

The tyrant Dionys to seek
Stern Moerus with his poniard crept;
The whatchful guards upon him swept;
The grim king mark'd his changeless cheek etc. etc.

Wohlgelungen dagegen z. B. der „Gang nach dem Eisenhammer", wo die volksthümliche Simplicität gut getroffen ist. Auch der „Alpenjäger" findet in Bulwers Wiedergabe Anerkennung:

'Wilt thou not thy lamblings heeding,
— Soft and innocent are they —
Watch them on the herbage feeding,
Or beside the brooklet play?'
'Mother, mother, let me go,
O'er the mount to chase the roe!'

Die weiblichen Reime in der ersten und dritten Zeile, wenn, wie hier, im weiteren Verlauf des Gedichtes durchgeführt, bringen mit ihrer Seltenheit im Englischen zwar nichts Störendes, doch etwas Markirtes hinein, das den im Deutschen so gewöhnlichen klingenden Reimen hier und überhaupt fern liegt. Wir haben damit eine hervorragende Klippe berührt, an der gar manche englische Uebersetzer, die auch die Ausklänge gewissenhaft beachten wollen, gescheitert sind. Die weiblichen Reime haben im Englischen, wenn zu häufig angewandt, etwas Pedantisches oder Komisches und machen daher in strophischer Wiederholung den Eindruck bewußter Absicht, welche dem Volksliede zuwider läuft. Besser also, die Uebersetzer helfen sich mit einsilbigem, männlichem Ausklang, wie er im Englischen natürlich gegeben ist.

Am populärsten ist im englischen Gewande Schillers „Glocke", und dies trotz oder gerade wegen mancher nationaler Züge, die nur dem deutschen Gemüths- und Familienleben angehören. Ohnehin spielt die Glocke in England keine so eingreifende Rolle wie bei uns, zumal in dem mittleren und südlichen Deutschland. Schon Bulwer bemerkt, daß gerade hier die „curiosa felicitas verborum" unübersetzbar sei; je charakteristischer die Wen-

bungen, je naturwüchsiger die Laute, um so schwieriger ist allerdings der Umguß in fremde, immerhin noch germanische Form. Hören wir den Anfang bei Baskerville, der leider in den zwei letzten Zeilen vom trochäischen Silbenfall abspringt, aber sonst an Treue doch Bulwer überragt:

Firmly bound the mould of clay
In its dungeon-walls doth stand,
Born shall be the bell to-day!
Comrades, up! now be at hand!
  From the brows of all
  Must the sweat-drop fall,
Ere in his work the master live;
  The blessing God alone can give.

Besser ist W. H. Furneß (Philadelphia, wiederholt 1859 bei Gelegenheit der Schillerfeier):

In the earth now firmly planted
Stands the mould of well-burnt clay.
Brisk! my lads, your strength is wanted,
We must make the bell to-day.
From the heated brow
Sweat must freely flow,
So the work the master showeth;
Yet the blessing Heaven bestoweth.

Derselbe Uebersetzer gibt weiterhin, um trochäische Reime zu gewinnen eine strömende Fülle von Participien:

The man must be out
In hostile life striving,
Be toilnig and thriving
And planting, obtaining
Devising and gaining
And daring, enduring
So fortune securing; etc. etc.

Hierin bietet Bulwer Genießbareres, noch Besseres aber Baskerville:

The husband must fight
'Mid struggles and strife,
The battle of life;
Must planta nd create
Watch, snare, and debate,
Must venture, and stake
His fortune to make. etc. etc.

Bulwer rühmt besonders die Uebersetzung seines schwer zu übertreffenden Vorgängers Lord Francis Egerton. Noch einem andern Lord begegnen

Digitized by Google

wir auf diesem Gebiete, der schon 1823 Goethe's Faust übersetzt hat und auch später noch wiederholt, als Lord Ellesmere, mit Uebersetzungen hervorgetreten ist, nämlich Francis Leveson Gower, doch ist die Lordschaft nicht gerade mit der Meisterschaft verbunden. —

Wir wenden uns zu Uhland und begegnen unter seinen Gedichten einigen wenigen, die der Amerikaner H. W. Longfellow ins Englische übersetzt hat, und zwar im Tone des Ganzen so meisterhaft als möglich. Man wird aus den nachfolgenden Zeilen heraushören, erstens daß Longfellow sein deutsches Urbild verstanden, und zweitens, daß er selbst ein Dichter ist. Das zeigt seine Uebersetzung des „Schlosses am Meer“:

Hast thou seen the lordly castle,
That castle by the sea?
Golden and red above it
The clouds float gorgeously.

And fain it would stoop downward,
To the mirror'd wave below;
And fain it would soar upward
In the evening's crimson glow.

Well have I seen the castle,
That castle by the sea,
And the moon above it standing,
And the mist rise solemnly etc. etc.

Dagegen kann sich weder Reverend Dr. W. W. Skeat mit seiner meist breiten Paraphrasirung noch A. Baskerville behaupten.

Auch die hochgebildete Frauenwelt des Inselreichs, welche seit langer Zeit mit sinnvoller Theilnahme der deutschen Muse huldigt, hat sich nicht mit dem Genuß befriedigt, sondern aus ihren Reihen eine achtungswerthe Schaar von Uebersetzerinnen gestellt, die in manchen Fällen ihren Landsleuten aus dem stärkeren Geschlechte sich ebenbürtig erwiesen haben. Wir erwähnen neben Mary Anne Burt Miß Julia Cameron als Uebersetzerin von Bürger's „Lenore“; ferner Mrs. Austin, deren das Londoner Athenaeum vom July 1854 lobend erwähnte; Lady John Manners („Gems of German Poety“), Madame Davies de Pontès als Uebersetzerin einiger Körner'scher Sachen, und endlich Freiligrath's Tochter, Frau E. Kroeker, welche letztere drei Damen mit Proben in Goldschmidt's Sammlung vertreten sind. Wir beschränken uns in unseren Anführungen auf ganz wenige Beispiele. Uhland's „Sonntagslied“ hat Lady John Manners, Gemahlin des früheren Ministers, einst Hauptes von „Jungengland“, folgendermaßen wiedergegeben:

It is the Sabbath of the Lord;
In the wide plain I am alone,
One morning bell chimes forth its tone,
Now perfect quiet veigns abroad.

Adoring kneel I here:
O secret awe! I thrill, and feel
As if a multitude did kneel,
Unseen and praying near.

The sky, to vast and broad,
Is glorious on every side,
Almost as if 't would open wide —
It is the Sabbath of the Lord.

Achtbare Dilettantenarbeit, doch ohne die schlichte Innigkeit des deutschen Liedes; dazu der alttestamentliche Sabbath, der freilich den Engländern geläufiger ist als uns, und die unechten Reime: lord — abroad.

Ein anderes Antlitz zeigt Frau Kroeker, die aber auch den hier beneidenswerthen Vorzug hat, eines Poeten Tochter zu sein; wer weiß, ob nicht des Vaters hilfreiche Hand im Spiel gewesen. Frau Kroeker ist in genannter Sammlung mit einigen bisher ungedruckten Sachen von Heine und Freiligrath vertreten; wir wählen als Probe Heine's „Frühlingslied“:

Soft and gently trough my soul
Sweetest bells are ringing.
Speed you forth, my little song,
Of spring-time gaily singing!

Speed you onward to a house
Where sweet flowers are fleeting;
If perchance a rose you see,
Say, I send her greeting. —

Sammeln wir uns und werfen endlich einen vergleichenden Blick auf den relativen Werth der beiderseitigen Leistungen, nämlich der Engländer und der Deutschen in ihrem Wechselverhältniß. In Summa dürfen wir Deutsche ohne eitle Ueberhebung behaupten, daß wir in dieser scheinbar so leichten und doch so schwierigen Kunstübung den Engländern den Rang abgelaufen haben. Die Engländer können sich — wir wiederholen es — unter der stattlichen Reihe ihrer deutschen Dolmetscher weder eines Aug. Wilh. Schlegel noch eines Otto Gildemeister (wir beziehen uns auf dessen Byron-Uebersetzung) rühmen. In einzelnen lyrischen, mehr noch dramatischen Sachen haben ihre Uebersetzer freilich beinahe den Werth der deutschen Originale erreicht; aber mit dem strengen Maßstabe stilgemäßer Wiedergabe gemessen hält keine ihrer größeren Arbeiten, die Dichterwerke als

Digitized by Google

Ganzes genommen, den Vergleich mit unserm deutschen Shakespeare oder unserm deutschen Byron aus. Woran liegt das?

Die Antwort auf diese Frage ist, vereinzelt, zum Theil schon bei Musterung der vorgeführten Proben gegeben worden. Von einer absoluten technischen Unmöglichkeit, in englischer Form ein deutsches Vorbild würdig nachzuschaffen, kann schwerlich die Rede sein. Zwar mag die größere Gedrängtheit der Laute, die energischere Härte der englischen Sprache sich häufig der Nachahmung des tonmalerischen Elementes hindernd in den Weg stellen; dafür aber bietet das Englische dem Uebersetzer den Vortheil einer knapperen Silbenzahl und schließt dadurch manche uns beim umgekehrten Verfahren gebotene Zusammenziehung oder gar Streichung aus. Jedenfalls hat der Engländer dem deutschen Originalgedicht gegenüber eine mechanisch bequemere Stellung als der Deutsche im Angesicht der starren, fast flexionslosen, oft chinesisch einsilbigen Wörterphalanx englischer Verse. Was dagegen nur zu oft den übersetzenden Engländern ihre Aufgabe erschwert und vereitelt hat, ist das mangelhafte Verständniß unserer ureigenthümlichen Sprache — 'this crabbed, but glorious Deutsch', wie Currer Bell einmal sagt. Es ist eine selbst in unseren „internationalen" Tagen gar seltene Erscheinung bei Ausländern — und seien es auch unsere nächsten, der Gesammtfamilie abtrünnig gewordenen Anverwandten: Scandinaven, Niederländer, Angelsachsen, — daß sie die verschlungenen Räthsel unserer Dichterrede zu entwirren, die schönen Eigenheiten unserer Sänger nachzuempfinden, in die reizvollen Geheimnisse ihrer Laute nicht nur, sondern auch aller durch diese geweckten Stimmungen und Gefühle mit intuitivem Verständniß einzudringen befähigt sind. Während aber diese bloß receptive Begabung schon den wenigsten Fremden uns gegenüber vergönnt scheint, kommt für den mustergiltigen Uebersetzer als unumgängliches Erforderniß noch die dichterische Reproductionskraft hinzu. Wer die fremden Verse noch so gründlich liest und versteht, ist darum noch nicht von Gottes Gnaden berufen, seine eigenen Verse an deren Stelle zu setzen, dergestalt, daß damit der höchstmögliche Grad von Imitation, mit anderen Worten eine classische Uebersetzung erreicht werde.

Bis zu diesem künstlerischen Standpunkt, auf welchem die besten unserer deutschen Uebersetzer sich halten, sind unter den Engländern, wie wir gesehen haben, nur ganz einzelne gelangt. Die übrige Legion besteht aus Schülern, Handwerkern und Dilettanten; die überwiegende Mehrzahl leidet an Kälte oder Steifheit, an ungebotenen Füllwörtern oder Streichungen, an geleimter Composition und Verwässerung. Viele unter ihnen haben nicht einmal die durchaus erforderliche Wiedergabe des Versmaaßes beachtet und gar wenige sind sich der musikalischen, wenn auch in englischen Ohren nicht

immer melodischen Sprache unserer großen Dichter bewußt gewesen. Allein gerade die bisher vereinzelten Leistungen eines Coleridge und Carlyle, eines Longfellow und Mangan, eines Garnett und Baskerville berechtigen uns Deutsche, von den Engländern mit ihrer wachsenden Kenntniß unserer Sprache und der in den letzten drei Jahren wesentlich gestiegenen Hochschätzung unseres Volkes auch ein noch befriedigenderes Sortiment metrischer Uebersetzungen zu erwarten, selbst wenn ihnen die volle Stärke des universalen Organs der Anbequemung, dessen wir Deutsche uns rühmen, von einer herberen Natur versagt bleiben sollte.

C. F. L.

Ein Wort zur Bildung der Kreisvertretungen.

Die erfreulichste Erscheinung bei den gegenwärtigen Bestrebungen für Reorganisation der innern Verwaltung ist, daß von Anbeginn über ein neu zu schaffendes Institut allgemeines Einverständniß geherrscht hat und diesem Institut sich ungewöhnliche Sympathien von rechts und links, von büreaukratischer und entgegengesetzter Seite zugewendet haben, während sonst Ansichten und Wünsche auseinandergehen und nur schwer zu vereinigen sein werden. Dies Institut ist der Kreisausschuß, das künftige Hauptverwaltungsorgan des Kreises. Die willkommene Vormeinung für die neue Kreisexecutivbehörde kann aber dem Interesse für die Kreisvertretung, dem richtigen und berechtigten Interesse für ihre Bildung und Zusammensetzung keinen Abbruch thun, und wir glauben mit der von uns getheilten allgemeinen Werthschätzung des Kreisausschusses nicht in Widerspruch zu treten, wenn wir die Aufmerksamkeit auf die badische Kreisvertretung lenken und durch Darlegung des ihr zu Grunde liegenden Systems Vergleichungspunkte für die nun in Angriff genommene Reform der preußischen Kreisvertretung zu vermitteln suchen. Der Gegensatz von Norden und Süden kann hier nur in Betracht kommen, soweit er in Zuständen und Einrichtungen begründet ist und zwischen Westen und Osten ähnlich wiederkehrt wie zwischen Norden und Süden. Es gibt, daran müssen und werden alle nationalen Parteischattirungen festhalten, auf dem Gebiete der innern Verwaltung so wenig eine Mainlinie wie auf jedem andern staatlichen Gebiet; die Mainlinie ist der Ausdruck der nationalen Politik der Gegenwart, eine politische Thatsache, nicht mehr, nicht weniger.

Ein Gegensatz, wie wir ihn meinen, ein Gegensatz der Einrichtungen, ist durch die eigenartige Organisation der badischen inneren Verwaltung gegeben. Der Kreis ist und soll in Baden etwas durchaus anderes sein als in Preußen.

Digitized by Google

Die ganze Reorganisation der badischen inneren Verwaltung, wie sie seit 1804 ins Leben gerufen und durchgeführt ist, ruht auf anderer Grundlage als die preußische ruhen wird und ruhen muß. Die verschiedene Größe der Länder, von denen das eine bei weitem nicht die Größe des größten Regierungsbezirks des andern erreicht (Baden hat 272, dagegen der Regierungsbezirk Königsberg 408 Quadratmeilen), zeichnet dem Organisator hier und dort vollkommen verschiedene Maße vor. Dieser Gegensatz macht sich jedoch gerade in Bezug auf die Kreisvertretung am mindesten fühlbar. Bei ihr handelt es sich, eine lebensfähige Körperschaft, eine wirkliche, keine sogenannte, keine Scheinvertretung zu schaffen; bei ihr kommen im Wesentlichen überall die gleichen Gesichtepunkte allgemein politischer Natur in Frage; bei ihr tritt der Gegensatz der Zustände hervor, und es ist zu betonen, daß dieser Gegensatz wirklich hervortritt. Aus ihm ließe sich sogar die Unvergleichbarkeit des badischen und des zukünftigen preußischen Vertretungssystems folgern, wenn die genauere Betrachtung nicht lehrte, wie der badische Gesetzgeber von seinem frei organisirenden Standpunkt aus Ideen verwirklicht hat, die den auf dem Grundsatz geschichtlicher Fortentwickelung basirenden preußischen Reformisten viel näher stehen, als von vornherein anzunehmen ist. Doch wir wollen der Darstellung nicht vorgreifen und beginnen mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die badische Verwaltungsorganisation, von der das bekannte vortreffliche Buch Weizel's (Verwaltungsgesetz. Karlsruhe 1864) ausführlich handelt.

Die Reorganisation der innern Verwaltung ging aus der freien Initiative des Ministeriums der neuen Aera (Stabel-Lamey-Roggenbach) hervor, nachdem ein 1848 aufgestellter und genehmigter Plan in Folge der über das Land hereinbrechenden Ereignisse bloßer Plan geblieben war. Einführung der Selbstverwaltung und der Verwaltungsrechtspflege hieß das Programm, das zu Grunde gelegt wurde. In Ansehung der ersteren ergab sich aber dadurch eine besondere Schwierigkeit, daß die Bezirksverfassung unberührt gelassen, die Bildung großer Kreise nach Art der preußischen vermieden werden sollte, um die tausendfältigen Beziehungen und Gewohnheiten, die sich mit einer eingelebten Bezirksverfassung verbinden, nicht unliebsam zu stören. Man wählte den Ausweg, die Bezirksverwaltung zu einer „gemischten“ Verwaltung umzugestalten und setzte dem Bezirksbeamten (Gerichte) einen vom Ministerium des Innern auf Vorschlag der Kreisversammlung (Kreistag) ernannten Bezirksrath zur Seite, dem Verwaltungs- und verwaltungsgerichtliche Befugnisse beigelegt wurden und dessen einzelne Mitglieder (Bezirksräthe) zugleich eine bestimmte Verwaltungsexecution für ihre Dienstbezirke übertragen bekamen. Allein sosehr die Verwaltungs-Aufgaben staatlicher Natur mit dieser Einrichtung, die rasch zu frischem Leben gedieh, gefördert waren, so wenig

war den Aufgaben der Selbstverwaltung und den communalen Aufgaben gedient. Die Bezirke, deren Abgrenzung durch die seltsame lange und schmale Gestalt des Landes außerordentlich erschwert ist, erschienen durchweg — im Durchschnitt haben die 59 Bezirke 30 Gemeinden und 24000 Einwohner — zu klein, um den Aufwand für größere gemeinnützige Unternehmungen öffentlichen Charakters aufzubringen. So entstand die in ihrer Art wohl neue, eigenthümliche, von staatsmännischer Erfindungsgabe zeugende Idee mehrere (3—8) Bezirke „auf Grundlage gemeinsamer Interessen" zu einem Kreis zu vereinigen und diesen Kreisen — 11 an Zahl — die Interessenpflege (Selbstverwaltung) ausschließlich zuzutheilen. Die Selbstverwaltung sollte sich aus sich selbst entwickeln, die Bürger sollten unbehindert von der Bureaukratie schaffen und gestalten, sie sollten gleichsam kleine Selbstverwaltungsstaaten im Staate bilden und in diesen die öffentlichen Aufgaben erfüllen, die der Staat nicht übernehmen will, die Gemeinde nicht übernehmen kann. Wir verweilen nicht länger bei der Idee selbst, die unverkennbar süddeutschem Sinn entsprungen, und bemerken nur, daß ihre Verwirklichung richtig in Angriff genommen ist, unter der Ungunst der letzten Jahre aber wesentliche Beeinträchtigung erfahren hat und noch nicht sich absehen läßt, wie der geistreiche Versuch endlich ausfällt.

Die Kreisexecution legt die badische Gesetzgebung in die Hand des Kreisausschusses, dessen Mitgliederzahl in der Regel aus fünf Mitgliedern besteht, durch Beschluß der Kreisversammlung aber mit Zustimmung der Regierung abweichend festgesetzt werden kann und, soviel bekannt, bisher in einem Fall erhöht worden ist. Die Kreisvertretung ist die Kreisversammlung, deren Bildung und Zusammensetzung näher in's Auge zu fassen sind. Betrachten wir vorerst die Elemente, die sich dem badischen Gesetzgeber für diesen Zweck boten.

Größere Verwaltungskreise gab es bereits vor der Organisation von 1864. Unmittelbar vor derselben war das Großherzogthum in vier Regierungsbezirke, denen Kreisregierungen vorgesetzt waren, getheilt. Vor dieser Eintheilung bestand eine größere Zahl von Kreisen. Die eine wie die andere Eintheilung war aber bloß administrativer Natur und verband sich nicht mit ständischen Einrichtungen. An diesen, an korporativen Institutionen fehlte es ebenso wie an feudalen Kasten. Als die Reichsunmittelbaren im Großherzogthum aufgingen, bewahrten sie für sich sehr beschränkte Vorrechte. Das dem französischen Muster nachgebildete bureaukratische Regierungssystem nivellirte das Land und ließ bis 1864 nur einen Sonderverband im Staate bestehen, die Gemeinde. Auch diese wurde jedoch in nivellirender Weise geordnet. Die Gemeindereform (Anfang 1831) brachte allen Gemeinden eine sehr schätzenswerthe Selbstverwaltung, aber andererseits, soweit dies

Digitized by Google

möglich war, die gleiche Verfassung, die gleichen Verwaltungsnormen und Formen. Geflissentlich wurde der Gegensatz von Stadt und Land, der allerdings bei dem Mangel großer Städte und dem Vorhandensein vieler kleinen Städte sowie vieler großen Dörfer minder stark ist, verwischt und das Land den Städten gegenüber sogar bevorzugt. Während der ländliche Bürgermeister sich im Besitz einer ziemlich beträchtlichen Polizeigewalt sieht, ist der städtische Bürgermeister — selbst der Titel des Gemeindevorstehers mußte in der kleinsten und größten Gemeinde derselbe sein! — dieser Polizeigewalt einverleibt. Der Gesetzgeber fand als Element für die Kreisvertretung festgegliederte stark entwickelte Gemeinden mit geschäftskundigen Gemeindebeamten, er fand dem geschriebenen Recht nach wenigstens keine Städte und Dörfer.

Das Land ist vorzugsweise ackerbautreibendes Land. Die Industrie ist achtbar vertreten, prägt dem Staat aber nicht den Charakter des Industriestaats auf. Beim Grundbesitz überwiegt wieder, wie schon das Fehlen feudaler Rechte schließen läßt, der kleine Grundbesitz, und dies in überraschender Weise. Nach einer an hoher Stelle gegebenen Mittheilung beträgt der Großgrundbesitz wahrscheinlich kaum 2 Proc. des gesammten Grundbesitzes. Die Zahl der Grundbesitzer mit einem Grundsteuercapital von 50,000 Gulden (etwa 30 000 Thaler) aufwärts stellt sich noch nicht auf 100 und darunter sind bereits bäuerliche Grundbesitzer. Bei der Großindustrie werden 60—70 Gewerbetreibende mit einem Gewerbesteuercapital von 50,000 Gulden aufwärts gezählt und darunter befinden sich einige mit rein handwerksmäßigem Betrieb. Das Land, das unbestritten zu den gesegnetsten deutschen Ländern gehört, weist eine verhältnißmäßig große Gleichheit der Gütervertheilung auf, so daß besondere Besitzgruppen wenig hervortreten.

Der Gesetzgeber hatte nicht nur tabula rasa vor sich, wie er die Bildung der Kreisvertretung unternahm, sondern stieß auch auf wenig Elemente, die Berücksichtigung beanspruchen konnten. Seine Aufgabe wurde einerseits erleichtert, da völlig freie Bewegung gegeben war, aber auch wieder erschwert, weil sichere Anhaltspunkte für die Gestaltung des neuen Organs fehlten. Es entsprach unter diesen Umständen den Verhältnissen wie der Zeitanschauung die Interessenvertretung, die in der Kreisversammlung für die Interessenpflege zu schaffen war, möglichst vielartig zusammenzusetzen, alle irgend berechtigten Factoren zur Geltung kommen zu lassen, keiner einseitigen Doctrin zu folgen, vielmehr nur zu fragen, wie zu einer mannigfaltigen und dabei ineinanderpassenden Vertretung zu gelangen sei.

Der Gesetzgeber löste, nachdem andere Systeme keinen Anklang gefunden, die Aufgabe in folgender Weise. Er gliederte die gewählten Mitglieder der Kreisversammlung in solche, die in mittelbarer geheimer Wahl von den Kreisangehörigen (Kreisabgeordnete) und in solche, die ebenfalls in mittelbarer geheimer Wahl von den Gemeinden jedes Amtsbezirks gewählt werden, gesellte ihnen die Vertreter der größeren Städte zu und berief als gesetzliche Mitglieder die Mitglieder des Kreisausschusses, die der Kreisversammlung nicht schon angehören, und die größten Grundbesitzer im Kreise. Die Mitgliederzahl wurde so vertheilt, daß die größten Grundbesitzer ein Sechstheil aller gewählten Mitglieder, die Kreisabgeordneten die doppelte Zahl der Gemeindeabgeordneten betragen, von diesen die Amtsbezirke bis 20,000 Seelen einen, von 20—40,000 zwei, über 40,000 Seelen drei Abgeordnete wählen, in dem Fall aber, wenn alle gewählten Mitglieder die Ziffer 24 nicht erreichen, die Kategorien der Kreis- und Gemeindeabgeordneten so wie die größten Grundbesitzer zur Er-

Digitized by Google

füllung der Ziffer verhältnißmäßig verstärkt werden. Werfen wir einen Blick auf die einzelnen Kategorien.

Die Kreisabgeordneten sind die Mehrzahl, der Kern der Kreisvertretung. Der Gesetzgeber ist bemüht gewesen ein Wahlsystem aufzustellen, das demokratischer Natur und doch den konservativen Interessen Rechnung trägt. Der demokratische Grundzug prägt sich in dem allgemeinen Wahlrecht aus: alle selbständigen Staatsbürger von 25 Jahren, die seit einem Jahr im Amtsbezirk wohnen, sind Urwähler und zu Wahlmännern, alle, die seit einem Jahr im Kreise wohnen, zu Abgeordneten wählbar. Die konservativen Interessen kommen dadurch zum Ausdruck, daß zu gesetzlichen Wahlmännern berufen sind die im Wahlbezirk wohnenden Grundeigenthümer oder die gesetzlichen Vertreter derselben, die im Kreise ein seit fünf Jahren in ihrer Familie versteuertes Grundsteuerkapital von 25000 Gulden, und die Gewerbtreibenden, die unter derselben Bedingung ein Gewerbesteuerkapital von 50000 Gulden besitzen; der Staat, Körperschaften mit Ausschluß der Gemeinden, Actiengesellschaften üben die Wahl durch Stellvertreter. Diese eigenthümliche Zusammensetzung der Wahlmännerschaft will in ähnlicher Weise das Ergebniß der mittelbaren Wahl wie die mittelbare Wahl das Ergebniß der Wahl überhaupt sichten. Die größeren Besitzenden, denen keine eigene Vertretung gewährt ist, sollen auf die Wahl ihrer Vertreter nicht bloß den Einfluß haben, den gesellschaftliche Stellung, persönliche Haltung, materielle Unabhängigkeit verleihen, sondern eine eigene Kategorie von Civilwahlmännern so zu sagen ausmachen. Die Klassenvertretung, der im Vertretungssystem eine untergeordnete Stelle zugewiesen, findet beim Wahlsystem weitere Berücksichtigung. Man räumt ihr hier ein, was man ihr dort vorenthält. die Kreisabgeordnetenwahl soll zur Verquickung demokratischer und conservativer Tendenzen führen, die Gegensätze sollen sich in der Wahl selbst ausgleichen.

Die Gemeindeabgeordneten, nach den Kreisabgeordneten die zahlreichste Kategorie, sind Vertreter der Gemeinde, aber auch Vertreter der Amtsbezirke, die ihre Wahlbezirke bilden. Der Gesetzgeber will bei ihnen das demokratische Element mit den localen Interessen verschmelzen. Jenes wird durch das passive allgemeine Wahlrecht, das wie für die Kreisabgeordneten besteht, zur Geltung gebracht, die lokalen Interessen gelangen dazu durch das Wahlsystem. Die Gemeinderäthe (Magistratskollegien) ordnen nämlich aus ihrer Mitte die Wahlmänner — auf Gemeinden bis 2000 Seelen kommt ein Wahlmann, auf 2—5000 Seelen kommen 2, auf größere Gemeinden 3 Wahlmänner — ab, die als Wahlkörper zusammentreten und den oder die Abgeordneten wählen. Die Wählbarkeit ist nicht auf die Amtsbezirke beschränkt, aber es liegt auf der Hand, daß sich die Wahl vorzugsweise auf Personen richtet, die mit den Verhältnissen der Bezirke vertraut sind. So werden die Bezirksbeamten häufiger als Gemeindeabgeordnete entsendet.

Die Katagorien der Kreis- und Gemeindeabgeordneten sind nothwendige Bestandtheile jeder Kreisversammlung. Fakultativ treten Vertreter der größern Städte hinzu, die auf diese Weise zu dreifacher Vertretung gelangen. Sie wählen Kreisabgeordnete — Mannheim und Karlsruhe, die über 30 000 Einwohner zählen, je einen —, betheiligen sich an der Wahl der Gemeindeabgeordneten und schicken einen vom Gemeinderath und kleinem Bürgerausschuß (Vertretungsorgan für die laufenden und meist wichtigen Gemeindegeschäfte) gewählten eigenen Vertreter, für den auch die Wählbarkeitserfordernisse der Kreis- und Gemeindeabgeordneten gelten. Die Wahl fällt wohl meist auf

einen Bürgermeister. Zu den größern Städten werden nur die Städte über 7000 Seelen gerechnet, eine Ziffer, für die thatsächliche Erwägungen bestimmend gewesen sind. Ungeachtet der nicht hohen Ziffer haben einige Kreise keine solchen Städte und ihrer Kreisvertretung fehlt die letzte Kategorie gewählter Mitglieder.

Ueber die Mitglieder des Kreisausschusses, die der Kreisversammlung nicht schon angehören, ist nichts zu sagen. Es liegt gewiß im Interesse der Sache ihnen beschließende und nicht bloß, wie der Entwurf (§ 101) will, berathende Stimme zu geben.

Die größten Grundbesitzer, das aristokratische oder rein conservative Element, sind von dem Erforderniß des Wohnsitzes im Kreise befreit. Als Erforderniß kommt dafür hinzu, daß das Grundsteuerkapital seit fünf Jahren in der Familie versteuert werden muß. Das Vertretungsrecht wird vom Staat, von Körperschaften, Actiengesellschaften, Frauen, Minderjährigen nicht geübt und geht auf den nächstfolgenden Grundbesitzer über, wenn der berufene Grundbesitzer erklärt zur Kreisversammlung nicht erscheinen zu wollen. Diese Bestimmung ist durch die erste Kammer (!) in das Gesetz gebracht worden. Das Vertretungsrecht gewinnt dadurch mehr die Natur eines persönlichen als die eines dinglichen Rechts, die im Vertretungsrecht enthaltene Vertretungspflicht gelangt zu deutlicherem Bewußtsein, der Großgrundbesitz findet eine wirkliche, nicht bloß eine auf dem Papier stehende Vertretung. Die gleiche Wirkung hat, daß kein bestimmter Mindestbesitz vorgeschrieben ist, sondern der Grundbesitz, der im Kreise der größte, die Vertretung übt. Die geringe Zahl Großgrundbesitzer macht eine andere Bestimmung überall unausführbar; es läßt sich aber auch die grundsätzliche Bedeutung der Bestimmung nicht verkennen, die kein Vorzugsrecht für eine abgeschlossene Kaste schafft, sondern die jeweilig größten Grundbesitzer beruft, um kraft eigenen Rechts, ihren Interessenkreis in der Kreisversammlung zu vertreten. Sind Millionäre des Grundbesitzes im Kreise, sollen sie persönlich in der Kreisversammlung erscheinen. Die größten Grundbesitzer sollen sich selbst vertreten, nicht vielleicht die mindestbesitzenden als ihre Vertreter schicken. Das im großen Grundbesitz liegende plutokratische Element soll zu unmittelbarer Geltung kommen, und eine nothwendige keine fakultative Vertretungskategorie bilden.

Mit diesen Kategorien ist der Kreis der ordentlichen Mitglieder der Kreisversammlung geschlossen. Als außerordentliche Mitglieder können auf Veranlassung des Kreisausschusses oder der Kreisversammlung vom Kreishauptmann (dem Staatsaufsichtsorgan, zur Zeit mit dem Amt des Bezirksbeamten in der Kreishauptstadt verbunden) die Bezirksbeamten und andere Beamte der Staatsverwaltung innerhalb des Kreises berufen werden, haben aber nur berathende Stimme. Justizbeamte und Bezirksräthe (!) sind, da sie nicht der Staatsverwaltung angehören, ausgeschlossen. Soviel bekannt ist die Bestimmung nicht besonders praktisch geworden und es frägt sich, ob sie praktische Bedeutung gewinnt.

Die Kreisversammlung, die alljährlich im October oder November zusammentritt, erneuert sich bei ihrer verschiedenartigen Zusammensetzung ganz verschieden. Kreis- und Gemeindeabgeordnete werden auf sechs Jahre gewählt und scheiden alle drei Jahre zur Hälfte aus. Die Vertreter der größeren Städte werden auf drei Jahre gewählt. Die Mitglieder des Kreisausschusses, deren Wahl auf drei Jahre geht, gehören der Kreisversammlung auch so lange an. Die größten Grundbesitzer wechseln vermöge jenes Roulirens leicht, so

Digitized by Google

daß es der Kreisvertretung nicht an neuen Elementen fehlt, oder wenigstens an der Möglichkeit neue Elemente an sich zu ziehen.

Wer den Sitzungen der einen oder andern Kreisversammlung, sei es einer kleinen mit einigen 20, sei es einer großen mit einigen 50 Mitgliedern beiwohnt, wird sich vielfach angesprochen finden. Das seit lange entwickelte öffentliche Leben, die seit Jahrzehnten der Gemeinde verliehene Selbstverwaltung haben den Sinn für öffentliche Geschäfte geweckt und manches öffentliche Talent sich ausbilden lassen. Das Vertretungssystem führt zur bunten Mischung der Vertreterschaft. Den Stuhl des freigewählten Vorsitzenden haben in einem Kreise wiederholt ein Großherzoglicher Prinz, in einem andern Kreise Bluntschli, in einem dritten ein früherer Staatsminister, in einem vierten ein Landwirth eingenommen. Als Mitglieder erscheinen neben Standesherren und Hausherren, neben Gutsbesitzern und Fabrikanten, neben Bürgermeistern der Städte und Geistlichen beider Confessionen, neben Staatsbeamten verschiedener Verwaltungszweige die kleineren Landwirthe, die hier zuerst vor die größere Oeffentlichkeit treten. Neben parlamentarisch geschulten Persönlichkeiten, denen die Erinnerung an die landtägliche Thätigkeit anzumerken, finden sich ungeprobte Kräfte: parlamentarische Naturlaute sind neben gewandten talentvollen Leistungen zu hören. Die Leistungsfähigkeit ist nicht überall dieselbe, überall fühlt sich aber eine gewisse Sicherheit, eine gewisse Beweglichkeit heraus, die zum Theil wohl auf die Natur des Volksstammes zurückzuführen, zum größten Theil aber, wie wir meinen, der uns Deutschen angeborenen Befähigung für das öffentliche Leben, für das Betreiben öffentlicher Geschäfte zuzuschreiben. Es ist, um mit Heinrich von Treitschke zu reden, ein politisches Ammenmärchen, daß wir kein politisches Volk seien, daß wir kein politisches Talent besitzen. Was die neueste Geschichte der Nation im Großen, lehrt die Erfahrung dieser aus roher Wurzel gleichsam aufgeführten Kreisvertretungen im Kleinen: wir können politisch sein, wenn wir politisch sein dürfen. Es widerstreitet der langsamen deutschen Natur, mit einem Sprung vorwärts zu eilen, es bedarf des Antriebs, einiger Geduld, aber wir erreichen, was wir langsamer erreichen, um so sicherer und wir erreichen es leichter, sobald man an uns glaubt.

Die badische Kreisvertretung ist aus dem Bemühen hervorgegangen, eine lebensfähige Vertretung zu schaffen, unbeirrt von einseitigen Theoremen, unbeeinflußt durch die Rücksicht auf geschichtlich überlieferte Zustände. Angesichts dieses offenkundigen Bestrebens wird es diejenigen, die den Namen Baden ohne politisches Gruseln hören können, die öffentlichen Zustände des Landes nicht einem continuirlichen gelinden Erdbeben vergleichen — und ihnen, deren Zahl sicher im Steigen begriffen, kann diese Ausführung nur Interesse gewähren — einigermaßen Wunder nehmen, eine Vertretung anzutreffen, die in der Hauptsache immer auf die Vertretung von Stadt, Land und großem Grundbesitz hinauskommt. Der Gegensatz von Stadt und Land ist, wie angeführt wurde, von der Gemeindeordnung mit äußerster Energie verneint worden und der Gesetzgeber von 1864 baut auf der Grundlage der Gemeindeordnung fort, indem er die Kreise aus allen Stadt- und Landgemeinden zusammensetzt und den ersteren den Austritt aus den Kreisverbänden versagt, indem er fortan die Gemeindeabgeordneten von allen Gemeinden der Amtsbezirke wählen läßt. Allein dessenungeachtet räumt er den größern Städten eine eigene Standschaft in der Kreisversammlung ein und gibt den Städten thatsächlich eine weitere Vertretung durch die Kreisabgeordneten, die die größeren Städte in selbständigen Wahlbezirken und wohl in der überwiegenden Zahl aus ihren Eingesessenen wählen, während die kleineren Städte in den

Digitized by Google

Wahlbezirken, die sie mit einer größern oder geringern Zahl von Landgemeinden bilden, numerisch voranstehen und die Wahl in der Hand haben oder doch den Ausschlag bei denselben herbeiführen können. Das städtische Element findet auf diese Weise, da die Gemeindeabgeordneten häufig auch aus Städtern gewählt werden, im Verhältniß zur wirklichen Vertretung der Städte und im Hinblick auf ihre gemeinderechtliche Stellung eine starke Vertretung. Die Landgemeinden sehen sich in minder begünstigter Lage, allein auch ihnen fällt in der Kategorie der Kreisabgeordneten thatsächlich in den Wahlbezirken, die sie allein bilden, eine eigene Vertretung zu. Der große Grundbesitz endlich besitzt eine unmittelbare Vertretung, die bei seiner verschwindenden Bedeutung wie bei der bisher nur lauen Betheiligung seiner Mitglieder reichlich bemessen erscheint. In dieser Bemerkung über das Vertretungssystem soll kein Tadel irgendwelcher Art liegen. Mit Recht läßt sich sagen, daß der Gesetzgeber in dem Wahlsystem Alles aufgeboten hat, Sonderunterschieden entgegenzuwirken und dem auf dem Staatsbürgerrecht, nicht auf dem Gemeindebürgerrecht ruhenden Kreiswahlrecht rein staatsbürgerlichen Ausdruck zu sichern. Mit Recht läßt sich fragen, ob der Gesetzgeber das ihm vorschwebende Ziel in anderer Weise habe anstreben können. Indessen zeigt sich hier — und das will die Bemerkung veranschaulichen — wie die Unterschiede von Stadt, Land und großem Grundbesitz, selbst wo die Gesetzgebung ihnen im Allgemeinen Geltung versagt, und kein äußerer Anlaß gegeben ist, ihnen Geltung zu gewähren, dennoch unmittelbar oder mittelbar zur Geltung kommen und wie sie thatsächlich in höherem Maße zur Geltung kommen, als der Gesetzgeber angenommen und erwartet haben mag. In den Kreisversammlungen treten übrigens die Unterschiede kaum oder gar nicht zu Tage. Das gleiche Stimmrecht, das Fehlen der itio in partes, das Vorwiegen der allgemein politischen Gesichtspunkte lassen die Mitglieder sich parteimäßig, nicht ständemäßig mischen. Den Versammlungen ist dabei, wie hervorgehoben zu werden verdient, politische Discussion so gut wie fern geblieben, wogegen bei den Wahlen politische Strebungen und zum Theil in energischer Weise sich gezeigt haben.

Es würde die Grenzen der Darstellung überschreiten heißen, wenn wir eine Parallele mit dem vom Kreisordnungsentwurf aufgestellten Vertretungssystem ziehen wollten. Manche Vergleichung ergibt sich von selbst, manche Verschiedenheit tritt von selbst entgegen. Beachtenswerth ist vor Allem die Berücksichtigung der großen Grundbesitzer. Sie beweist, daß der badische Gesetzgeber keineswegs einen bloßen Wahlschematismus herstellen, sondern die wirklich vorhandenen Vertretungselemente in seinem System vereinigen wollte. Die Bestimmung über das Rouliren enthält eine wesentliche Beschränkung des Vertretungsrechts, scheint sich aber auch praktisch zu bewähren. Auf die Liste der größten Grundbesitzer steht immer die doppelte Zahl der Vertretungsberechtigten, so daß die Einberufung der nachrückenden Grundbesitzer ohne Umstände zu bewirken ist. Ueber die Betheiligung der größern Grundbesitzer und Gewerbtreibenden bei den Kreisabgeordnetenwahlen als Civilwahlmänner fehlen uns unmittelbare Wahrnehmungen. Die Bestimmung bekundet das Bestreben die wichtigste Kategorie der gewählten Mitglieder aus einer vielartigen Wahlmännerschaft hervorgehen zu lassen, verleiht dem Wahlsystem aber eine gewisse Unübersichtlichkeit und Unbestimmbarkeit und will unter dem beherrschenden Eindruck des allgemeinen directen Wahlrechts nicht mehr recht zeitgemäß erscheinen. Der Gesetzgeber würde die Bestimmung vielleicht selbst von der Hand weisen, wenn er das Vertretungssystem heute schaffen sollte. Die Knüpfung des Wahl-

Digitized by Google

rechts an einjährigen Wohnsitz ist eine Beschränkung des Wahlrechts im conservativen Sinn, die von keiner Seite mißbilligt werden wird. Die Aufstellung der Selbständigkeit als Voraussetzung des Wahlrechts entspricht der allgemeinen Auffassung. Die mittelbare Wahl der Kreisabgeordneten findet in der mittelbaren Wahl der Landtagsabgeordneten, an der die im Werke begriffene Wahlreform mit Entschiedenheit festhält, ihr Gegenstück. Die Einführung der unmittelbaren Wahl ist für die Kreiswahlen wohl auch nicht ventilirt worden. Auf die starke Berücksichtigung des städtischen Elements ist schon hingewiesen und nur nachzutragen, daß keine Klagen über zu starke Berücksichtigung desselben zu vernehmen sind. Ebenso wenig treten Bestrebungen hervor, um das Ausscheiden der größeren Städte aus dem Kreisverbande anzubahnen. Die Städte, welche die Vortheile, die die Interessenpflege der Kirche namentlich auf dem Gebiete der höheren Armenpflege bringt, gern in Kauf nehmen, fühlen sich in ihrer gemeindlichen Selbstverwaltung, in ihrem gemeindeobrigkeitlichen Gebahren nicht beschränkt und damit fehlt die Hauptursache für Absonderungsgelüste- und Versuche. Der rein communale Charakter der Kreisverfassung kommt der geschlossenen Gestaltung der Kreisverbände zu statten. Das Wahlverfahren gehört nicht hieher; es mag bloß erwähnt werden, daß dasselbe in zweckmäßiger und freisinniger Weise geregelt ist.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß die Darstellung zu ihrem sehr geringen Theil beitragen möge, die Frage des Kreisvertretungssystems für Preußen und damit für Norddeutschland zu glücklicher Lösung zu bringen.

Th. L.

Literatur.

Reform der römischen Kirche in Haupt und Gliedern, Aufgabe des bevorstehenden römischen Concils. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Daß neben der tiefen, gegen die protestantische Orthodoxie gerichteten Bewegung der Geister, welche gegenwärtig die evangelische Kirche erregt, auch in der katholischen eine verwandte, dem Romanismus entgegentretende Richtung vorhanden sei, ist noch nie so offenkundig und in so vielfältigen Anzeichen zu Tage gekommen, als seitdem Pius IX. ein allgemeines Concil nach Rom berufen hat. In der Zahl dieser bedeutungsvollen Symptome nimmt das Erscheinen der oben angeführten Schrift einen hervorragenden Platz ein. Denn wenn auch der Verfasser die Nennung seines Namens unter Hinweis auf das Wort im Buch von der Nachfolge Christi verweigert, so haben wir ihn doch nach der ganzen Haltung seiner Schrift unter den hervorragenden Lehrern der katholischen Kirche zu suchen. Noch unzweifelhafter aber ist er ein Mann von hohem wissenschaftlichen Ernste und erfreulicher Unbefangenheit des Urtheils. Kann man sich auch mit seinen Aufstellungen und Forderungen nicht überall einverstanden erklären, so ersieht man doch daraus, was eifrige, aber nicht ultramontan gesinnte Katholiken von dem bevorstehenden Concil für ihre Kirche wünschen, oder vielmehr was sie von ihm fürchten. Denn wenngleich der Verfasser sein Buch von „allen gebildeten Bekennern jedes christlichen Bekenntnisses“ beachtet zu sehen wünscht, so bleibt er doch ein eifriger, seiner Kirche mit Liebe ergebener und in ihren Anschauungen befangener Katholik. Um so höhere Bedeutung erhält, was ein solcher wider das zur Zeit in Rom herrschende System einzuwenden sich gedrungen fühlt. Seine Darlegung leidet hin und wieder an einer gewissen Weitschweifigkeit, sie entschädigt uns aber dafür durch die ernsthafte Begeisterung einer nach der Wahrheit verlangenden Seele, wie sie in den dem Ambrosius

Digitized by Google



entlehnten Worten sich ausspricht, womit der Verfasser das Erscheinen seiner Schrift rechtfertigt: „nichts ist am Priester so gefahrvoll bei Gott, so schmachvoll bei den Menschen, als das, was er denkt, nicht freimüthig auszusprechen.“ Vornehmlich verdienen daher diejenigen Partien seines Buches Interesse und Beifall, in welchen er die vermuthlichen Aufgaben des Concils einer rückhaltlosen Kritik unterzieht und die Schäden des Romanismus, welche Abhilfe fordern, bloßlegt. Als Programm der Gegenstände der Lehre und des Glaubens, welche die bevorstehende Kirchenversammlung festsetzen soll, werden bekanntlich die dogmatische Unfehlbarkeit des Papstes, die glorreiche Aufnahme der seligsten Jungfrau Maria in den Himmel und die Promulgation der Doctrinen des Syllabus bezeichnet. Der Verfasser weist nun an der Hand der Geschichte, der heiligen Schrift und der kirchlichen Ueberlieferung nach, daß die ersten beiden Punkte „unkatholische Neuerungen“ bezwecken, welche von dem Concil vielmehr energisch zurückgewiesen werden müßten, der dritte dagegen Fragen umfaßt, welche für die Entscheidungen einer allgemeinen Kirchenversammlung zumeist kein geeignetes Material bilden. Dafür setzt er an erste Stelle die Frage wegen des Kirchenstaates als eine durch die Synode zu lösende. In welchem Sinne er die Lösung wünscht, erhellt am besten aus dem Resultate, zu dem seine eingehende geschichtliche Erwägung gelangt, daß nämlich die weltliche Herrschaft der Päpste der Kirche und ihren wahren Interessen weit mehr geschadet als genützt hat. Und eine solche Lösung — die übrigens nahe zu sein scheine — thue um so mehr Noth, je mehr der römische Stuhl aller seiner Kraft bedürfe, um die unter der Herrschaft des Römerthums eingerissenen gewaltigen Uebelstände zu beseitigen. Auch die nun folgende Darlegung dieser „gewaltigen Uebelstände“ wird in den meisten Punkten unsere volle Billigung finden. Sie ist auf Seite 77 und auf Seite 185 in die gleichlautenden Worte zusammengefaßt: „Durch Centralisation aller Kirchengewalt in Rom, durch unablässige in Wort und That kundgegebene Anrufung des weltlichen Armes zur Durchführung kirchlicher Anordnungen, durch Aufrechthaltung aller aus längst vergangener Zeit stammenden, den kirchlichen Verhältnissen und Bedürfnissen der Gegenwart nicht entsprechenden Satzungen, durch gänzliche Ausschließung der Laien von der Theilnahme an der Gestaltung des kirchlichen Lebens, und durch Anfeindung und Befehdung aller in den Geleisen der curialistischen Normaltheologie nicht einhergehenden Wissenschaft hat das Römerthum der Kirche tiefe Wunden geschlagen und das Ansehen der kirchlichen Gewaltträger in der Meinung der gebildeten Welt ungemein geschädigt; denn es hat dadurch die zur Kirchenregierung mit dem Papste berufenen Organe gelähmt und geschwächt, die Kirche in den Verruf eines bloßen Polizeiinstituts gebracht, alle Kirchenzucht untergraben, den Indifferentismus geweckt und großgezogen und den Vorwurf hervorgerufen, der Glaube und die Institutionen der katholischen Kirche erscheinen im Lichte der Wissenschaft als Irrthum und Finsterniß.“ — Mit den zur Abstellung dieser Uebelstände vom Verfasser vorgeschlagenen Reformen können wir uns freilich nicht durchweg befriedigt erklären, aber wir müssen doch zugestehen, daß sie sehr viel Beherzigenswerthes enthalten und ihre Annahme einen großen Fortschritt bezeichnen würde. Was der ganzen Schrift eigenthümliches Gepräge und besonderes Gewicht gibt, ist die Voraussicht, daß man sich wohl nicht ernstlich auf die Annahme derselben, ja auch nur auf die Ablehnung jener neuen Lehren Hoffnung machen darf. Denn dann könnte geschehen, was der Verfasser S. 48 ausspricht: Die Katastrophe, die in der Mitte der katholischen Kirche eintreten muß, wenn die im Vatican versammelten Häupter der Kirche der Versuchung unterliegend erklären sollten: es sei von Gott geoffenbarte Lehre, daß der Papst in allen seinen Aussprüchen über Gegenstände der Offenbarung unfehlbar sei, — würde Erschütterungen und Zerrüttungen zur Folge haben, die Niemand ermessen kann.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXVIII. Jahrgang.



II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 48.

Ausgegeben am 26. November 1869.

Inhalt:

Leipzig, 1869.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Opfer mangelhafter Justiz.

Gallerie der interessantesten Justizmorde aller Völker und Zeiten.

Dritter Band.

Von Dr. **Karl Löffler.**

früherem Redacteur der Berliner Gerichtszeitung, Ritter ꝛc.

Eleg. broch. Preis 2¼ Thlr.

Der dritte Band dieses **interessanten** Werkes enthält den **Criminalproceß** gegen den **Wundarzt Kühn** in Ohrdruff, wegen **Mordes**, ein Fall der als Indizienbeweis das größte Aufsehen macht und den der Verfasser einer scharfen Kritik unterwirft. Ferner enthält der Band noch den weltberühmten Proceß gegen den Kaufmann **Fonk** und seinen Küper **Hamacher** und einen Schweizer Fall (**Indermauer**), der bisher noch nirgend veröffentlicht wurde.

Im Verlage von **Quandt & Händel** in Leipzig erschien:

Hermann und Dorothea.

Von **J. W. von Goethe.**

Eleganteste Octavausgabe auf feinstem Kupferdruckpapier, mit reichem Ornamentenschmuck. Preis 22½ Sgr.

Römische Elegien und Venetianische Epigramme.

Von J. W. von Goethe.

Elegante Miniaturausgabe auf feinstem Kupferdruckpapier, mit Linieneinfassung. Preis 15 Ngr.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Norddeutschlands Seemacht.

Ihre Organisation, ihre Schiffe, ihre Häfen und ihre Bemannung.

Von **Bernhard Graser.** gr. 8. Preis 2⅔ Thlr.

Dieses Werk ist nicht allein für Militairs aller Gattungen, sondern auch als Nachschlagebuch für Abgeordnete, Zeitungsredactionen, Lesecabinette, Vereine und jeden Zeitungsleser unentbehrlich.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Louis Napoleon.

Roman und Geschichte von **Lucian Herbert.**

Volks-Auflage in 10 Halbbänden à 10 Ngr.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Interessante Neuigkeit!

Damen-Almanach

von

Louise Mühlbach.

Mit 3 Stahlstichportraits.

In engl. Einband mit Goldschnitt 2 Thlr. 24 Ngr.

Elegantestes Festgeschenk!

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Interessante Neuigkeit!

Auf dunkelm Grunde.

Frauengestalten aus der französischen Revolution (1793).

Novelle

von

Elise Polko.

In eleg. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Ngr.

Elegantestes Festgeschenk!

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Ein Rothbuch über Armenpflege.

Als Großbritannien sich im Beginn der dreißiger Jahre anschickte, seine verkommene Armenpflege umzugestalten, bereitete die Regierung die Reformen vor durch Einziehung von Berichten über Armenzustände und Gesetze aus allen civilisirten Ländern. Diesem englischen Blaubuch, von dem die Theorie seitdem gezehrt hat, tritt jetzt in rothem Umschlage eine ähnliche, nur noch vollständigere und werthvollere Sammlung thatsächlicher Aufschlüsse an die Seite: „Das Armenwesen und die Armengesetzgebung in europäischen Staaten. Unter Mitwirkung der Herren A. Baunnel, (Braunschweig), M. M. von Baumhauer, (Haag), Fr. Bitzer (Stuttgart), M. Block (Paris), L. Bodio (Venedig), V. Böhmert (Zürich), E. Bruch (Berlin), A. Grumbrecht (Harburg), P. Kollmann (Lübeck), F. Kleinwächter (Prag), A. Lammers (Bremen), P. Lotheisen (Darmstadt), W. Lotz (Kassel), F. Makowiczka (Erlangen), D. H. Meier (Freiburg im Breisgau), J. C. F. Neßmann (Hamburg), H. Rentzsch (Dresden), A. Rindfleisch (Dessau), K. Scholz (Wiesbaden), H. Schwabe (Berlin), W. Seelig (Kiel), L. Strackerjan (Oldenburg), A. Varrentrapp (Frankfurt a. M.), O. Wachenhusen (Boitzenburg) herausgegeben von A. Emminghaus. Berlin, Verlag von F. A. Herbig. 1870." Auch dieses Sammelwerk verdankt seine Entstehung practischen Bedürfnissen, reformatorischen Trieben, nicht irgend einem theoretischen Interesse. Es ging aus demselben Kreise hervor, welcher 1868 in Breslau den Volkswirthschaftlichen Congreß veranlaßt hatte, 1869 in Mainz über Armenpflege zu verhandeln, und sollte zunächst dieser Verhandlung eine solide materielle Grundlage gewähren. Dafür etwas zu spät fertig geworden, bietet es sich nun der weiteren Erörterung der in Mainz nur eben anzuregenden wichtigen Sache und ihrer thatsächlichen Verfolgung als ein fast unschätzbares Hilfsmittel dar.

Daran ändert nichts die natürlich sehr ungleichmäßige Behandlung der einzelnen Theile des Ganzen. Die theoretische Verarbeitung des Stoffes, um der vergleichenden Statistik ganz zu geschweigen, mag darin eine Schwierigkeit finden; der Practiker aber, der nach unmittelbar brauchbaren Lehren sucht,

nach erprobten Grundsätzen und Einrichtungen, findet deren in Hülle und Fülle. Wenn er freilich Eile hat, kann ihm über dem Suchen einmal die Geduld ausgehen. Das Gold bewährter armenpflegerischer Weisheit muß hier aus dem Sande werthloser, gesetzlicher und administrativer Bestimmungen erst gleichsam herausgewaschen werden. Der betheiligte Leser wird es uns daher wahrscheinlich danken, wenn wir seiner Wißbegierde durch ein paar flüchtige Fingerzeige zu Hilfe kommen.

Die practische Armenpflege sondert sich ziemlich scharf nach Stadt und Land. Auf dem Lande findet man an vielen Orten noch große Hartherzigkeit gegen die Armuth, aus dem bekannten selbstsüchtigen Geize der Bauern entspringend, die dort die Predigt des Judenthums und Christenthums von der unbedingten Verdienstlichkeit der Almosen noch einigermaßen angebracht erscheinen läßt. In allen größeren Städten dagegen ist die Stimmung, welcher es vornehmlich entgegenzuwirken gilt, die des leichtfertigen Gebens an „verschämte" oder unverschämte Arme; worauf es da vor allem ankommt, ist die Ersetzung der hergebrachten alten Almosenwirthschaft durch intelligente persönliche Fürsorge. Damit ist nicht gesagt, daß dieses Ziel auf dem Lande nicht auch schon ins Auge zu fassen wäre. Es wird am ehesten in gewissen dichtbevölkerten Strichen des Königreichs Sachsen ins Auge gefaßt werden können, die, was ländliche Armenpflege betrifft, an der Spitze der Entwickelung stehen, nicht blos in Deutschland, sondern überhaupt. Haben sie das Bezirksarmenhaus (Werkhaus) auch den Engländern abgesehen, d. h. die sittlich, wirthschaftlich und gesundheitlich heilsame Concentrirung der öffentlich zu erhaltenden Individuen einer Mehrzahl von Gemeinden in einer einzigen großen Anstalt, so ist dagegen die Centralisation der Armenpflege überhaupt in einem größeren Verbande, wie die Amtslandschaft Meißen sie angebahnt hat, eine originale Neuerung, deren Verdienst kaum überschätzt werden kann. Es genügt zwar keineswegs, das Wort „größerer Verband" auszusprechen und darauflos zu centralisiren. Alles kommt auf die Art der Arbeitstheilung zwischen dem Verbande und den einzelnen Gemeinden an, auf die specielle Organisation, denn es gibt dabei eine gefährliche Klippe zu umschiffen, die Sucht der verbundenen Gemeinden, auf gegenseitige Kosten ihre Armen zu überfüttern, oder wenigstens wegen des geschwächten Zusammenhangs zwischen Pflege und Beiträgen das gemeinschaftliche Werk fahrlässiger zu thun. Aber wie es scheint, ist im Meißen'schen das Problem glücklich gelöst; und auf jeden Fall ist man seiner Lösung dort erheblich näher gekommen. Adoption des englischen Armenarbeitshauses empfiehlt auch ein dänischer Arzt Namens Krebs, der sich der Reform der Armenpflege auf der Insel Seeland mit großem Eifer und Erfolge angenommen hat. Gewiß hat es seine Vorzüge vor den roh eingerichteten und nachlässig verwal-

Digitized by Google

teten schmutzigen Einzel-Armenhäusern unserer Dörfer. Allein in seiner näheren Beschaffenheit, als Zwangswerkhaus, das grundsätzlich alle arbeitsfähigen Unterstützten ohne Ausnahme in sich fassen und einer strengen Zucht, einer Art halb schimpflicher Freiheitsberaubung unterwerfen soll, ist es doch offenbar nichts als der Schlußstein der englischen streng ausgeprägten Zwangsarmenpflege. Es erneuert gewissermaßen den Zustand der alten Hörigkeit oder Leibeigenschaft, indem die Staatsgesellschaft den Herrn spielt, dem an ihre Hilfe appellirenden Armen die Sorge für seine Existenz abnimmt, dafür aber auch von ihm unbedingte Hingebung und Abhängigkeit fordert. Wo man nach freieren und menschenwürdigeren Zuständen auch im Armenwesen strebt, läßt sich das englische Zwangsarbeitshaus nicht einfach copiren. Die Armenpflege ist ein systematisches Ganzes, in welchem unmöglich der eine Theil mittelalterlich, der andere modern zugeschnitten sein kann.

Wenn Sachsen sich im Vortrab der Entwicklung ländlicher Armenpflege befindet, so ist die scandinavische Halbinsel im Hintertreffen. Man sieht daraus schon, welchen Einfluß die größere oder geringere Dichtigkeit der Bevölkerung auf den Fortschritt in dieser Richtung übt. Norwegen insbesondere, das gebirgige menschenarme Bauernland, hat noch nicht einmal die Reihebeherbergung der örtlichen Armen abgeschüttelt, die einst bei allgemein herrschender Naturalwirthschaft eine Nothwendigkeit war, heute aber ohne zwingenden Grund den Wirth belästigt und den Gast in jedem Sinne übel bettet. Es kommt sogar noch vor, daß eine ganze Armenschule mit dem Lehrer an der Spitze von Hof zu Hof zieht, um sich dem Bauern in's Nest zu legen, der Kinder unterrichten zu lassen hat. Alte und kranke Arme müssen in der gewöhnlichen bittern Rauhigkeit des nordischen Klima's mehre Male des Jahres die Wohnung wechseln, weil die Frist für den bisherigen Herbergswirth abgelaufen ist. Hier wäre der Uebergang zu festen Kreisarmenhäusern offenbar die dringlichste und segensreichste Reform. Uebrigens kommt es auch in Deutschland noch vor, daß für jeden Dorfarmen einzeln durch Umlagen gesorgt wird; z. B. in dem ja gleichfalls dünnbevölkerten Hannover. Etwas ganz anderes, als die wechselnde Einquartirung aller der Gemeinde zur Last fallenden Armen bei den Stellenbesitzern, ist die Ausverdingung, zumal dürftiger Waisen, an dafür Bürgschaften bietende Familien. Im Gegensatz zu eignen Waisenhäusern, in denen dieselben casernirt sind, wird dieses Verfahren immer allgemeiner. Es beugt gewissen leicht auszumalenden Gefahren vor und ersetzt dem elternlosen Kinde am ehesten was ihm fehlt. Selbstverständlich darf es nicht an den Mindestfordernden geschehen; diese plumpe Form des Ausverdingens kommt denn auch mehr und mehr überall ab.

So gering die statistische Ausbeute im allgemeinen verhältnißmäßig auch

Digitized by Google

ist, weil die Gleichheit der Erhebungsweise an verschiednen Orten und zu verschiednen Zeiten, ja selbst das nöthige Maß von Gleichheit der Begriffe und der Ausdrücke fehlt — Eine Thatsache ergibt sich doch aus allen Darstellungen des Sammelwerks mit Sicherheit: daß in der Regel da, wo der größte durchschnittliche und individuelle Reichthum, auch die schreiendste Armuth herrscht. Fast jedes Land hat Striche, wo die Extreme der Wohlhabenheit hart nebeneinander stehen. In Europa als Welttheil ist es England, dessen überlegenes Nationalvermögen und Einkommen nicht notorischer ist, als seine außerordentlich schwere Armenlast. In Deutschland erfahren wir es hier ausdrücklich von den oldenburgischen, hannöverschen und schleswig-holsteinischen Marschen im Gegensatz zur Geest, von der Pfalz und Mittelfranken in Bayern, von Oberschwaben in Würtemberg, also grade den von Natur gesegnetsten und wirthschaftlich entwickeltsten Landestheilen. Die Gründe sind mannigfach. Theils wirken gewisse rechtliche oder wirthschaftliche Eigenthümlichkeiten seit Jahrhunderten dahin, wie z. B. der Deichbau an der Nordsee mit seinem Druck auf die Zusammenhaltung des Grundeigenthums, und am Rhein der Weinbau, der so ungleich lohnt. Theils entwickelt der tägliche Anblick reichlich genossenen hohen Wohlstandes in den minder begüterten Classen Forderungen an's Leben, welche anderswo nicht aufkommen können und welche sie ohne wahre Noth zu Bettlern oder Almosennehmern machen; theils wiederum entspricht dem das Mitleid mit grell abstechenden Dürftigkeitsverhältnissen eine Bereitwilligkeit zum Geben bei den Begüterten, die jenem Triebe sich selbst wegzuwerfen nur zu gut begegnet. So steigert allerdings das eine Extrem das andere, bis ein Sinn wachsamer Selbstbeherrschung seine heilsamen Dämme zieht; und wahrhaft brennend ist daher die Frage der Armenpflege vornehmlich grade für die reichsten Gegenden, wie denn dort auch das Interesse ihr am lebhaftesten zugewandt zu sein pflegt. Von dem Grade öffentlicher Theilnahme, welchen die Probleme der Armenpflege in Ostfriesland finden, hat man um Hannover oder Leipzig herum keine Vorstellung. Die erste Stadt, wo man diesen Problemen in Deutschland recht auf den Grund gekommen ist, war eine Fabrikstadt, d. h. ein Wohnort weniger sehr reicher und vieler sehr armer Leute, nämlich Elberfeld, und andre rheinpreußische Fabrikstädte, Barmen und Crefeld, haben den Werth der dort vollzogenen Reform zuerst verstanden.

Ueber die Erfolge der Elberfelder Organisation von 1851 verweisen wir auf die Berichte des Buches. Sie stehen ziemlich einzig da auf einem Gebiet, das von bedeutenden und unzweifelhaften Erfolgen bisher leider wenig weiß. Das Geheimniß des Erfolges aber dürfte wesentlich im Folgenden liegen. Man hat sich zunächst von der Nachwirkung alter Einrichtungen und

Digitized by Google

Begriffe emancipirt, welche etwa dahin drängen könnten, statt oder neben der sogenannten bürgerlichen Armenpflege eine kirchliche herzustellen oder zu dulden. In dem tief religiösen und strengkirchlichen Wupperthale ist die Emancipation nach langen Schwankungen und manchen bitteren Erfahrungen nun soweit gediehen, daß Niemand entschiedener darüber wacht, das kirchliche Element von der Armenpflege fernzuhalten, als die an der Spitze derselben stehenden altkirchlichgesinnten reichen und vornehmen Männer. Unbedingte, geschlossene örtliche Einheit — wissen sie — ist die Voraussetzung jedes Erfolges in der Armenpflege. Zweitens hat man in Elberfeld an die freiwillige Hingebung Aller appellirt; drittehalbhundert Männer opfern Jeder einen Theil seiner Zeit, um den bedrohten Existenzen mit Rath und That beizustehen, aber mehr noch mit reiflich erwogenem einsichtsvollem Rath, als mit der wohlfeilen That des aus dem öffentlichen Beutel entnommenen, leicht hingeworfenen Almosens. Diese starke Verhältnißzahl der unbesoldeten praktischen Pfleger, betheiligt an der Aufgabe aller Stände, Richtungen, Talente und Charaktere, macht die öffentliche Fürsorge zu einer Sache der gesammten wirthschaftlich unabhängigen Bevölkerung und hilft wieder unter dieser die rechten Grundsätze verbreiten, nach denen das Verhalten des reichen Mannes zum armen durchweg geregelt werden sollte. Damit dies in vollem Umfang geschehe, müssen die wahren und gerechten Lehren freilich von der Spitze her zunächst den sie umgebenden dienenden Kräften unaufhörlich von neuem eingeprägt werden. Das verbürgt aber eben bis auf einen letzten, von den Persönlichkeiten abhangenden Rest das durchgebildete System der Organisation, das zu reicher und scharfer Beobachtung, consequentem Nachdenken, fachmäßiger innerer Beschäftigung mit der Sache unwiderstehlich hindrängt. Wo daher Verlangen nach ähnlichen Ergebnissen wie in Elberfeld entsteht, vermehre man zunächst die Zahl der Armenpfleger, so zwar, daß Keiner derselben mehr als etwa drei oder vier Pflegebefohlene (Einzelne oder Familien) ständig zu überwachen hat; man theile die Stadt alsdann in Bezirke von zweckmäßiger Größe, deren Pfleger alle vierzehn Tage zusammenkommen, um in Gesammtheit über die Bewilligungsanträge jedes Einzelnen zu entscheiden, während die Bezirksvorsteher mit den oberen Leitern gleichfalls alle vierzehn Tage sich versammeln zur Berichterstattung, gemeinsamer Entscheidung von Appellationen, Bewilligung der Bezirksbedürfnisse, Aufstellung der allgemeinen Grundsätze und Ueberwachung des Ganzen; man setze von Zeit zu Zeit für die zu gewährenden Unterstützungen Maxima fest, welche unter dem Einkommen der sich selbst erhaltenden ärmsten Volksclassen bleiben (das nassauische Edict von 1816 fixirte sie bereits auf sechs Siebentel des niedrigsten ortsüblichen Lohnes); man lasse endlich keine Unterstützung von nicht ganz erwerbsunfähigen Personen auf länger als vierzehn Tage bewilligt

Digitized by Google

werden. Es sollte uns sehr wundern, wenn diese Grundzüge einer Organisation der öffentlichen Armenpflege nicht allenthalben ihre Wirkung thäten.

Die Elberfelder Organisation verhütet, daß die Armenpflege thatsächlich in die Hände besoldeter Unterbeamten von ganz unzulänglicher Bildung und Einsicht falle; ihre Träger sind nicht besoldet, und bisher wenigstens haben sich allemal mehr tüchtige Kräfte zur Uebernahme des Dienstes dargeboten, als verwendet werden konnten. Aber ernannt werden sie doch von der Stadtverordnetenversammlung, und im Nothfall würde man die Gewählten zwingen, zu dienen. Die Stadt Kiel dagegen hat ihre öffentliche Armenpflege schon seit 1793 unbesorgt und zu ihrer völligen Zufriedenheit einer „Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde" anvertraut. Als sie preußisch wurde, scheint man in Berlin darüber einen gelinden bureaukratischen Schauder empfunden zu haben; allein da dieser Radicalismus doch schon so alt geworden ist, wäre es nicht sehr conservativ, ihn mit Gewalt abzuthun, und so wird der merkwürdige Vorgang denn wohl fortdauern.

Eher die umgekehrte Entwickelung hat die Art der Erhebung der Mittel genommen. In Kiel, Rostock, Nürnberg, Hamburg u. s. f., kurz in Städten groß und klein, des Südens wie des Nordens, ist man erst im Laufe dieses Jahrhunderts von der Bestreitung der öffentlichen Armenlast durch freiwillige Gaben zu Zwangsbeiträgen übergegangen. Einigermaßen parallel damit läuft das meistens beobachtete erhebliche Wachsthum der Ausgaben neben Abnahme nicht allein der relativen, sondern der absoluten Unterstütztenzahl. Hieran trägt natürlich die fast durchgängige Erhöhung aller Preise die Hauptschuld. Zu Zwangsbeiträgen aber ist man unter dem Drucke dieser Vermehrung der Last übergegangen, weil die Staatsgesetzgebung sich so gut wie ausschließlich mit der Regelung der communalen Unterstützungspflicht abgab, und demzufolge die rechtliche Auffassung der Armenpflege im Gegensatze zur blos moralischen sich vordrängte.

Ist sie eine öffentliche Rechtspflicht, so folgt von selbst, daß ihre Kosten möglichst gleichmäßig unter die zahlungsfähigen Gemeindeglieder vertheilt werden müssen. Von dieser Vorstellung beherrscht erzürnt man sich über die kargen oder gar ganz ausbleibenden Beiträge mancher vermögenden Leute zu der regelmäßigen Sammlung für die Armen. Man ruft nach dem Steuerzwang, um sie stärker heranzuziehen. Erst gegenwärtig beginnt dieser Geisteszug sich zu wenden. Wo die freiwilligen Beiträge noch bestehen, haben sie einige Aussicht, erhalten zu bleiben, da man anfängt, die Unterstützungspflicht aus dem ideellen Codex des öffentlichen Rechts zu streichen und theils in das Privatrecht, theils in das moralische Reich des Gewissens zu verweisen.

Ein paar sehr interessante Städte unter dem Gesichtspunkt der Armenpflege sind Lübeck und Frankfurt am Main. Lübeck, einst das blühende

Digitized by Google

Haupt der Hansa, ungewöhnlich reich gerade zu der Zeit, wo der Gemeinsinn und die öffentliche Freigebigkeit sich vorzugsweise in Wohlthätigkeitsstiftungen bethätigte, seitdem an Einwohnerzahl und Unternehmungsgeist empfindlich herabgekommen, erfreut sich nicht, wie es im hergebrachten Jargon allerdings heißen würde, sondern leidet geradezu unter dem überfließenden Segen der Vermächtnisse ihrer Vorfahren. Das dortige Armenvermögen wird in Bausch und Bogen auf acht Millionen Thaler geschätzt, und was es alljährlich abwirft, würde, wenn vertheilt, auf jeden Kopf fünf Thaler ausmachen. In unzählige Stiftungen unter mehr oder minder selbstständigen Verwaltungen zersplittert, gleicht dieses colossale Capital einem immer gedeckten wohlbesetzten Tisch, zu dessen Genüssen Jeder leicht durch irgend einen Gönner Zutritt findet. Es kann folglich nicht anders als demoralisirend auf die ganze nicht ohnehin versorgte Bevölkerung der Stadt wirken. Es wird, wenn seine Verwendung einmal im weiteren Verfolg der Stiftungs-Reform von 1857 centralisirt sein wird, mit magnetischer Kraft die Bettler und solche, die es werden wollen, aus einer weiten Umgegend anziehen, es wäre denn, daß man den allzu vollen Strom vorher auf minder übersättigte Gefilde abzulenken verstände.

Mit der Stiftungs-Reform von 1857 hat Lübeck freilich ganz Deutschland den Weg gewiesen, aus vielfach vorhandenen Verwickelungen herauszukommen. Man verschmolz damals eine Menge veralteter Stiftungen mit dem öffentlichen Armenvermögen, das so auf recht anständige Höhe gebracht wurde; während in entsprechendem Umfange die Zersplitterung des Wohlthuns mit allen ihren verhängnißvollen Folgen schwand. Man schrieb ferner vor, daß die fortbestehenden Stiftungen über ihr Thun regelmäßig Bericht zu erstatten hätten. Diese Maßregeln hatten nur den Fehler, nicht bis ans Ende ihrer eignen vernünftigen Richtung zu gehen. Wo man sie nachahmt — wie in Hamburg unlängst begonnen —, sollte man herzhafter aufs Ziel losgehen. Kein todter Stifter oder lebender Stiftungsverwalter hat ein Recht, in die öffentliche Armenpflege zum Nachtheil ihrer wichtigen Zwecke zu pfuschen. Das Interesse der örtlichen Einheit der Armenpflege erheischt, daß alles was sie näher oder ferner berührt, ihr planmäßig eingeordnet und angeschlossen werde.

Die Frankfurter Armenpflege ist, was der Kaiser von Oestreich auf dem Fürstentage des Jahres 1863 von den Verhältnissen des Deutschen Bundes aussagte: schlechthin chaotisch. Es gibt doch nur eine Reihe von Privatanstalten für Wohlthätigkeit, denen zum Theil die Stadtcasse Zuschuß gewährt. Jeder Zusammenhang unter ihnen fehlt aber. Dies war allenfalls haltbar, solange ein unvernünftig erschwerter Zugang zum Bürgerrecht den Kreis der Pflegeberechtigten gewaltsam und künstlich klein erhielt. Mit der

Digitized by Google

preußisch-norddeutschen Freizügigkeit muß es auf die Länge von selbst hinfällig werden. Steckt nun in der Stadt wirklich echter und gesunder Freiheitssinn, nicht bloß die Virtuosität der liberalen und radicalen Phrase, so wird sie sich nicht auf die abgetretene Bahn zwangsmäßiger Ordnung drängen lassen, sondern ihren ererbten Reichthum und Gemeinsinn benutzen, um eine auf freiwilliger Hingebung — auf freiwilligen Beiträgen sowohl als auf freiwilligen Pflegern — ruhende Organisation zu schaffen. Nirgends stehen dem sachlich so geringe Schwierigkeiten im Wege.

Uebergang zu freiern Formen, Belebung des in dem Menschen schlummernden Sinns für wahre practische Armenpflege anstatt der überlieferten mechanischen Almosenwirthschaft — das ist auf diesem Felde der Beruf der Gegenwart. Das Emminghaus'sche Sammelwerk zeigt, man schlage es auf wo man will, daß die Geister zu diesen Zielen unterwegs sind, da kann es denn nicht ausbleiben, daß die Thatsachen ihnen bald folgen.

Deutsche Reichsbürger des vorigen Jahrhunderts.

Die Brüder Senckenberg. Eine biographische Darstellung. Nebst einem Anhang über Goethe's Jugendzeit in Frankfurt a. M. von Ch. V. Kriegk. Frankfurt 1869.

Als Commentar zu einer einzigen Seite im zweiten Buch von Wahrheit und Dichtung tritt hier ein stattlicher Band von 380 Seiten auf. Manchen, der ihn zuerst in die Hand nimmt, mag der Gedanke beschleichen, ob damit des Guten nicht doch zu viel gethan sei. Insofern blos die Exegese Goethe's berücksichtigt wird, könnte sich die Sache freilich viel kürzer fassen lassen und sie ist auch in der bisherigen Goethe-Literatur immer nur als ein nebensächliches Beiwerk behandelt, ohne daß das Verständniß der Textstelle etwas an seiner wünschenswerthen Durchsichtigkeit entbehrt hätte. Keiner der drei Brüder Senckenberg gehört zu den Männern, welche auf die Entwickelung des Knaben Goethe directen Einfluß geübt haben, und der Mann und Dichter Goethe ist im späteren Leben nur mit einem davon in vorübergehende Berührung getreten. Sie können nur als Staffage seines Frankfurter Jugendbodens gelten und demgemäß hat er sie auch mit gewohnter Meisterschaft als pikante Nebenfiguren behandelt. Dennoch verlohnte es sich der Mühe, ihrem Andenken ein besonderes Buch zu widmen und zwar gerade von dem Standpunkt, den sich sein Verfasser gleichsam durch Naturnothwendigkeit gewählt hat. — Zwei der Brüder gehören in eminentem Sinne

Digitized by Google

der Geschichte der Wissenschaften an: Heinrich Christian, der berühmte Reichshofrath, an ausgebreiteter Gelehrsamkeit dem größten deutschen Publicisten seiner Zeit, dem älteren Moser, gleich, an Gründlichkeit und Tiefe ihm weit überlegen und an menschlichem Werthe gewiß nicht unter diesem seinem Rivalen; Johann Christian, der zweite der Senckenbergischen Brüder, ist weltbekannt als Begründer der Senckenbergischen Stiftungen, die für die Pflege der Medicin und Naturwissenschaften in Deutschland sich die größten Verdienste erworben haben. Beide sind es werth, als Männer der Wissenschaft auch in unseren Tagen gekannt und dargestellt zu werden. Aber darauf hat es ihr Biograph nicht abgesehen, obwohl er selbstverständlich auch diese Seite ihres Wesens sorgsam beachtet. Als der gründlichste Kenner der Frankfurter Localgeschichte, nicht blos deshalb weil er das Stadtarchiv berufsmäßig wie kein anderer kennt und benutzt, sondern auch, weil ihm bei umfassender und gediegener historischer Bildung doch die Erforschung der heimathlichen Geschichte zur alleinigen Lebensaufgabe geworden ist, gibt er hier im biographischen Rahmen ein gutes Stück Culturgeschichte seiner Heimath. Es wird uns daraus die Kenntniß des Bodens, der so eigenthümliches Gebilde, wie jene Goethe'schen „Drei Thesen" erzeugte, in oft überraschender Weise erschlossen. Derselbe Boden hat gleichzeitig auch Goethe selbst erzeugt und insofern hat die allgemeine deutsche Culturgeschichte ein vorzügliches Interesse sich mit seiner Erforschung zu beschäftigen. Mag auch Goethe selbst nicht andere Notiz genommen haben von diesen Senckenbergischen Brüdern als von einer stattlichen Reihe anderer Originalgenies oder seltsamer Figuren seiner Jugenderinnerung, so ist es doch unsere Sache zu wissen, daß ein und derselbe Boden ein und dieselbe Flora trägt, und daß auch ein Goethe ein Kind seiner Erde ist. Die genetische Einsicht in das Jugendwesen des Dichters erhält auf diese Art mindestens ebensoviel Förderung als durch die Mittheilung seiner frühesten literarischen Versuche, ja in gewissem Sinne noch größere als durch dergleichen Reliquien, denen doch immer etwas Zufälliges und Sporadisches anklebt.

Aber noch von anderer Seite her ist aus dem Buche viel zu lernen und zwar, wie hoffentlich viele bedünken wird, Wichtigeres als was zum Verständniß Goethe's gehört. Für das innerste Wesen des Frankfurter Volksgeistes im vorigen Jahrhundert gibt es keine lehrreichere Darstellung als diese, die sich ganz von selbst zu einer Geschichte der socialen und politischen Zustände der Stadt während der Lebenszeit der Brüder S. gestaltet. Frankfurt war unzweifelhaft damals, wie schon im Laufe des ganzen 17. Jahrhunderts der für die innere Gestaltung des süddeutschen Volksgeistes wichtigste Ort, in diesem Sinne die natürliche Hauptstadt des ganzen Westens und Südens unseres Vaterlands, soweit diese Theile nicht überhaupt sich ganz passiv und

Digitized by Google

todt gegen den Fortschritt der Geschichte verhielten, was doch nur von den östreichischen Erblanden und Altbayern gilt, aber nicht völlig von den übrigen katholischen Territorien im Reiche. Ja, wenn man sich den volksmäßigen Begriff des „Reiches" vergegenwärtigt, wie er noch heute im Munde der älteren Generation des eigentlichen Volkes ist, wo man das bunte Conglomerat jener ungezählten staatlichen Sonderexistenzen darunter verstand, die neben den zehn oder zwölf größten deutschen Territorialstaaten im Norden und Osten bestanden, konnte Frankfurt recht wohl als die wahre Reichshauptstadt gelten. Es war nicht zufällig, daß diese Stadt als Wahl- und Krönungsort der Kaiser galt und wenigstens unter dem traurigen Karl VII. die Rolle der kaiserlichen Residenz gespielt hatte. Hier lief ein Knäuel der tausendfältig über das ganze Reich gesponnenen Fäden von pedantischer Rabulisterei zusammen, die in dem durch und durch kranken Organismus des deutschen öffentlichen Lebens als einer der ärgsten Krebsschäden, aber auch als eine der ersten Lebensbedingungen aller großen und kleinen Herren und aller Privilegirten empfunden wurde. Hier in Frankfurt saßen jene Schaaren von Agenten, Consulenten und Rechtsbeiständen des Reichserzkanzlers ebensogut wie des unter Sequester stehenden Reichsritters. Von hier aus wälzten sich die Frachtwagenladungen von Deductionen nach Wetzlar zum Kammergericht, nach Regensburg zum Reichstag, nach Wien zum Reichshofrath und umgekehrt strömte von allen diesen Ortrn der unsaubere Wust gleichen Geschreibsels nach Frankfurt zurück. Jedermann, der damit zu thun hatte, wurde davon beschmutzt. Es galt als selbstverständlich, daß kein Charakter den Versuchungen widerstehen konnte, die innerhalb dieses Geschäftskreises an ihn herantraten. Wer nicht selbst direct sich kaufen ließ oder das Recht für Geld kaufte und verkaufte, that es doch gewiß durch andere. Selbst die relativ Besten mußten diesen Tribut an ihre Zeit und Umgebung zahlen. So gewährt Kriegk's Buch einen wahrhaft schmerzlich überraschenden Beleg, daß auch ein Karl Friedrich von Moser, den man sonst als idealistischen Tugendhelden zu denken gewöhnt ist, wenigstens in einem hier urkundlich erhärteten Falle zwar nicht direct für den eigenen Nutzen, aber doch im Interesse seiner Clienten sich zu den allergewöhnlichsten Bestechungsversuchen erniedrigt hat. Es hält schwer zu glauben, daß dieser eine zufällig entdeckte Fall der einzige in seiner ganzen praktischen Thätigkeit eines langen und unglaublich geschäftigen Lebens geblieben sein sollte. — Unzweifelhaft bestand die Mehrzahl dieser in Frankfurt zusammengewürfelten Rechtsverdreher aus Fremden, aber man weiß auch, daß die Einheimischen mit allen Kräften sich zu solchen Posten drängten und daß es kaum irgend einen juristisch gebildeten oder in juristischen Geschäften bewanderten Frankfurter gab, der nicht auch an irgend einen fremden Hof sich anzuklammern gewußt hätte. Dieselben

Leute spielten aber auch dann als Mitglieder des Raths die erste Rolle in der Regierung des städtischen Gemeinwesens, und so war dieses wie mit unsichtbaren Ketten in alle und jede Separatbeziehungen unzähliger Staaten und Stätchen verschlungen.

Und nicht blos in dieser, auch noch in anderer Weise stellte Frankfurt eine wahre Hauptstadt vor. Ein eigentliches Hofleben nach französischem Zuschnitte Ludwigs XIV. oder XV. konnte es hier nicht geben, aber inmitten des eigenthümlich reichsbürgerlichen Typus der socialen Zustände bewegte sich mit größter Ungenirtheit alles das, was anderwärts innerhalb der Mauern einer fürstlichen Residenz um die Sonne des regierenden Herren rotirte, als selbständige kleinere Sonnensysteme nebeneinander. Statt eines Hofes mit seiner glänzenden Uniformität gab es hier ein halbes Hundert oder mehr, jedes mit originellem Gepräge, im Wesen darin einander gleich, daß von ihnen aus nur Miasmen auf den Volkskörper wie er eben damals beschaffen war, ausströmten. Rechnet man dazu noch, daß das damalige Frankfurt sowohl durch seine Messen wie durch seine ansäßige Kaufmannschaft einen Welthandelsplatz ersten Ranges repräsentirte, wie wenigstens in ganz Deutschland außer Hamburg — und hier nur sehr beschränkt — kein zweiter zu finden war, so begreift sich leicht, daß nirgends so viel Geld umgesetzt und verdient wurde, als hier und ebenso, daß weit und breit durch dieses stärkste Medium alle Augen auf die Stadt gerichtet und alle materiellen Interessen damit verwachsen waren.

Niemals hat Frankfurt in streng wissenschaftlichen Dingen Bedeutendes geleistet, auch ist es nie das eigentliche literarische Centrum von Deutschland gewesen, selbst dann nicht als der deutsche Buchhandel auf der Frankfurter Messe seinen Mittelpunkt hatte. Weniger vielleicht die lästigen Uebergriffe der kaiserlichen Censur, die der Frankfurter Rath weder beschränken wollte noch konnte, als die natürliche Mißbeschaffenheit des Bodens vertrieben die Bücher und die Buchführer nach dem Norden, nach Leipzig. Aber so weit überhaupt das eigentliche Reich noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts an dem anderwärts sich vollziehenden Bildungsprocesse des deutschen Volksgeistes sich betheiligt, so weit war wiederum Frankfurt der Hauptsitz der größten Regsamkeit und der Knotenpunkt alles Lebens. Daß hier Philipp Spener den Pietismus so zu sagen gegründet hat, ist kein Zufall, ebensowenig, daß die Richtung, die er selbst und seine Genossen und Nachfolger ihm vorzeichneten, hier nicht gedeihen konnte. Dafür war nur in den uniformeren und reguläreren Flächen des Nordostens die rechte Stätte. Aber was ursprünglich der Kern der ganzen pietistischen Phase war, die religiöse Emancipation der Subjectivität, das hat hier in Frankfurt gezündet und von hier aus seine Funken auf das ganze Reich verstreut. Hier war

Digitized by Google

und blieb das große Hauptquartier, wenn auch nicht die Heimath aller Inspirirten und Schwärmer, ebenso gut wie der freigeisterischen Secten, die sich oft nur um eines Haares Breite von jenen unterschieden. Das letzte Aufflackern der Alchymie in der Mitte und zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts konnte nur hier geschehen, ebenso wie der französische Materialismus und Atheismus nirgends auf deutschem Boden eine solche Anzahl entschlossener und praktisch consequenter Anhänger und Apostel zählte wie hier. Die Berliner voltairisirende Aufklärung erscheint daneben sehr unschuldig und zahm. Aber in demselben Frankfurt saßen auch die zähesten und schlagfertigsten Vorkämpfer der alten protestantischen Orthodoxie, gleich bereit ihre Waffen nach rechts und links gegen die Pietisten wie gegen die Atheisten zu wenden und damit nichts fehlte, hegte die alte Reichsstadt mit ihren größtentheils erhaltenen mittelalterlichen Stiftern auch noch einen mächtigen und nach allen Seiten hin der im Reiche immer geschäftigen Propaganda dienenden katholischen Klerus in ihren Mauern.

Um diesen wahren Mikrokosmus ganz zu verstehen, muß man auch die natürliche Art des Volksstammes erwägen. In ihrer bequemen Leichtlebigkeit, ihrer ausgesprochenen Neigung zu genießlicher Ausbeutung des Moments, ihrer derben aber nicht groben Jovialität repräsentirte sie von jeher und damals noch viel entschiedener als später den Durchschnitt des südwestdeutschen Typus. Im einzelnen mochte er immerhin wieder sich zu wunderlichsten Sondergestaltungen isoliren, aber keine derselben war so in sich verhärtet, daß sie nicht in der Frankfurter Luft einen entschieden heimathlichen Hauch empfunden und sich in ihr wohlbefunden hätte. Daher denn auch das massenhafte Einströmen fremder Elemente, wie es eine natürliche Hauptstadt bedingt, hier fast im Moment zu einem Ausgleichen und Verwischen der localen Ingredienzen führte. Wer sich in Frankfurt niederließ, wurde sofort ein ächter Frankfurter, ohne die freieste Bethätigung seiner mitgebrachten Originalität aufzugeben. Sie fand auf dem im Ganzen wahlverwandten Boden ungehinderten Spielraum und die politische Verfassung einer Reichsstadt gewährleistete sie ihr in einem Grade, von dem in fürstlichen Residenzen oder überhaupt innerhalb der Grenzen monarchischer Staaten keine Rede sein konnte.

Wer sich als bloßer objectiver Geschichtsfreund mit dem interessanten Bilde als solchem begnügt, dem möchte das Frankfurt des vorigen Jahrhunderts, von geschickter Hand gezeichnet, als ein wahres Cabinetsstück gefallen. Anders aber steht es mit dem Betrachter, dem die Geschichte als Schlüssel für das Verständniß der Gegenwart seines Volkes gilt. Er findet hier wenig Erbauliches, wenn auch sehr viel Lehrreiches. Denn das Urtheil über diese Zustände mag noch so sehr die gesammte Art und Anlage der

Digitized by Google

Zeit in Anschlag bringen, immer wird es die heillose Zerrüttung der höchsten sittlichen Begriffe, die Fäulniß in allen Grundlagen eines ehrenhaften Daseins mit Schmerz anerkennen müssen. Wie das Haupt so die Glieder und umgekehrt. Denn wie die Stadt Frankfurt ein concentrirtes Spiegelbild jenes vollen Gegentheils dessen darstellt, was man unter Rechtsstaat und Nationalbewußtsein versteht, jener confusio divinitus instituta, welche den Namen des heiligen römischen Reiches trug, so empfand auch jedes einzelne Glied bald mehr bald minder deutlich nachweisbar die giftigen Säfte, die dort in Frankfurt wie in der großen Eiterbeule gekocht wurden. Ein Boden, der einen Erasmus Senckenberg erzeugen und großziehen konnte, war unfähig, etwas wirklich Gutes und Ehrenhaftes hervorzubringen. Man darf ohne Widerspruch behaupten: nur wer es wie Goethe, Klinger und Schlosser verstand, zur rechten Zeit seiner Vaterstadt den Rücken zu kehren, vermochte etwas Großes und Tüchtiges zu werden: in der heimischen Luft wären die meisten verkümmert oder untergegangen. Eine gewisse üppige Fruchtbarkeit wohnte diesem Boden unläugbar ein, nicht bloß nach dem Maßstab, der im vorigen Jahrhundert für unser ganzes deutsches Vaterland gilt — denn welche Periode seit der Wendung des 15. und 16. Jahrhunderts ist damit zu vergleichen? — sondern es scheint, als wenn die natürliche Basis der Volksart mit ihrer glücklichen Begabung durch den Einfluß der gleichsam als Reizmittel wirkenden Giftstoffe zu einer Productivität angeregt worden wäre, welche das durchschnittliche Maß weit übertrifft. Aecht geniale Naturen erwuchsen hier aus dem Schoße des Reichsbürgerthums, das man sich gewöhnlich nicht verzopft und verkrüppelt genug denken kann. Und in gewissem Sinn war es dies auch in Frankfurt, aber doch in anderer Art als in Nürnberg, Ulm, Augsburg, wo man sich vergeblich nach einem Goethe, aber auch zum Glück vergeblich nach einem Erasmus Senckenberg umsieht.

Ein Original, wie seine beiden älteren Brüder, der große Publicist — Heinrich Christian und der geniale Arzt Johann Christian, war auch dieser jüngste Senckenberg. Aber während die beiden älteren sich durch eigene Kraft aus dem Schlamme der sie umgebenden Gemeinheit und Verdorbenheit erhoben und als herbe und strenge Charaktere oft mit Witz und Laune, noch öfter mit Härte und Pedanterie ihre Lebenswege nach den Geboten einer unbeugsamen sittlichen Regelrichtigkeit gestalteten, der ältere Bruder mitten im Treiben der Weltstadt Wien als isolirter Wühler in Acten und Urkunden, der jüngere als ebenso isolirter Menschenfreund und Arzt im großen Stile, blieb der jüngste in dem Sumpf seiner Heimath stecken und versank zuletzt in ihm. Den beiden älteren war es zu Statten gekommen, daß die eigene Mutter, ein Monstrum von Verkehrtheit, sie nicht leiden mochte und auf alle Weise quälte. Der jüngste war, man möchte sagen durch ihren natürlichen

Digitized by Google

Instinkt zum Liebling erkoren und Alles, was zu einem ganz corrupten Muttersöhnchen gehört, findet sich auch in ihm. Aber eine unverwüstliche Naturkraft, eine grenzenlose Arbeitsfähigkeit und ein ebenso grenzenloses Bedürfniß nach Arbeit — alles Züge, die ihm mit seinen Brüdern gemeinsam waren, — konnte auch durch den Einfluß eines solchen Weibes nicht ausgetilgt werden. Trotz eines höchst desultorischen Bildungsganges und einer Studienzeit, die ganz mit der bekannten, der Gegenwart unbegreiflichen wüsten Brutalität und Schlemmerei des damaligen academischen Treibens überschwemmt war, verschaffte er sich doch durch glänzende Begabung und periodischen Fleiß in seinem juristischen Fache ein ebenso ausgebreitetes wie gründliches Wissen, was verbunden mit seinem natürlichen Scharfsinn und unvergleichlichen Gewandtheit in praktischen Dingen selbst seinem strengsten und competentesten Beurtheiler, seinem ältesten Bruder, aufrichtige Anerkennung abnöthigte. Er erkannte ihn auf seinem eigensten Felde, der Publicistik, als seines Gleichen an, ja er subordinirte sich in gewissem Sinne seinem Alles durchdringenden Scharfsinn. Mit solchen Gaben und Kenntnissen wurde Erasmus, kaum dreißig Jahre alt und, obgleich geborener Frankfurter, noch nicht einmal in das Bürgerrecht aufgenommen, in den Rath-Senat gewählt, nachdem er vorher als Advocat und Agent Proben seiner Talente gegeben hatte. Seine Gönner, die diesen unerhörten Schritt wagten und durchführten, wußten recht wohl, daß sie einen unverbesserlichen Trunkenbold, einen Sclaven der gemeinsten Ausschweifungen, einen jähzornigen Polterer in die höchste Ehrenstelle ihrer Vaterstadt einführten, aber daran nahmen sie und auch seine Gegner keinen Anstoß, oder die letzteren nur dann, wenn sie ihm damit schaden zu können glaubten. Uebrigens war das allgemeine sittliche Gefühl nicht blos unter den Senatoren, sondern auch im ganzen Volke schon so abgestumpft, daß man überall die Antecedenzien des neuen Senators ruhig discutirte und ertrug. Auch als er in seiner neuen Würde das alte Leben nur noch brutaler und wüster fortsetzte, als er täglich die pöbelhaftesten Excesse aller Art beging, ließ man dies gleichsam als selbstverständlich hingehen. In der That trieben es die meisten seiner Collegen nicht besser und er hatte leichtes Spiel, alle Vorwürfe, die ihm von dieser Seite gemacht wurden, mit noch ärgeren ob wahren oder falschen, darauf kam es ihm und dem Publicum nicht an, zu übertäuben. Ja es gelang ihm sehr bald, sich eine furchtbare Stellung zu schaffen, sodaß alle seine Collegen, wenn sie ihn auch tödtlich haßten, vor ihm zitterten und geradezu Unglaubliches von ihm ertragen mußten. Seine Schimpfreden und Blasphemien im Senate selbst, übersteigen, wie sie hier urkundlich referirt werden, unsere heutigen Begriffe so gänzlich, daß höchstens die Debatte unserer neuesten Arbeiterparlamente eine schwache Analogie dazu bietet. Außerdem überhäufte er die einzelnen und das Corpus

Digitized by Google

seiner unglücklichen Collegen mit einer Fluth von schamlosen Libellen, dieser, je härter man dagegen zu verfahren drohte, mit desto größerem Behagen fabricirte und in die Oeffentlichkeit brachte. Gab ihm der Senat ein solches Pamphlet mit Entrüstung und Drohung zurück, so schickte er wohl umgehend fünf neue ein und versicherte, daß er noch mehr besitze und durch den Druck bereits für ihre Bekanntmachung gesorgt habe. Er konnte es ungestraft wagen, denn er wußte wohl, daß man nichts Ernstliches unternehmen werde. Durch seine eminenten Talente in der Mitte eines Collegiums, welches der französische Marschall Noailles mit Recht als einen Haufen von Hasenfüßen, Schwachköpfen und Verräthern bezeichnet hatte, war er Allen überlegen und beherrschte Alles. Er wußte ganz genau um jeden schmutzigen Handel, um jede Bestechung, jeden Unterschleif, jede Rechtsverletzung eines Jeden und war dazu noch bis in die tiefste Tiefe des ebenso wenig erbaulichen Privatlebens Aller eingeweiht. Dazu besaß er durch seinen Bruder, den Reichshofrath, der die Frankfurter Zustände und Menschen gründlich kannte und verachtete, einen mächtigen Rückhalt in Wien, und so weit reichte denn damals doch noch immer die kaiserliche Machtvollkommenheit, daß sie, wie Frankfurt und andere Reichsstädte mehr als einmal erfahren mußten, mit harter und vor Allem mit unersättlich geldgieriger Faust eingreifen konnte. Die Drohung mit einer kaiserlichen Immediatcommission machte auch die hartgesottensten Schurken zittern, besonders da man Senckenberg wenigstens in seiner amtlichen Stellung eine gewisse Integrität zugestehen mußte. Dies hinderte aber nicht, daß er nicht außerdem die schwersten Criminalverbrechen beging und auch dabei auf seine Unantastbarkeit pochte. In einem schmutzigen Processe mit einer seiner Dienstmägde fabricirte er ein falsches Protocoll mit untergeschobenen eidlichen Zeugenaussagen. Als dies entdeckt und durch Rechtsspruch constatirt wurde, wagte der Senat doch nicht, irgend eine Strafe an ihm zu vollziehen, ja er suspendirte ihn nicht einmal förmlich. Erst zwölf Jahre später, 1769, nach dem Tode seines Bruders, des Reichshofraths, brachte ein neues Libell, in welchem er dem Rath wieder vorgeworfen, daß Beschützung von Verfälschungen jeder Art, Nichtbestrafung der Meineide, Erkaufung der Stimmen, Bestechung von Juristenfacultäten ganz gewöhnliche Dinge in ihm seien, ihm Verderben. Jetzt ging man endlich gegen ihn vor und setzte ihn, aber unter den schonendsten Formen, gefangen. In dieser Gefangenschaft blieb er, tobend und drohend wie bisher, aber mehr und mehr unbeachtet bis zum Jahre 1795, wo er als 78jähriger Greis starb. Zur Charakteristik der frankfurtischen oder deutschen Rechtszustände der Zeit sei noch hinzugefügt, daß jene unglückliche Person, zu deren Schaden er nicht blos ein Protocoll gefälscht, sondern noch andere, ebenso nichtswürdige Intriguen gesponnen hatte, trotz der klar bewiesenen Schuld Senckenberg's in dem Elend

Digitized by Google

verkam, in welches sie durch den Proceß gegen ihn gestürzt wurde. Der Ausgangspunkt desselben war die klar bewiesene Thatsache gewesen, daß der Senator an ihr Gewalt geübt hatte.

Es eröffnet sich durch dieses Bild der Blick in einen Pfuhl von Nichtswürdigkeit, der sich durch keine schwachmüthigen und sentimentalen Redensarten verdecken läßt. Solche Zustände verdienten so bald und so gründlich als möglich ganz vertilgt zu werden, und die französische Revolution hat dies schnell genug gethan. Das Reich und seine natürliche Reichshauptstadt waren von Einem Stoffe geformt, und wenn die deutsche Nation noch irgend eine Zukunft haben sollte, mußten beide versinken. Im Vergleich damit war selbst die rheinbündlerische Bureaukratenwirthschaft ein Fortschritt. Wenigstens wurden dadurch die Adern unterbunden, zum Theil sogar durchschnitten, durch welche das Gift in dem unseligen Volkskörper circulirte. Geheilt wurde er freilich nicht durch eine solche rohe Procedur. Auch Frankfurt ist, was das Wesen betrifft, durch die Stürme der letzten 80 Jahre nur degradirt, aber nicht desinficirt, und dasselbe gilt ja auch von jenem so schönen und reichgesegneten Theile unseres Vaterlandes, der einst vorzugsweise das Reich hieß und jetzt das Stammland und Hauptquartier unserer Particularisten, Ultramontanen und Volksparteiler ist. Es sind die directen leiblichen und geistigen Nachkommen der würdigen Landsleute und Zeitgenossen eines Erasmus Senckenberg. Lebte er heute, so wäre es nicht schwer zu sagen, in welchem Lager wir ihn zu suchen hätten, nur daß heute seine Talente noch glänzender vor dem übrigen Trosse hervorleuchten würden. Denn der Boden hat auch in natürlicher Folge seine geniale Productivität, die er damals unleugbar besaß, ganz verloren; es ist ein bloßer Sumpf worden, und was dieser produciren kann, ist ja bekannt und gibt der Augenschein. Die 1815 wiederhergestellte Reichsstadt Frankfurt konnte nichts anderes als ein künstlich von der Unterwelt beschworenes Gespenst sein; die blutlosen Schatten jener lebendigen Gestalten, die sie noch zu Goethe's Jugendzeit erfüllten, trieben sich in ihr herum, und wer sich die Augen von ihnen blenden ließ, mochte glauben, es seien die alten, wohlbekannten Wesen. Der neue Senat verdiente es, ein Nachfolger des alten zu sein, die Bundestagswirthschaft glich auf ein Haar jenem Schwarme diplomatischer Abenteurer, der einst hier in der Reichshauptstadt seine Orgien gefeiert hatte, ja es gab sogar wie damals inmitten der strengprotestantischen Stadt eine verbissene ultramontane Clique, die ihre Netze mit allen Seilen auswarf. Das Jahr 1866 hat diese Gespenster nicht gebannt, aber sie einstweilen doch genöthigt, sich etwas in die Winkel zurückzuziehen. Dort mögen sie noch lange hausen, denn die Krankheiten einer Volksseele lassen sich nur in Generationen und nicht in Jahren heilen. Aber es wäre feige, an ihrer Heilbarkeit zu verzweifeln. In diesem Augenblick

Digitized by Google

mag der Volksgeist der ehemaligen Reichsstadt noch in einem Herrn Guido Weiß den correcten Ausdruck seines politischen und ethischen Instinktes finden: ein halbes Jahrhundert später wird er darauf wie auf einen wüsten Fiebertraum zurückschauen. Und was von der Stadt Frankfurt gilt, gilt auch von dem übrigen alten „Reiche". Symptome der Genesung sind ja überall vorhanden, aber freilich noch überwuchert durch widrige Exsudate einer Jahrhunderte langen tödtlichen Vergiftung aller Lebenssäfte. Ein Localpatriot mag diese Wahrheiten schmerzlich empfinden, aber gewiß nicht schmerzlicher, als Jeder, der zwar nicht ein Frankfurter, aber ein deutscher Patriot ist. Denn die Schmach und das Unglück jedes einzelnen Gliedes trifft jedes andere und bis zu einer gewissen Grenze krankt ja unsere ganze Nation an demselben Leiden, was nur hier rückhaltloser, weil ohne heilkräftige Gegenwirkungen wüthen und die Volksseele fast zerstören konnte. Zum Glück für Deutschland gab es außer dem Reiche doch noch Einen Staat des kategorischen Imperativs, den Rechtsstaat Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen. Wäre das Reich ganz Deutschland gewesen, so gäbe es jetzt keine deutsche Nation mehr, wie auch jetzt die Angehörigen des Reiches im höchsten und ernsthaftesten Sinne noch nicht zu der deutschen Nation der Gegenwart gehören, sondern ihr erst zuwachsen sollen.

Schließlich noch ein Wort für den trefflichen Verfasser dieses Buches. Gewiß wird er damit in seiner Heimath, falls man dort zu lesen und zu denken versteht, vielfach Anstoß erregen, obwohl er sich, oft zum Schaden der urkundlich exacten Darstellung, alle Mühe gibt, ihn zu vermeiden. Er selbst als ein gediegener und bewährter Kenner der Geschichte ist natürlich frei von jenen aberwitzigen Einbildungen, wie sie dort die Sinne der Menschen zu umnebeln pflegen, von jenen tollen Phantasien, welche man als Patholog so leicht begreift und als Patriot so hart verurtheilen muß. Aber Niemand wandelt ungestraft unter Palmen oder in der Frankfurter Luft. Einmal ist es doch auch einem so verständigen, durchgebildeten und wohlgesinnten Manne begegnet, folgende Phrase zu produciren: „Die Stadt Frankfurt ist in unseren Tagen auf so unerhörte Weise verlästert worden, daß Jeder, welcher einigermaßen in die Tiefe zu blicken vermag, einen bestimmten Plan und eine politische Absicht darin erkennen wird. Auch ist dasjenige, was hiermit erstrebt worden ist, keineswegs schwer zu entdecken." Wir unsererseits möchten diese Tirade lieber in einer Frankfurter Zeitung, oder im „Stuttgarter Beobachter", allenfalls auch in der „Sächsischen Zeitung" oder in der „Zukunft" lesen, als in einem ernsthaften und ehrenhaften Buche. Daß wir sie nicht verstehen, wollen wir nicht sagen; es ist ja deutlich genug, daß sie zu dem ganzen System der Phraseologie, wie es jene ächten Nachkommen des Eras-

mus Senckenberg ausgebildet haben, gehört, und daß sie es verdiente, in einem seiner Libelle zu figuriren, wird ihr Niemand streitig machen.

Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei.

Von Karl Braun-Wiesbaden. Zwei Bände. Leipzig, Otto Wigand 1869.

Es ist zu befürchten, daß in unserer so entsetzlich ernsthaften Zeit eine ergiebige Fundgrube des Humors allmälig erlöschen werde, nämlich die Kleinstaaterei. Freilich, wenn die Literatur mit ihr Abrechnung halten wollte, so würde — trotz Weimar's Musentempel — nicht lauter Benefiz zu buchen sein. Der culturhistorische Roman hat bislang darunter gelitten, daß ihm der selbstverständliche Mittelpunkt des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens fehlte. Ob die Engländer und die Franzosen ihre Thackeray und Dickens, ihre Balzac und George Sand vorzugsweise dem hauptstädtischen Leben, seinen größeren Dimensionen und allgemein giltigen, scharf bestimmten Normen verdanken, mag bezweifelt werden, — jedenfalls wurde ihnen durch den gegebenen und allseitig bekannten Hintergrund der Zeitroman viel näher gerücktundleichter gemacht, als unseren deutschen Dichtern der Gegenwart. Jene brauchten nicht Höfe und Staaten zu construiren, nach deren Urbild der Leser schwankend umherrieth, nicht ohne das Lächerliche neben dem Erhabenen zu finden. Dagegen fand sich die Komik bei uns um so leichter zurecht: überall war Flachsenfingen, und Jean Paul's keckste Phantasie konnte keinen Zug erfinden, der von der Wirklichkeit nicht vielfach übertroffen ward. Nicht blos in den Kleinstaaten war Flachsenfingen, auch in den größeren und größten spiegelten sich die Modelle aus der Flachsenfinger Rumpelkammer, denn der Kleinstaat war das Urbild des modernen deutschen Staats gewesen, er saß tief in der mückenseigenden Bureaukratie drin, und nicht der Liberalismus allein, nur große nationale Bewegungen vermochten die Befreiung davon anzubahnen. — Wenn wir also jetzt hoffen dürfen, der Kleinstaaterei in der Politik endlich Herr zu werden, so ist es in ästhetischer Beziehung desto dankenswerther, daß die Züge der Kleinstaaterei für die Archive und Galerien der Zukunft von Meisterhand dargestellt und aufbewahrt werden, wie das in Braun's lebenswahren Genrebildern geschieht. Zwar mangelt es auch gegenwärtig noch nicht an Duodezstätlein winzigster Dimension, aber sie stehen unter der norddeutschen Centralgewalt und der modernen Bundesgesetzgebung; der Duodezstaat in seiner Originalverpackung, das war der souveräne Duodezstaat unter dem weiland Bundestage. Da muß man

Digitized by Google

die ganze Misère studiren, in welcher es zwar an tragischen Conflikten nicht fehlte, aber selbst die tragischen Conflikte waren so mit Komik verquickt, daß die Helden jener Kämpfe doppelt ehrenwerth, die Opfer doppelt bemitleidenswerth erschienen, denn die allgemeine Sympathie, welche sonst Leidenden und Ringenden zur Seite steht, ging ihnen ab, und ihnen selbst blieb nur als letzter Trost, über ihre Peiniger zu lachen. Ein geistreiches Mitglied der preußischen Fortschrittspartei sagte unter dem ersten Eindruck des Braun'schen Buches, es habe ihn zum Nationalliberalen bekehrt; denn er habe das Elend der Kleinstaaterei früher nicht so gekannt, er begreife jetzt Braun's ungetheilte Freude, einem wirklichen Staate anzugehören. —

Wie gesagt, der Bureaukratismus ist an sich wesentlich kleinstaatlicher Natur und selbst die bureaukratische Centralisation ist in kleinen Staaten in keiner Weise schwächer oder minder drückend, als in größeren; im Gegentheil ist die vom Mittelpunkte ausgehende Wirkung um so stärker, je näher das Centrum zur Peripherie ist. Sogar Preußen macht erst jetzt, seitdem es zum wirklichen Großstaat geworden, die Erfahrung, daß mit den bisherigen bureaukratischen Hausmitteln nicht weiter zu regieren sei. Das Self-Government, d. h. die bedingte Autonomie von Gemeinden und Kreisen, verträgt sich sehr wohl mit der Würde eines englischen oder preußischen Königthums, ja es erhöht dieselbe. Aber an den Ufern der Darm, wie früher an der Lahn blühenden Gestaden, ist der Druck der Central- oder Localbehörden auf den einzelnen Bürger, der nicht zu den Musterknaben des beschränkten Unterthanenverstandes gehört, in demselben Maße stärker, als die Linie kürzer und das von der dünkelhaften Willkür zu bestreitende Versuchsfeld enger ist. Der Druck steigert sich bis zur Unerträglichkeit (massenhaften Auswanderung!) oder er bringt völlige Charakterlosigkeit hervor. Von dem Pariathum eines von den Hofbällen ausgeschlossenen „herzoglichen Dieners“ oder dem stillen Märtyrerthum eines oppositioneller Gesinnungen oder freisinniger Lectüre verdächtigen Schullehrers hat schon ein preußischer Großstädter kaum eine deutliche Vorstellung. — Braun's Darstellungen sind Gelegenheitsschriften im besten Sinne und haben, so viel wir wissen, fast alle schon in Zeitungen oder Zeitschriften gestanden. Sie umfassen ungefähr den Zeitraum der letzten vier Jahre und enthalten auch die genetische Erklärung der Krisis: wie es war und wie es geworden, wie es gewesen ist, damit es so werden mußte. — Auch schlecht geschriebene Zeitungsartikel gewinnen oft später ein historisches Interesse, hier aber liegt schon in den mustergiltigen und auch formell gelungenen, von köstlichem Humor durchdrungenen Schilderungen ein künstlerischer Werth, wie er in unserer Publicistik nur selten zur Ausprägung gelangt. Das sind freilich keine objectiven oder chronikartigen Darstellungen, aber Braun's rheinländisch leichtlebige Natur läßt doch keinen rechten Fana-

tismus aufkommen und gestattet ihm auch Gerechtigkeit, sogar billige Beurtheilung für den Gegner. Braun, der zum großen Theil aus eigener Anschauung berichtet und bei vielen herzoglich-nassauischen Peripetien wohl das Virgilische Quorum pars magna nur aus Bescheidenheit verschweigt, verbreitet sich nach einer gewissen geordneten Reihenfolge in concentrischen Kreisen immer weiter und zieht zunächst namentlich das Hessen-Darmstädtische unter sein Mikroskop, wie er ja früher auch in seinem „Frankfurter Schmerzensschrei“ seinen lieben Nachbaren in der alten Bundeshauptstadt einen Spiegel vorgehalten hatte, der zu getreu war, um nicht kränkend zu wirken.

„Ganze Arbeit“ konnte das Jahr 1866 bekanntlich nicht machen, und so entstand in dem darmhessischen „Mittelreiche“ eine staatsrechtliche Curiosität, die den kunterbuntesten Wirrkram des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, wie es der ehrliche alte Johann Jacob Moser in seinen 150 Quartbänden beschrieben, beschämen kann. Darum würdigt es auch Braun, nächst seinem wein- und wasserreichen Stammländchen, einer besonderen Aufmerksamkeit. Unter Anderem zählt er die fünf Gattungen darmhessischer Unterthanen auf, wie folgt:

Es gibt:

A) ein Oberhessen, welches unbestritten zum norddeutschen Bunde gehört und worin

a) Preußen
 aa) die Eisenbahnen,
 bb) die Post,
 cc) den Telegraphen regiert, während

b) die Bundesgewalt
 aa) die militärische,
 bb) die diplomatische, } Führung hat;
 cc) die handelspolitische

B) ein Starkenburg, das nicht zum norddeutschen Bunde gehört, worin aber Preußen die Befugnisse unter aa, bb, cc hat,

C) ein Rheinhessen von dreierlei Art, nämlich
 1) ein solches, das gestellt ist wie Starkenburg,
 2) ein solches, worin Preußen noch außerdem die vormals dem Bundestag zustehende Staatsservitut der Festung (Mainz) hat,
 3) ein solches, das als cismönanisch zum norddeutschen Bunde gezählt wird (die Ortschaften Castel und Kostheim Mainz gegenüber). —

Nachdem Braun so dem Princip der Mannigfaltigkeit in dem darmhessischen Staatsrecht Genüge geleistet, läßt er auch dem Princip der Einheit darin Gerechtigkeit widerfahren. Dieses culminirt in der Staatsdiener-Prag-

Digitized by Google

matik mit der Uniform und dem Bartsystem, — welche Zustände in diesen Blättern schon anderweitig behandelt worden sind. — Ein anderes Capitel: „Zwei kleinstaatliche Hof- und Staatshandbücher; aus Hessen-Darmstadt und Nassau", gibt uns gleichsam die statistischen Resultate der kleinstaatlichen Hof- und Staatsprincipien und zeigt insbesondere auch, was man in diesen deutschen Ferrara's, die „durch ihre Fürsten groß" wurden, unter der Pflege von Kunst und Wissenschaft versteht. — In einem Beitrag zur geheimen Geschichte des Zollvereins wird berichtet, wie sich das Ausland — und zwar nicht blos Oestreich — des Kleinfürstenthums gegen die Hebung der deutschen Nationalmacht bediente. Nach einem fast rührenden „Idyll aus den Amtsacten", Namens „Heimathlos", welches eine vortreffliche Illustration zu den vor-Königgrätzigen Heimathsgesetzgebungen liefert und deren betrügliche Umgehung durch bureaukratische Fälschung erzählt, wirft uns der erste Band so recht in die Mitte der 1866er Bewegung; er schildert die Zustände und Gedankenrichtungen während des Krieges in dem Lager der Besiegten und namentlich den schnöden Terrorismus, mit dem die ohnmächtige Wuth der dynastischen Parteien an unbewaffneten und unschuldigen Bürgern ihr Müthchen kühlte.

Im zweiten Bande ist die Schlacht geschlagen, der Sieg ist gesichert und die Grundlagen der Einheit werden gelegt, — natürlich im Sinne der nationalliberalen Partei. Er beginnt damit, wie der deutsche Vereinstag zu Braunschweig am 4. August 1866 die ersten Grundlinien für ein staatliches Bundessteuersystem zog und so der Volkswirthschaft und namentlich der freihändlerischen Doctrin die Ehre der Mitwirkung an der Begründung des deutschen Bundesstaats sicherte. Bald darauf stehen wir mitten im Zollparlament und das mit frischester Laune ausgeführte „Berliner Tagebuch eines süddeutschen Zollparlamentsgliedes" enthält das naturgetreue Pendant zu Prof. Schäffle's berühmten Berichten in der Cotta'schen Vierteljahrsschrift. — Nach einigen Rückblicken auf die verkehrte Verkehrspolitik früherer Tage, welche die Segnungen des Reichstages erst in das rechte Licht setzen, führt uns Braun in das Lager der Depossedirten und schildert im Welfenquartier, wie in Mecklen- und Ratzeburg, oder in Altbayern, die staatliche Engherzigkeit verrotteter Richtungen und die Unsittlichkeit der Allianz zwischen den extremen Parteien. Den positiven Gegensatz dazu deutet der Verfasser ergänzend an in der „Physiologie der Parteien im Groß- und Kleinstaate", welche Abhandlung an die früher in seinen „Vier Briefen an Johann Jacoby" entwickelten Ansichten anknüpft. — Möge der fleißige Verfasser auf dieser Bahn, wo noch so Vieles zu thun ist, nicht ermüden; seine Bruchstücke schließen sich von selbst als ein Ganzes zusammen.

H. B. O.

Die Errichtung eines Staatsgerichtshofes für den norddeutschen Bund.

Ueber die Competenz der Bundesgewalt und die Mittel, dieselbe zu erweitern, resp. in ihren Schranken zu halten, ist gerade in der jüngsten Zeit soviel geredet und geschrieben, daß es den Lesern dieser Blätter wahrlich zuviel zumuthen hieße, wollten wir sie auch noch mit denjenigen Argumenten unterhalten, die am 12. November d. J. auf dem mecklenburgischen Landtag zu Sternberg von dem Bürgermeister Pohle-Schwerin vorgebracht wurden, um die Incompetenz des Bundes zur Errichtung des Oberhandelsgerichtshofes zu Leipzig darzuthun und die Stände zu veranlassen, zur Wahrung ihrer Rechte bei der Landesregierung Protest einzulegen.

Bei den bekannten Tendenzen der mecklenburgischen Stände war vorauszusehen, daß die vom Grafen zur Lippe und Genossen im preußischen Herrenhause in dieser Beziehung vorgebrachten Klagen im Ständesaal widerhallen würden, umsomehr, als der Engere Ausschuß der Ritter- und Landschaft bereits unterm 30. April d. J. — wie freilich jetzt erst bekannt geworden — an beide Großherzoge den Antrag gerichtet hatte, daß der mecklenburgische Bevollmächtigte zum Bundesrath instruirt werden möge, gegen die Errichtung des Leipziger Gerichtshofes zu stimmen. Aber ehe noch die Stände über die desfallsige Mittheilung ihres Engern Ausschusses Beschluß gefaßt hatten, gab der Bürgermeister Pohle, in der für selbständige Anträge der Ständemitglieder üblichen Weise, ein „Dictamen" zum Landtagsprotocoll, in welchem er die Gründe für die Verfassungswidrigkeit des Leipziger Tribunals des Weitern entwickelte und damit den Antrag verband, bei den Landesherren dagegen zu protestiren, daß der mecklenburgische Vertreter im Bundesrath für das betreffende Bundesgesetz gestimmt habe; (ob dies geschehen, darüber waren die Stände im Lauf der Debatte nicht einig, wir meinen uns mit Sicherheit zu erinnern, daß Mecklenburg auf Seiten der Minorität stimmte). Das Recht zu solchem Proteste leitete Bürgermeister Pohle aus den Zusicherungen ab, welche den Ständen bei Annahme der Bundesverfassung ertheilt seien, daß nämlich ohne ihr vorgängiges Gehör Mecklenburg keinen Veränderungen der Bundesverfassung zustimmen wolle. Wie dieser Protest materiell begründet wurde, darauf wollen wir, wie gesagt, des Näheren nicht eingehen, sondern nur beiläufig bemerken, daß Pohle dem norddeutschen Bunde das Recht abspricht, aus §. 78 der Bundesverfassung seine Competenz selbst zu erweitern, daß es hierzu vielmehr neuer Verträge unter den einzelnen Bundesstaaten bedürfe, daß also auch für die außer der verfassungsmäßigen Competenz liegende Errichtung des obersten Handelsgerichts die Majorität von 2/3 der im Bundesrath vertretenen Stimmen nicht genügt habe, mithin

zed by

die Errichtung des Handelsgerichts als rechtsbeständig nicht angesehen werden könne. Wolle man sich dieses auch aus practischen Gründen gefallen lassen, so müsse man doch gegen das Princip protestiren, da auch in andern Richtungen unverkennbar die Tendenz zu Tage trete, die bundesstaatliche Competenz verfassungswidrig auf Kosten der Einzelstaaten zu erweitern. Als Beispiele wurden angeführt die Bestimmungen des §. 13 der Gewerbeordnung über das Gemeindebürgerrecht, die in der sächsischen Kammer vom dortigen Ministerium abgegebne Erklärung, daß der Bundesrath ein Gesetz über die Entschädigungspflicht der Eisenbahnen vorbereite, die Absicht der preußischen Regierung, ein Bundesgesetz über Prämienanleihen beim Bunde zu befürworten und der im Abgeordnetenhaus von Miquel und Lasker gestellte Antrag, im Wege der Bundesgesetzgebung die Competenz des Bundes auf das gesammte bürgerliche Recht auszudehnen u. s. w.

Aber Bürgermeister Pohle will sich nicht mit einem bloßen Protest begnügen, von dem er selbst sagt, daß er von keinem Effecte sein könne, wenn er nicht von der Macht getragen werde, wenngleich es immerhin wünschenswerther sei, wenn es einmal sein müsse, so doch wenigstens nicht ohne Kampf unterzugehen. Sein Antrag geht vielmehr weiter und will ein für allemal der Möglichkeit fernerer Competenzüberschreitungen des Bundes vorbeugen. Da einmal die bis jetzt freilich noch schüchtern auftretenden Bestrebungen darin bestehen, den Bundesstaat in einen Einheitsstaat zu verwandeln, sei es gewiß nur gerechtfertigt, solchem Gebahren mit allen Mitteln entgegenzutreten, welche den Verhältnissen des Landes entsprechen und nicht ganz aussichtslos sind. In allen Bundesländern, selbst Preußen nicht ausgenommen, fühle man das Bedürfniß, die staatliche Selbständigkeit gegen Uebergriffe der Bundesgewalt sicher zu stellen. Eines der Mittel, wodurch ein solches Resultat herbeigeführt werden könnte, wäre nach Pohle die *Errichtung eines Bundesgerichts, welches über die Frage endgiltig zu befinden hätte, ob im einzelnen Falle eine zur Bundessache gemachte Angelegenheit zur Competenz des Bundes stehe oder nicht.* Daß die Modalitäten einer solchen Einrichtung ihre Schwierigkeiten haben können, wird zugegeben; allein gehe man mit der Absicht an die Sache, die unleugbar für die Einzelstaaten von dem Bunde drohende Gefahr zu beseitigen, so würden diese Schwierigkeiten sich heben lassen, ohne die Aufgabe des Bundes zu erschweren. Das Beispiel aller Bundesstaaten zeige, daß eine solche Einrichtung nicht allein ausführbar, sondern auch nothwendig sei. Daß sie aber nicht auf dem Wege der Bundesverfassungsänderung, sondern nur auf dem Wege eines Staatsvertrages zwischen den einzelnen Staaten getroffen werden könne, versteht sich nach der Pohle'schen Ansicht über die Tragweite des §. 78 der Bundesverfassung von selbst, wird von ihm übrigens noch aus-

Digitized by Google

drücklich als eine Consequenz der in seinem Antrage entwickelten Rechtsanschauungen bezeichnet. Er empfiehlt daher, neben einer Verwahrung der ständischen Rechte bei den beiden Großherzogen von Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz — die Stände tagen bekanntlich gemeinschaftlich — die Bitte zu stellen, die Einleitung zu treffen, daß durch Staatsverträge zwischen den Bundesstaaten Differenzen darüber, ob eine einzelne der Bundesgewalt unterstellte Angelegenheit zur Competenz des Bundes gehöre, der Entscheidung eines Bundesgerichts unterworfen werden.

Wie Pohle sich die Ausführung seines Plans denkt, hat er nicht weiter angedeutet. Wir haben daher zunächst auch keine Veranlassung, die verschiedenen Modalitäten derselben zu erörtern. Ebensowenig ist es für die Sache selbst von Wichtigkeit, wenngleich sonst nicht ohne Interesse, das Schicksal des Pohle'schen Antrags in der mecklenburgischen Landtagsverhandlung zu verfolgen. Die Herren v. Plüskow, v. Oertzen u. s. w. freuten sich natürlich ausnehmend, den Bürgermeister Pohle, mit dem sie sich bei anderen Gelegenheiten oft in Conflikt sahen, in einer Angelegenheit auf ihrer Seite zu erblicken, die so recht eigentlich zu ihrem Ressort gehört, und wie der Antrag im Plenum, in dem von der Ritterschaft freilich kaum 5 Procent anwesend waren, mit großer Genugthuung aufgenommen wurde, trotz der warnenden Stimme des Syndicus Meyer-Rostock, sich vor unüberlegten und jedenfalls erfolglosen Beschlüssen zu hüten, so läßt sich auch ohne große Sehergabe vorhersagen, daß die Justiz-Committe, welcher der Antrag überwiesen wurde, gleiche Anträge stellen wird; hielt doch der Bürgermeister Hermes-Röbel es für nöthig, sich gegen die Ueberweisung des Pohle'schen Antrages an die Justiz-Committe zu erklären, wenn etwa gemeint sei, daß diese in Maßgabe der darin enthaltenen Vorschläge ihren Bericht abzustatten habe; er sei mit der Ueberweisung an die Committe erst dann einverstanden, wenn derselben wegen der Berichterstattung freie Hand gelassen werde.

Mag aber auch die Justiz-Committe des mecklenburgischen Landtages sich für oder gegen den Pohle'schen Antrag aussprechen und mag der Landtag sich ihren zu erwartenden Bericht aneignen oder nicht: die Sache ist einmal angeregt und verdient daher auf alle Fälle Beachtung von Seiten aller derjenigen, die sich für die Entwickelung der Bundesverhältnisse interessiren. Es handelt sich nicht um die Bedenken gegen das Leipziger Oberhandelsgericht und noch weniger um den Protest der mecklenburgischen Stände, der jedenfalls post festum kommen würde, sondern es handelt sich um die Frage nach der Opportunität, um nicht zu sagen der Zulässigkeit des in Vorschlag gebrachten Staatsgerichtshofes für den norddeutschen Bund. So wenig Aussicht auch zur Zeit vorhanden ist, daß der Pohle'sche Antrag, selbst wenn er in Mecklenburg alle Phasen seiner Entwickelung durchläuft, fürs Erste prak-

Digitized by Google

tische Consequenzen haben würde, so ist die angeregte Frage doch immerhin wichtig genug, um, wenn auch zunächst nur im Princip, erörtert und beleuchtet zu werden.

Wir haben uns daher beeilt, die Umrisse des Pohle'schen Projects mitzutheilen, damit dasselbe in weiteren Kreisen bekannt werde, als in denen die mecklenburgischen Landtagsberichte gelesen zu werden pflegen. Eines Eingehens auf den Gegenstand desselben enthalten wir uns, wenigstens zur Zeit, weil dieses nicht möglich wäre ohne gleichzeitiges Eingehen in alle jene für und wider die Competenzerweiterung vorgebrachten Argumente, deren Reproduction wir abgelehnt haben. Es möge daher nur soviel bemerkt werden, daß unserer Ansicht nach alle diejenigen, welche von dem verfaßungsmäßigen Zustandekommen des Gesetzes über das Leipziger Oberhandelsgericht überzeugt sind, den Pohle'schen Antrag nicht nur als durch den concreten Fall nicht gerechtfertigt, sondern auch als überhaupt überflüssig bezeichnen müssen; denn wenn die Bundesgewalt das Recht hat, ihre Competenz aus ihrer Verfassung selbst zu erweitern, so bedarf es niemals einer Prüfung ihrer Competenz durch einen eigenen Gerichtshof, da sie jederzeit die Mittel in Händen haben würde, außer ihrer jeweiligen Competenz liegende Gegenstände derselben zu unterwerfen. Wer dagegen diese Ansicht nicht theilt, wird sich versucht fühlen, den Pohle'schen Antrag als zweckentsprechend zu bezeichnen, zumal derselbe, wenn nur in gehöriger Weise restringirt, selbst manche befriedigen dürfte, die für die Selbstbestimmung des Bundes in die Schranken treten: nach dem Grundsatze superflua non nocent; natürlich müßten Garantien geboten werden, daß der Staatsgerichtshof sich nicht über die Bundesgewalt erhöbe, wodurch seine Entscheidungen freilich mehr einen enuntiativen, als decisiven Charakter erhalten würden.

Aber der Streit um die Competenz würde sich schon bei der Einrichtung des Staatsgerichtshofes wiederholen: Pohle hält den Weg des Staatsvertrages für den allein möglichen, während andere auftreten würden, und aus Art. 78 der B. V. der Bundesgewalt das Recht zusprechen, eine solche Einrichtung auf dem Wege der Bundesgesetzgebung zu treffen. Wer soll diesen Competenzconflikt entscheiden? Doch wohl nur die Bundesgewalt. Doch man käme da in ein Dilemma, aus dem der Ausweg schwerlich durch den mecklenburgischen Ständesaal führen möchte.

Jedenfalls ist es eigenthümlich, einen derartigen Antrag, wie den Pohle'schen, aus der Mitte der mecklenburgischen Ständeversammlung hervorgehen zu sehen. Gestellt wurde derselbe unzweifelhaft zur Wahrung der mit der mecklenburgischen relativen Selbständigkeit stehenden und fallenden ständischen Rechte und unter ausdrücklichem Hinweis auf dieselben. Wie nun, wenn der Pohle'sche Antrag von der Justiz-Comité befürwortet, vom Stern-

Digitized by Google

berger Landtag angenommen, von den mecklenburgischen Regierungen gutgeheißen und deren Antrag auf Errichtung eines derartigen Gerichtshofes von den übrigen Bundesstaaten und vom Bunde selbst acceptirt und demnächst der norddeutsche Staatsgerichtshof geschaffen würde? Läge dann nicht die Versuchung nahe, die Frage nach der Competenz der Bundesgewalt, sich in die mecklenburgische Verfassungsangelegenheit zu mischen, wiederholt anzuregen und, wenn der Bundesrath sich für incompetent erklärte, dieselbe dem Staatsgerichtshofe zur Entscheidung zu unterbreiten? Eröffnet wurde den Ständen diese Perspective bereits durch Syndicus Meyer-Rostock, freilich nur in unbestimmten Umrissen, aber sie scheinen so gründlich davon überzeugt zu sein, daß der Boden ihrer Verfassung wirklich unantastbar ist, daß sie diesen Hinweis ignorirten. Der von Pohle projectirte Gerichtshof möchte, einmal creirt, sich bald als ein solcher erweisen, der nicht sowohl die Competenz der Bundesgewalt beschränkt, als vielmehr erweitert, nicht de jure, sondern de facto: denn es gibt manche Fälle, wo die Bundesgewalt als incompetent bezeichnet wird, ohne es in Wahrheit zu sein. Diese Fälle zu constatiren, werden grade die Mecklenburger einem Bundesgerichtshof gewiß gerne überlassen, wenn sich ihnen dadurch die Aussicht eröffnet, zu hr emRecht zu gelangen.

Das Versicherungswesen in und außerhalb Deutschlands.

Wenn wir die Zahl der in Deutschland bestehenden Versicherungsgesellschaften und die bei denselben versicherten Summen ins Auge fassen, so haben wir zunächst die Unvollständigkeit in den Berichten dieser Anstalten zu constatiren, die eine wirklich statistische Uebersicht unmöglich macht — ein Mangel, dem sobald wie möglich abgeholfen werden muß. Man wird indeß im Allgemeinen eher zu viel als zu wenig annehmen, wenn man auf Grund der veröffentlichten Uebersichten im Bereiche der Feuerversicherungen das in Deutschland versicherte Capital bei einer Bevölkerung von 70 Millionen Einwohner auf 8800 Millionen Thaler annimmt, und zwar in Preußen in 76 Gesellschaften auf 4500 Millionen, in Oestreich in 25 Gesellschaften auf 2000 Millionen, und in den übrigen deutschen Staaten in 55 Gesellschaften auf 2300 Millionen Thaler. Die sämmtlichen französischen Feuerversicherungsgesellschaften haben bei einer Bevölkerung von 35 Millionen Einwoh-

Digitized by Google

ner ein Capital von 50,504 Millionen Franken in 86 Gesellschaften versichert. In England beläuft sich das gegen Feuer versicherte Vermögen bei einer Bevölkerung von 30½ Millionen Einwohner auf 30,000 Mill. Franken oder 7500 Mill. Thaler. In beiden Ländern ist die Versicherung mithin im Verhältniß zur Bevölkerung eine ungleich höhere als bei uns — namentlich in Frankreich.

Bei dem großen Nutzen, der, abgesehen von der allgemeinen Wohlfahrt des Landes, durch die Sicherung des Vermögens schon für die einzelne Familie sich ergibt, muß man sich über diesen Unterschied in der That wundern. Die Zeiten, wo man den Abgebrannten von Seiten der Obrigkeit schriftliche Zeugnisse über den erlittenen Schaden, sogenannte Brandbriefe gab und sie damit durch das ganze Land wandern ließ, um auf den Brand zu betteln, sind doch längst vorüber. Industrien jeder Art vermehren sich auf außerordentliche Weise und vergrößern die Feuersgefahr. An die Stelle der Handwerkstätten mit ihren unschuldigeren Handfeuern, ihren Leimtöpfen und Plätteisenrosten (deren Risiko stets mit einem Eimer Wasser beherrscht werden konnte) stehen kleinere und größere Fabriken zwischen Wohngebäuden und Waarenlagern. Auch der Handel und die Spedition haben andere Dimensionen angenommen und sind größeren Gefahren ausgesetzt; ein Verkehr, der sonst auf Rädern von Tausend Frachtwagen durch das Land kroch, wandert jetzt auf Eisenbahnen und Wasserstraßen in ungleich größeren Massen und in weitere Fernen ohne Unterschied der Qualität, und daher ohne Trennung der feuergefährlichen Gegenstände von den ungefährlichen. Und wie hat nicht erst das moderne Ackerbausystem in den kleineren Städten, wie auf dem flachen Lande die wirthschaftlichen Gefahren vermehrt, während grade dort das Mobiliarvermögen nur selten versichert ist.

Noch kläglicher indeß ist das Sachverhältniß in Betreff der deutschen Lebensversicherungen. Es bestehen dermalen nur 39 solche Anstalten in den deutschen Ländern, ganz Preußen und die deutsche Schweiz mit einbegriffen. Davon kommen

23 auf den norddeutschen Bund, und zwar: 15 auf Preußen, 2 auf Sachsen, 1 auf Mecklenburg, 1 auf Braunschweig, 1 auf Coburg-Gotha und 3 auf die Hansestädte.

5 auf Süddeutschland, und zwar: 1 auf Bayern, 2 auf Württemberg, 1 auf Baden und 1 auf Hessen.

9 auf Oestreich innerhalb der ehemaligen Bundesgrenzen und

2 auf die deutsche Schweiz.

Außer diesen 39 Anstalten bestehen noch die „Bremer Lebensversicherungsbank“, die „Norddeutsche Lebensversicherungsbank in Berlin“ und die Deutsche „Lebens-, Pensions- und Rentenversicherungsanstalt in Potsdam“, welche

Digitized by Google

indeß noch keine erhebliche Ausdehnung erlangt und ihre Geschäfte meist erst vor Kurzem begonnen haben.

Bei allen diesen Gesellschaften sind von den siebenzig Millionen Deutschen nur 400,841 Personen mit 378,697,688 Thaler eingetreten; mithin kommen auf den Kopf nur 945 Thaler. Die Einnahmen an Prämien und Zinsen betrugen im Jahre 1868 nur 15,245,912 Thaler und die Sterbefallzahlungen 5,632,741 Thaler.

Wie gering ist diese Betheiligung in Betracht der 70 Millionen Einwohner? zumal da doch zahlreiche Familien sofort in die drückendsten Verhältnisse gerathen, wenn beim Absterben des Vaters die Versicherungsgesellschaften nicht helfend eintreten. Wie gering ist überhaupt die Kenntniß von dieser Sicherung der Wohlfahrt bei den mittleren Ständen sowohl in den Städten, wie auf dem Lande? Wie oft hindern die lästigen Bedingungen, welche noch vielfach an den Eintritt gestellt sind, die Möglichkeit der Versicherung! Und gehört nicht die Ausbreitung der Lebens- und Altersversorgungsanstalten, welche dem Manne bei abnehmenden Kräften eine Rente sichern, die hinreicht, um den Rest des Lebens ohne leibliche Noth fristen zu können, zu den Hauptbedürfnissen der Gegenwart? Frankreich zählt nur 35 Millionen Einwohner, mithin kaum die Hälfte von Deutschland, und doch ist hier die doppelte Anzahl von Menschen (über 800,000), bei den Lebensversicherungen betheiligt.

Die Geschichte der englischen Lebensversicherungsgesellschaften erweist eine noch ungleich größere Betheiligung des Publikums. Freilich hat dasselbe in Bezug auf die Solidität dieser Gesellschaften höchst betrübende Erfahrungen gemacht. Es bestehen gegenwärtig immer noch 150 Lebensversicherungsanstalten, sogenannte registrirte Joint-Stocks Compagnien und mehr als 10,000 kleinere Vereine unter der Benennung 'friendly Societies', welche indeß nicht über Hundert Pfund Sterling auf den Todesfall zusichern.

In den letzten zwanzig Jahren sind in England überhaupt 250 Lebensversicherungsgesellschaften, mit einem Grundcapital von 69 Millionen Pfund Sterling gegründet worden; davon haben sich nicht weniger als 100 Gesellschaften aufgelöst oder Bankerott gemacht. In diesem Jahre ist der neue Bankerott von mehreren Gesellschaften hinzugekommen, unter welchen die seit 1839 gegründete „Albert" die größte und umfangreichste ist. Die Zahlungseinstellung dieser 'Assurance Company' hält die Gemüther in fast fieberhafter Aufregung über die extravagante und unvorsichtige Geschäftsführung, wie über die vielen sowohl in Deutschland wie in England zerstörten Hoffnungen. Mit allem Recht arbeitet die Presse darauf hin: daß seit dem Falliment des Bankhauses Owerend Gourney in London in der Geschäftswelt nichts soviel Aufsehen erregt habe, als die Suspension der Gesellschaft

Digitized by Google

„Albert". Sie etablirte sich ursprünglich als 'Freemasons and General Life Loan Annuity and Reversionary Interest Company' und nahm erst im J. 1850 die Firma 'Albert Life Assurance Company' an. Mehr als 30 Jahre alt, mit einem Jahreseinkommen von 300.000 Pfund Sterling und einer Versicherungssumme von circa 8½ Millionen Pfund hatte die Gesellschaft bisher ein großes Vertrauen genossen, — nur in den tiefst eingeweihten Kreisen der hohen Finanz waren seit einiger Zeit Befürchtungen über ihren eigentlichen Stand aufgetaucht, ohne jedoch in die große Menge zu dringen. Die Direction hatte der Welt Jahr um Jahr versichert, daß ihr Geschäft in steter Blüthe und Zunahme begriffen sei, aber selbst den Standpunkt vor acht Jahren angenommen, werden 22.881 Inhaber von Versicherungspolicen und also eine noch viel größere Zahl solcher, denen die Versicherungen zu Gute kommen sollten, in den Sturz der Gesellschaft verwickelt. Die „Albert" nahm in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Reihe von Gesellschaften theils nach dem System des 'Transfer of Business', theils nach dem der „Amalgamirung" auf, und hat dafür nicht allein bedeutende Entschädigungen an Beamte und Vertreter zahlen müssen, sondern es war auch für Fachmänner ersichtlich, daß bei der Uebernahme der Versicherten nicht die rechnungsmäßig richtigen Reserven übergeben worden sind.

Am 22. April 1861 ist die „Albert" für Preußen concessionirt worden und Ende des Jahres hatte sie bereits in Preußen ein Versicherungscapital von 3.416.309 Thaler mit einer jährlichen Prämieneinnahme von 132.137 Thaler aufzuweisen. Dieses bedeutende Geschäft war keineswegs das Resultat einer dreivierteljährigen, sondern das einer mehrjährigen Thätigkeit, denn die Anstalt hatte bereits einige Jahre vor der Concessionirung einen geheimen Geschäftsbetrieb unterhalten. Andererseits wäre dieses Vertrauen doch nicht sobald errungen worden, hätte es nicht verlautet, daß die Gesellschaft nach §. 5 der Concession gehalten war, eine Caution von 50.000 Thlr. zu stellen. Leider aber ist ihr diese Summe bereits ein Jahr später zurückerstattet, wahrscheinlich, weil dem Principe und den Statuten gemäß die Actionäre anlimited, daß heißt nicht nur mit dem gezeichneten Actiencapital sondern mit ihrem ganzen Vermögen haften, und weil nach dem Gesetz von 1862: „The Company Act" jede englische Gesellschaft, sobald sie die Haftbarkeit ihrer Actionäre beschränken will, dies ausdrücklich in den Statuten bemerken, und zudem ihrer Firma das Wort limited beifügen muß, beides aber von der „Albert" nie geschehen war. Allein, was man im Princip nicht thun wollte, das ist in anderer Weise geschehen, indem in einer Anzahl von Policen eine Klausel enthalten ist, welche dem Versicherten gegenüber die Haftbarkeit der Actionäre ausdrücklich beschränkt.

Die „Albert" hatte in Preußen Ende 1862 eine Versicherungssumme

Digitized by Google

von 4,195,914 Thaler in 1403 Policen mit einer jährlichen Prämieneinnahme von 150,085 Thaler und besaß am Schlusse des Jahres 1861 bei einer laufenden Versicherungssumme von 48,332,833 Thaler durch ihre unverantwortlich leichtsinnige Verwaltung nur eine Reserve von 973,573 Thaler. Jene Gesellschaft hatte Ende 1861 ein Alter von über 22 Jahren und man kann hiernach wohl annähernd sich über die Geringfügigkeit des Reservecapitals ein Bild machen. Die Gothaische Bank hatte nach 24jährigem Bestehen bei einer Versicherungssumme von 28,078,400 Thaler eine Prämien-Reserve von 5,603,093 Thaler; nach diesem Maßstabe hätte die „Albert" auf die oben angegebene Versicherungssumme eine Prämienreserve von 9,662,116 Thaler haben müssen, es fehlten ihr also baare 8,688,543 Thaler, oder vielmehr das Deficit ist so überwiegend, daß man sagen darf: sie hatte so gut wie gar keine Reserve. Eine Bilanz ist aber nur dann als solide und redlich zu betrachten, wenn die Activa die Passiva decken, im gegebenen Falle also, wenn bei der Liquidation der Gesellschaft die Uebernahme aller aus den laufenden Versicherungen resultirenden Verbindlichkeiten gegen Uebertragung der Prämienreserve zu bewirken ist. Fragt man nun, welche Verwendung jene in einzelnen Fällen wahrhaft colossalen Summen, die an Reserve vorhanden sein sollten, etwa gefunden haben, so können dieselben nur entweder als fictive Gewinnste an die Versicherten, Actionäre und Verwalter vertheilt oder zur Bestreitung eines übertriebenen Verwaltungsaufwandes vergeudet worden sein. Letztere Verwendung kann man als die vorherrschende betrachten.

Die Albert-Affaire hat trotz all' ihres Jammers wenigstens das Gute für sich, daß sie dem Wesen der Lebensversicherung die öffentliche Aufmerksamkeit in einer Weise zugewendet, wie sie sich derselben vielleicht seit ihrem Bestehen nicht zu erfreuen hatte. Lebensversicherung ist jetzt ein stehender Artikel in der Presse und wird es zweifelsohne bleiben, auch wenn die Albert-Krisis schon zu den vergessenen Dingen gehören wird, denn man sieht die hohe Wichtigkeit solcher Geschäfte, denen das ganze Wohl und Wehe so vieler Menschen anvertraut ist, allenthalben ein.

Eine größere Sicherheit erblickt man auch immer allgemeiner darin, daß der Staat eine strengere Oberaufsicht führe; die geringste Forderung wäre eine den Lebensversicherungsgesellschaften aufzuerlegende Verpflichtung, jährlich einen eingehenden, von den Behörden zu controlirenden Bericht mit genauer Berechnung der Prämien-Reserve, über den Stand des Unternehmens zu veröffentlichen. Eine gewisse Garantie wäre vielleicht auch darin zu finden, daß die ausländischen Gesellschaften einen Theil ihres Actiencapitals in Staatspapieren, je nach der Höhe der aufgenommenen Versicherungen,

Digitized by Google

bei der Bank deponirten. Schon im Jahre 1853 erklärte das englische Unterhaus:

„Ohne im Allgemeinen die Richtigkeit des Grundsatzes der Nichteinmischung der Staatsbehörden in gewerbliche Dinge in Abrede zu stellen, ist zu constatiren, daß das Lebensversicherungswesen von gewöhnlichen Handelsgeschäften durchaus verschieden ist und daß eine Einmischung der Behörde, bezweckend den Schutz und die Aufklärung des Publicums nicht blos als gerechtfertigt, sondern sogar entschieden als eine Pflicht der Regierung erscheint."

Welcher colossalen Ausdehnung die Lebensversicherung noch fähig ist, zeigt der nachstehende Vergleich der verschiedenen Länder, welche die neuere Statistik uns brachte.

	Zahl der Anstalten	Versichertes Capital in Franken	Bevölkerung in Millionen	Capital p. Kopf Franken
Großbritannien . .	170	11.250,000,000	30	375,00
Nordamerika . . .	55	6,750,000,000	32	210,93
Frankreich	16	1,556,250,000	38	40,95
Deutschland, Oestreich und Schweiz . .	34	1,312,500 000	50	26,25
Uebriges Europa . .	25	750,000,000	172	4,35
Uebrige Länder . .	30	937,500 000	1028	0,90
Ganze Erde . . .	330	22,556,250,000	1350	16,72

Briefe vom preußischen Landtag.

I.

Das confessionelle Princip in dem Entwurfe des Unterrichtsgesetzes.

Berlin, Mitte November.

Die von den Nationalliberalen in Betreff des Unterrichtsgesetzentwurfes gewünschte Vorberathung im Plenum ist abgelehnt worden. Der durch Opportunitätsgründe unterstützte Antrag des Präsidenten von Forkenbeck hat die Genehmigung des Hauses gefunden, und der Entwurf wird zunächst von einer Commission von 35 Mitgliedern berathen werden. Auf sein schließliches Schicksal kann diese Aenderung zwar keinen Einfluß haben, zu bedauern bleibt sie trotzdem. Der liberalen Partei ist dadurch vorläufig wenigstens

die Gelegenheit entzogen, ihre Principien noch einmal in voller Klarheit vor dem Lande auszusprechen und damit zugleich der Commissionsarbeit eine bestimmtere Directive zu geben. Zwar wird sich im Verlauf der Session noch mehr wie ein Anlaß finden, dem Cultusminister gegenüberzutreten. Hat doch der Abgeordnete Ziegler schon in der Sitzung vom 19. Herrn von Mühler ein Verdammungsurtheil entgegengeschleudert, wie es stärker im parlamentarischen Leben wohl nie gehört worden ist. Aber was helfen Proteste und Erklärungen, was hilft selbst ein aus der Tiefe patriotischer Entrüstung hervordringender Wehruf, auch wenn er einen noch so einstimmigen Widerhall findet? Der Minister setzt sich mit einem Achselzucken darüber hinweg und die Dinge bleiben beim Alten. Also, wird man sagen, würde auch die Vorberathung im Plenum nichts genutzt, würde auch sie höchstens eine vorübergehende „moralische" Wirkung gehabt haben. Wir glauben nicht, daß dieser Einwand das Richtige trifft. Ein thatsächlicher Erfolg gewiß, er würde auch durch die Vorberathung im Hause nicht bewirkt sein. Aber es ist doch ein erheblicher Unterschied zwischen vereinzelten Angriffen, gelegentlichen Invectiven und zwischen einer Debatte, welche auf der Grundlage eines zusammenhängenden Entwurfes fußend, auch eine mehr oder weniger zusammenhängende Kritik ermöglicht und ein concretes Bild von der Stellung der Parteien geliefert hätte. Dem Lande wäre dadurch nicht nur klar geworden, was es von dem Cultusminister zu fürchten, sondern auch, was es von seinen Vertretern zu erwarten hat, welche positiven Ziele denselben vorschweben und was sie an die Stelle des Entwurfs zu setzen gesonnen sind. Diese werthvolle Aufklärung ist abgeschnitten, die ganze Frage ist vorläufig vertagt worden; sie hat der Concurrenz der Kreisordnung und der Finanzfrage weichen müssen.

Vielleicht ist diese der Unterrichtsfrage aufgenöthigte parlamentarische Pause geeignet, um den Entwurf, um den es sich dabei handelt, nicht im Ganzen zu beleuchten, aber doch über die wichtigste, nämlich die confessionelle Seite desselben wenigstens einige Andeutungen zu geben. Schon die bei der Ueberreichung von dem Minister gehaltene Rede konnte über die allgemeine Richtung, welche der Entwurf in dieser Beziehung verfolgt, keinen Zweifel lassen. Eine nähere Betrachtung des letzteren und der ihm beigegebenen Motive aber zeigt, daß derselbe in der That das Aeußerste leistet, was die strengste Confessionalität zu fordern wagen würde, daß er nur eine consequente Durchführung derjenigen Principien enthält, deren Beseitigung von der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung für nothwendig gehalten wird.

Am schroffsten sind diese Principien bei der Organisation der öffentlichen Volksschulen zur Geltung gebracht. Die Motive nehmen die sehr vage Bestimmung des Art. 24 der Verfassungsurkunde, daß bei der Einrichtung der-

Digitized by Google

selben die confessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen sind, zum Ausgangspunkt, und suchen für die Anwendung dieses Grundsatzes dadurch eine weitere Grundlage zu gewinnen, daß der in demselben Artikel gebrauchte und offenbar in weiterem Sinne verstandene Ausdruck „Religionsgesellschaften" durch eine völlig willkürliche, auf Artikel 14 und 15 gestützte Interpretation von vornherein auf die evangelische und die römisch-katholische Kirche eingeschränkt wird. Es wird demgemäß mit Beiseitesetzung anderer Confessionsunterschiede — von den jüdischen Schulen sprechen wir später — in dem Entwurf der Begriff der Kirche in einer Weise eingeführt, daß darunter immer aut—aut die katholische oder die evangelische Confession verstanden und auch da, wo von der christlichen Religion im Allgemeinen gesprochen wird, immer die eine oder die andere Form derselben als maßgebend vorausgesetzt ist.

Die nächste Consequenz dieser Auffassung ist, daß der Entwurf principiell nur eine confessionelle Volksschule kennt, in der alle Lehrer der Confession der Schule angehören. Der §. 24 nimmt zwar auf bestehende Simultanschulen Rücksicht. In dem vorhergehenden §. aber wird den Schulen, welche einen confessionellen Charakter haben, derselbe ausdrücklich gewahrt und die Bestimmung hinzugefügt, daß neu errichtete öffentliche Gemeindeschulen der Confession folgen, welcher die Mehrheit der ihnen zugewiesenen Kinder angehört, d. h. es wird für die Zukunft das ausschließliche Princip der Confessionsschule aufgestellt. Wenn dagegen die schon im Landrecht ausgesprochene Bestimmung, daß Kinder wegen Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses nicht von der öffentlichen Volksschule ausgeschlossen, auch zur Theilnahme an dem Religionsunterricht eines von dem ihrigen verschiedenen Bekenntnisses nicht gezwungen werden können, wenn diese Bestimmung auch in dem vorliegenden Entwurfe Platz gefunden hat, so wird man darin nicht sowohl, wie die Motive zu verstehen geben, eine besondere Mäßigung des confessionellen Princips, als eine selbstverständliche Folge des obligatorischen Schulunterrichts erblicken, dessen Forderung im entgegengesetzten Falle nicht aufrecht zu erhalten wäre. Verrathen doch die in §. 25 für die confessionelle Minorität aufgestellten Normen die entschiedene Tendenz, die Absonderung so viel als möglich zu begünstigen und ihr eine möglichst frühe Grenze zu bestimmen.

Ist so einerseits die confessionelle Sonderung der Volksschulen in strictester Weise als Regel ausgesprochen, so ist ein nicht minder bedeutsamer Punkt die Organisation der staatlichen Aufsicht, die sich unter sorgfältiger Innehaltung jener Sonderung auf allen Stufen der kirchlichen Organe bedient und durch diese Substitution ihre eigenen Rechte thatsächlich zum guten Theil an die Kirche abgibt. Zur Rechtfertigung dieses Verfahrens berufen

Digitized by Google

sich die Motive auf die Verfassungsurkunde, welche dem Staate das Aufsichtsrecht, den Religionsgemeinschaften die Leitung des religiösen Unterrichts und den Gemeinden die Leitung der äußeren Angelegenheiten der Volksschule zuerkennt. Die Betheiligung dieser drei Factoren, heißt es, ist als das durch die Verfassung an die Hand gegebene leitende Princip anzusehen. Die Befugnisse derselben können aber nicht in der unvermittelten Weise, in der sie die Verfassungsurkunde neben einander stellt, geübt werden. Dadurch würde vor Allem zwischen dem Staat und der Kirche ein Dualismus statuirt werden, der einer inneren Zerreißung der Schule gleichkäme. Es muß daher eine höhere Vermittelung gesucht und „die Einheit der Schule in ihren Beziehungen zu Staat und Kirche unbedingt und in allen Consequenzen" festgehalten werden. Man erkennt zunächst, daß die oben erwähnte Interpretation des Begriffs „Religionsgesellschaften" auch hier maßgebend gewesen ist und daß ebensowohl hierdurch wie durch die angestrebte „höhere Vermittelung" der Entwurf sich von dem Boden der Verfassung entfernt, daß er der wirklichen unverfälschten Meinung derselben schnurstracks zuwiderläuft. In welcher Art jene Vermittelung erreicht wird, haben wir bereits angedeutet. Das Wesentliche derselben besteht darin, daß in der Gemeinde der Ortspfarrer als Schulpfleger den gesammten Unterricht der Schule beaufsichtigt und von dem Zustand desselben den Schulvorstand, dessen Mitglied er ist, in Kenntniß erhält, im Kreise aber und in den Städten zur Ausübung dieser Aufsicht ein oder mehrere Schulinspectoren ernannt werden, welche zugleich Mitglieder der Schulcommission (respective des als Schulcommission fungirenden Kreisausschusses) sind und mit Ausnahme des Falles, daß sich kein dazu williger oder geeigneter Pfarrer findet, aus der Zahl der Geistlichen gewählt werden. Indem es somit die Pfarrer sind, welche der Staat ausschließlich mit der inneren Controle der Volksschule in der Gemeinde und im Kreise beauftragt, adoptirt er im Princip schon ein in seinem Namen geübtes Aufsichtsrecht der Kirche über die Schule. Er vindicirt aber neben der indirecten Einwirkung, welche der Kirche damit eingeräumt ist, den kirchlichen Behörden außerdem einen unmittelbaren Einfluß auf den Religionsunterricht, indem in Bezug hierauf die mit der allgemeinen Aufsicht über die Schule betrauten Geistlichen den Anordnungen der kirchlichen Behörden unterstellt und diese auch bei der Festsetzung eines Grundlehrplans für die öffentliche Volksschule zu Rathe gezogen werden. Wenn wir daher alle Bestimmungen, welche in diesen Zusammenhang eingreifen, zusammenfassen und dabei dasjenige, was nur auf formellem Schein beruht, abstreifen, so ergeben sich als die wesentlichen Elemente des Entwurfs nach dieser Seite hin: eine confessionelle Volksschule, eine allgemeine Beaufsichtigung derselben durch die Geistlichkeit, eine specielle Leitung des Religionsunterrichts durch die kirchlichen Behörden.

Es versteht sich von selbst, daß nämliche Grundsätze, welche für das Volksschulwesen aufgestellt sind, auch auf die Lehrerbildung angewandt werden und daß „auch in den Seminarien die confessionellen Verhältnisse ihre angemessene Berücksichtigung finden", während „eine irrthümliche Gestaltung derselben zu Werkstätten allgemeiner Bildung" ausgeschlossen bleibt. Auch bei den höheren Schulen wird der confessionelle Charakter vorausgesetzt, bei der Bestimmung des Lehrplans und der Lehrbücher für den Religionsunterricht und bei der Anstellung besonderer Religionslehrer die Anhörung der kirchlichen Behörden angeordnet. Der Simultanschule geschieht hier gar keine Erwähnung und die Zulassung von Lehrern, welche nicht einer der anerkannten christlichen Religionsparteien angehören, wird nur für solche Unterrichtsgegenstände gestattet, „auf deren Behandlung das religiöse Bekenntniß nicht einen maßgebenden Einfluß hat". In einer von dem organischen Zusammenhange des übrigen Entwurfs ganz losgelösten Gestalt erscheinen die jüdischen Schulen, welche in einem besonderen Abschnitt hinter dem Privatunterricht abgehandelt und schon dadurch als eine exceptionelle Einrichtung charakterisirt werden. Für die Kinder jüdischer Einwohner, heißt es, sind auf deren Antrag nach Maßgabe des Bedürfnisses öffentliche Volksschulen zu errichten. Höhere jüdische Schulen, deren Bestand genügend gesichert ist, können als öffentliche anerkannt werden. In beiden Fällen ist also die Genehmigung zu der Errichtung von der Willkür der Behörden abhängig gemacht. Die Motive drücken sich in dieser Beziehung sehr vorsichtig aus und wir werden schwerlich irren, wenn wir annehmen, daß an maßgebender Stelle über diesen Punkt ein gewisses Schwanken der Anschauungen waltet. Man hat eine entschiedene Abneigung dagegen, dem Judenthum neben den christlichen Bekenntnissen eine gleichberechtigte confessionelle Stellung einzuräumen? Andererseits erscheint eine bedingte Zulassung dieses Princips doch als ein zwar unwillkommenes, aber unter Umständen gebotenes Schutzmittel gegen das schlimmere Uebel der „Confessionslosigkeit". Es ist demgemäß auch in dem Entwurf nach beiden Seiten hin eine gewisse Vagheit der Ansicht zu erkennen, bei der jedoch das Bestreben vorwiegt, die Frage von dem allgemeinen Zusammenhange des Ganzen soviel wie möglich zu isoliren.

Was schließlich die Universitäten anlangt, so ist zunächst die Definition beachtenswerth, welche die Aufgabe derselben neben der Förderung der Wissenschaft in die „wissenschaftliche Ausbildung künftiger Diener des Staats und der Kirche" setzt. Von ganz besonderer Tragweite aber ist die Anordnung des §. 158, wonach in den theologischen Facultäten kein Professor angestellt werden soll, „gegen dessen Lehre oder Bekenntniß die berufene kirchliche Behörde auf vorher zu bewirkende Anfrage Einspruch erhebt!" Für die katholisch-theologischen Facultäten bleiben überdies, wie die Motive hinzufügen,

Digitized by Google

die weitergehenden Befugnisse der Bischöfe in Kraft. Im Uebrigen bemerken sie, daß jene Bestimmung der bisherigen Praxis entspreche und ihre innere Berechtigung in dem Beruf der theologischen Facultäten „zur wissenschaftlichen Ausbildung der künftigen Diener der Kirche" zu suchen sei.

Wir wissen nicht, wie weit in Wirklichkeit eine ausdrückliche Befragung der kirchlichen Behörden, die hier zum Gesetz erhoben wird, bisher auch bei den evangelischen Facultäten stattgefunden und als Regel bestanden hat. Daß seit der Zeit des Raumer'schen Ministeriums die Lehrstühle ausschließlich mit orthodoxen Theologen besetzt und nach Möglichkeit alle Bekenner einer freieren theologischen Richtung zurückgedrängt sind, ist leider eine offenkundige Thatsache. Daß überhaupt das Meiste von dem, was in den vorliegenden Entwurf aufgenommen ist, „der bisherigen Praxis" entspricht, dürfte kaum einem Zweifel unterliegen. Diese Thatsache allein aber reicht schon hin, um das Gesammturtheil über den Werth und den Charakter des Entwurfs, soweit er den kirchlichen Verhältnissen Rechnung trägt, zu bestimmen. Derselbe stellt sich eben lediglich als ein Versuch dar, denjenigen Maximen, welche bisher von der Verwaltung gehandhabt worden sind, die gesetzliche Sanction zu ertheilen. Gneist hat in evidenter Weise gezeigt, daß diese pseudorechtliche Verwaltungspraxis im Widerspruch steht mit dem Landrecht, daß sie jeder gesetzlichen Basis entbehrt. Der Entwurf will die fehlenden rechtlichen Grundlagen schaffen, er gibt sich die Miene, dabei die Principien der Verfassung zur Ausführung zu bringen und er muthet der Landesvertretung zu, ihm bei diesem Werke behilflich zu sein.

Es ist glücklicherweise nicht zu fürchten, daß die verlangte Mitwirkung gewährt wird. Die Majorität der Kammer hat die Macht und den Willen, uns vor einer Gesetzgebung zu schützen, die auf religiösem Gebiete uns ähnliche Bundesgenossen zuführen würde, wie auf politischem der Particularismus des Herrn von Lippe. Ihre Aufgabe kann nur darin bestehen, dem von der Regierung vorgelegten Entwurf einen anderen gegenüber zu stellen und einer hoffentlich nicht fernen Zukunft tüchtige und brauchbare Bausteine zu liefern. Inzwischen wird man nicht anstehen, einen bedeutungsvollen Zufall darin zu erkennen, daß Herr von Mühler eine Codification der confessionellen Grundsätze auf dem Boden des preußischen Schulwesens in dem Augenblicke unternimmt, in dem der Ultramontanismus seine letzten Kräfte zusammenrafft, um die Macht des Lichtes und der Wissenschaft, um die Grundlagen des modernen Culturlebens zu vernichten.

E.

Digitized by Google

Literatur.

Sicilien, Schilderungen aus Gegenwart und Vergangenheit von G. F. von Hoffweiler. Mit 36 Originalzeichnungen von Alfred Metzener, in Holzschnitt ausgeführt bei R. Brend'amour u. Comp. in Düsseldorf. Leipzig. Verlag von Alphons Dürr. 1870.

Seit Umgestaltung der politischen Zustände auf der Apenninenhalbinsel, die gleichbedeutend ist mit Einführung derselben in die moderne Cultur, hat auch Sicilien, das wie eine verwunschene Prinzessin der Sage dem gebildeten Mitteleuropa fast unnahbar war, gewissermaßen die Augen aufgeschlagen und blickt den begehrlichen Touristen einladend an. Denn ist auch durch die neuesten und hoffentlich endgiltig erfolgreichen Belebungsversuche erst recht fühlbar geworden, wie viel diesem Lande noch fehlt, wie sehr es zur Zeit beinahe auf allen Gebieten der Cultur aus Brachfeldern besteht, man hat doch wenigstens den Muth dazu wiedergefunden, es zum Gegenstande systematischer Arbeit zu machen. Und das ist kein Wahn mehr, seit der Schienenweg am Saume der Insel sich ausdehnt und seine Polypenarme weiter und weiter ins Innere streckt, seit die Städteverwaltungen auf modernen Principien sich umzugestalten beginnen, und vor Allem: seitdem Bädeker's rother Talisman dem Deutschen in jenem wildfremden Natur- und Volkswesen die persönliche Sicherheit des intelligenten Menschen verleiht.

Ein ähnlicher Culturapostel, aber im schönsten Festgewande, und zugleich ein anmuthiger, lehrreich fabulirender Cicerone und malerischer Erzähler ist das Prachtwerk, dessen wir heute zu gedenken haben. — Ein ausreichendes, Lern- und Geschmacksbedürfniß in Einer Gestalt befriedigendes Buch über die von Segen und Fluch so vielfach heimgesuchte Insel, dieses erratische Stück Orient am Saume der mittelländischen Welt, ist eine ungemein schwierige Aufgabe. Das Unternehmen wird nur durch die bestrickende Schönheit des Locals und durch den Glauben an die Zukunft eines begabten, aber arg verkommenen Volksstammes angenehm gemacht; an sich ist es überaus mühselig und muß noch unendlich viele Vorbedingungen abwarten, ehe es den rechten abschließenden Erfolg haben kann. Aber lockend ist es doch, vor die schweigenden Züge dieser Sphinx zu treten, um ihre Räthsel zu lösen, und es ist auch lohnend: das beweist die vorliegende schöne Arbeit. In erwünschtestem Maße vereinigen sich die manigfaltigen Kenntnisse, die vielseitige Empfänglichkeit, der Sinn für Gegenwärtiges und Vergangenes in dem Verfasser dieser Schilderung von Land und Leuten Siciliens, (dessen Namen wir für Pseudonym zu halten ersucht sind), und wo seine gewandte Feder aufhören muß, sich selber zu genügen, da stellt sich der Genosse ein, um als überzeugenderer Dolmetscher die Dinge selbst vor Augen zu führen. In der Form eines ausgearbeiteten Touristentagebuchs, das an allen wichtigen Punkten reiche, von feinem Verständniß zeugende Excurse einwebt ohne zu ermüden oder zu zerstreuen, wird der Leser in die Welt von Erscheinungen, in die Freuden und Leiden, die monumental gewordenen Erinnerungen, in die täglichen wie in die ungewöhnlichen Begebenheiten eingeführt, welche das Leben und die Geschichte des wundersamen Eilandes formen. Je nach dem Stoffe ernst und heiter, skizzirend oder tief eingehend weiß der Schilderer immer das Charakteristische ins Licht zu setzen und trotz der Fülle der Eindrücke ein-

Digitized by Google

fach und anmuthvoll zu bleiben. Sind ihm für viele Züge werthvolle Arbeiten nützlich gewesen — wir nennen nur Hartwig's treffliche Studien — so ist doch allenthalben selbständige Production geboten. In der Behandlung der historischen und besonders der archäologischen Gegenstände offenbart sich nicht blos Feinsinn, sondern auch eine wissenschaftliche Selbständigkeit und Sicherheit, welche auf das Specialfach des Autors schließen lassen, und um so wohlthuender berühren, da sie mit seltenem Geschmack und großer Frische des Tons gepaart sind.

Ebenbürtig diesen Vorzügen des Schriftstellers reihen sich die Bilder ein, welche Herr A. Metzener, der dem Beschreiber überall gefolgt ist, dazu bietet. Mit dem Takte des geschulten Malers erfaßt er die Natur des herrlichen Landes stets in ihrer eigenthümlichen Bildlichkeit. Er begnügt sich meist mit Veduten, aber seine Landschaftsporträts haben dasselbe vor der Natur voraus, wodurch ein künstlerisches Bildniß gegen das Original im Vortheil stehen soll: treu in allem Wesentlichen bewahrt seine Wiedergabe die Freiheit im Gebiete des Zufälligen, und er weiß die Natur immer in ihrem eigenen Sinne zu erläutern. Ganz besonders gelungen sind namentlich diejenigen Landschaftspartien, bei denen das Terrain in seiner nackten Gestaltung vorwiegt. Hier — z. B. in den Zeichnungen des Theaters von Taormina, in den Berggründen von Segeste, den Rosalienklippen und ähnlichen dem practischen Auge sterilen, dem Künstlerblick aber rhythmisch-poetischen Motiven zeigt er eine höchst achtenswerthe Kraft, und da Sicilien gerade an derartigen Phänomenen ganz besonders reich ist, muß die Wahl des Künstlers als eine sehr glückliche bezeichnet werden. Wenn auch die Individualisirung der Vegetation hin und wieder noch schärfer hätte ausfallen können, so ist nicht zu vergessen, daß in dieser Beziehung der Holzschnitt eine Grenze setzte. Aber auch der Vervielfältigungsweise gebührt alles Lob. Sie bewährt aufs neue den Ruf des Brand'amour'schen Ateliers in Düsseldorf und bringt durchaus solide künstlerische Wirkung hervor, gleichweit von saloppen Verflachung wie von übertriebener Finesse entfernt. — So stellt sich das Ganze in der That als eine kostbare Bereicherung der illustrativen Literatur dar. Der beschreibende wie der malerische Theil sind durchweg ihrer selbst wegen interessant und wichtig; es ist nicht eins blos um des andern willen da, was sonst so häufig auffällt, und das dritte Element, was diesem schönen Vereine die Honneurs beim Publicum macht, die typographische Ausstattung, ist so edel und elegant, wie man es von dieser Verlagshandlung erwarten darf.

Goethe's Hermann und Dorothea, mit 19 Holzschnitten nach Vautier. Braunschweig. Fr. Vieweg u. Sohn. 1869.

Dasselbe mit 12 Holzschn. nach Ludwig Richter. Leipzig. Georg Wigand. 1870.

Seit des allerdurchlauchtigsten deutschen Bundes Privilegien-Bann von Goethe's Werken gefallen ist, regt sich allenthalben neben der kritischen Arbeit die Lust zu geschmackvollen Publicationen einzelner Werke des Dichtermeisters, und die illustrirende Kunst wird mit der wachsenden Aufforderung auch immer mehr Kraft gewinnen, dieser anziehenden Aufgabe zu genügen. Daß Hermann und Dorothea, die populärste Dichtung Goethe's, auch unter den ersten sein werde, welche unserem Volke auf diese Weise neu zugeführt wurden, ließ sich voraussehen. In den beiden obengenannten Ausgaben nun bieten sich Leistungen von sehr verschiedenem Geiste. Vautier, der gefeierte Genremaler, hatte vor einigen Jahren durch seine Illustrationen zum Oberhof (aus Immermann's Münchhausen) sehr achtbare Proben seiner Fähigkeit gegeben, sich in die Stimmung volksthümlicher Erzählungen zu versetzen und aus ihr heraus wirklich sprechende und überzeugende Typen hinzustellen, deren jene Holzschnitte in Fülle bieten. Die Gestalten Immermann's kamen, wie der Vergleich mit den Zeichnungen zu Hermann und Dorothea zeigt, dem Genre Vautier's mehr entgegen, als dieses

Digitized by Google

ihnen sich angenähert hätte; denn dem Goethe'schen Idyll gegenüber nehmen wir dieselbe bildliche Sprache wahr, wie bei den Oberhof-Illustrationen, und sie paßt nur äußerst selten zum Gegenstande. Seine Bürger und Bauern sind ihrer ganzen Physiognomie nach hier ebenfalls Westphälinger wie dort, und wo er den Anlauf nimmt, die feinere Race des südlicheren Gaues zu charakterisiren, fällt er ins modern Anmuthige, fast Salonhafte, sodaß sich ein greller Abstand der Bildung in den verschiedenen Gruppen merklich macht. Ueberdies bleiben die meisten auf einer unerfreulichen Mitte zwischen Detailausführung und Skizze stehen, abgesehen von anderen, die geradezu etwas Meskines haben, wie z. B. der Zug der Auswanderer oder Hermann und Dorothea am Brunnen. Wenn daneben glückliche Erfindungen, wie das Gespräch des Pfarrers und Apothekers mit dem Schulzen, begegnen, so bilden sie nur umso üblere Folie für die übrigen. Durchgehends vermißt man aber eine dem Gedicht adäquate Haltung des Vortrags. — Das ist es, was Ludwig Richter's Illustrationen so ungemein anziehend und werthvoll macht, und wir loben es, daß die Verlagshandlung von G. Wigand gerade jetzt wieder an dieselben erinnert hat. Richter's bekannte Zeichnungen nehmen sich, mit dem anspruchsvolleren Format der Bautier'schen verglichen, fast nur wie Randzeichnungen aus und wollen auch nicht viel mehr sein, aber sie reden den Dialekt des Idylls und entsprechen in ihrer Compositionsweise der poetischen Sprache. So wenig wir Richter's Illustrationen für die letzten halten, welche überhaupt dem Gedichte würdig beizukommen vermögen, so gewiß ist, daß sich jeder künftige Künstler an ihnen orientiren muß, um Dauerndes und ächt Volksthümliches zu leisten. —

Thorwaldsen's Alexanderzug. Nach Zeichnungen von F. Overbeck in Kupfer gestochen von S. Amsler. Neue Ausgabe. Herausgegeben von Dr. Hermann Lücke. Leipzig, Alphons Dürr 1870.

Ihrem wiederholt anerkannten Verdienste, deplacirte und geschäftlich falsch angefaßte Unternehmungen von künstlerischem Werth verständniß- und geschmackvoll und, was wesentlich ist, zu Gunsten des kaufenden Publicums zu erneuern, fügt die Verlagshandlung von A. Dürr in diesem Werke ein höchst dankenswerthes neues hinzu. Selten haben sich schönere Kräfte vereinigt, als bei der Publication des Alexanderzuges von Thorwaldsen. Dieses Meisterwerk der Reliefkunst wurde bekanntlich vor länger als 40 Jahren von dem jüngst verstorbenen Overbeck in Rom auf die vollendetste Weise gezeichnet, um durch Amslers feinen Grabstichel vervielfältigt zu werden. Es entstand dadurch eine wahrhaft classische Wiedergabe, und dennoch war sie in unseren Tagen so gut wie unbekannt geworden. Hier und dort begegnete man einem Exemplar in Auctionen, aber ein reges Angebot dieses ungetheilt bewunderten Kupferstich-Werkes hatte längst aufgehört. Die neue Verlagshandlung rettet dasselbe gradezu, indem sie es, und zwar auf gewohnte äußerst ansehnliche Art, wieder auf den Markt bringt. Die Platten, bisher nur zu einer ganz kleinen Auflage benutzt, haben ihre ganze Frische, und wie sie in ihrer Art Musterleistungen von künstlerischer Gewissenhaftigkeit sind, so wird auch die Kenntniß des Originals eben zur rechten Zeit wieder aufgefrischt. Denn es gibt schlechterdings keine plastische Arbeit, welche in solchem Grade lehrreich für den schaffenden Künstler wie für das genießende Publikum wäre, als dieser Marmorfries Thorwaldsens. In dem Herausgeber, Herrn Dr. H. Lücke, hat das Werk in seiner kunstgeschichtlich wie ästhetisch hervorragenden Bedeutung einen ausgezeichneten Interpreten gefunden. Er orientirt den Betrachter über die historischen Vorbedingungen, unter welchen Thorwaldsen schuf, gibt ein treffliches Bild seines Kunstcharakters und seiner Persönlichkeit, um sodann die Entstehung des Alexanderzuges und seine Einzelheiten zu erläutern. Steht dieser Festgesang in Marmor, von welchem das reichste Exemplar im Schlosse Christiansburg zur Vervielfältigung gewählt ist, seiner Behandlung nach ohne Frage an der Spitze aller ähnlicher Werke, so

Digitized by Google

datirt die Kunstgattung als solche von ihm einen neuen Aufschwung. Denn Thorwaldsen hat es verstanden, den griechischen Stil mit höchster Congenialität zu erfassen und zum freien Ausdrucksmittel der mannigfaltigsten Phantasiegestalten zu machen. Gleich der classischen Literatur in Deutschland, mit welcher er in innigster Verwandtschaft steht, ist sein Kunstideal das höchste Correctiv der modernen Geistesströmungen auf diesem Gebiete, von dem sich die Künstler auch der neuesten Tage nicht entfernen dürfen, ohne ihr bestes Ziel zu verlieren. — Die neue Ausgabe des Alexanderzuges muß sonach als hocherwünscht begrüßt werden. Sie bringt Künstlern und Laien ein ewiges Besitzthum wieder vor Augen und Seele, an dem sich der productive wie der genießende Geschmack läutern kann. Insbesondere möchten wir noch die Vorstände höherer Schulen auf das Werk aufmerksam machen. Zu dem Besten, was für ihre Zwecke gut genug ist, gehört diese Kunstleistung vor vielen andern, und sie bietet eine Fülle von Bildungsstoff nach den verschiednen Richtungen, welche mit den Disciplinen der Alterthumswissenschaft in Bezug stehen.

Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen. Briefe von W. Roßmann. Leipzig. F. W. Grunow. 1869.

Diese Berichte von einer italienischen Reise, welche der Verf. im Winter 1868 und Frühjahr 69 in Begleitung der Frau Herzogin und des Erbprinzen von Meiningen, seines Schülers, unternahm, sind den Lesern dieses Blattes nicht völlig unbekannt. Es hat die Freude gehabt, einen Theil derselben alsbald nach der Abfassung seinen Lesern spenden zu können, und so haben sich die nun zu einem stattlichen Büchlein herangewachsenen Briefe selbst aufs vortheilhafteste eingegrüßt. — Jede mit aufgewecktem Sinn und gebildetem Verständniß unternommene Reise nach Italien zeigt aufs neue, welche Fülle von Belehrung dieses völkerdurchfluthete Terrain auch dem Zeitalter der Eisenbahnen noch aufbewahrt hat. An den hier mitgetheilten Eindrücken erfreut nicht blos die Vorurtheilslosigkeit und der Geschmack der Schilderung, der Sinn für das Detail und das freie moderne Urtheil über längstvergangene wie über gegenwärtige Zustände, sie zeichnen sich noch ganz besonders durch den pädagogischen Takt aus, mit welchem der Leser für die mannigfaltigen Fragen und Probleme, die sich dem Wanderer in Italien allenthalben aufdrängen, mitbetheiligt wird. Er empfängt das befriedigende Gefühl, selbst zum richtigen Verständniß beizutragen umsomehr, da ihm Aufklärung stets in einer Weise geboten wird, die sich nicht lehrhaft aufdrängt, sondern durch die gesunde Frische der Auffassung und den Geschmack des Vortrags überzeugt. Selbst wer nicht mit allen Ansichten des Verfassers übereinstimmt, wird ihm doch mit Genuß zuhören; denn der behandelte Stoff hat seinen Darstellungen und Auseinandersetzungen eine einfache Grazie mitgetheilt, die überall wirken muß. —

Die Grenzboten beginnen am 1. Januar 1870 ihren **29. Jahrgang.** Die seitherigen wie die neu eintretenden Abonnenten ersuche ich, ihre Bestellungen auf den nächsten Jahrgang bis spätestens zum 15. Decbr. bei den betreffenden **Buchhandlungen** oder **Postämtern** anzumelden, damit die Zusendung rechtzeitig erfolgen kann.

Leipzig, im Decbr. 1869.

Fr. Ludw. Herbig.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by



XXVIII. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

№ 49.
Ausgegeben am 3. December 1869.

Inhalt:



Leipzig, 1869.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Meyers Konversations-Lexikon.

Zweite illustr. Auflage (beendet 1868), letzter Abdruck, 52. Tausend.
15 Leinwandbände, mit Atlas und Register. $37\frac{1}{2}$ Thlr.
☞ Auch in Umtausch gegen alte Aufl. v. Brockhaus, Pierer u. Meyer.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Deutsche Nationalliteratur.

Kritische Textrevisionen von Heinrich Kurz.

Goethe, 12 Bände. 9 Thlr.
Schiller, 6 Bände. $4\frac{1}{2}$ Thlr.
H. v. Kleist, 2 Bände. $1\frac{1}{6}$ Thlr.
Chamisso, 2 Bände. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Meyers grosser Hand-Atlas in 100 Karten.

Revidirte Ausgabe von 1869.

Complet in Mappe $12\frac{1}{2}$ Thlr. — Schön in halb Juchten gebunden 15 Thlr.

Ravensteins Specialkarte v. Deutschland.

Zweite Auflage von 1869.

13 Blätter in Umschlag 4 Thlr. — Aufgezogen, in Carton, 6 Thlr.

MEYERS REISEBÜCHER für Winter 1869|70.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Süd-Frankreich und seine Kurorte,

von **Gsell-Fels** und **Berlepsch**. Geb. 3 Thlr.

„Seine Beschreibung der südfranzösischen und Pyrenäenbäder wird nicht nur für die Reisenden und namentlich für die Kranken-Reisenden, sondern auch für die Aerzte von ganz besonderem Interesse sein, da sie in anschaulichster und anziehendster Weise die Localverhältnisse nach allen Richtungen hin erörtert etc. etc. Wir können daher das Erscheinen des Buches als ein höchst erfreuliches Ereigniss begrüssen." **Virchow.**

Paris,

von **Berlepsch**. Geb. 2 Thlr.

„Was uns als besonderer Vorzug dieses pariser Führers erscheint, das ist, dass er Fleisch und Leben hat und nicht, wie unsere gewohnten älteren Bücher, durch übertriebenen Schematismus den Eindruck eines kahlen Gerippes macht." **Leipziger Illustrirte Zeitung.**

London,

von **Ravenstein**. Geb. 2 Thlr.

„Den Verfasser befähigen ein langjähriger Aufenthalt und gründliche Orts- und Sachkenntniss zum Führer in der Weltstadt, wie wenig Andere." **Aktionär.**

Nord-Deutschland,

von **Berlepsch**. Geb. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

„Als Muster eines Reisehandbuchs zu betrachten, sowohl was die Bearbeitung des kolossalen Materials, als was die Ausstattung betrifft." **Kölner Telegraph.**

„Uebertrifft durch höchste Vollständigkeit, Sorgfalt der Redaction, sowie die wahrhaft glänzende künstlerische Ausstattung Alles, was die Reiseliteratur bisher geleistet hat." **Ostpreussische Zeitung.**

Der römische Hof zu Winckelmann's Zeit.

Als Winckelmann nach Rom kam, war er der italienischen Sprache so wenig mächtig, daß er nach Verlauf eines halben Jahres sagen konnte, er sei fast noch mit Niemand bekannt wegen seiner geringen Fertigkeit, zu reden; obwohl er nach der Anfangs auf wenige Jahre berechneten Dauer seines Aufenthalts nicht eben Zeit zu verlieren hatte. Der Antrieb, römische Bekanntschaften zu suchen, mochte schwächer sein, da er in dem Hause des Malers Raphael Mengs Alles fand, was sein Herz begehrte: Anleitung zum planmäßigen Studium römischer Kunstwerke, freigebige Mittheilungen aus dem reichsten Schatz technischer und ästhetischer Beobachtungen, endlich eine schöne Frau und eine liebenswürdige Familie, bei der er täglich willkommen war. Er wohnte in einem Künstlerhause auf Trinità de' Monti, dem Mengsschen gegenüber; ein paar Schritte von der Villa Medici, wo damals noch keine französische Academie war, wohl aber die Gruppe der Niobe, die Ariadne, der Apollino und der größte Theil des Antikenschatzes der Gallerie der Uffizien. Die Mediceer hatten im Jahre 1680 die Venus, den Schleifer, den Satyr, die Ringer in ihre Tribune entführt; seitdem hatte man die Villa, wie es das Loos der meisten römischen Villen ist, der Verwilderung überlassen; aber vor einigen Jahren hatte sie der toscanische Gesandte, Baron von St. Odile wieder zurecht machen lassen. Nun war sie das Ziel der Spaziergänge von Künstlern und Liebhabern, der Lieblingsort ihrer Meditationen und Schwärmereien.

Die Gemeinschaft beider Männer wurde bald so eng, daß sie den Plan machten, zusammen eine Schrift „über den Geschmack der griechischen Künstler" auszuarbeiten, und gewiß ist, daß aus dem, was damals zwischen ihnen verhandelt wurde, sowohl die Schrift des Mengs „über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei", wie die systematischen Abschnitte der „Geschichte der Kunst" hervorgegangen sind. Mengs wurde durch seinen geliebten Freund zur Präcisirung und zum Aussprechen seiner zahlreichen Reflexionen und Beobachtungen über die Principien und das Verfahren der großen Meister des Cinquecento und der griechischen Bildhauer angeregt; für Winckelmann

dagegen war es ohne Zweifel erwünscht und werthvoll, bei seinem Eintritt aus der Welt der Bücher in die Welt der Denkmäler zuerst auf künstlerische Ansichten gelenkt zu werden, denn bei den Italienern, unter deren Einfluß er in der Folge kam, gab es blos antiquarische Erklärung. Geben und empfangen waren dabei so gleich auf beiden Seiten, daß es schwer zu entscheiden ist, was in Beider Lehren ursprünglich und was angeeignet ist. Mengs nahm vielleicht platonisirende Gedanken über das Ideal von Winckelmann auf, und sicher die Idee von Stilperioden der alten Kunst; dieser seinerseits dachte sich in Mengs' Theorie der Schönheitslinie hinein; denn merkwürdiger Weise traf dieser idealistische Eklektiker in der Theorie ganz mit dem practischen Realisten Hogarth zusammen; und die Linearschönheit wurde fortan Winckelmann's leitender Gesichtspunkt für die Darstellung stilistischer Entwickelungen. Sie drückten dem Aufgenommenen dann ihr eigenes Gepräge auf; Mengs' Gedanken erhielten bei dem Freunde eine etwas schwärmerisch-supranaturalistische Färbung, Winckelmann's Ideen einen strengeren logischen Zusammenhang. Denn Mengs war ebenso ein philosophischer Maler wie Winckelmann ein künstlerischer Gelehrter. Mengs gebrauchte stets die abstraktesten Ausdrücke und entwickelte seine Beobachtungen in Schlußketten, die er den Meistern, welche er analysirte, zuversichtlich unterschob; Winckelmann sucht in selbständig gerundeten Sätzen mit Ausdrücken von sinnlichem Colorit und oft eigener Prägnanz der Sprache eine künstlerische Anschauung abzuringen.

Die leuchtenden Fixsterne, um welche sich damals ihre Betrachtungen bewegten, waren der Apoll, der Torso, der Laocoon. Jener damals vereinsamte Ort am höchsten Punkte des vaticanischen Palasts, den die Erinnerung an Bramante und Bonarroti umschwebt, der Hof des Belvedere, um den sich zwanzig Jahre später das größte Statuenmuseum der Welt crystallisirte, dies war der Ort, wo man Winckelmann am häufigsten sah, in anhaltendes Schauen versenkt, und dann ringend, den Eindruck in Worte zu verwandeln, dem Kunstwerk des Meißels wo möglich ein nicht ganz unwürdiges Kunstwerk der Sprache zur Seite zu stellen — oder zu Füßen zu legen.

Während er in diesen ersten Jahren die Anschauungen sammelte, von denen er später unter oft zerstreuenden Verhältnissen gelebt hat, während er die Grundlinien seiner Theorie entwarf, in den zauberischen verfallenen Gärten Rom's den empfangenen Eindrücken nachhing und fast in jedem Monat den Titel einer neuen Schrift oder wenigstens eines neuen Plans derselben ankündigte, lebte er, was die Gesellschaft betrifft, vergessen; er sagt, „er habe damals den Einfältigen und Stillen im Volke gespielt.“

Aber mit dem Anfang des Jahres 1757 ward er plötzlich aus der Künstler- und Fremdencolonie des Monte Pincio mitten in das Rom der Römer hineingeworfen. Im Anfang hatte er jedes Engagement abgewehrt;

denn er hatte die Unersetzlichkeit der Freiheit mit Schmerzen kennen gelernt, und lernte nun sie täglich mehr kennen. Als aber im Herbst 1756 der neapolitanische Courier die Nachricht vom Einfall der Preußen in Sachsen und dann vom Abzug des Dresdener Hofes nach Warschau brachte, glaubte er sicher die sparsame Unterstützung zu verlieren und trug dem Cardinal Archinto, dem ehemaligen Nuntius in Dresden, seine Dienste an. Es ist kein Zweifel, daß dabei weitgehende Berechnungen und Hoffnungen mitspielten. Der Cardinal war fast der einzige im heiligen Colleg, den der alte Papst achtete; er machte ihn zum Staatssecretär, und was wichtiger war, alle Welt glaubte, daß er bei dem zu erwartenden Conclave unter den soggetti papabili die erste Stelle einnehmen werde. Archinto, hocherfreut, ernannte Winckelmann zu seinem Bibliothekar und wies ihm ein weitläufiges Appartamento in der Cancellerie an. Denn da er als Minister beim Papste auf dem Quirinal wohnen mußte, so war der herrliche Saal über der Thür mit dem Balcon frei.

Die Cancellerie, dieser feine Bau Bramante's, liegt in einem Theile Rom's, der so reich ist an Erinnerungen der besten Zeiten neuerer Architectur. In der Nähe erhebt sich der Palast Farnese; ein Stück von dem berühmten Gesims, das Michelangelo componirt hatte, konnte man von den Fenstern der Cancellerie aus sehen. Das Hauptthor des Palasts sieht auf den Palast Massimi-alle-colonne; ein paar Schritte davon steht der Palast Spada mit Erinnerungen an eine Villa Rafael's; der Palast Vidoni ist nicht fern. Der ganze aus den Antoninischen Thermen gekommene Antikenschatz war damals noch nicht ins bourbonische Museum in Neapel geschleppt worden. In dem Bewohner des Palasts, dem neapolitanischen Gesandten, Duca di Cerisano, entdeckte Winckelmann „einen der größten Köpfe unter der Nation", und die Veranlassung ihrer Bekanntschaft war das schmeichelhafte Wort des Duca, „daß er Verlangen trage, Freundschaft mit mir zu machen." Im Erdgeschoß wohnte der brave Sicilianer Vasi mit seiner zahlreichen Familie, der Ursache seiner Rastlosigkeit im Aetzen römischer Prospecte, die nur durch die bestechenden Veduten Piranesi's, des Tintoretto römischer Ruinen, verdunkelt werden konnten. —

Das Jahr der Uebersiedelung in die Cancellerie war auch das Jahr der Einführung W's. in die römische Gelehrtenwelt. Erst dadurch wurde er in Rom heimisch; denn alle Herrlichkeit der Außenwelt, Natur und Alterthum, fesselt nicht dauernd, so lange man keine Wurzeln in der Gesellschaft gefaßt hat. Als er im Februar des folgenden Jahres nach Neapel kam, konnte ihm dort nicht mehr wohl werden; selbst „alle Herrlichkeit der Natur in jenen Gegenden" schien ihm „nichts gegen Rom." —

Die damaligen Zustände waren (soweit Rom von einem einzelnen Papste beeinflußt werden kann) das Resultat der langen Regierung Benedict des XIV.,

Digitized by Google

in dessen fünfzehntem Jahre Winckelmann in Rom angekommen war. Der Leibarzt Monsignore Laurenti, hatte ihm bald eine Audienz verschafft, die ihm gleich einiges Ansehen gab, obwohl die gnädigen Versicherungen des alten Herrn natürlich keine weitere Folge hatten. Prospero Lambertini war gewiß der gelehrteste Papst seit Hadrian von Utrecht (Bandini sagt: seit Innocenz dem III.), doch war er mehr Jurist als Theologe; er hat der Welt dreizehn Folianten hinterlassen; er selbst vindicirte sich nur einen „Sitz auf der letzten Bank der Canonisten.“ In Winckelmann's Urtheilen, welche häufig die Stimmung der römischen Gesellschaft wiedergeben, merkt man, daß er den Römern viel zu lange lebte. „Ganz Rom seufzt nach einem neuen Papst, dieser lebt allen Menschen, sonderlich den Cardinälen zu lange; aber seine Gleichgiltigkeit erhält ihn der Welt zum Trotz“. Er erwartet viel von einem Nachfolger, „der mehr Geschmack und Liebe zu den Alterthümern hätte, als dieser, der nichts thut, als über die ganze Welt lachen, und den Charakter eines Buffo auch in einem so hohen Alter nicht abgelegt hat.“

Sollte man glauben, daß Winckelmann so von einem Herrscher sprach, dessen Regierung eine der weisesten und wohlmeinendsten war, welche die Annalen des Papstthums aufgewiesen haben? Zehn Jahre vor seiner Erhebung hatte er an Bottari geschrieben: „Die Pflicht der Cardinäle, der beste Dienst, den ein Cardinal dem heiligen Stuhl bieten kann, ist, gelehrte und ehrliche Männer nach Rom zu ziehen. Der Papst hat keine Waffen und Armeen, er muß seine Autorität behaupten, indem er Rom zu einer Musterstadt macht.“ Er wollte „die Donnerkeile des Vatican reden lassen.“ Damals hüteten sich die Könige, etwas auszusprechen, vielmehr ins Werk zu setzen, was einen Papst hätte verdrießen können, welcher glaubte, die Kirche fahre am besten, wenn sie auf die Fürsten und ihre Wünsche Rücksicht nehme. Voltaire widmete ihm seine Tragödie „Mahomet“ und rühmte ihn in einem Briefe an den Cardinal Quirini als einen qui a éclairé le monde avant de le gouverner. —

Die Form, in welcher das intellectuelle Leben in Rom circulirte, war die gelehrte Conversation, „Officinen, wo die Talente sich vereinigen und zu gelehrten Erzeugnissen anregen.“ Des Papst's außerordentliche geistige Beweglichkeit, die sich auch in seinen Scherzen äußerte (in dem derben Stil und im Dialect Bologna's) bedurfte unter dem Druck der Geschäfte, deren Lästigkeit er lebhaft empfand, des Gegengewichts geistiger Anregung; er wollte wenigstens den Vortheil von seiner Machtstellung haben, daß er die Gelehrten Rom's um sich versammelte. Aber ein Papst kann nicht in Conversationen erscheinen, er darf höchstens ihre festlichen Adunanzen mit seiner Gegenwart beehren. Benedict XIV. war nicht sobald gekrönt, als er seinen Willen ankündigte, eine Gruppe von Academien entstehen zu sehen, ähnlich wie der

Digitized by Google

König von Frankreich seine hatte, nur im römisch-päpstlichen Stil. Voran stand natürlich die Academie der Geschichte der Päpste, die in die Kirche der Oratorier verlegt ward, wo Baronius seine Annalen geschrieben hatte; diese sollte ihr Secretär, Joseph Bianchini, fortsetzen, aber er fand sich der Aufgabe nicht gewachsen. Die Academie der Liturgie tagte in Casa de' pii operari, die der Concile (für canonisches Recht) in der Propaganda. Die interessanteste für uns aber war die vierte für altrömische Geschichte und profane Alterthümer, deren Studien sich an die Decaden des Livius knüpfen sollten. Man liebte es, sie als eine Wiedererweckung der Academie anzusehen, die Pomponius Laetus im Jahre 1478 in seinem Garten auf dem Quirinal errichtete und die bis 1553 sich erhielt. Der Sitz der jetzigen war das Capitol, ihr Secretär war der gelehrte Archäolog des Cardinals Albani, Monsignore Antonio Baldani, Canonicus am Pantheon, den Winckelmann „den Weisesten in Rom" nannte; es ist derselbe „bittere und strenge Richter von 72 Jahren", der ihm das Italienische seiner „Monumenti" durchsah.

Abwechselnd jeden Monat mußte sich eine Academie im Hause des Papsts auf dem Quirinal versammeln. In dem Saal waren die Bänke so geordnet, daß der Papst den Academikern unsichtbar blieb, ausgenommen dem, welcher den Vortrag hielt. Nach dem Schluß der Sitzung pflegte der Pontifex in der Gallerie zu spazieren, ließ sich den Redner vorstellen und unterhielt sich mit ihm. Die Chronik dieses Instituts weist etwa fünfundzwanzig Redner auf, die in siebzehn Jahren über hundert Discorsi gehalten haben. Man sieht, wie verbreitet damals die Beschäftigung mit römischer Topographie und politisch-kirchlichen Alterthümern aller Art unter den dortigen Domherrn und Abbaten war. Unter Winckelmann's genaueren Bekannten begegneten uns die Namen Giacomelli (über Plebiscite), Contucci (über Leichenfeiern, Staatsschatz, Wucher), Paciandi (Drei- und Vierrudrer, Maaße), Bianchi (Agrargesetze, Aesculaptempel).

Was der Papst für die Künste that, läßt sich schwer sondern von dem Antheil seines Ministers, des Cardinals Silvio Valenti aus Mantua. Lange ehe sein Freund Lambertini die Tiara erhielt, war es das geheime Ziel seines Ehrgeizes gewesen, einst ein Ximenes des Kirchenstaats zu werden. Und man sieht an gar manchen Punkten, daß er den besten Willen hatte, diesen Staat aus seiner intellectuellen und öcononischen Lethargie zu reißen, das Dickicht der Mißbräuche etwas zu lichten. Damals konnte man noch nicht so klar wissen, daß diesen aus lauter unheilbaren chronischen Krankheiten zusammengesetzte Staatskörper weder Medicamente noch Eisen und Feuer, sondern nur der Tod heilen kann. Valenti hatte eine Villa zwischen Porta Pia und Porta Salara gekauft, wo er einen Garten exotischer Gewächse anlegte. Hier versammelte er von Zeit zu Zeit Künstler und Gelehrte um sich; dann

Digitized by Google

legte er den Minister ab und sprach von Alterthümern und Gemälden, von den neuesten Entdeckungen der Physik, besonders aber über volkswirthschaftliche und handelspolitische Fragen, denn dieß waren eigentlich die Lieblingsbeschäftigungen der damaligen Italiener, von Mailand droben bis nach Neapel hinunter. Hierher kamen die Leuchten der exacten Wissenschaft, deren das Collegio Romano damals wie heute einige von europäischem Namen aufzuweisen hatte, — wie der Pater Boscovich und die französischen Patres des Klosters Trinità de' Monti, Jacquier und Lesueur. Es wurden zwei Lehrstühle für Chemie und Physik an der Sapienza gegründet und der botanische Garten wiederhergestellt, der zur Wildniß geworden war. Denkwürdig in den Annalen dieser Würde, deren Zierde nun schon so lange Antonelli ist, bleibt die Thatsache, daß Valenti bei schreckhaften Naturereignissen Tractätchen verabreichen ließ, welche das Volk über die wahren Ursachen aufklären und beruhigen sollten. Einer der letzten Briefe, die er kurz vor seinem Tode, durch apoplectische Anfälle geschwächt, an Bandini in Florenz schrieb, erhält angelegentliche Erkundigungen nach damals entdeckten Ineditis des Machiavell. —

Der Stolz und die Freude des Papstes waren die capitolinischen Sammlungen und Kunstanstalten. Das „Campidoglio" schien damals der Mittelpunkt des römischen Kunstlebens zu werden. Hier befand sich seit 1750 eine Academia del nudo; hier fanden die Preisvertheiluugen der Academie von San Luca für Malerei, Sculptur und Architectur statt. Benedict XIV. kaufte die Gemälde des Palastes Sachetti und des Cardinals Pio da Carpi, um den Malern Vorbilder zum Studium zu geben. Diese capitolinische Gallerie enthielt damals noch die Bilder, welche die unreine Bigotterie unsres Jahrhunderts in die Academie von S. Luca verwiesen und mit Vorhängen verhüllt hat.

Das capitolinische Museum strahlte damals im Glanz der Neuheit; erst seit zwanzig Jahren hatte es angefangen sich zu füllen. Die Villa d' Este in Tivoli hatte nach und nach ihre besten Werke hergeben müssen, wie sie sich selbst vor zweihundert Jahren aus dem Schutt der Hadriansvilla bereichert hatten. „Ich gehe, schreibt Winckelmann, in der alten Gestalt und lebe als ein Künstler, passire auch dafür an Orten, wo man jungen Leuten eine Erlaubniß ertheilt zu studiren, als im Campidoglio . . . Hier ist der Schatz von Alterthümern, und man ist hier mit aller Freiheit vom Morgen bis in den Abend." Vor drei Jahren war die Venus ein Jahrhundert nach ihrer Auffindung in einer schützenden Nische in der Via del Babuino vom Papst in der Mitte des Kaiserzimmers aufgestellt worden. Im Jahre 1783 kamen zwölf Werke an, fast alles Prachtstücke, darunter der praxitelische Satyr, der bogenspannende Amor, zwei Amazonen, die sogenannte Pandora, die leidende

Digitized by Google

Psyche. Von den ersten zwölf Jahren Benedict des XIV. verging fast keins ohne eine schöne Acquisition zu bringen. Im Jahre 1748 gründete er das egyptische Cabinet. Einmal entfuhr ihm der unpäpstliche Ausspruch, die Schatten der alten Römer müßten versöhnt werden, nachdem sie beschimpft worden seien durch die Verpflanzung der Bettelmönche aufs Capitol.

An seine Sorge für die römischen Bauwerke kann man mit weniger ungemischten Empfindungen denken. Nicht vergessen wird ihm werden, daß er der Zerstörung des Colosseums endlich Einhalt gethan hat. Zur Zeit Clemens des XI. hatte sich wieder ein Stück von der zweiten Bogenordnung nach dem Coelius zu abgelöst; aus seinen Quadern hatte man die Anlände an der Ripetta gebaut. Im Jahre 1744 war die Beschädigung und der Unfug, den das Gesindel in diesen labyrinthischen Gängen trieb, so arg geworden, daß der Governatore mit strengen Strafen drohen mußte. Aber nur eine kirchliche Weihe konnte das Colosseum retten. Die Idee war nicht neu. Schon im fünfzehnten Jahrhundert hatte die Società del Gonfalone hier am Charfreitag ein italienisches Passionsspiel, geschrieben von dem Florentiner Giuliano Dati, aufgeführt; diese Sitte dauerte bis 1568. Im Jahre 1751 ließ der Pater Lionardo di Porto S. Maurizio von Almosen vierzehn Stationen errichten für die Via Crucis; ein Eremit ward als Custode hineingesetzt. Der Papst ließ endlich das Colosseum mit höchstem Pomp und unter dem Zuströmen einer unermeßlichen Volksmenge zur Chiesa pubblica weihen. Nie hatte Rom ein so feierliches Hochamt gesehen als das, welches am 19. September 1756 an der Stätte gefeiert wurde, in dessen Sand das Blut so vieler Märtyrer eingedrungen war.

Ein Flecken auf seiner Regierung dagegen ist das Geschick zu nennen, was über das erhabenste Denkmal römischer Baukunst ergangen ist. Die Kuppel des Pantheon war voller Schmutz und Risse, hie und da hingen noch Stücke der bleiernen und silbernen Platten der alten Bekleidung, die den Leuten mitunter auf die Köpfe fielen. Dem Architecten Paolo Posi fiel es ein, die alte großentheils aus Verde antico bestehende Bekleidung der inneren Attica wegzunehmen und durch eine elende Stuccatur mit Guachefarben zu ersetzen; ja er wagte es, die Fenster, um sie seinen Vorstellungen von Verhältnissen gemäß zu machen, zwei Fuß nach unten zu verlängern, wodurch der mittlere Backsteinbogen, welcher das Gewölbe tragen hilft, durchbrochen wurde. — Es ist derselbe arme Sünder, der alljährlich bei Gelegenheit der sogenanuten Chinea (der Uebergabe des Vasallentributs der Krone Neapel an den Pontifex) die beiden barocken „machine“ auf Piazza Farnese erfand, deren Stiche uns oft bei römischen Trödlern begegnen. Im Jahre 1755 sah man hier eine Triumphbrücke von fünf Bogen zu Ehren Carl des III., 210 Palmen lang, geschmückt mit den Nachbildungen der Statuen von Herculaneum.

Digitized by Google

Einige der Bauwerke, die ein unentbehrlicher Zug in der Physionomie des heutigen Rom geworden sind, fallen noch in diese Epoche, wo die alte italienische Baukunst im Begriff war zu erlöschen. Vor allem die Façade der Fontana Trevi mit ihren Statuen; die reiche und malerische Loggia von S. Maria Maggiore, ein Werk des Florentiners Fuga, von der der Papst freilich sagte, er komme sich wie ein Theatererbauer vor; und endlich duldete er, daß in die Nähe der majestätischen Loggia des Lateran die abscheuliche Façade von S. Croce mit ihren geschwungenen Linien hingesetzt wurde. Unter dem Namen von Restaurationen fielen auch unter ihm eine Reihe alter Kirchen dem Barockstil zum Opfer.

Der Papst war ein Gönner des P. Giov. Battista Martini, der durch ihn in den Sammlungen für seine Geschichte der Musik unterstützt wurde und ein geneigtes Ohr fand für seine Predigt gegen den Greuel an heiliger Stätte, die Opernmelodien in der Kirche, für Herstellung des alten Stils und des Canto fermo. Die Instrumentalmusik wurde in der Kirche untersagt. — Dem Theater war der Papst nicht abgeneigt, er schrieb dem Marchese Scipio Maffei seine Zustimmung zu der Apologie des Theaters gegen den Pater Concina; ja er wagte es, auf einem Spaziergang in ein im Bau begriffenes Theater einzutreten, worauf man am folgenden Tag über dem Thor die Worte las: Indulgenza plenaria. Der römischen Theater waren damals mehr als heute; man sah noch Cardinäle in den Logen; die Kritik des römischen Publicums war angesehen und gefürchtet. Goldoni herrschte im Lustspiel; die Opern Metastasio's, in Musik gesetzt von den Nachfolgern Scarlatti's, wurden gegeben in Torre Argentina und im Teatro Alibert, auch „delle Dame" genannt (jetzt Ruine). Die geistliche Musik, in der Jomelli am beliebtesten war, pflegten Oratorier in ihrer Chiesa nuova und in S. Girolamo; die Tragödien des Corneille und Racine, und selbst Voltaire's, die Comödien Molière's recitirten während des Carnevals die Seminarien. —

Vier Cardinäle kommen in Winckelmann's Briefen vor, mit denen er in nähere persönliche Beziehung trat. Passionei ist von ihnen ohne Zweifel der interessanteste. Der Anlaß ihn aufzusuchen war die große Bibliothek, welche im Palast der Consulta auf dem Quirinal aufgestellt war, den der Cardinal als Secretär der Breven bewohnte. W. war es von Dresden her so zum Bedürfniß geworden, eine große Bibliothek beim Forschen zur Verfügung zu haben, daß er sich ohne diese glückliche Gelegenheit selbst in Rom gelangweilt haben würde; wenigstens war die größte Privatbibliothek Italiens für ihn so verführerisch, daß er eine Zeitlang selbst das Leben vernachlässigte. — Es schmeichelte ihm nicht wenig, daß er von diesem bizarren und schwer zugänglichen Mann zur Tafel gezogen, wenn er mit ihm ausfuhr vom Car-

Digitized by Google

dinal nach seiner Wohnung begleitet wurde, noch mehr, daß er in die Zahl der Auserwählten kam, mit denen er in seiner Eremitage zu Camaldoli bei Frascati die Landlust genoß. Er verdankte diese Gunst zum Theil seiner bibliothekarischen Befähigung; denn das Büchersammeln war des Cardinals älteste Leidenschaft; er hatte als junger Prälat in seinem Hause Conversationen veranstaltet und Correspondenzen zu diesem Zweck mit den ersten Gelehrten in und außer Italien (z. B. Mencken) gesucht. Die besten Acquisitionen machte er als Nuntius in Holland und in der Schweiz, am letzteren Ort auf Kosten der Kirchen- und Klosterbibliotheken. Verbannt waren aus der Bibliothek sämmtliche Bücher von Jesuiten. Benedict XIV., der die herrschenden Schwachheiten aller Leute in seiner Umgebung genau kannte, pflegte wenn er sich einen Festtag machen wollte, einen auf jene Schwachheiten berechneten Schabernack auszusinnen; er weidete sich dann an ihren Zornesausbrüchen mit homerischem Gelächter, in das der Gefoppte schließlich mit einzufallen genöthigt war. So ließ er dem Cardinal einmal des Jesuiten Busenbaum Medulla theologica unter die Novitäten legen, deren Durchmusterung das erste Geschäft nach dem Aufstehn war. Als die 75jährige Eminenz dieses räudigen Schafs ansichtig wurde, stürzte sie auf die Klingel zu, befahl dem eintretenden Kammerdiener die Fensterflügel zu öffnen und schleuderte den Quartanten mit beiden Armen und voller Kraft auf den Platz von Monte Cavallo. Der Papst, dessen Zimmer dem seinigen gegenüberlag, hatte alles mit angesehen; jetzt öffnete er seinerseits das Fenster und machte die Geberde der Benediction.

Als Passionei von sein Nuntiaturen (er war auch auf den Congressen zu Aachen) nach Rom zurückkehrte, fand sich, daß er Begriffe vom Werth menschlicher Dinge erlangt hatte, die von den zu Rom geltenden sehr verschieden waren. Mit dem aufbrausenden Ungestüm des Romagnolen machte er in Worten sein Urtheil, im Auftreten die Eigenheit seines Wesens geltend; durch Widerspruchsgeist schien er seine Spannkraft erhalten zu wollen gegen die annullirenden Einflüsse der Geschäfte und der Atmosphäre des geistlichen Hofs. Eine größere Verachtung der Formen, Titel und alles Conventionellen, ein heftigeres Hervorstellen des Ich mit allen Schroffheiten konnte es nicht geben. Man nannte ihn den „Cardinal Scanderbeg“, und als er eine Hoffnung auf die Tiara haben sollte, las man folgende Reime:

Dio ci liberi, o Romani,
Di cadere nelle sue mani,
Io piuttosto (parlo schietto)
Vorrei darmi a Maometto
Che star sotto al giogo e pondo
Di un crudel Neron secondo.

Digitized by Google

Die beste Empfehlung bei ihm war, als homme de lettres zu gelten, die größte Schmeichelei, ihn als einen solchen anzusehen, die größte Freude, ihm Gelegenheit zu geben, Abschriften aus den Manuscripten seiner oder der vaticanischen Bibliothek machen zu lassen. Als Barthélemy wegen der Ernennung zum Correspondenten der Académie des Inscriptions bei ihm anklopfte, versicherte er, diese Ehre schmeichle ihm mehr als alle seine Misèra von Rang und Titel. Als er Bibliothekar der Vaticana wurde, nach Quirini's Tode, schien allen Philologen Europas das goldene Zeitalter der Collationen angebrochen zu sein.

Ein solcher Cardinal Scanderbeg hätte in Rom nicht lange leben können, ohne die Gelegenheit jährlich ein paarmal aus der caliginosa e malsana maremma, wie er es nannte, sich in die Berge zu retten. Seine Villa, die bis auf jede Spur von den Mönchen vertilgt worden ist, lag im Bezirk der Einsiedelei der Camaldulenser, zu deren Orden er gehörte. Der Blick beherrscht die Campagna, Rom liegt gegenüber, im Mittelpunkt Rechts Monte Porzio, links die Ruffinella und Mondragone. Die Villa bestand aus einzelnen Pavillons, welche im Gebüsch zerstreut lagen und durch Schlangenwege zusammenhingen; diese mündeten in eine Hauptallee. Diese „Zellen" waren bestimmt für die Gäste des Cardinals, der sich „Prior" und jene „Frati" nannte. Der Name des zeitweiligen Gasts stand an der Thür geschrieben. Es gab da einen Badesaal, ein Gesellschaftszimmer, ein Refectorium, eine Orangerie; zu den Seiten der Wege waren Alterthümer aufgestellt, meist Cippen mit griechischen, römischen und christlichen Inschriften, darunter der Grabstein einer griechischen Schauspielerin. Auch fand man hier an fünfhundert solcher Steine, die von Büffeln auf die steile Höhe gezogen worden waren. Das Wasser, welches dies „Eremo„ belebte, war dasselbe, welches die Villa Cicero's in Tusculum gespeist hatte; der fast neunzigjährige Laienbruder und Gärtner Fra Ginevro hatte die alte Wasserleitung entdeckt.

Winckelmann wurde zum erstenmal im Sommer 1757 nach Camaldoli mitgenommen, — „in eine der wollüstigen Gegenden, die über die Vorstellung sind . ." „Man ist, schreibt er, mit einer Freiheit bei ihm, die ihresgleichen nicht hat, man muß in der Mütze und im Camisol bei Tafel erscheinen und die Conversation des Abends ist einer Judenschule ähnlich, denn es will eine Predigerstimme sein, den Cardinal zu überschreien, und dennoch ist es geschehen, daß er übermannt wurde." Ihm fiel die Freiheit auf, während die, welche andere Villeggiaturen, z. B. die der Borghese's da unten in Mondragone mitgemacht hatten, eine „stille fromme Einsiedelei" fanden, wo nach Madame du Boccage „der Friede, die Musen und die Tugenden wohnten." Als diese Französin 1757 in Rom war, veranstaltete die Eminenz ein Diner in den Räumen der vaticanischen Bibliothek; und

Digitized by Google

jene wünschte sich nichts besseres als eine Hütte, um an diesem Ort ihr Leben zu beschließen. Auch der Papst gab ihr Audienz und behauptete, den Werth einer so geistreichen Dame ebensogut schätzen zu können als sein Cardinal; er wurde dessen Rival; beide waren nahe an den Achtzigen. Als er sie einmal mit Passionei von ferne kommen sah, rief er: „Oh bella coppia di anni a di talenti! —

Weniger deutlich zeichnen sich die Gestalten zweier anderer Cardinäle. Joseph Spinelli aus der bekannten weitverzweigten uralten Adelsfamilie Neapels, war siebzehn Jahre lang Erzbischof dieser Stadt gewesen und hatte für die wissenschaftliche Bildung und Disciplin seines Clerus vielleicht mehr gethan, als jemals ein neapolitanischer Bischof vor oder nach ihm. Er ließ sich von einem zelotischen Zug fortreißen zu einem Versuche, die Inquisition einzuführen. Das Volk von Neapel, welches das heilige Uffiz nie geduldet hat, schien den Schatten Masaniello's heraufbeschwören zu wollen; der König, um nicht die Fundamente der jungen bourbonischen Monarchie zu erschüttern, schritt ein und nöthigte den Erzbischof, auf seinen Stuhl zu verzichten. Indeß war Spinelli sonst ein feiner Kopf, übrigens Gegner der Jesuiten; er galt bei Vielen für den gelehrtesten und fähigsten im Colleg; wäre sein Eifer nicht gewesen und sein Zerfall mit dem neapolitanischen Hofe, so wäre er vielleicht 1759 Papst geworden. Winckelmann begleitete ihn nach seinem Bisthum Ostia, wo er Ausgrabungen veranstaltete.

In Urbino steht der Palast der alten Herzoge, den herrlichsten unter den Säulenhöfen der Renaissance einschließend; einen schöneren Aufstellungsort hat kein Antiquitätenmuseum der Welt, als das Museo lapidario, welches der Cardinal Stoppani als Legat in der ersten Gallerie dieses Hofes angelegt hat. Die Inschriften kamen meist aus der Sammlung Fabretti's; sein gelehrter Berather war der Pesarese Giov. Battista Passeri, der bizarrste jener visionären Etruscologen, welche in den Alterthümern dieser ihrer Ahnen die älteste Civilisation Europas, die Quelle griechischer und lateinischer Bildung zu finden sich bemühten; ja Passeri hat fast alle jüdischen und christlichen Dogmen aus etruskischen Aschenkisten- und Vasenbildern herausinterpretirt. An der anderen Küste Italiens, zu Volterra, pflegte diese Art von landschaftlicher Archäologie Mario Guarnacci, und im Binnenland zwischen beiden thront auf hohem Felsen Cortona mit seiner etruscischen Academie, zu deren Mitglied Winckelmann auf seinen Wunsch ernannt wurde. —

Einflußreicher auf sein Leben als alle diese Bekanntschaften war die Verbindung unseres Gelehrten mit dem Cardinal Albani. Sie begann mit dem Tode Archinto's, als er die Wohnung in der Cancellerie verlor. Wer dieser Cardinal Alessandro gewesen ist, davon erzählt am beredtesten die Schöpfung seines Alters, die Villa vor Porta Salara. Die Quellen für die Kenntniß

Digitized by Google

seiner Person, des Zusammenkommens jener Denkmäler, der Entstehung jener Anlagen sind mit dem Untergang des albanischen Archivs im mittelländischen Meere für immer verloren. Wir wissen, daß er ein Neffe Clemens XI. und in seiner Jugend Dragonerofficier gewesen ist; daß er kein Gelehrter war, aber desto gefährlicher den Damen; daß er sich mit großem Sträuben in die Prälatencarrière fügte und einmal mit seinem Bruder aus dem Seminar entfloh, sowie daß ihn sein Oheim nie zum Cardinal machen wollte; daß er als Greis mit ungeheuren Einnahmen noch immer ebenso in Geldverlegenheit war, wie als junger Monsignore. Er verkaufte dann seine Sammlungen, z. B. die in ihrer Art einzige Münzsammlung an die vaticanische Bibliothek, die Büsten und Inschriften ans capitolinische Museum, und noch 1762 die unvergleichliche Sammlung der Handzeichnungen seines Oheims nach England.

Die Weise, wie er seine fast unübersehbaren Marmorschätze in der Villa vertheilt und aufgestellt hat, ist einzig in ihrer Art; er hatte keine Vorbilder und fand keine Nachahmer. Es ist ein geistreicher Mittelweg zwischen der blos decorativen Verwendung von Antiken in den Villen und Casino's des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts, und zwischen der unkünstlerischen, für das Studium berechneten Aufhäufung in den Museen. Die Ansprüche der Gegenwart, des Lebens, des Genusses, die ästhetischen Gesichtspunkte kommen in der Villa Albani ebenso zu ihrem Recht wie die Würde der Alterthümer. Von den vier Ehrenplätzen in der Galleria nobile und den seitlich anstoßenden Räumen waren drei für griechische Werke ausersehen: die sogen. Leucothea, die Pallas (beide jetzt in München), das Orpheusrelief; der vierte Platz konnte dem eleganten Antinousrelief nicht verweigert werden. Hier erkennt man den Rath Winckelmann's. Dieser trat in Albani's Dienst, als der Cardinal mit seinem Bauen und Aufstellen in vollem Zuge war. Bei Ausgrabungen, Besichtigungen, Ankäufen, Benennungen, Restaurationen und Aufstellungen war er Zeuge, Rathgeber, aber auch Lernender. Er besuchte mit Albani die entlegensten Winkel des römischen Chaos; er theilte dessen überschwenglichen Jubel, wenn neue Funde heimlich gebracht wurden, denn damals gehörten noch alle im römischen Boden auftauchenden Alterthümer dem Fiscus. Der Uebertretung dieses Gesetzes, welche die Eigenthümer bei einem solchen Cardinal leichter riskiren konnten, verdankt Albani jene selbst bei seinem Einkommen und bei seiner rücksichtslosen Verschwendung in so kurzer Zeit unbegreiflichen Erfolge seiner Sammelthätigkeit. —

Die Vertrautheit mit solchen Kirchenfürsten wie Passionei, Spinelli und Albani bahnte Winckelmann die Wege zu den verschiedenen Kreisen römischer Gelehrten. Sein erster Padrone, Archinto, führte ihn in eine solche Conversation ein; „er machte mir Gelegenheit, eine der vornehmsten Gesellschaften

Digitized by Google

gelehrter Leute, welche alle Montage zusammenkommt, zu besuchen." Bald schreibt er: „Ich verliere viel Zeit mit Besuchen, um mich bei den größten Leuten zu unterrichten." Zum Theil boten diese Conversationen einen Ersatz für das, was andere Länder in Literaturzeitungen besaßen. Dort, wo sich so vieles Alterthümliche conservirt hat, schien auch das Persönliche, Unmittelbare, Lebendige des gelehrten Verkehrs bewahrt werden zu sollen, — wie im Alterthum Gelehrte ihr Wissen mündlich überlieferten und man sich durch Besuche und Reisen bildete. Die Nähe des geistlichen Hofs verbreitet in seinem ganzen Umkreis jene habituelle Vorsicht, Reservirtheit und Circumspection; denn von was, das Schwarz auf Weiß dasteht, kann man sicher sein, daß es nicht einmal compromittirt und uns um ein Avancement bringt?

Da traf man geistliche Herren, die sich ein halb Jahrhundert lang auf dem Boden Rom's bewegt hatten, mit Betrachtungen über Alles, was über und unter der Erde war; die in reichen Bibliotheken wie auf ihrem Studirzimmer verkehrten; die mit der Liebe zur eigenen Vorzeit und mit dem feinen Blick des Welschen sich umgesehen hatten und das Gesehene ohne Gedächtnißverlust festgehalten; die um irgend ein Antiquitätenmuseum eine Unzahl von Notizen und Combinationen gruppirt hatten. Und Viele von ihnen wußten nichts von dem Ehrgeiz des Schriftstellers und von der Eifersucht des Eigenthums; daher war ihre Mittheilung frei und freigebig; da Beschränkung auf Fächer nicht Sitte war, so fand man in diesen lebendigen Encyclopädien die Antwort fast auf Alles, wenn man nur recht zu fragen verstand, und da man sich für die Zurückhaltung in der Oeffentlichkeit durch Ungebundenheit im Freundeskreis entschädigte, so hatte die Freiheit in Meinungen und in Worten etwas Ueberraschendes für Jemand, der aus dem deutschen Reich und aus den Cirkeln deutscher Universitätszöpfe kam.

„Hier", schrieb Winckelmann den 29. Januar 1757, „bin ich kleiner geworden ... Willst Du Menschen kennen lernen, hier ist der Ort; Köpfe von unendlichem Talent, Menschen von hohen Gaben, Schönheiten von dem hohen Charakter, wie sie die Griechen gebildet haben, und wer endlich die rechten Wege findet, sieht Leute von Wahrheit, Redlichkeit und Großheit zusammengesetzt."

Ein eigenthümlicher Zug gerade der römischen Gelehrten ist ihre Abneigung, die Ergebnisse ihrer Forschungen für die Oeffentlichkeit zu redigiren, ihren Namen gedruckt zu sehen. Allein manche, die sich nie dazu entschließen konnten, ihre Bemerkungen niederzuschreiben und herauszugeben, fanden auf einmal Lust, Zeit und Fleiß, um für einen ehrgeizigeren Freund Abhandlungen, ja ganze Bücher zu schreiben. So machte z. B. der Abate Francesco Valesio die gelehrten Illustrationen zu der Sammlung der Gemmen mit Künstlernamen, die Philipp von Stosch herausgab, ohne daß dieser

Digitized by Google

sich veranlaßt fand, den Verdacht der eignen Autorschaft seines Textes von sich abzuwenden. Piranesi, nicht zufrieden mit dem Ruhm seiner Nadel und seines Grabstichels, eignete sich auch die Abhandlungen zu, die ihm solche gefällige Leute, wie Monsignor Bottari machten und die er selbst kaum lesen konnte. Paciandi's Correspondenz mit dem Grafen Caylus zeigt die Hingebung, die er für eine fremde Sammlung bereit war aufzuwenden — er bediente den Grafen eifriger als dieser wahrscheinlich sich selbst bedient haben würde, aber sie zeigt auch, wieviel von der Gelehrsamkeit dieses Piemontesen (der später die Bibliothek zu Parma in wenigen Jahren aus dem Nichts schuf) in den vierten bis sechsten Band des Recueil d'antiquités übergegangen ist. Der Jesuit Contucci gab dem bekannten Sammler und Cicerone Francesco de' Ficoroni, der ein halbes Jahrhundert lang der Mittelpunkt der Alterthumskrämerei in Rom war, alles gelehrte Material zu seinen zahlreichen Publicationen über Theatermasken, Gemmen, römische Topographie u. s. w. Allerdings war der arme Ficoroni dankbar dafür in einer Weise, daß wohl wenige Archäologen ihm gegenüber mit ihren Adversarien gegeizt hätten, da er solche Gegengaben zur Verfügung hatte, wie die palestrinensische Cista. Jener Contucci war zu seiner Zeit das Orakel der Antiquare in und außerhalb Roms, und alle Campagnolen kannten seine Zelle im Collegium des heiligen Ignazius und brachten ihm zuerst ihre Funde, weil er, wenn auch nicht glänzend, doch gleich bezahlte und ohne zu handeln.

„Einer meiner besten Freunde", schreibt Winckelmann den 9. Januar 1758, „ist der Pater Contucci, Aufseher des Kircherschen Museums. Er ist ein Mann von siebzig Jahren, von großer Gelehrsamkeit, der dieses, wie die Italiener vor andern Nationen voraus hat, daß er nicht die Eitelkeit hat, ein Schriftsteller zu werden, sondern er theilt mit was er hat und weiß. Die Bekanntschaft mit diesem Manne ist mir nicht allein nützlich, sondern auch sehr rühmlich. Denn er hat seit vielen Jahren alle Sonntag eine Unterredung des Abends mit einem gewissen Prälaten Baldani gehalten, welcher für denjenigen gehalten wird, der den größten Verstand in Rom hat. Dies will unendlich viel sagen. Die Unterredung geht allein auf die Alterthümer, und was sie geredet, ist bisher unter ihnen beiden geblieben. Ich bin vor einiger Zeit der Dritte geworden, durch einen freiwilligen Antrag des Prälaten, mit den Worten: Mein Freund, Ihr sollt, wenn Ihr wollt, der Dritte sein."

Diese Gelehrtenexistenzen hatten indeß auch ihre Schattenseiten. In Rom sagt man, in gewissem Sinn mit Recht, daß jeder Laie eigentlich seinen Beruf verfehlt habe; aber wieviel Berufe, in höherem Sinn, gehen in der geistlichen Carrière unter! Talente, Kenntnisse, Leistungen, auf die sich anderwärts eine angemessene und ausgezeichnete Stellung gründen würde, sind hier zurückgedrängt auf Mußestunden und Villeggiaturen.

Digitized by Google

Männer, die ihr Leben als Lehrer der Rhetorik in Seminarien, als Ordensgenerale, als Angehörige eines Prälaten hinbrachten, und deren Namen vergessen sind, hätten anderswo in Academien und auf Lehrstühlen geglänzt und ihre Namen durch Entdeckungen in die Annalen der Wissenschaft eingezeichnet. Zwei Beispiele solcher Existenzen begegnen uns unter Winckelmann's Bekannten. Monsignor Michelangelo Giacomelli galt für den größten Griechen in Rom, vor dem auch W. anfangs „die Segel strich." Er übersetzte die Electra und den Prometheus und erneuerte als Secretär der Breven an die Fürsten die Latinität des Poggio und der humanistischen Secretäre. Dieser Mann, der an der Universität Pisa eine Leuchte italienischer Philologie hätte werden können, ward durch seinen Ehrgeiz in die jansenistischen Streitigkeiten hineingezogen, die, ohne daß eine entschiedene Ueberzeugung ihn entschädigt oder getröstet hätte, sein ganzes Leben durch Leidenschaften und Intriguen trübte, bis der Schiffbruch seiner Sache unter Ganganelli ihm zu spät Gelegenheit gab, von seiner Philosophie Gebrauch zu machen. Der arme Constantin Ruggieri verbrauchte seine reichen Gaben und Kenntnisse in Arbeiten, mit denen ihn bald der Papst, bald sein Cardinal bedrängten, und doch sah er sich, als der Letztere (es war Spinelli) starb, so hilflos, daß er in einem Anfall von Melancholie sich das Leben nahm. Welch' eigne Erscheinung, einen Mann wie Eduard Corsini, den Verfasser der attischen Fasten, diesen „großen Mann" (so nennt ihn Winckelmann) in Rom zu beobachten, als er endlich seinen langgehegten Wunsch, nach dem Centrum der Alterthümer zu kommen, erfüllt sieht! Wie kann ein Ordensgeneral zu so etwas Zeit haben: Geschäft, Cerimonien, Besuche und Gegenbesuche sind sein Tagewerk, bis er nach Albano entflieht.

Die Verbindung mit solchen Männern erleichterte Winckelmann die Orientirung auf römischem Boden; sie gab einigermaßen dem Spätgekommenen einen Ersatz für den Vortheil, den hier Aufgewachsene vor dem Fremden immer haben. Wenn er in wenigen Jahren sogar in ihrer Sprache schrieb und selbst von Römischer Eifersucht anerkannt wurde, so verdankt er dieß außer seinem Genie auch dem Verkehr mit jenen anspruchlosen und mittheilsamen Gelehrten.

C. Justi.

Grundsätze der Besteuerung.

St. Eisenhart: Die Kunst der Besteuerung. Berlin, Kortkampf.

Diese Schrift gehört unstreitig zu den werthvollsten der neueren volkswirthschaftlichen Literatur, vornehmlich wegen der großen kritischen Schärfe, mit welcher der Verfasser alteingewurzelten und practisch noch geltenden Irrthümern zu Leibe geht, und wir wollen es ihm deshalb auch nicht zu sehr vorwerfen, wenn er seine Kritik manchmal etwas zu souverän vorführt. Burke sagte bekanntlich, es sei ebenso schwer, zu besteuern und zu gefallen, als verliebt und zugleich vernünftig zu sein, und Mac Culloch bemerkte, es gelte von Steuern, was von Gedichten gesagt sei:

Whoe'er expects a faultless tax to see
Expects what neither is, nor was, nor e'er shall be.

Fast gegen jede Steuer lassen sich triftige Gründe geltend machen, es handelt sich nur darum, die gerechtesten, möglichst wenig drückenden und zugleich einträglichsten herauszufinden. Gegen Eisenhart's Kritik läßt sich oft nicht viel einwenden, aber ob mit den Steuern, welche er schließlich stehen läßt, ein großer Staat wie z. B. Preußen das für seine öffentlichen Zwecke nothwendige Einkommen aufbringen könnte, scheint uns zweifelhaft.

Ein anderer Mangel des Buches, welches recht eigentlich eine Theorie der Steuerkunst aufstellen will, scheint uns zu sein, daß in dem einleitenden Capitel über die Idee der Besteuerung nicht die allgemeinen Grundsätze derselben hinreichend dargelegt sind. Der Verfasser bekämpft gewiß mit Recht die Ansicht, daß nicht die Summe der vom Staate abgeleiteten Vortheile Grund und Maßstab der Steuerpflicht sein könne, sondern vielmehr die Nothwendigkeit, der Staatsgewalt zur Erfüllung ihres obrigkeitlichen Berufs die nöthigen Mittel zur Disposition zu stellen. Aber dieser Satz, der kaum noch bestritten wird, hätte schwerlich einen umständlichen Beweis erfordert, welcher jedenfalls mehr in eine Rechtsphilosophie gehört. Dagegen wäre erwünscht gewesen, die allgemeinen Grundsätze, von welchen jede rationelle Steuergesetzgebung ausgehen soll, ausführlicher entwickelt zu sehen, als es geschehen ist. Eisenhart sagt sehr richtig, daß die Idee der Gerechtigkeit verlange, von jedem für den Staat nur dieselbe verhältnißmäßige Beisteuer zu fordern, sodaß eine Besteuerung nach Maßgabe des Vermögens oder Einkommens sich nur deshalb rechtfertige, weil dies Vermögen oder Einkommen den Ausdruck seiner Fähigkeit gewähre, für den wirthschaftlichen Bedarf des Staates aufzukommen; aber wir hätten gewünscht, diesen Grundsatz, den der Verfasser im Einzelnen später sehr correct im Auge behält, etwas mehr ausgeführt zu sehen.

Digitized by Google

Adam Smith stellte bekanntlich den Satz auf, daß Gleichheit der Besteuerung practisch bedeuten müsse, daß Jeder im Verhältniß zu seinem Einkommen zu steuern habe (Buch V. Cap. 2). „Die Unterthanen jedes Staates sollten zur Unterhaltung der Regierung so genau als möglich im Verhältniß ihrer verschiedenen Fähigkeit beitragen, d. h. im Verhältniß zu dem Einkommen, welches sie unter dem Schutze des Staates beziehen. Demnach wären, wenn ein Mann von 5000 Thlr. Einkommen 500 Thlr. Steuern zahlte, von dem, der 100 Thlr. hat, 10 zu erheben. Aber Bentham, Mill u. A. wiesen nach, daß ein solches Verhältniß nicht gerecht sein würde, weil die 10 Thlr. für den Armen ein weit größeres Opfer seien, als die 500 Thlr. für den Reichen; ersterer müsse sich die Steuer vom Nothwendigsten abknappen, letzterer bezahle sie von seinem Ueberfluß. Es müsse also für den Aermeren ein anderer Procentsatz gelten als für den Wohlhabenden und ein gewisses Einkommen als Existenzminimal überhaupt steuerfrei bleiben, weil dessen Besteuerung nur zu einer Vermehrung der Armenlast führen müsse. Dies führt für die indirecten Steuern dazu, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, wie Brod, Fleisch, Salz, Milch freizugeben, dagegen die Luxusartikel und namentlich solche, deren starker Verbrauch zu Lastern führt, hoch zu besteuern, so daß der Mäßige es in seiner Hand hat, weniger zu zahlen, der Unmäßige sich nicht beklagen darf, wenn er schärfer betroffen wird. Setzt man nun noch mit Smith hinzu, daß alle Steuern festbestimmt sein und nie dem Belieben des Einnehmers Spielraum gestatten sollten, daß bei ihrer Veranlagung auf den größtmöglichsten Steuerertrag für die Staatscasse zu sehen ist und daß jede Steuer zu der Zeit und in der Art erhoben werden muß, wo ihre Entrichtung dem Pflichtigen am leichtesten wird, so hat man mit kurzen Zügen die Grundregeln aufgestellt, von denen eine Gesetzgebung auszugehen hat, welche auf der Höhe der Zeit stehen will. Eine zweckmäßige Ausführung dieser Regeln hätten wir als wesentliche Bereicherung des tüchtigen Buchs von Eisenhart angesehen. Sehr richtig sondert derselbe denn auch, ehe er auf die allgemeine Steuerfrage eingeht, von der Besprechung die Gebühren aus, welche qualificirte Aequivalente für bestimmte, besondere Leistungen sind und deshalb zwar nicht die aufgewandten Kosten erheblich überschreiten, auch nicht als Privatsporteln der Beamten erhoben werden dürfen, aber andererseits auch keineswegs abzuschaffen sind. Was im Gegensatz dazu die Steuern, also die generellen Beiträge auf Grund allgemeiner Staatspflicht betrifft, so wird die Frage nach der persönlichen Steuerfähigkeit sachlich die nach der rationellen Steuerquelle, d. h. nach den Gütern, aus welchen Beiträge für die Staatszwecke nachhaltig und doch ohne Schädigung anderer gleichberechtigter Zwecke geschöpft werden können. Diese Güter faßt die Volkswirthschaft unter den Namen der Rente zusammen und unterscheidet

Digitized by Google

wieder als Bestandtheile derselben, welche sich je nach Umständen getrennt oder vereinigt finden, Grundrente, Capitalzins, Unternehmergewinn und Arbeitslohn.

Die ältere Schule nun stellte die directe Besteuerung dieser Güterquellen als das practisch einzig richtige hin. Je schwieriger es sei, die verschiedenen Einnahmezweige bei der Person zu erfassen, wo sie zu einem Gesammteinkommen zusammenfließen, um so leichter sei es, sich an die gegenständlich daliegenden Quellen zu halten. Außerdem habe jede Steuer im Lauf der Zeit die Tendenz, ihre etwaige ursprüngliche Ungleichheit auszugleichen, der Staat aber könne nur bestimmen, wer die Steuer zu entrichten, nicht wer sie schließlich zu tragen habe, es handle sich für ihn also nur darum, sichere Veranlagungspunkte zu ermitteln, wo die Volkswirthschaft die Fähigkeit zeige, Abgaben zu entrichten. Auf diesen Voraussetzungen entstand das sogenannte Factorensteuersystem, welchem mit Ausnahme Englands noch alle bedeutenderen Staaten practisch bis auf diesen Tag huldigen. Seine Bekämpfung bildet den bedeutendsten Theil des Eisenhart'schen Buchs. Der Verfasser weist nach, daß der größte Nachtheil dieses mechanischen Systems in der gleichmäßigen Besteuerung wirklichen Gewinnes und durchlaufender Posten bestehe, welche der Empfänger an Dritte abzugeben habe und die deshalb für ihn kein Einkommen bedeuten, daß dasselbe sodann aber auch der obenaufgestellten Grundbedingung eines rationellen Steuerwesens, nämlich der Steuerfreiheit eines Existenzminimums nicht gerecht werde. Wenn man einen gleichen, verhältnißmäßigen Theil aller Renten für den Staatsbedarf erhebt, so bedroht ein solches Verfahren die Person in ihren ersten Lebensbedingungen, wo irgend ein nothdürftiger Lohn oder Gewerbsgewinn die einzige Unterhaltsquelle bildet, oder ein erwerbsunfähiger Grundbesitzer oder Capitalist mit einer ungenügenden Rente sich einzurichten hat. Und während man das Recht zu leben nach dem unendlichen Werthe der menschlichen Persönlichkeit selbst in dem Verarmten anerkennt und durch öffentliche Mittel gewährleistet, glaubt man dasselbe ungestört verletzen zu dürfen, wo es sich noch auf eigenen Erwerb oder Besitz zu stützen vermag. Man kann zur Bestätigung dieser Auffassung auf anderem Gebiete auch die allgemeine Wehrpflicht anführen, welche nur von solchen beansprucht wird, welche wirklich wehrhaft sind. Ebenso weist der Verfasser die Theorie des linken Flügels der Manchesterschule zurück, welche merkwürdiger Weise im Einklang mit Adam Müller und Stahl behauptet, weil der Staat zur Erzeugung alles Reinertrages durch die Fülle seiner wohlthätigen Veranstaltungen vorzugsweise mitwirke, sei er berechtigt, von jeder Rente einen seinem Bedarf entsprechenden Antheil vorweg zu nehmen, ohne dabei an persönliche Rücksichten gebunden zu sein. Treffend bemerkt dagegen Eisenhart, die erhabene Stellung

Digitized by Google

des Staates sei über den Einzelnen, nicht neben ihnen als bevorzugter Gesellschafter, der seine Dividende zuerst bekomme. Dieser Auffassung gegenüber, welche noch in der Vergeltungstheorie wurzelt, betont er die Richtigkeit des persönlichen Steuersystems, welches lediglich nach der Steuerfähigkeit verfahre; die Steuer habe sich an den ganzen Menschen in der Einheit seiner wirthschaftlichen Einkünfte und Verwendungszwecke zu halten. Zu besteuern sei daher das Einkommen jeder Person, abzüglich der auf demselben ruhenden Schuldzinsen und des Existenzminimums. Von diesem richtigen Standpunkte aus widerlegt der Verfasser die Einwürfe des Gegners, zeigt im Einzelnen die Verkehrtheit der Factorensteuern, namentlich der Grundsteuer, der Gewerbesteuer, der Lohnsteuer und vertheidigt sein System der Einkommensteuer und der Verbrauchssteuern. So sehr man ihm nun principiell hierin beistimmen muß, so kommt dabei doch wieder ein Punkt zum Vorschein, wo seine Kritik sich zu leicht über die Schwierigkeiten der concreten Verhältnisse hinwegsetzt, nämlich bei der Grundsteuer. Hätten wir es mit einem jungfräulichen Boden, einem neu zu gründenden Staate zu thun, so würden auch wir die Grundsteuer einfach verwerfen. Wir haben es aber im Leben mit Staaten zu thun, in denen die Grundsteuer seit langer Zeit besteht. Selbst in England, dessen Gesetzgebung der Verfasser mit Recht als Muster aufstellt, ist dies noch der Fall, denn seit 1798, wo Pitt die Grundsteuer ablöslich machte, ist noch nicht die Hälfte abgelöst und außerdem ruhte fast alle Localsteuer in Großbritannien auf dem Grundbesitz, ein Umstand, über den der Verfasser nicht mit der bloßen Behauptung hätte weggehen dürfen, daß diese Besteuerung gänzlich im Argen liege. Am wenigsten ist der Tadel gegen die preußische Grundsteuerausgleichung der neusten Zeit gerechtfertigt, sie war vielmehr ein Werk der Nothwendigkeit und Gerechtigkeit. Hätte man statt sich diesem mühseligen Werke zu unterziehen die ganze Grundsteuer aufgehoben, so hätte man den bisher Steuerpflichtigen einfach ein Geschenk im Werthe der capitalisirten Steuer gemacht. Alles was der Verfasser principiell ganz richtig gegen die Grundsteuer anführt, ändert nichts an dem Umstande, daß eine lang bestehende Grundsteuer als Reallast zu Gunsten des Gemeinwesens anzusehen ist, als ein Theil der Bodenrente, den der Staat sich vorbehalten. Alle welche Land gekauft haben, seitdem die Steuer besteht, haben es ihr unterworfen gekauft. Sie zahlten deshalb weniger, ebenso wie Jemand ein Gut, auf welchem Zehnten oder Gülten ruhen, wohlfeiler erstehen würde, als wenn es lastenfrei wäre; freilich wäre es durchaus falsch, diese Eigenschaft der Grundsteuer als Reallast bis zu dem Punkte zu urgiren, wie die Feudalen thaten, welche bisher befreit waren und die behaupteten, daß es deshalb ganz gleichgiltig sei, ob die Grundsteuer in einem richtigen und überall gleichem Verhältniß zum Reinertrage der Güter

Digitized by Google

stehe, weil der Verkehr selber durch die Kaufpreise hierin längst die nöthige Ausgleichung bewirkt habe. Dagegen ist zu erwidern, daß in der Praxis bei dem Kaufpreis eines Gutes auch noch eine Menge anderer Umstände Einfluß üben, als die Steuerlast, und bei Gütern, welche sich seit langer Zeit in festen Händen befunden haben, ohnehin von einer Ausgleichung durch Kaufpreise nicht die Rede sein kann. Als Herr v. Patow Finanzminister ward lag die Frage so, daß entweder die ganze Grundsteuer aufgehoben werden mußte, womit den bisher Verpflichteten ein unmotivirtes Geschenk gemacht wird, oder daß sie ausgeglichen werden mußte, indem die bisher Eximirten gegen billige Entschädigung in gleicher Weise herangezogen werden mußten. Dies ist geschehen und es ist jetzt absolut unmöglich, aus principiellen Rücksichten die Steuer einfach abzuschaffen. Dagegen scheint es uns wohl thunlich, auf den vom Verfasser kurzer Hand abgewiesenen Vorschlag von Kries einzugehen, nämlich mit fortschreitender Decentralisirung den Ertrag der Grundsteuer successive den Provinzen und Kreisen in dem Maße zu überweisen, als sie selbst Lasten übernehmen, welche bisher der Centralregierung auflagen. Dies wäre auch um so leichter ausführbar, als die durch das Grundsteuergesetz von 21. Mai 1861 festgestellte Gesammtsumme von 10 Mill. Thaler, auf welche der Jahresertrag festgestellt ist, durch die Verordnungen von 12. December 1864 auf die Provinzen contingentirt ist; ein gleiches könnte mit der Gebäudesteuer geschehen. Bergwerksabgaben dagegen müßten dem Staate verbleiben. Es wird schon unbillig, eine Provinz die Bergwerke hat, wie Schlesien oder Westphalen, dadurch im Unterschied mit Pommern oder Preußen einen finanziellen Vortheil zu gewähren. Man könnte es immerhin den Verbänden des Selfgovernements anheimstellen, die Grundsteuer abzulösen oder durch andere Steuern zu ersetzen, aber wir glauben nicht, daß es dazu leicht kommen würde, halten vielmehr nach England's Vorgang das Princip für richtig, die Locallasten wesentlich auf das Grundeigenthum zu legen. Denn es ist erfahrungsmäßig nicht zu bestreiten, daß Grund und Boden im Stande sind, eine stärkere Besteuerung zu ertragen als die übrigen Güterquellen, ohne einen fühlbaren Druck auf die Besitzer auszuüben. Auch der conservative neuste Schriftsteller über das englische Steuerwesen, Dudley Baxter, erklärt es im Hinblick auf die größere Sicherheit und das Ansehen, welches der Grundbesitz für die ganze gesellschaftliche und ökonomische Stellung mit sich bringt, für gerechtfertigt, daß derselbe um ein Fünftel höher besteuert werde, als bewegliches Eigenthum. Es wird auch nie die Grundsteuer sein, welche den Grundbesitz in Preußen niederhält; was derselbe nur braucht ist größere Freiheit zur Lösung der Fesseln der Majorate, Fideicommisse und Pflichttheile, die ihn belasten und verschulden, und ebenso ist der allerdings unleugbar sehr langsame Fortschritt des französischen Ackerbaus nicht, wie der Verfasser meint, der Grundsteuer

Digitized by Google

zuzuschreiben, sondern dem unglücklichen Erbrecht des Code Napoleon, welches zur Naturaltheilung zwingt. Wir haben diesen Punkt kürzlich in diesen Blättern näher besprochen (Die Freiheit letztwilliger Verfügung Nr. 45).

In seiner Kritik der Verwerflichkeit der Gewerbe- und Lohnsteuer, stimmen wir dem Verfasser ganz bei. Die Art und Weise, wie man nach Frankreichs Vorgang gesucht hat, mit der sogenannten Patentsteuer das gewerblich angelegte Nationalcapital zu katastriren, ist ebenso kostspielig und weitläufig als unvollkommen geblieben. Wenn man auch alle Elemente des Gewerbebetriebes möglichst abschätzt, wie z. B. den Miethzins für benutzte Localitäten, Bevölkerung und Verkehr, Zahl der Hilfsarbeiter, Pferdekräfte der verwendeten mechanischen Vorrichtungen, Betrieb im Großen oder Kleinen und ähnliche den Umfang des Geschäftes darstellende Thatsachen, wenn man dann noch für die verschiedenen Classen Maximal- und Minimalbeiträge aufstellt, nach denen der einschätzenden Behörde ein Spielraum zu Veranlagung bleibt, so wird man noch immer zu sehr unsicheren Resultaten gelangen und nie nach dem Maßstab wirklicher Rentabilität besteuern. Gegen die Lohnsteuer spricht vor allem, das man bei der Durchführung derselben nicht das nothwendige Existenzminimum steuerfrei lassen könnte und daß es fast unmöglich ist, von den untern Stufen der arbeitenden Classen directe Steuerbeiträge ohne harten Zwang zu erhalten; der höhere Lohn und die Gehalte aber fallen unter die Pflichtigkeit zur Einkommensteuer.

Auf die letztere kommt denn wie zu erwarten der Verfasser als auf eine Hauptquelle des öffentlichen Einkommens zurück. Aber ziemlich unerwartet ist es, daß er schließlich auch die Einkommensteuer dem Staate entziehen und den Gemeinden oder andern örtlichen Verbänden zuweisen will. Es bleiben ihm somit für den eigentlichen Staatsbedarf nur die Verbrauchssteuern. So sehr wir nun mit ihm der Ansicht sind, daß diese letzteren in erster Linie zu beanspruchen sind, so sicher glauben wir, daß ein großer Staat seine Ausgaben nicht mit ihrem Ertrage bestreiten kann. Wir wollen indeß mit ihnen beginnen. Gewöhnlich versteht man unter Verbrauchssteuern nur indirecte, der Verfasser schlägt indeß ganz richtig directe vor, nämlich die Wohnungssteuer und Luxussteuer auf Pferde, Wagen und Dienerschaft. Hat der Staat auf die Grundsteuer durch Ueberweisung derselben an den Localbedarf verzichtet, so liegt nichts im Wege den Wohnungsverbrauch zu besteuern, da wohl für kein anders Bedürfniß so sehr in gleichmäßigem Verhältnisse zum Einkommen Aufwand gemacht wird. Nach ihm richten sich Mobiliar, Bedienung, Beleuchtung, Heizung u. s. w., nur muß auch hier ein Minimum steuerfrei bleiben, also die geringeren Wohnungen, welche ein steuerunfähiges Einkommen anzeigen. Die genannten Luxussteuern bestehen in England und

Digitized by Google

liefern dort einen immerhin respectabeln Ertrag von $5^1/_2$ Mill. Thalern, der in Preußen vielleicht auf $1^1/_2$—2 Mill. anzunehmen wäre.

Weit mehr allerdings fallen noch für die Finanzen jedes großen Staates die indirecten Verbrauchssteuern ins Gewicht. Die Manchesterschule freilich stellt im Namen des wirthschaftlichen Fortschritts die Forderung auf, daß die indirecten Steuern mehr und mehr ganz abgeschafft und durch directe zu ersetzen seien. Dagegen spricht nun zunächst nicht blos die Thatsache, daß in den Budgets aller größerer Staaten die directen Abgaben nicht einmal ein Viertel des Gesammtbedarfs decken, daß also die Erfüllung dieser Forderung auf eine vollständige Umwälzung aller Finanzeinrichtungen hinauslief̄en, sondern speciell auch, daß in England, welches mit Recht nach den neusten Reformen als Musterwirthschaft betrachtet wird, dasselbe Verhältniß besteht; die directen Steuern betragen dort 19, 20 Proc., die indirecten 80, 80 Proc. des Gesammtbudgets.

Im Gegensatz zu dieser Schuld kann man mit Recht behaupten, daß ein großer Staat wesentlich auf indirecte Steuern hingewiesen ist, um seine Ausgaben zu bestreiten, denn

1) sind diese Abgaben am wenigsten fühlbar, sie werden in einem erhöhten Preise jedes Artikels errichtet, der Consument besteuert sich selbst, indem er denselben kauft;

2) geben sie die einzige Möglichkeit, die große Masse der Bevölkerung entsprechend zu den Staatslasten heranzuziehen. Dieselbe hat meist kein festes Einkommen, eine Kopfsteuer wäre erdrückend, gleichwohl aber bedarf sie so sehr und noch mehr als die Wohlhabenden des Schutzes der Regierung, sollte also auch irgendwo zu deren Bedürfnissen beitragen;

3) ohne indirecte Steuer können die Bedürfnisse einer großen Staatsverwaltung nicht gedeckt werden, denn die directen Steuern fallen verhältnißmäßig doch nur auf die besitzenden Classen, welche durchschnittlich ein Viertel der Gesammtbevölkerung ausmachen.

Aber freilich wird bei diesen Argumenten vorausgesetzt, daß das Existenzminimum auch bei den indirecten Steuern gewahrt wird, d. h. also, daß durch sie die wirklich nothwendigen Lebensbedürfnisse, wie Brod, Fleisch, Milch, Salz, Brennmaterial und Seife nicht besteuert werden, zumal eine Vertheuerung dieser Artikel die ihre Unterworfenen um so mehr drücken muß, je mehr Angehörige sie zu ernähren haben. Die Abgaben müssen also lediglich auf solche Dinge gelegt werden, welche sich der Unbemittelte versagen kann, ohne an seiner Nothdurft verkümmert zu werden, deren Verbrauch aber andererseits doch verbreitet genug ist, um eine bedeutende Einnahme zu gewähren. Der Arme hat ebenso viel Recht wie der Reiche auf Kaffee, Zucker, Bier u. s. w., aber er hat nicht mehr Recht als Letzterer sie unbesteuert zu

Digitized by Google

bekommen; indem er diese Sachen kauft tritt er freiwillig in die Reihe der Steuerzahler. Demnach kommen für inländische Abgaben in Deutschland wesentlich in Betracht: Branntwein, Wein, Bier, Rübenzucker und Tabak, von den Abgaben auf ausländische Waaren, den Zöllen, besonders die, welche die Artikel allgemeiner Consumtion betreffen. Nach diesen Gesichtspunkten sind die indirecten Steuern in England bemessen, wo sie über 40 Mill. Pfd. Stl. einbringen. Was Deutschland betrifft, so hat erst kürzlich der Finanzminister Camphausen auf die Stagnation hingewiesen, in der sich die indirecten Abgaben des Zollvereines befinden; die Schwierigkeiten einer Reform sind groß, seitdem der günstige Moment eine solche zu octroyiren 1866—1867 ungenutzt vorübergegangen; nichts destoweniger muß es versucht werden, denn der Mißstand ist schreiend und bei einigermaßen richtig veranlagten Verbrauchsabgaben würde reichlich das doppelte an Einkünften aufgebracht werden können.

Es gehört dazu allerdings, daß man gründlich mit dem Schutzzollsystem bricht, welches unter dem trügerischen Namen des Schutzes der nationalen Arbeit zu Gunsten weniger Producenten allen Consumenten die Bedürfnisse vertheuert. Sämmtliche Zölle müssen demach ausschließlich vom finanziellen Gesichtspunkt normirt werden, also zunächst für alle Rohstoffe abgeschafft werden, für alle Halbfabrikate sehr niedrig bemessen, für die Ganzfabrikate so bemessen werden, daß sie wirklich einträglich sind und nicht die Einfuhr fremder Waaren zu Gunsten der eigenen hemmen. Ganz ungeheuerlich ist der Gedanke Eisenhart's, der sonst in diesen Fragen so klar sieht, hohe Zölle auf feinere Gewebe bestehen zu lassen und die analogen Erzeugnisse des Inlands mit Verbrauchsabgaben zu belegen, weil Luxus in Kleidern doch ebenso zu besteuern sei, wie in Nahrungsmitteln. Das ist theoretisch ganz richtig, aber hat der Verfasser wohl sich klar gemacht, wie eine solche Abgabe zu erheben wäre? Müßte man nicht in jede Fabrik, ja bei jedem Einzelwebstuhl oder jeder Spitzenklöpplerin einen Steuerbeamten hinstellen? — Hinsichtlich der inneren Abgaben müssen wir uns in Deutschland mit der Nothwendigkeit einer erheblichen Erhöhung der Steuern von Branntwein, Bier und Tabak vertraut machen; diese wird auch durchaus nicht drückend sein, wenn Hand in Hand damit die Aufhebung der Schutzzölle und der Classensteuer geht.

Hiemit kommen wir auf die letzte Hauptsteuer — die Einkommensteuer, welche nach Ueberweisung der Grundsteuer an das Selfgovernment, der Aufhebung der Gewerbesteuer und der Classensteuer, nicht vom Staate entbehrt werden kann, vielmehr berufen ist demselben einem bedeutenden Ertrag zu liefern. Auch hier soll das Existenzminimum steuerfrei bleiben, wir wollen es auf 300 Thaler Jahreseinnahme fixiren; über die Nothwendigkeit einer solchen Grenze ist auch kaum ein Streit, aber umsomehr über die Veranlegung und Erhebung der Steuer bei den Pflichtigen.

Digitized by Google

Eisenhart stellt sich nun zu diesen schwierigen Fragen folgendermaßen. Er widerlegt zuerst die socialistische Theorie der progressiven Einkommensteuer, welche alle Capitalansammlung unmöglich machen würde und führt dann den von uns schon obenbegründeten Satz an, daß die Steuerpflicht hier wie überall erst mit einem normalen Einkommen beginnen sollte, d. h. einem solchen, das seiner Bestimmung entspricht, für die Gesammtheit der menschlichen Lebenszwecke die Mittel zu gewähren, darunter auch diejenigen, welche nur vermittelst der Staatsgewalt erreicht werden können. Das Existenzminimum, welches am richtigsten nach dem Durchschnitt des gemeinen Arbeitslohns berechnet wird, soll also auch hier respectirt werden und consequenterweise auch von dem an sich steuerfähigen Einkommen in Abzug gebracht werden. Eine verschiedene Abstufung desselben nach der Stärke des Familienstandes, wie sie die preußische Classensteuer kannte, verwirft der Verfasser als unpractisch und will die Summen lieber nach dem durchschnittlichen Nothbedarf einer Familie berechnen. Wir pflichten dem ganz bei, denn der Staat soll die in den ärmeren Classen schon an sich bedauernswerthe übermäßige Vermehrung des Familienstandes nicht noch prämiiren; doch ließe sich vielleicht eher der Vorschlag hören, Hagestolze, die dem Staat offenbar weniger leisten als Familienväter, stärker heranzuziehen. Auch die unterschiedliche Besteuerung des Einkommens nach Fundirtem und Nicht-Fundirtem verwirft Eisenhart, weil eine stärkere Besteuerung des erstern das Unrecht begehe, gleich legitimes Eigenthum in ungleichem Verhältniß für den Staatsbedarf in Anspruch zu nehmen, auch große Arbeitsrenten wie der Gewinn von Fabrikanten, Aerzten, Künstlern leichter Ersparungen ermöglichten als kleine Capitalien. Ueber diesen Punkt wäre manches für und wider zu sagen, wir pflichten dem Verfasser hauptsächlich aus der practischen Rücksicht bei, daß man bei der Unterscheidung von Fundirtem und Nicht-Fundirtem zur Aufstellung einer Menge von Kategorien genöthigt wird, welche ungemein schwer durchzuführen sind und daß das fundirte Einkommen schon auf andere Weise wie z. B. durch die Grundsteuer stärker getroffen wird, als das nichtfundirte. Jene Rücksicht gegen Kategorien kommt für uns ganz besonders in Betracht, weil wir im Gegensatz zum Verfasser ganz entschieden die Selbsteinschätzung der Steuerpflichtigen als die richtigste Erhebungsart ansehen. Was der Verfasser gegen dieselbe vorbringt kommt im Wesentlichen auf den oft angebrachten Einwurf hinaus, daß die Angaben der Steuerpflichtigen unzuverlässig sein müßten, weil das Verlangen der Selbstschätzung auf die Forderung hinauslaufe, daß Jemand die Wahrheit in demselben Augenblicke am meisten lieben sollte, wo ihn der stärkste Eigennutz antreibe, dieselbe zu verleugnen; man gebe damit der Unehrlichkeit und Gewissenlosigkeit eine Prämie. Uns scheint dieser Einwand keineswegs durchschlagend, um so weniger, als wir den vom Verfasser ange-

schlagnen Modus der Ermittelung für deutsche Verhältnisse unausführbar halten. Er empfiehlt nämlich das englische System, welches das Einkommen an seinen Quellen trifft, also die Grundrente gleich beim Pächter, die Zinsen, Dividenden und sonstigen Capitalrenten bei der Auszahlung besteuert, muß aber zugeben, daß man bei dem ganzen Gewerbestande keinen andern Ausweg als den der Selbstschätzung gewußt habe. Für uns kommt nun in Betracht, daß in deutschen Verhältnissen die englische Besteuerungsart der Grundrente wie der Pachtsumme unmöglich sind, weil eben Verpachtung die Ausnahme, Selbstbewirthschaftung die ganz überwiegende Regel ist. Es wäre nach englischem System also in Deutschland nur die Steuer von der Capitalrente leicht zu erheben. Wenn der Verfasser nun mit Recht die Einschätzung nach Classen verwirft, wie sie in Preußen besteht und allgemein als ungenügend empfunden wird, so wird es sich um so mehr empfehlen auf die Selbstschätzung zurückzukommen, als dieselbe bereits in andern deutschen Staaten mit ausgezeichnetem Erfolg eingeführt ist, nämlich in Sachsen-Weimar, den Hansestädten und neuerlich auch in der Stadt Berlin. In Weimar ist sie allerdings ziemlich unconsequent auf Gehalte, Zinsen und Dividenden beschränkt, während das Einkommen aus Grundrente, Handels- und Fabrikbetrieb der Abschätzung unterliegt. In Bremen herrscht die sehr patriarchalische Form, daß nur der Procentsatz der Steuer festgesetzt wird und jeder sich nicht blos selbst schätzt, sondern die Steuer, auf die er sich taxirt, selbst in die Steuercasse legt, so daß die Behörde die Gesammtsummen erhält, ohne die Beiträge der Einzelnen zu kennen. So viel Ehre es der Rechtlichkeit der Bremischen Bürger macht, daß ein solcher Modus gute Resultate gibt, so unmöglich wäre doch seine Anwendung auf einen großen Staat. Dagegen scheinen uns die Einkommensteuergesetze von Hamburg und Lübeck im Wesentlichen allen verständigen Anforderungen zu entsprechen. Ein Existenzminimum ist steuerfrei gelassen, in Hamburg von 200 Thlr., in Lübeck von 120 Thlr., mit der Erreichung dieser Beträge des Einkommens beginnt die Steuer nach geringen Sätzen, bis sie 3 Proc. erreicht, in Lübeck schon bei 1200, in Hamburg erst bei 3320 Thlr. Einnahme von mehr als 3 Proc. wird nicht erhoben. In Hamburg geht die Selbstschätzung auf alles steuerbare Einkommen, in Lübeck hat man nach dem Vorgange der italienischen Gesetzgebung sehr zweckmäßig die Selbstschätzung erst mit 200 Thlr. Einnahme beginnen lassen, während die unter diesem Satze bleibenden Einkommen abgeschätzt werden. Der Grund hierfür ist die für die betreffenden Classen bestehende Schwierigkeit, ihr Einkommen anzugeben. Kleine Leute führen gewöhnlich nicht Buch, die Berechnung ist daher für sie schwierig, falls die Einnahmen nicht in festen Löhnen bestehen, und der Steuerpflichtige ist geneigt, nach augenblicklichen Verlegenheiten sein Einkommen zu niedrig zu veranschlagen, den mithineingehörenden Verdienst der nicht

Digitized by

selbständigen Familienglieder nicht zu berechnen, oder empfangene Naturalleistungen nicht zu veranschlagen, während doch der anerkannte Umfang des Verbrauchs beweist, daß ein entsprechendes Einkommen vorhanden sein muß, um diese Bedürfnisse bezahlen zu können. Ebenso zeigt die Erfahrung daß eine weit größere Zahl der kleineren Steuerpflichtigen zu solchen absichtlichen oder unbewußten Täuschungen weit weniger geneigt ist, sobald es sich nur darum handelt, in eine tiefere Steuerclasse zu kommen, als wenn es möglich ist, ganz von der Steuer frei zu bleiben.

Die Einschätzung der niedrigsten Classen empfiehlt sich also gewiß. Alle übrigen Pflichtigen werden zur Selbstschätzung nach bestem Wissen und Gewissen aufgefordert, kommen sie dieser Aufforderung nicht in einem bestimmten Termin nach, so werden sie von der Behörde eingeschätzt. Erscheint derselben die Selbstschätzung zu gering, so ladet sie den Pflichtigen ein, um Aufklärungen zu geben; wenn er dieser Aufforderung nicht Folge leistet, oder seine Declaration nicht zu vertreten im Stande ist, kann die Behörde eine Erhöhung der Selbstschätzung vornehmen. Man hat sehr richtig nicht die Declaration auf Eid gefordert, einmal, weil es sich bei Schätzung des Einkommens oft um so verwickelte Verhältnisse handelt, daß es selbst einem gewissenhaften Manne nicht immer möglich sein wird, seine Angaben eidlich zu bestärken, sodann weil, wenn die Behörde gegründete Zweifel hat, ob das Einkommen genügend angegeben ist, ihre Erhöhung als Berichtigung des Irrthums erscheint, während bei eidlicher Erklärung in diesem Falle nur übrig bliebe, einen Meineidsproceß zu machen. Dies Verfahren schließt aber natürlich nicht strafrechtliche Verfolgung bei wirklich vorliegendem Betruge aus. Mit diesem Modus, den wir hier in seinen Einzelheiten (z. B. der Berechnung des Einkommens) nicht verfolgen können, hat man durchweg befriedigende Resultate erzielt. In Hamburg unterließ im ersten Jahre nach Einführung desselben kaum der zehnte Theil der Steuerpflichtigen die Selbsteinschätzuug, jetzt nur der zwanzigste und man erzielt bei einer Bevölkerung von 300,000 Seelen einen jährlichen Ertrag von $1\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. Auch in Berlin ergab es sich, daß, als in diesem Sommer eine städtische Einkommensteuer mit Selbstabschätzung veranlagt wurde, sofort 3000 Einwohner mit einem Einkommen von mehr als 1000 Thlr. ermittelt wurden, welche bisher keine Staatseinkommensteuer bezahlt hatten. Warum sollte also die Selbstschätzung nicht für den Staat eingeführt werden können? Daß Unredlichkeiten vorkommen werden, ist nicht in Abrede zu stellen, aber bei welcher Steuer ist das nicht der Fall? Und ist es denn nicht auch eine Unredlichkeit, wenn nach dem jetzigen System wohlhabende Männer sich viel zu geringe Schätzungen stillschweigend gefallen lassen? Ganz gewiß aber würde die Mehrzahl derselben sich sehr besinnen, bei der Selbstschätzung falsche Angaben

Digitized by Google

zu machen, um so mehr, als das Correctiv der Berichtigung durch die Behörde dahinter steht.

Am Schlusse seines Buchs kommt der Verfasser noch auf die exceptionellen Vermögenssteuern, namentlich die Erbschaftssteuer, welche er mit Freilassung kleiner Summen auch auf den Erbfall von Descendenten und Ascendenten auszudehnen vorschlägt, wie es in England der Fall. Wir stimmen dem ganz bei, denn die Erbschaftsabgabe ist ein berechtigtes Aequivalent für den Schutz, den die Staatsordnung für die Succession gewährt. Erbschaften und Legate von etwa 500 Thalern wären steuerfrei zu lassen, von da ab könnte man bei Descendenten in grader Linie 1 Proc., von Ascendenten 2 Proc., von Collateralen in erster Linie 3 Proc. erheben. Eine solche Steuer würde der Staatscasse erheblichen Gewinn bringen und von den Getroffnen sicher nicht hart empfunden werden, denn niemals wird jemand williger sein zu zahlen, als wenn er erbt.

Unsererseits möchten wir für Deutschland noch die Militärbefreiungssteuer vorschlagen. Dabei denken wir natürlich nicht an die Conscription, wo das Ersatzgeld ja eben dem eintretenden Ersatzmann zufällt, sondern an die Fälle allgemeiner Wehrpflicht, wo der Einberufene nicht wehrfähig ist. Wo dies Folge ernster Leiden ist soll gewiß keine Steuer gefordert werden, da der Betroffne dann wahrscheinlich auch an der Gewinnung eignen Unterhalts behindert ist; aber es gibt eine Menge kleiner Gebrechen, die, für die Berufsarbeit oft kaum fühlbar, doch zum Heeresdienst untauglich machen. Diese Categorie ist sogar ungemein zahlreich; in der Schweiz werden durchschnittlich 20 Proc., in Preußen sogar 50 Proc. der Wehrpflichtigen als dienstuntauglich zurückgestellt und die Mehrzahl davon ist erwerbsfähig. Offenbar ist es doch eine große Härte, daß ein Mann, der vielleicht gar kein Vermögen besitzt, dem Staate jahrelang seine ganze Zeit widmen muß, während ein Andrer in guten Verhältnissen vollkommen frei ausgeht, weil er z. B. einen Plattfuß hat. Eine einmalige Abgabe für solche Fälle, deren Höhe nach der Vermögenslage des Einzelnen zu bemessen wäre, könnte nur als geringe und gerechte Ausgleichung gelten. Sie besteht in der freien Schweiz deckt z. B. im Canton Zürich 5 Proc. der Regierungsausgaben und ist auch in Würtemberg eingeführt.

Wir schließen hiermit diese Besprechung des Eisenhart'schen Werkes, welche natürlich auf einzelne Punkte sich beschränken mußte; das Buch selbst gehört trotz der Ausstellungen, die wir daran machen mußten, unbedingt zu den gedankenreichsten seiner Art in der neueren staatswissenschaftlichen Literatur.

Digitized by

Die Gewerbeordnung und die ärztliche Praxis.

Voraussichtlich wird die vor Kurzem in Kraft getretene Gewerbeordnung des norddeutschen Bundes für die Interessen eines großen Theils der Bevölkerung und insbesondere für den Stand der Aerzte einen so mächtigen Umschwung herbeiführen, daß es von Vortheil sein dürfte, die Folgen der neuen Einrichtung schon vorläufig ins Auge zu fassen.

Drei Grundsätze sind es namentlich, die seit Jahrhunderten für die Ausübung der Heilkunde fast in allen civilisirten Staaten festgestellt, durch die neue Gesetzgebung sehr wesentliche Veränderungen erfahren haben. Die Ausübung der ärztlichen Praxis ist nach wie vor an den Nachweis der Befähigung an eine Prüfung geknüpft (§. 29), aber 1) ein Schutz des Staates vor den üblen Folgen der Medicinalpfuscherei wird durch die Gewerbeordnung nicht geboten; 2) die Strafbarkeit der Verweigerung der ärztlichen Hilfe ist aufgehoben (§. 144) und 3) die Bezahlung der approbirten Aerzte wird nur ausnahmsweise und nur für streitige Fälle durch Taxe geregelt (§. 80). — Je nach der örtlichen Lage werden die Folgen dieser Neuerungen sehr verschieden sein. In größeren und großen Städten, wo zahlreiche Specialärzte für ihre Thätigkeit eigene Vereinbarungen treffen, wo die einzelne Familie in vorkommenden Krankheitsfällen ihren erwählten Hausarzt zu Rathe zieht und mit diesem meist ein vorheriges Uebereinkommen besteht, wo endlich für die Behandlung der Armen besondere Aerzte sind angestellt und die freie Concurrenz für die Ausübung der ärztlichen Praxis von dem größten Einfluß ist wird die neue Auffassung der ärztlichen Stellung vielleicht von keiner weitgreifenden Bedeutung sein. Indeß für kleine Städte und insbesondere für Landbezirke, in denen ausgebreitete Ortschaften oft an einen Arzt gebunden sind und innerhalb einer dürftigen Bevölkerung der Mangel tüchtiger Aerzte oft recht fühlbar wird, erscheint die neue gesetzliche Fassung von tiefgreifender Wirkung. Während die medicinischen Organe den Umschwung in der Stellung des Arztes durchweg mit Beifall begrüßen, hat es im Publicum nicht an Stimmen gefehlt, welche anscheinend ernste Bedenken gegen diese Neuerungen erheben.

Man hat die Befürchtung ausgesprochen, daß das Publicum urtheilslos und schutzlos einem Haufen ungebildeter Pfuscher und Medicaster preisgegeben sein werde, daß bei plötzlichen Unglücksfällen oder bei Erkrankungen Unbemittelter und nicht zahlungsfähiger Armer möglicherweise ärztliche Hilfe fehlen könne. Auch für die Aerzte machte man die Befürchtung geltend, daß deren Stellung durch die factische Freigebung der Praxis Beeinträchtigungen erleiden werde. Indeß alle diese Bedenken erweisen sich bei näherer Betrach

Digitized by Google

tung als unhaltbar; die Stellung des Arztes ist ohne Zweifel nie schärfer, nie gerechter, nie nachdrücklicher zum Vortheil des Publicums präcisirt worden, als eben in dem neuen Gesetz. Bei oberflächlicher Betrachtung scheint es zwar den Anforderungen der Humanität zu widersprechen, wenn der Arzt als Gewerbtreibender betrachtet wird, der das Product seiner Thätigkeit gleichwie jedes andere todte Erzeugniß zum Markt bringe. Der Umstand, daß der Arzt der Güter höchstes, das Leben seiner Mitmenschen wahre, verleiht seiner Stellung eben ein ganz eigenthümliches Gepräge, das in der Auffassung als Gewerbe einen nur gezwungenen Ausdruck findet. Indeß in Anbetracht, daß das Vertrauen des Einzelnen sich streng an die Persönlichkeit des Arztes bindet, in Berücksichtigung der großen Schwierigkeiten und Anstrengungen, welche namentlich der Arzt auf dem Lande in der Ausübung seines Berufes findet und insbesondere bei den ganz verschiedenen Anforderungen, welche das Publicum an die Leistungen der Aerzte knüpft, erheischt gerade der ärztliche Beruf eine freie Concurrenz, der nur durch die Ausübung der Praxis als Gewerbe entsprochen werden kann. Diesen Rücksichten hat die neue Gewerbeordnung sehr zweckmäßig Rechnung getragen.

Zunächst wird es dem Kranken durchaus nicht schwer werden, die geprüften Aerzte von etwaigen Afterärzten und Pfuschern zu unterscheiden, denn die Namen der Approbirten werden amtlich veröffentlicht und die bestehenden Strafbedingungen schließen selbst die Befürchtung aus, daß Leute welche die Prüfung nicht bestanden oder ihre Studien nicht vollendet haben, als qualificirte Aerzte betrachtet werden könnten. Für den aufgeklärteren Theil des Publicums ist eine solche Täuschung nicht denkbar und die leichtgläubige Menge wird sich nach wie vor mit Vorliebe Pfuschern in die Hände werfen, gegen deren Treiben Strafbestimmungen gänzlich unwirksam sind. Gerade die seither bestehenden Strafen in Betreff der Medicasterei sind häufig der Grund zu einer größeren Ausbreitung des Uebels gewesen. Jetzt, wo dem Pfuscher der Nimbus des Märtyrerthums fehlt, wird ihm eine Hauptangel seines Wunderglaubens zu nichte gemacht werden. Auf der andern Seite erschienen die früheren gesetzlichen Bestimmungen bezüglich der Medicasterei oftmals von ganz besonderer Härte. War es nicht beklagenswerth und drückend für den Richter, wenn er in einem Fall gegen einen Laien wegen der Behandlung und vielleicht rasch erfolgten Heilung eines Kranken, der schon Aerzte ohne Erfolg consultirt hatte, auf Grund des Gesetzes eine empfindliche Strafe aussprechen mußte? Man lasse dem Kranken die Berechtigung, da Hilfe zu suchen, wohin ihn das Vertrauen führt und vergesse nicht, daß der Glaube einen wichtigen Factor für die Heilung mancher Krankheiten bildet.

Auch die Hilfsbedürftigen werden nicht Noth leiden durch jenen Beschluß

Digitized by Google

des Reichstags, welcher den ärztlichen Zwang beseitigte. Man hatte seither dem Arzt Verpflichtungen unter Strafandrohungen aufgebürdet, die für seine Stellung zum Publicum die beklagenswerthesten Uebelstände bedingten. Die Aufhebung aller bestehenden Bestimmungen, welche den Aerzten unter Androhung von Strafen einen Zwang zu ärztlicher Hilfe auferlegten, war daher nicht nur eine logische Nothwendigkeit, hervorgegangen aus dem Beschluß des Reichstags in Betreff der Freigabe der ärztlichen Praxis, sondern es wird die Enthebung jener von den Aerzten schon vielfach als eine Härte bezeichneten Verpflichtung von nicht geringer practischer Bedeutung sein. Die Stellung des Arztes war seither eine unfreie. Der Artikel 200 des preußischen Strafgesetzbuchs, welcher mit einigen Abänderungen für die übrigen Staaten Deutschlands maßgebend war, bedingte eine Beeinträchtigung der Zufriedenheit und des Behagens, welche die Grundlage für die gedeihliche Entwickelung einer jeden Berufsthätigkeit bilden. Wenn auch in praxi jener Paragraph höchst selten Geltung gewann, indem private Rücksichten und vor Allem die Concurrenz das Publicum vor dem Mangel ärztlichen Beistandes sicher stellten, so war doch die Ueberzeugung, durch gesetzlichen Zwang an eine Verpflichtung gebunden zu sein, über welche füglich der freie Wille und die Humanität gebieten sollten, oft von recht drückender Wirkung. Ueberdies ist der Ruf des Arztes, dessen Wirkungskreis mit allen Schichten der Bevölkerung in naher Berührung steht, durch das Benehmen gewisser Persönlichkeiten gefährdet, denen der Beamte mit Hilfe des Gesetzes entgegentritt. Der Arzt wird seine Würde wahren, wenn er in Zukunft gegen das Gebahren solcher Andringlinge von der Waffe Gebrauch macht, welche das Gesetz ihm an die Hand gibt. Im Uebrigen ist die Verpflichtung zur Behandlung kranker Armer und zur Hilfsleistung bei dringender Gefahr eine moralische, und es gereicht gewiß nicht zum Vortheil des Publicums, diese Verpflichtung, die sich durch keine gesetzliche Bestimmung bemessen läßt, in eine rechtliche, eine bürgerliche umzuwandeln. Bedenkt man nun, daß, je mehr die finanzielle Stellung der Aerzte an kleinen Orten durch die bestehende Taxfreiheit sich bessern wird, um so weniger der Mangel an geeigneter ärztlicher Hilfe zu befürchten steht, berücksichtigt man ferner, daß kaum ein Stand in solchem Maß abhängig ist von dem Urtheil und von dem Vertrauen des Publicums, wie der des Arztes, so wird man eine ausreichende Hilfsleistung selbst in entfernteren Landbezirken im Allgemeinen auch fernerhin und trotz des Mangels an Strafbestimmungen nicht vermissen.

Digitized by Google

Die Lehrfreiheit in der protestantischen Kirche.

Bremen, Ende November.

Einer der großen Grundsätze, mit denen der Protestantenverein gegenwärtig die Erneuerung der evangelischen Kirche unternimmt, die Lehrfreiheit, ist soeben aus einer ziemlich ernsthaften thatsächlichen Prüfung siegreich hervorgegangen. Die einzelnen Vorgänge sind, ein jeder zu seiner Zeit, durch die Zeitungen bekannt geworden, verdienen aber wohl auch einmal übersichtlich zusammengefaßt zu werden.

Der Schauplatz ist die Stadt **Bremen**, ein Gebiet, wo Lutheraner und Reformirte zwar nicht in rechtlicher, aber in factischer Union durch einander leben, wo aber noch keine Synodaleinrichtungen das Ganze der Kirche constitutionell umgestaltet haben, sondern der Senat bis jetzt fortfährt, als „oberster Landesbischof" das absolute Kirchenregiment zu üben. Bis vor Kurzem galt Bremen in der Christenheit dafür, eine nicht viel geringere Stätte blühenden altchristlichen Lebens zu sein, als etwa Basel oder das Wupperthal. Die Absetzung des lichtfreundlichen und revolutionären Pastor Dulon — im Anfang der vierziger Jahre — hatte damit nichts zu thun; sie geschah wesentlich aus politischen Gründen, im Interesse der Unabhängigkeit der Republik und war das Werk des alten Bürgermeisters Smidt, des Hauptgegners der Orthodoxen und Pietisten, denen er den Daumen kräftig aufs Auge gedrückt hielt. Dafür, daß der Senat in seiner ausgemachten Mehrheit rationalistisch-liberal bleibe, sorgte eine feststehende Maxime bei allen Neuwahlen. Es gab auch von jeher freisinnige, vernunftgläubige Prediger, wie z. B. den philosophischen Nagel und den gemüthsstarken, beredten Nieter. Allein im Uebrigen hatte das kirchliche Leben auf der liberalen Seite, wenn auch immer kräftiger und frischer als anderswo unter dem Consistorialjoch, doch bis vor einigen Jahren keinen rechten Zug. Erst als gleichzeitig mit der protestantischen Erhebung in Baden und der daran sich knüpfenden Gründung des Protestantenvereins (1863) mehrere Vacanzen durch talentvolle junge Geistliche ausgefüllt wurden, die man sich zum Theil aus weiter Ferne holte, namentlich aus der Schweiz, erwachte der Geist der Reform in den liberalen Massen, und das halberstorbene kirchliche Leben begann in ihnen aufs neue gesund zu pulsiren. Der letzte dieser jungen Träger des Fortschrittsgedankens, Pastor Schwalb, war berufen, den Anstoß zu einem wichtigen und entschiedenen Kampfe zu geben.

Dies freilich, ohne es im mindesten zu wollen und ohne es nur zu ahnen. Er hielt als einer der Redner, die die Vorträge im Bremer Protestantenverein während des Winters 1867/68 übernommen hatten, Anfang

Digitized by

1868 einen Vortrag über „den alten und den neuen Glauben an Christus.“ Er entwickelte darin die Verschiedenheiten der alten überlieferten, in der Kirche noch geltenden Anschauung von dem Stifter der christlichen Religion und der aus der kritisch-historischen Wissenschaft hervorgegangenen neuen. Seinerseits bekannte er sich, wie man denken kann, zu dieser letzteren. Der eigentliche Inhalt der Rede war also nicht besonders neu, selbst für leidlich unterrichtete Laien nicht. Desto packender war die Form: eine äußerst klare, gemeinverständliche Ausdrucksweise, belebt durch glänzende und schlagende Antithesen, ein Vortrag von ungewöhnlicher Gewalt, ausgehend von einer merkwürdig unscheinbaren Persönlichkeit. Man hätte sagen können: es sei David Strauß auf die Tribüne oder die Kanzel verpflanzt, wenn nicht der lange Aufenthalt des Redners in Frankreich ihm einen starken Hauch französischen Stils und Geistes verliehen hätte. Eher ließe sich demzufolge an Rénan denken, aber von diesem unterschied ihn — wie nicht minder allerdings von Strauß — die Inbrunst und Fülle echter Religiosität.

Dies war der Mann, und dies der Vortrag, welchen die Orthodoxen sich ersahen, um den Rechtszustand der Bremer Kirche in ihrem Sinne auf die Probe zu stellen. Die Erregung in ihrem Lager über die unbekümmert frohe Zuversicht, mit welcher der Protestantenverein und dessen energischer Sprecher ihre Botschaft allem Volk, auch der altgläubigen Herde verkündigten, war schon früher handgreiflich hervorgetreten. Einer der zu ihnen haltenden reichen Kaufleute hatte öffentlich einen Preis ausgeschrieben, für die beste Widerlegung der Lehren von vier namentlich benannten Predigern, und das Urtheil dem Berliner Oberkirchenrath zugeschoben, der es indessen doch nicht recht geheuer fand, diesem schmeichelhaften Zutrauen zu entsprechen, womit denn der Schlag überhaupt ins Wasser ging. Aber nun traten Schwalb's Amtsbrüder selbst hervor, ein Viertel Hundert an der Zahl, aus Stadt und Land, und denuncirten ihn öffentlich dem Senat als absetzungswerthen Ketzer. Und da der Senat auf diese Zeitungs-Anzeige hin nicht alsbald seine vermeintliche Schuldigkeit that, wurde ein winziges Häuflein von Mitgliedern der Martini-Gemeinde, an welcher Schwalb als alleiniger Prediger stand, zusammengebracht, um den Senat direct zum Einschreiten aufzufordern. Das rief denn natürlich auch die große Mehrheit der Gemeinde ins Feuer, die an ihrem geisterfüllten Prediger mit immer wachsender Liebe und Verehrung hing. Sie deckte ihm mit dem Schilde ihrer erklärten Anhänglichkeit und Uebereinstimmung. Zugleich stellten sich die andern Geistlichen, welche Schwalb's Anschauungen theilten und zum Theil schon viel länger öffentlich bekannt hatten, auf die Seite des angegriffenen Collegen, mit dessen Lehrfreiheit und Stellung unverkennbar auch die ihrige bedroht war. Aus Elberfeld, wo zahlreiche kirchlichgesinnte Liberale einen Pastor von freierer Richtung seit vielen

Digitized by Google

Jahren schmerzlich vermissen, ging eine Zustimmungs-Adresse an die Mehrheit der Martini-Gemeinde ein.

Was der Senat thun würde, war in liberalen Kreisen von vornherein kein Gegenstand großer Sorge; vermöge der obenerwähnten Wahlmaxime war seine Mehrheit von rationalistischer Farbe. Es wurde zwar eifrig versucht, ihm von der Seite seiner politischen Deferenz gegen Preußen beizukommen, und die Correspondenz zwischen St. Stephani — so heißt im Volksmunde das hochkirchliche Hauptquartier Bremens — und Berlin soll in jenen Tagen sehr lebhaft gewesen sein. Man sprengte sogar aus, Minister v. Mühler habe durch irgend eine in Berlin anwesende Mittelsperson einen auf Pastor Schwalb's Absetzung gerichteten Druck nach Bremen hin zu üben versucht. Es war gut, daß dies officiös in Abrede gestellt werden konnte, denn sonst hätte der dermalige preußische Cultusminister eine Niederlage mehr in das Buch seiner unglücklichen Feldzüge eintragen müssen. Der Senat wies die Ankläger Schwalb's, Amtsbrüder wie unzufriedene Gemeindemitglieder, in ihre Schranken zurück. Als der deutsche Protestantentag Pfingsten 1868 in Bremen tagte, konnte er an seine Verhandlungen mit dem Bewußtsein gehen, daß hier ein gesicherter Boden für die Lehrfreiheit sei, welche er allen deutschen Kirchen und Gemeinden zu erkämpfen trachtet.

Die geschlagene Partei hätte es großentheils unzweifelhaft gern gesehen, wenn die preußische Regierung sich unter irgend einem plausiblen Vorwande in die Sache eingemischt hätte. Keine Frage wohl auch, daß die Herrn v. Mühler, Hofmann und s. f. nicht anders als gern ihren Bremer Gesinnungsgenossen zu Hilfe gekommen wären. Aber das Bundesverhältniß bot leider für Einmischungen in kirchliche Angelegenheiten schlechterdings keine Handhabe, und um einem bloßen guten Rathe eine besonders eindringliche Schneide zu geben, waren die Zeiten nicht mehr günstig genug, die Autorität des preußischen Kirchenregiments selbst schon zu sehr erschüttert. So wurden die conservativen Leute, welche zuerst gedacht hatten, mit den Mitteln des alten kirchlichen Absolutismus ihr Ziel, die Reinhaltung der Kanzeln ihrer Stadt von ketzerischen Lehren, zu erreichen, auf einen Weg gedrängt, der ihnen noch kurz vorher ganz ungangbar und in die Wüste führend erschienen war. Sie begannen sich für eine Synodalverfassung zu interessiren, und die Forderung aufzustellen, der Senat solle seine oberbischöfliche Gewalt an die Kirche zurückgeben. In Preußen fanden sie diese Forderung vielleicht nach wie vor revolutionär, aber im Bremen konnte sie ja nicht anders, als zum Heil der Seelen ausschlagen.

In diesem neuen Verlangen wurden sie von einer unerwarteten Bundesgenossenschaft unterstützt. Professor M. Baumgarten aus Rostock, der Märtyrer des mecklenburgischen Papstthums der Kliefoth und Krabbe, kam Neujahr 1869

Digitized by Google

nach Bremen, nicht allein, um dort ein Dutzend kirchengeschichtlicher Vorträge zu halten, sondern um gleichzeitig zu versuchen, durch seine Beziehungen zu beiden Parteien, mit deren einer ihn der Glaube, mit deren anderer ihn der Freiheitssinn verband, dahin zu wirken, daß Bremen mit einer entschlossenen Ablösung der Kirche vom Staat in Deutschland den Anfang mache. Die orthodoxen Verkläger Schwalb's sollten bekennen, daß sie Unrecht gethan und eine falsche Bahn betreten hätten, — die Liberalen ihnen dann zur Herbeiführung voller kirchlicher Unabhängigkeit die Hand reichen. Da jedoch das bußfertige Bekenntniß von Jenen war trotz des allgemeinen Entgegenkommens für den frommen und eifrigen Mann nicht zu erlangen, so gedieh man auch in der Verfassungsfrage zu keiner ausdrücklichen Einigung. Die Liberalen haben natürlich nichts gegen Synodalordnung und kirchliches Selfgovernment; es ist ja ein Punkt ihres Programms, was die Conservativen damit adoptirt haben, und die kläglichen Erfahrungen, welche man in Preußen bis jetzt mit den Synoden macht, können sie um so weniger abschrecken, als die Aussichten in Bremen doch wesentlich abweichende sind. Aber die Trennung der Kirche vom Staat ist keine Procedur, wie etwa die Aufstechung eines Geschwürs oder der Schnitt zu lang gewachsener Haare, sondern eine weitläufige, zarte und schwierige Operation, welche wohl überlegt, allseitig vorbereitet sein will. Der Senat kann sein kirchliches Regierungsrecht unmöglich wegwerfen auf alle Gefahr hin, als gingen ihn die Folgen gar nichts an. Wenn er von der Unhaltbarkeit desselben auch grundsätzlich durchaus überzeugt sein sollte, darf er sich seiner Rechte doch nur unter der Bedingung entäußern, daß ein erhöhtes und veredeltes, nicht ein roheres kirchliches Leben die voraussichtliche Wirkung ist.

Auf diesen Standpunkt scheint der Senat sich gestellt zu haben, als er vor Kurzem mit einem Bescheide auf eine seiner Genehmigung unterbreitete Kirchenordnung einer einzelnen Gemeinde dem Kampfe um die protestantische Lehrfreiheit in Bremen gewissermaßen seinen letzten Abschluß gab. Die Gemeinde, um welche es sich handelte, war die der Neustadt, des Stadttheils am linken Weser-Ufer, — gemischt aus Reformirten und Lutheranern, aber ohne förmlich vollzogene Union, das verjüngte Abbild der Stadt selbst. Verleitet von ihren beiden alt-conservativen Pastoren, denen vor ihren muthmaßlichen Nachfolgern grauen mochte, hatte die Mehrheit des Kirchenconvents in die Wahlbestimmungen der am 1. Juli dieses Jahres beschlossenen neuen Kirchenordnung zwei beschränkende Clauseln eingerückt, die entweder nichts sagten oder zuviel. Der erwählte Prediger sollte vor versammelter Gemeinde sich auf das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß verpflichten, und zu sonstigen Kirchenämtern sollte nur wählbar sein, wer am Gottesdienst und Abendmahl theilnehme und ein „gutes Gerücht" genieße.

Digitized by Google

Man mochte wohl denken, hierzu um so eher die Bestätigung des Senats zu erlangen, als derselbe früher der Stephani-Gemeinde gleichartige Bedingungen einer zukünftigen Mehrheit an statutarische Beschränkungen ihres Wahlrechts hatte passiren lassen. Allein man hatte sich doch in dem Senat geirrt. Er ließ sich nicht in der Schlinge falscher Consequenz fangen, sondern erklärte geradezu, neuerliche Vorgänge — d. h. die Schwalb'schen Händel — hätten ihm die Ueberzeugung aufgedrungen, es sei besser, solchen Mißbräuchen des gemeindlichen Selbstbestimmungsrechts zum Schaden der eigenen Freiheit zu wehren. Er gebrauchte folglich seine absolute Gewalt, um Lehrfreiheit und Wahlfreiheit sogar gegen freiwillige Selbstbeschränkung einer verfassunggebenden Gemeindemehrheit in Schutz zu nehmen. Würdiger kann dieses überlebte alte Recht heutzutage nicht benutzt werden. Wenn es der freien Kirche der Zukunft gesicherte Lehrfreiheit als seine Mitgift in die Wiege legt, so hat es einen Abschied von der Welt genommen, wie nicht viele ähnliche veraltete Vorrechte.

Briefe vom preußischen Landtag II.

Berlin, Ende November.

Als das bedeutendste parlamentarische Ereigniß der letzten Woche wird von allen Freunden der nationalen Sache die Annahme des Miquel-Lasker'schen Antrages auf Ausdehnung der Bundescompetenz über das gesammte bürgerliche Recht betrachtet. Schon durch das Votum des Herrenhauses in Betreff des Lippe'schen Antrages war die Niederlage des specifisch-preußischen Particularismus constatirt worden. Leider hatte jedoch die von dieser Seite ausgegangene Agitation außerhalb Preußens sofort ihre Wirkung gethan und ein erneutes Sturmlaufen gegen die Bundesinstitutionen veranlaßt. Die Majorität, mit der im Herrenhause der Uebergang zur Tagesordnung beschlossen wurde, war überdies nur eine geringe gewesen, und der Eindruck dieses Beschlusses wurde noch dadurch abgeschwächt, daß man hinterher von einer durch den Bundeskanzler auf die Abstimmung ausgeübten Pression erfuhr. Es war dem gegenüber von um so größerer Wichtigkeit, daß das preußische Abgeordnetenhaus seinerseits ein deutliches Zeugniß dafür ablegte, daß es zu der Gesetzgebung des Bundes Vertrauen hegt und daß es nicht gesonnen ist, aus Gründen particularistischer Eifersucht das dem Bunde durch seine Verfassung verbürgte Recht der Competenzerweiterung zu bestreiten.

Digitized by Google

Mit ganz besonderer Freude haben wir davon Act genommen, daß in diesem Falle auch die Fortschrittspartei sich durch ihre Abstimmung wenigstens thatsächlich auf die Seite der Nationalliberalen gestellt hat. In allgemeinerem Sinne ist leider von einer Annäherung dieser Partei und von einer definitiven und ehrlichen Aussöhnung derselben mit der nationalen Politik und ihren Zielen noch nichts zu merken. Den inneren Widerspruch, in dem sie sich von vornherein zu dem durch das Jahr 1866 herbeigeführten Einheitswerke befand, das inconsequente Schwanken zwischen halber Anerkennung und und zwischen heimlichem Groll vermag sie auch jetzt noch nicht völlig zu überwinden, und ihre Organe fahren fort, die Nationalliberalen in der bekannten Weise zu verlästern und mit den Bundesorganen zu schmollen. Doch sollte man meinen, daß die Elemente, aus denen sich die Armee der Bundesfeindlichen zusammensetzt, eine deutliche Warnung enthielten und darüber aufklären müßten, auf welcher Seite denn wirklich die ernstlichsten Gefahren für die Freiheit lägen. Wenn sich außerhalb Preußens die ungesundesten Coalitionen bilden, so ist es eben der Preußenhaß, der die verschiedenen Interessen einigt und die Gemüther gegen den Bund allarmirt. In Preußen selbst wären solche Parteicombinationen ebenso unhaltbar, wie eine künstlich genährte Opposition gegen die Bundesverfassung erfolglos bleiben muß. Wenn wir die „Volkszeitung" auch wirklich hin und wieder auf gleichen Pfaden mit der „Kreuzzeitung" ertappen, und die enragirtesten Fortschrittler Verrath schreien, wo die Feudalen ihre theuersten Vorrechte gefährdet glauben: auf die Dauer ist der sichere Instinct des Volkes durch eine solche Verschiebung der Gegensätze nicht zu täuschen. Die Solidarität des preußischen Staates und des norddeutschen Bundes ist in sich zu fest begründet, die realen Interessen Beider sind zu sehr dieselben, als daß der Glaube an einen wirklichen Gegensatz zwischen Beiden ernstlich Platz greifen könnte. Am wenigsten wird man sich durch die Art von patriotischem Preußenthum düpiren lassen, worin Herr Windthorst seinen Particularismus zu kleiden diesmal für gut fand. Wir haben allen Respect vor der parlamentarischen Tactik und Gewandtheit des Abgeordneten für Meppen. Er hat schon im Reichstage die Losung zu der heurigen particularistischen Fehde gegeben und darf sicherlich auch für den eigentlichen Vater des Lippeschen Antrages gelten. Er ist überhaupt in allen Sätteln gewiegt und versteht es, die Waffen und die Kampfart nach der jedesmaligen Beschaffenheit des Terrains zu bemessen. Aber diese neuste Maske stand ihm denn doch etwas schlecht zu Gesicht. Sie hat denn wenigstens auch im Hause Niemanden getäuscht und die Kammer nicht verhindern können, mit überwiegender Majorität ihre nationale Gesinnung auszusprechen. Es kann den Werth dieser Kundgebung nicht beeinträchtigen, wenn darin in der That die Absicht eines „Contrecoups"

Digitized by Google

gefunden würde. Mag man sich das Zustandekommen und die Motive des Beschlusses erklären, wie man will: die Hauptsache ist, daß der Beschluß gefaßt ist und daß die Gegner des Bundes in beiden Häusern des preußischen Landtages eine entschiedene Niederlage erlitten haben. Diese Thatsache liefert den unwiderleglichen Beweis, daß in Preußen ein Widerspruch zwischen dem Bunde und der Landesvertretung nicht besteht und daß diejenigen, die einen solchen Widerspruch zu provociren wünschen, nicht die Macht und nicht die Kraft haben, mit ihren Plänen durchzudringen.

Je größer der Muth ist, den wir aus dieser Thatsache schöpfen und je mehr wir uns freuen, die Uebereinstimmung der Regierung und der gesammten liberalen Partei bei dieser Gelegenheit zu constatiren, desto mehr müssen wir den peinlichen Eindruck bedauern, den die Verhandlungen über die Celler Denkmalsangelegenheit aufs Neue hervorgerufen haben. Schon die Beantwortung der ersten Interpellation war sehr unbefriedigend ausgefallen. Auch die diesmaligen Erklärungen des Kriegsministers konnten in keiner Weise genügen, da sie weder ein offenes Zugeständniß des vorliegenden Rechtsbruchs enthielten, noch die unerläßliche Sühnung desselben in Aussicht stellten. Sie ließen jedoch wenigstens das Bestreben erkennen, einer milderen Auffassung Eingang zu verschaffen und das Vorgefallene durch allerhand Nebenumstände und durch den guten Glauben der dabei betheiligten Militärbehörden zu entschuldigen. Der Justizminister dagegen machte die Sache nur noch schlimmer, indem er sich auf den im Grunde ganz unwesentlichen provisorischen Charakter der richterlichen „Verfügung" berief und an deren Mißachtung so wenig Anstoß nahm, daß ihm die Zahlung der verwirkten Geldstrafe als die einzig mögliche und erforderliche Buße erschien. Die Art endlich, in der der Minister des Innern seine Billigung des beobachteten Verfahrens aussprach, war vollends geeignet den Unmuth des Hauses zu erwecken, und die bureaukratische Willkür zu illustriren, in der sich die ihrer Allmacht bewußte Verwaltung so gern gefällt. Es tritt leider noch immer zu häufig bei uns zu Tage, wie sehr uns der Militär- und Polizeistaat in den Gliedern steckt, und wie wenig die Spitzen unseres Beamtenthums im Stande sind, sich in den Begriff des Rechtsstaates hineinzudenken. Man kann sich nicht losreißen von den alten Traditionen und Gewohnheiten des Absolutismus, und diese Reminiscenzen pflegen gerade dann stets mit besonderer Stärke zu erwachen, wenn die Militärbehörden in irgend einer Weise dabei engagirt sind. Unbegreiflich bleibt uns nur, daß die Regierung sich ihrer Verantwortung dabei so wenig bewußt ist und daß sie es sich garnicht zu vergegenwärtigen scheint, wie sehr durch ein solches Verfahren ihre eigenen Interessen geschädigt werden. Denn es ist klar, daß nicht blos in Hannover die Bevölkerung dadurch erbittert wird. Das

Digitized by Google

Rechtsgefühl des ganzen Landes wird dadurch in der schroffsten Weise beleidigt; denen aber, die der Regierung grundsätzlich übel wollen, wird damit aufs Neue eine wirksame Waffe des Angriffs und der Verdächtigung in die Hand gegeben. Wie leicht wären diese Folgen noch jetzt abzuwenden, wenn man sich einfach entschließen wollte, das Geschehene zu desavouiren und das Denkmal wieder aufzurichten!

Graf Eulenburg konnte sich in der Sitzung vom 26. davon überzeugen, eine wie nachhaltige Verstimmung die Beantwortung der Interpellation und namentlich seine eigenen Aeußerungen in dieser Angelegenheit erzeugt haben. Er fühlte selbst wohl die Nothwendigkeit, den Eindruck seiner Rede zu verwischen. Denn er hat es an versöhnlichen Worten nicht fehlen lassen. Wir können nur wünschen, daß dieses Einlenken aufrichtig gemeint ist und daß die Regierung nachträglich Anstalten treffen möge, um dem gekränkten Rechtsgefühle die erforderliche Genugthuung zu verschaffen und dadurch den Glauben an die Loyalität ihrer Gesinnungen wiederherzustellen. In einem Moment, wo es sich um so wichtige Dinge, wie das Zustandekommen der Kreisordnung handelt, ist auf beiden Seiten ein gewisses Maß von gegenseitigem Vertrauen nicht zu entbehren, und dieses Vertrauen darf nicht durch Erfahrungen, wie diese letzte, alle Augenblicke erschüttert werden. Das Entgegenkommen der Regierung in der Frage der Stellvertretungskosten für die zu Abgeordneten gewählten Beamten, die früher so viele unangenehme Erörterungen veranlaßt hat, ist von der Mehrheit des Hauses als ein versöhnlicher Schritt begrüßt und gern als solcher anerkannt worden. Dergleichen Concessionen können aber nur dann von Werth sein, wenn sie von einer gleichmäßigen und vertrauenerweckendeu Haltung der Regierung begleitet sind und nicht immer wieder der Saame des Mißtrauens gesäet wird. Der fortdauernde Zwiespalt, in dem sich die Verwaltung des Cultusministers der Volksvertretung gegenüber befindet, macht so schon in dem Hause und außerhalb desselben böses Blut genug. Die sehr bewegte Sitzung vom 27., auf die zurückzukommen sich später noch Anlaß bieten wird, hat wiedermal Oel in's Feuer gegossen und den Gegensatz in seiner ganzen Schroffheit hervortreten lassen.

Die Etatsdebatte rückt im Ganzen nur langsam vor, und es ist kaum abzusehen, wie neben der gegenwärtig unterbrochenen Berathung der Kreisordnung noch so viele andere Aufgaben bewältigt werden sollen, da die Kräfte des Hauses bereits auf's Aeußerste angespannt sind, und die Gegenstände, die noch zu erledigen bleiben, zum Theil, wie die Finanzfrage, um ihrer Bedeutung willen eine sehr gründliche und zeitraubende Behandlung verlangen. Ob das Camphausen'sche Consolidationsproject angenommen werden oder ob man für diesmal andere Mittel zur Deckung des Deficit's

Digitized by Google

suchen wird, darüber ist zur Zeit eine bestimmtere Aeußerung noch nicht möglich. An der Börse wird das Project sehr verschieden beurtheilt. Auch in der Kammer gehen die Ansichten und die Wünsche der Parteien in dieser Hinsicht auseinander. Daß die Conservativen dem neuen Finanzminister nicht hold sind, war schon bei seiner Ernennung ersichtlich. Auch die Fortschrittspartei hat gleich anfangs gegen das System der Rentenschuld Front gemacht. Die Nationalliberalen halten an der Hoffnung fest, daß der Minister versuchen werde, eine dauernde Reform der Finanzen in's Werk zu setzen und sie sind ihrerseits entschlossen, ihm bei diesem Versuche ihre Unterstützung zu leihen. Daß Herr Camphausen das Vertrauen des Landes verdient und daß er seine Thätigkeit nicht auf die technischen Fragen seines Ressorts beschränken, sondern auch den Bedürfnissen auf anderen Gebieten des Staates Genüge zu thun bemüht sein werde, dafür scheint seine erfolgreiche Intervention in der vielberufenen Angelegenheit der Wittwen- und Waisencassen für Elementarlehrer eine erfreuliche Bürgschaft zu bieten.

Literatur.

Briefe des Königl. preuß. Staatsministers, General-Postmeisters und ehemaligen Bundestagsgesandten Karl Ferdinand Friedrich von Nagler an einen Staatsbeamten. Als ein Beitrag zur Geschichte des 19. Jahrhunderts herausgegeben von Ernst Kelchner und Prof. Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy. Zwei Bände (Leipzig 1869).

Die Veröffentlichung der vorliegenden zwei Bände Nagler'scher Briefschaften gehört zu den publicistischen Unternehmungen, für welche sich eine raison d'être beim besten Willen nicht errathen läßt. Der Name des Gelehrten, der sich an dieser Herausgabe betheiligte, schließt alle Gedanken an eine einfache Speculation aus und so sind wir auf die Gründe angewiesen, welche die dem Werke vorgedruckte Vorrede für das Erscheinen desselben namhaft macht: die Anschuldigungen gegen den vielgescholtenen Nagler „sollen auf ihr rechtes Maß zurückgeführt werden, die magere, wesentlich auf Varnhagen's Tagebücher angewiesene moderne deutsche Memoirenliteratur soll bereichert, über eine hochbedeutende Entwickelungsstufe unseres politischen und socialen Lebens Licht verbreitet werden."

Der Referent hat das vorliegende Werk auf jede dieser drei Versprechungen geprüft und keine auch nur annähernd erfüllt gefunden. Vor Allem erscheint geradezu unbegreiflich, wie die Herausgeber haben glauben können, daß diese Briefe zur Milderung des Urtheils beitragen würden, welches über Nagler's reactionäre Thätigkeit feststeht. Im Gegentheil ist blos Material zur Verschärfung dieses Urtheils geboten worden, und zwar ein Material, das eigentlich nur unter die Kategorie der schmutzigen

Digitized by Google

politischen Wäsche gestellt werden kann. Diese Wäsche besteht überdies nur aus Fetzen, die selbst historischen Lumpensammlern kein besonderes Interesse bieten werden; denn wenn man die ersten zwanzig oder dreißig von den vorliegenden 620 Seiten gelesen hat, so weiß man nicht viel weniger, als wenn man die Lectüre dieser Schrift — wie der Referent es gethan — zu Ende geführt hat. Nagler, dessen Verdienste als Organisator des preußischen Postwesens außer Frage stehen, war einige Zeit lang Bundestagsgesandter gewesen und als solcher mit dem Hofrath Kelchner („dem Staatsbeamten", an welchen die Briefe gerichtet sind) in nähere Beziehung getreten. Nach seiner Rückkehr nach Berlin ließ der Ex-Gesandte sich durch seine früheren Untergebenen über Frankfurter Neuigkeiten, namentlich über süddeutsche liberale und revolutionäre Unternehmungen, sowie über neuere Erscheinungen der oppositionellen Presse und Publicistik regelmäßig berichten, gelegentlich gefährlich scheinende Persönlichkeiten auskundschaften, Briefe und Actenstücke unterschlagen, heimlich öffnen u. s. w. Die bezüglichen, apodictisch gegebenen Aufträge bilden den fast ausschließlichen Inhalt der vorliegenden Publication, die nur sehr theilweise von des „getreuen" Kelchner's Antworten begleitet sind. In weitaus den meisten Fällen erfahren wir nur, wie die Bücher und Zeitungsartikel hießen, welche Naglers Neugier erregten; nicht selten begnügt er sich mit Andeutungen, die kaum verständlich sind und über welche selbst die Herausgeber keinen Aufschluß zu geben vermocht haben, und so geht es 620 Seiten lang!

Wenn man von einzelnen, immer nur aphoristischen Berichten über Berliner Tagesneuigkeiten absieht, ist das Buch höchstens dadurch bemerkenswerth, daß wir erfahren, wie beschränkt einer der vertrautesten Diener Friedrich Wilhelms III. gewesen und in wie kindischer Weise derselbe Mann, der die ultramontanen Umtriebe am Rhein so richtig beurtheilte, sich von Kombst, Schlottmann und anderen Leuten dieses Schlages an der Nase herumführen ließ. Im Vergleich zu diesen Briefschnitzeln erscheinen Varnhagen's einseitige und anecdotische Aufzeichnungen wie ernsthafte Quellenwerke vom höchsten Rang.

So bleibt die Frage nach dem Warum dieser Publication in jeder Rücksicht unbeantwortet. Weder wissen wir, was Herrn Prof. Mendelssohn zu derselben vermocht hat, noch welche Motive Herrn Ernst Kelchner bewegen konnten, das Gedächtniß seines Vorfahren nachträglich zu compromittiren.

Die Grenzboten beginnen am 1. Januar 1870 ihren **29. Jahrgang.** Die seitherigen wie die neu eintretenden Abonnenten ersuche ich, ihre Bestellungen auf den nächsten Jahrgang bis spätestens zum 15. Decbr. bei den betreffenden **Buchhandlungen** oder **Postämtern** anzumelden, damit die Zusendung rechtzeitig erfolgen kann.

Leipzig, im Decbr. 1869.

Fr. Ludw. Herbig.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by



XXVIII. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

№ 50.

Ausgegeben am 10. December 1869.

Inhalt:

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage aus dem Verlage von Ferd. Dümmler's Verlagshandlung (Harrwitz & Goßmann) in Berlin.

Leipzig, 1869.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)



Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Hermann Hettner.

In drei Theilen. gr. 8. Fein Velinpapier. geh.

Erster Theil: Die englische Literatur von 1660 bis 1770. Zweite umgearbeitete Auflage. Preis 2 Thlr. 20 Sg

weZiter Theil: Die französische Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Zweite umgearbeitete Auflag Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Dritter Theil: Die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

Erstes Buch: Vom westphälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen, 164 bis 1740. Preis 2 Thlr. 4 Sgr.

Zweites Buch: Das Zeitalter Friedrich's des Großen. Preis 3 Thlr. 6 Sgr.

Drittes Buch: Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur.

Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode. Preis 2 Thlr.

Die zweite Abtheilung des dritten Buches, **mit welcher das ganze Werk geschlossen ist,** befind sich bereits unter der Presse und erscheint im Laufe der nächsten Zeit.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Die architektonischen Stylarten.

Eine kurze, allgemeinfassliche Darstellung der charakteristischen Verschiedenheiten der architekton schen Stylarten. Zur richtigen Verwendung in Kunst und Handwerk. Für Architekten, Male Bildhauer, Stukateure, Bauschulen, Baugewerkschulen, Bauhandwerker, Modellirer, Metallarbeiter et sowie zur Belehrung für gebildete Freunde der Kunst und Architektur.

Von **A. Rosengarten,**
Architekt.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 638 Illustrationen in Holzstich. Royal-Octav. Fein Velinpapier. geh. Preis 4 Thlr.
In englisches Leinen gebunden. Preis 4 Thlr. 10 Sgr.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

GESCHICHTE
DES

VOLKES ISRAEL

VON ANBEGINN BIS ZUR EROBERUNG MASADA'S
IM JAHRE 72 NACH CHRISTUS.
VON

Dr. FERDINAND HITZIG,
KIRCHENRATH UND O. PROF. DER THEOLOGIE IN HEIDELBERG.

In Zwei Theilen.
Zweiter Theil. (Schluss.)
Bis zum Kriege des Titus.
gr. 8. Preis: 1 Thlr. 21 Ngr.

Rud. Reichenau. **Oscar Pletsch.**

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien neu und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Rud. Reichenau, Aus unsern vier Wänden. 11. A
3 Abtheilungen. 8. eleg. cart. 1 Thlr., fein gebdn. mit Goldschnitt $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Dasselbe, 1. Abth., Pracht-Ausgabe, mit 66 Originalzeichnungen von Pletsch, in Holzschnitt von H. Bürkner. carton. $2\frac{2}{3}$ Thlr., fein geb. 3

Rud. Reichenau, Liebesgeschichten. Neues aus den alten vier
Eleg. cart. 24 Ngr.

Diese elfte billige Auflage von „Aus unsern vier Wänden" ist neu überarbeitet und stell mit der in den „Liebesgeschichten" begonnenen Fortsetzung umsomehr als ein Ganzes dar. diese sehr beliebten Werke einer immer größeren Verbreitung zu erfreuen haben, wozu die **Weihnachtszeit** günstige Gelegenheit bietet.

Friedrich Schlegel und die Xenien.

An R. Haym
von
Michael Bernays.

Lassen Sie Sich's gefallen, hochverehrter Mann, daß ich Ihnen öffentlich den Dank ausspreche für die Belehrung, die Sie mir so freundlich dargeboten haben. Ich rede hier nicht von der Belehrung, die allen, welche das geschichtliche Studium unserer Literatur als eine ernste Angelegenheit betreiben, durch Ihre Arbeiten so vielfach und reichlich zu Theil geworden; für diese im Stillen zu danken, habe ich schon oft willkommenen Anlaß gefunden, und auch in Zukunft wird dieser Anlaß häufig genug wiederkehren; — jetzt möchte ich mich nur für die Belehrung erkenntlich bezeigen, die Sie mir allein, durch Ihren Brief vom 30. Juli, gewährten.

Sie haben meiner schwankenden Vermuthung festen Halt gegeben und sie bis zur Gewißheit bestätigt; Sie haben das Sachverhältniß so klar und überzeugend dargelegt, daß mir jedes Bedenken geschwunden ist. Wir wissen nun, was es für eine Bewandniß hat mit der „Schlegelischen Kritik von Schlossern", deren Schiller im Briefe an Goethe vom 16. Mai 1797 mit so unverholenem Aerger und Widerwillen gedenkt. Jene Kritik, gerichtet gegen J. G. Schlosser's „Schreiben an einen jungen Mann, der die kritische Philosophie studiren wollte", haben wir in dem von Reichardt herausgegebenen Journale „Deutschland" zu suchen; dort steht sie im zehnten Stück S. 49—66 unter dem Titel „der deutsche Orpheus" *). Sie wird also fortan

*) Das Erscheinen der letzten Monatsstücke dieser Zeitschrift, die nur den einen Jahrgang 1796 erlebte, hatte sich um ein bedeutendes verspätet. Daher mag es sich erklären, daß erst am 16. Mai 97 eines Aufsatzes Erwähnung geschieht, der bereits im Octoberheft 96 veröffentlicht worden. Allerdings erwähnt Goethe schon im Briefe vom 28. April des Aufsatzes „Ueber die homerische Poesie", den erst das Novemberheft gebracht hatte. Aber diese Abhandlung mußte sogleich von selbst Goethe's Beachtung auf sich ziehen, da sie in die damals so lebhaft betriebenen epischen Studien so unmittelbar eingriff; (vgl. Goethe's Briefe an F. A. Wolf S. 29) die philosophischen Händel lagen ihm gerade damals ferner, und ein Aufsatz, der diese betraf, konnte wohl eine Zeitlang von ihm ungelesen bleiben. Aus Schiller's Frage am 16. Mai ist übrigens zu entnehmen, daß von der Schlegel'schen Kritik schon früher unter den Freunden die Rede gewesen, wahrscheinlich während Goethe's Aufenthalt in Jena vom 22. Februar bis zum 31. März.

Digitized by Google

unter Friedrich Schlegel's Jugendarbeiten zu rechnen sein, gleich so manchen andern Aufsätzen, die noch nicht als sein Eigenthum erkannt oder gänzlich wieder vergessen worden sind.

Es darf uns eben nicht Wunder nehmen, daß man jene Aeußerung Schiller's bisher unbeachtet gelassen, oder daß man nicht gewußt, auf welches Schlegel'sche Delictum sie zielte. Ueber die früheren Arbeiten des jüngeren Schlegel ist nur eine unsichere Kunde verbreitet; und die Zeitschrift Deutschland ist offenbar nur wenigen Literatoren zu Gesichte gekommen*). Nicht leicht wird jemand außer Ihnen genau darzulegen wissen, welchen umfassenden Antheil Schlegel an dieser Zeitschrist genommen. Allgemeiner bekannt sind aus der reichen Zahl seiner Beiträge nur die Aufsätze über Goethe und über das homerische Epos, so wie die Recension des Jacobischen Woldemar, das glänzende Meisterstück seiner kritischen Denk- und Schreibweise, das mit der tiefgehenden Betrachtung, die Wilhelm von Humboldt demselben Roman widmete, einen so bezeichnenden Gegensatz bildet. Jene Aufsätze waren Bruchstücke aus den umfangreichen Werken über „die Griechen und Römer" (1797, S. 76—80) und über die Geschichte der alten Poesie (1798); die Recension aber fand im ersten Bande der „Charakteristiken und Kritiken" von neuem einen geziemenden Platz.

In dem Aufsatze nun, auf den Schiller so unfreundlich hinblickt, läßt Schlegel eine harte Züchtigung über Schlosser ergehen; und daß diese wohlverdient war, konnte von keinem Anhänger der kritischen Philosophie geleugnet werden. Zufolge der ihm innewohnenden, durch sein ganzes Leben bethätigten Denkart durfte Schlosser bei dem siegreichen Fortschreiten der von Kant ausgehenden philosophischen Bewegung nicht gleichgiltig bleiben. Er fühlte sich verpflichtet zum Streit gegen die immer verderblicher anwachsende Macht des Kriticismus, die alle Gebiete des geistigen Lebens zu überziehen drohte, um, wie er wähnte, alle gleichmäßig zu veröden. So trat er, gereizt und erbittert, auf den Kampfplatz hervor, und ließ den lange gehegten, mühsam zurückgehaltenen Haß gegen die kritische Philosophie und deren Urheber zu ungehemmtem Ausbruche kommen.

---

*) Selbst A. W. Schlegel hatte in späteren Jahren kein Exemplar derselben zur Hand, (Werke 8, 288) und zweifelte, daß noch eins aufzutreiben sei (an Tieck 15. Januar 1830). Jetzt findet sich das seltene Werk, durch Böcking's Fürsorge, unter dem reichen Büchervorrathe, der zusammen mit dem handschriftlichen Nachlasse A. W. Schlegel's ein unentbehrliches Hilfsmittel für das Studium unserer romantischen Literaturperiode bildet. — Ich wiederhole hier den schon an einem andern Orte ausgesprochenen Wunsch, daß dieser kostbare Nachlaß recht bald das Eigenthum einer deutschen Universitätsbibliothek werden möge. Von den noch vorhandenen zahlreichen Briefen hat Anton Klette ein mit musterhafter Sorgfalt aufgestelltes, höchst instructives Verzeichniß geliefert. — August Wilhelm schreibt an Tieck: „Ich habe (von Friedrich) auch eine Unzahl von Briefen, noch habe ich die Packete nicht geöffnet. Es ließen sich daraus vielleicht sehr interessante Auszüge machen."

Schlosser war kein gefährlicher Gegner. Er wäre, bei dem damaligen Stande der Dinge, auch dann nicht gefährlich gewesen, wenn die Schärfe seiner Waffen der Heftigkeit seines Ingrimms entsprochen hätte. Nichtsdestoweniger mußte auch der mit unschädlichen Waffen geführte Angriff zurückgewiesen werden. Alle, die sich zur kritischen Philosophie bekannten, vor Allen aber diejenigen, die zu einer selbständigen Fort- und Umbildung derselben berufen waren, mußten sich zur Abwehr aufgefordert fühlen. Ja, der alte Meister selbst trat auf den Plan*) und führte siegreich seine Sache mit heiterer Ruhe und lächelndem Behagen; und als der Ueberwundene, schutzlos Dastehende sich nochmals in einem zweiten unglücklichen „Schreiben" zu regen wagte, ließ Schelling in einer grausamen Recension**) die letzten vernichtenden Schläge auf ihn niederfallen.

Schlegel konnte also auf vielseitige Beistimmung rechnen, indem er über Schlosser und dessen leidenschaftliches Bemühen das Verdammungsurtheil sprach. Schiller muß denn auch gestehen, daß diese Kritik „in ihrem Grundbegriffe nicht unwahr sei"; und dies Zugeständniß konnte er nicht wohl zurückhalten, wenn er seine eigenen Aeußerungen über Schlosser vor sich selbst rechtfertigen wollte. Denn wie unbarmherzig fährt auch er über den schwächlichen Verfechter eines längst abgethanen Dogmatismus her! Da Goethe den alten Freund und Schwager in Schutz nehmen möchte gegen den furchtbaren Vorwurf der Unredlichkeit und der Lüge, den Kant mit ziemlicher Deutlichkeit gegen ihn ausgesprochen, da will Schiller keine entschuldigende Erklärung gelten lassen und hält die bittere Anklage aufrecht. Und als der so schwer Getroffene sich dann noch einmal seinen Gegnern stellte, ließ Schiller über ihn, dem er eigentliches Interesse für Wahrheit entschieden absprach, schonungslos ein verschärftes Urtheil ergehen***). Man sieht also nicht recht ein, was gerade ihn, den selbst so unerbittlichen Richter, bewog, Schlegel's Invective zu mißbilligen.

Indeß könnte man erwidern: Schiller äußerte seine Gesinnungen nur gegen den vertrauten Freund, Schlegel sprach öffentlich. — Redete aber nicht

*) Mit der „Verkündigung des nahen Abschlusses eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie." (Vermischte Schriften 1799, Bd. 3, S. 341 fg.). Goethe nennt diese Schrift Kant's „ein sehr schätzbares Product seiner bekannten Denkart, das so wie alles, was von ihm kommt, die herrlichsten Stellen enthält, aber auch in Composition und Stil Kantischer als Kantisch" an Schiller Nr. 364. — Vgl. Schiller's Antwort 22. September 97.

**) Allg. Literatur-Zeitung 1798. Nr. 299, 5. October.

***) Der ganze Brief an Goethe vom 9. Februar 98 ist ein erbarmungsloser Rechtsspruch über Schlosser. Den Grund seiner gesteigerten Indignation gibt Schiller sehr schön in den bezeichnenden Worten an: „Sie (Goethe) der den Menschen besser kennt, erklären sich vielleicht richtiger und natürlicher durch eine unwillkürliche Beschränktheit, was ich, der die Menschen gerne verständiger annimmt, als sie sind, mir nur durch eine moralische Unart erklären kann."

Digitized by

auch Kant vor aller Welt? Und vergleicht man die Verfahrungsart dieser beiden, so läßt sich schwer ausmachen, wer von ihnen den Gegner tiefer verwundet, härter verletzt habe. Aus den grellen Tönen der Schlegel'schen Rede klingt der Hohn am stärksten vor; in Kant's Worten herrscht eine unverhüllte, ungemischte und ungemilderte Verachtung.

Aber in dem, was Kant sagte, vernahm Schiller „Wahrheiten"; was Schlegel vorbrachte, waren ihm „Impertinenzen". Und in der That, Schlegel zeigt hier schon die unerquicklichen Eigenheiten seines Stils, die er dann später in seinen kritischen Arbeiten geflissentlich ausbildete, von denen aber in seinen literar-historischen Schriften nur hie und da wahrnehmbare Spuren sich finden. Er zeigt hier schon jene Manier, von der Schiller sich so angewidert fühlte, die „naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier"*). Freilich erscheint auch, mit jenen Eigenheiten innig verbunden, ein vielseitig beweglicher, oft scharf in den Mittelpunkt treffender Witz; aber daß man sich seiner unbefangen erfreue, daran hindert eben diese ärgerliche Manier, die auch unverkennbar darauf berechnet ist, Aergerniß zu geben. Nicht sowohl der Inhalt, als die Art des Vortrages verletzt; sie wird selbst demjenigen anstößig, der sich den vorgetragenen Meinungen zuneigen möchte. —

Als Schiller am 16. Mai 1797 jene mißmuthige Aeußerung that**), hatte sich schon längst der persönliche Widerwille gegen Schlegel in ihm festgesetzt; er war wohl schon entschlossen, den persönlichen Verkehr mit den Brüdern aufzuheben, die man sich damals noch als ein in jedem Sinne eng verbundenes Paar dachte. Ein inneres Verhältniß mit ihnen hatte nie bestanden; aber auch das äußere sollte nicht mehr fortbestehen. Jene an Goethe gerichteten Worte sind nur die Vorläufer des Scheidebriefes, den zwei Wochen hernach Wilhelm zu seiner großen Bestürzung unerwartet empfing.

Schiller wies die Brüder aus seiner Nähe und zeigte dabei jene energische Festigkeit, die ihm, wo es einen durchgreifenden Entschluß galt, nie fehlte. Wilhelm mußte die Strafe, die nur dem Bruder gebührte, unverschuldet mittragen. Denn nur durch Friedrich's Verhalten konnte Schiller die anscheinend so harte Maßregel begründen.

Aber nothwendig war diese Maßregel schon seit langem geworden. Denn schon beim Beginn seines Jenaischen Aufenthaltes war Friedrich gegenüber dem Dichter, den er damals noch verehren wollte, in eine bedenkliche Stel-

---

*) an Goethe 23. Juli 1798.

**) Er wirft dem jüngeren Schlegel nicht nur böse Absicht und parteiische Gesinnung vor; er beschuldigt ihn auch der Unverschämtheit, und spottet über die Unwissenheit und Oberflächlichkeit, mit welcher dieser Kritiker, der sich soviel dünkte, den Roman der Caroline von Wolzogen, Agnes von Lilien, für ein Werk Goethe's habe halten können. Den Grundton dieser überscharfen Aeußerungen geben die Worte: „Es wird doch zu arg mit diesem Herrn Friedrich Schlegel." —

Digitized by Google

lung gerathen; dem Verhältnisse war von Anfang an der Boden entzogen, auf dem es sich erfreulich hätte entwickeln können.

Als Friedrich in den ersten Tagen des August 1796 in Jena anlangte, mußte er schon mit einem deutlichen Schuldbewußtsein vor Schiller hintreten. Das Journal „Deutschland", das für Schlegel's Beziehungen zu Schiller so verhängnißvoll werden sollte, hatte in seinem sechsten Stücke einen Aufsatz gebracht*), in welchem Friedrich den Schiller'schen Musen-Almanach für 1796, der schon in einem früheren Hefte der Zeitschrift beurtheilt worden, einer neuen schärferen Prüfung unterzog und seine kritischen Betrachtungen mit Vorliebe den eben so zahlreichen wie gewichtigen Beiträgen des Herausgebers zuwandte. Der Dichter, der eben den schwierigen Uebergang aus dem Gebiete der Metaphysik ins Reich der Poesie mit so wunderbarem Glück vollbracht hatte, konnte von den Betrachtungen, die ihm der anmaßlich auftretende Kritiker widmete, nicht eben freundlich angesprochen werden. Er fand hier zwar starke Ausdrücke des Lobes und der Bewunderung, die aber seltsam genug mit spöttelndem Tadel gemischt, und durch diese Mischung etwas verdächtig erschienen; und wenn er auch die Richtigkeit mancher Bemerkung zugeben, wenn er anerkennen mochte, daß hie und da das Eigenthümliche seiner Dichternatur nicht unschicklich bezeichnet worden, so mußten ihm doch manche Stellen dieser Kritik den Glauben beibringen, daß der Kritiker es gegen ihn auf eine persönliche Verletzung abgesehen habe**). Unmöglich konnte diese kritische That Friedrich's zu einer glücklichen Einleitung des persönlichen Verkehrs dienen.

Körner, der warme Theilnahme für Friedrich hegte und dessen Anlagen, nach ihrer Tiefe wie nach ihrem Reichthum, nicht unrichtig schätzte, — Körner hatte denn auch dem üblen Eindrucke jener ungebührlichen Aeußerungen vorzubeugen gesucht***). Er hatte dem Freunde die Versicherung ertheilt, daß dieser kaum einen entschiedeneren Verehrer habe, als eben den jungen Kri-

*) „An den Herausgeber Deutschlands, Schiller's Musen-Almanach betreffend. (S. 348—607), unterzeichnet: Friedrich Schlegel.

**) So ward z. B. über die vierte und fünfte Strophe der „Ideale" (nach der späteren Bearbeitung die dritte und vierte) folgender Tadel ausgesprochen: (S. 355). „Was hier dargestellt wird, ist nicht die frische Begeisterung der rüstigen Jugend, sondern der Krampf der Verzweiflung, welche sich absichtlich berauscht, zur Liebe foltert, und mit verschlossenen Augen in den Taumel eines erzwungenen Glaubens stürzt. Zwar kann diese unglückliche Stimmung auch mit der höchsten Jugendkraft gepaart sein, wo vernachlässigte Erziehung die reinere Humanität unterdrückte. Doch ist sie hier nicht poetisch behandelt und mit dem Ganzen in Harmonie gebracht." — Vgl. dagegen W. v. Humboldt's Urtheil im Briefe an Schiller S. 175.

***) Dieser Versuch ward gemacht in dem Briefe an Schiller vom 22. Juli 1796. Dort heißt es: „Schlegel ist gestern abgereist, und wird bald in Jena sein. Er bringt einen Aufsatz über Cäsar und Alexander, der gute Ideen enthält, aber freilich noch in der Form beträchtliche Mängel hat." — Aber noch am 28. Juli schreibt Schlegel an Schiller von Dresden aus, und sendet den für die Horen bestimmten Aufsatz.

Digitized by Google

tiker, der nur, um seinen Beruf zu dem übernommenen Amte darzuthun, sich gelegentlich eine strengere Miene gebe. Körner's Vermittelung war wohlgemeint, aber sie sollte nichts fruchten.

Allerdings schienen die ersten persönlichen Berührungen ganz erfreuliche Verhältnisse für die Zukunft zu verheißen*). Umsomehr jedoch mußte sich Schlegel überrascht und unangenehm getroffen fühlen, als etwa zehn Wochen später die Xenien hervorbrachen. Man hatte ihn mit diesen unwillkommenen Gastgeschenken nur allzu verschwenderisch bedacht. Mit Nicolai und Reichardt theilte er die mißliche Ehre, unter den Beschenkten in erster Reihe zu stehen.

Die gegen Friedrich gerichteten Xenien treten zu zwei größeren, leicht unterscheidbaren Gruppen zusammen. Zu den Distichen der ersten Gruppe hat nun eben jene verwegene Recension des „Musen-Almanachs" Anlaß und Stoff geliefert; sie beziehen sich auf einzelne Aeußerungen des Kritikers, die mit komischer Uebertreibung wiedergegeben werden. Diese Beziehung hat zuerst Eduard Boas ausgespürt**); aber es gelang ihm nicht, für alle zu diesem Kreise gehörenden Epigramme die richtige Deutung zu finden. Auch die anderen Erklärer, die neben und nach ihm sich mit der Erläuterung der Xenien befaßten, haben die richtige Spur verfehlt. Es mag daher nicht unersprießlich sein, die Reihe dieser Distichen noch einmal im Zusammenhange zu überblicken. —

Mit vernichtendem Schlage sollten die Xenien alles treffen, was in der Literatur und in den Kreisen des geistigen Lebens innerlich abgestorben, veraltet oder dem Veralten nahe war, und dennoch ein Recht des Daseins und der Fortdauer, ja der Herrschaft sich anmaßte. Die Kritik, mit den blitzenden und scharfen Waffen der Poesie versehen, sollte sich hier offenbaren als die Kunst, „die Scheinlebendigen in der Literatur zu tödten"***). Gestört und aufgescheucht aus ihrer behaglichen Selbstzufriedenheit wurden alle die treuen Anhänger des Herkömmlichen, die so bequem auf ihren breiten Pfaden einherwandelten und diese Pfade als die einzig rechten anerkannt wissen wollten; aus dem Felde geschlagen wurden die tapferen Führer der Mittelmäßigkeit, die auf ein verjährtes Ansehen pochten und denen die Natur einen instinctiven Widerwillen gegen alles genialisch Große zum unveräußerlichen Erbtheil angewiesen. Die Xeniendichter wandten sich gegen Alle, die, mit kurzsichtigem Eifer, die wunderbaren Erscheinungen der Zeit verkennend, dem macht-

---

*) Schiller an Goethe 8. August: „Schlegel's Bruder ist hier; er macht einen recht guten Eindruck und verspricht viel."

**) Vgl. Schiller und Goethe im Xenienkampf 1, 164. — Da nur wenigen Lesern der Musen-Almanach für 1797 zur Hand sein möchte, so bediene ich mich im Folgenden, bei Anführung der einzelnen Xenien, der von Boas gebrauchten Zahlen.

***) So definirt Friedrich Schlegel das Wesen der Kritik. Charakterist. u. Kritik. 1, 241.

Digitized by Google

voll fortschreitenden Geiste sich entgegenstemmten und ein aus irreleitenden Halbwahrheiten kümmerlich zusammengetragenes Kunstevangelium hartnäckig predigten. Die Xenien verkündeten unter Sturm und Wetter, daß unaufhaltsam der heitere Tag anbreche, mit dem die anerkannte Herrschaft der neuen Poesie beginne.

Indem nun so unter den Händen der Meister dieser neuen Poesie ein satirisches Gemälde der damaligen Literatur wie von selbst entstand, mußte dafür gesorgt werden, daß kein irgendwie bemerkenswerther oder hervorstechender Zug hier fehle. Und welchen überschwänglichen Reichthum verschiedenartiger, ja widersprechender Erscheinungen brachte jene Zeit ans Licht! Die geistige Zeugungskraft der Nation schien sich wundersam vervielfältigt zu haben. Was sonst durch ansehnliche Zwischenräume von einander getrennt und auf verschiedene Epochen vertheilt ist, das stand dort in gedrängter Fülle nebeneinander. Was sonst im langsamen Fortgange der Entwickelung nur allmälig zur vollen Eigenthümlichkeit seines Wesens heranwächst, das trat dort mit überraschender Schnelligkeit sogleich in bestimmt ausgebildeter Gestalt hervor, zeigte seine wahre Natur, und wirkte nach den Gesetzen derselben. So mußte denn dort auch Altes und Neues in seltsamer Nähe sich begegnen. Wenn die überwundenen Vertreter abgebrauchter Grundsätze und einseitig beschränkter Meinungen ihren schon verlorenen Platz zu räumen noch zögerten, so regten sich neben ihnen schon die jugendlichen, etwas vorlauten Verkünder einer neuen, nach vielseitiger Ausbildung strebenden Lehre, die durch den Schein des Tiefsinns anlocken, durch den Reiz kühner Seltsamkeit bestechen und ihren Jüngern eine freie, weite, ja unbegränzte Aussicht über die nahe an einander liegenden Gebiete der Kunst und Wissenschaft eröffnen sollte. Wenn jene Liebhaber des Alten ihr schwaches Auge unverwandt auf eine abgelebte Vergangenheit gerichtet hielten, so sahen diese Propheten des Neuesten mit ungeduldig vorwärts drängendem Blicke schon über das gegenwärtige Zeitalter hinaus, dessen Wesen sie noch nicht ergründet, dessen Gehalt sie sich noch nicht angeeignet hatten. Auch diese Jungen und Jüngsten mußten in den Xenien ihr Abbild wiederfinden. Neben der Ueberreife mußte sich die Frühreife zeigen, neben der ängstlichen, mattherzigen Schlaffheit die kecke, nicht immer begründete Zuversicht, neben dem Trivialen das „entsetzlich Geistreiche.“ Und als einen Häuptling dieser „Neuesten“, der für die ganze noch nicht eben zahlreiche Schaar gelten konnte,*) wählte Schiller mit sicherem Griff den jungen Friedrich Schlegel; er ließ diesen in seiner Eigenschaft als Kritiker hervortreten und gab folgende

*) Doch dießmal ist er von den Neusten;
Er wird sich gränzenlos erdreusten.
Goethe im zweiten Theil des Faust.

Digitized by Google

Neuste Kritikproben (302)

Nicht viel fehlt dir, ein Meister nach eignen Begriffen zu heißen;
Nehm' ich das Einzige aus, daß Du verrückt phantasirst.

Dies Distichon bezieht sich auf eine ungeschickt verletzende Aeußerung in jenem Aufsatze über den Musen-Almanach, der zufolge Schillers Poesie zwar an philosophischem Gehalte hochgeschätzte wissenschaftliche Werke übertreffe, und er selbst als Dichter, Redner, Denker und als kraft- und würdevoller Mensch Bewunderung verdiene, aber trotzdem die einmal zerrüttete Gesundheit seiner Einbildungskraft nicht wieder herstellen könne.

Dieser verheißungsvollen Probe allerneuester Kritik schließt sich eine zweite an:

Lieblich und zart sind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck,
Eins nur tadl' ich, du bist frostig von Herzen und matt.

Hier lenken nun die Erklärer unsern Blick von Friedrich Schlegel ab, und belehren uns, dies Epigramm solle einen namenlosen Kritiker treffen, einen Mitarbeiter an der Bibliothek der schönen Wissenschaften, der dem Goethe'schen Gedichte „Der Besuch"*) Kälte und Mattigkeit vorgeworfen habe. Wir prüfen genauer die kritischen Sätze, die den Unwillen der Dichter erregt haben sollen; wir finden aber nicht den geringsten Anlaß zu einem strafenden oder spottenden Epigramm. Der Kritiker rühmt an jenem Gedichte das feine zarte Gefühl, den glücklichen Ausdruck, und schließt seinen Lobspruch auf das „liebliche Gemälde" mit den Worten, in denen Winckelmann die Grazien im Palast Ruspoli schildert: „Ihre Miene deutet weder auf Fröhlichkeit noch auf Ernst, aber sie ist der Ausdruck einer stillen Zufriedenheit, dergleichen der jugendlichen Unschuld eigen zu sein pflegt." — Wo findet sich nun hier ein Tadel des Dichters? Wo wird hier der Vorwurf frostiger Schwäche erhoben oder auch nur von ferne angedeutet? Und diese harmlose, wohlgesetzte und wohlgemeinte Aeußerung soll den Dichter zu jenem Epigramm angetrieben haben? Undenkbar! Der löbliche Mitarbeiter an der Bibliothek der schönen Wissenschaften bleibt unversehrt von diesem Witzespfeil.

Aber gegen wen ward dieser denn gerichtet? Vielleicht erhalten wir Aufschluß durch das folgende Distichon, dessen Verbindung mit dem vorigen schon durch den Titel erhellt:

Eine dritte. (N. 304)

Du nur bist mir der würdige Dichter! es kommt dir auf eine
Platitüde nicht an, nur um natürlich zu seyn.

*) „Meine Liebste wollt' ich heut beschleichen", im Mus.-Alm. für 1796 S. 13.

Digitized by Google

Also wiederum ein kritischer Spruch, der nur verstärkt und mit derberer Betonung vorgetragen wird, damit er sich recht deutlich in seiner Abgeschmacktheit darstelle. Und wer hat diesen Spruch gethan?

Die Erklärer verweisen uns hier auf die Beurtheilung, die der Schiller'sche Musenalmanach, zugleich mit denen, welche Voß und der Werneuchener Pastor Schmidt herausgegeben, im dritten Stücke des Journals „Deutschland" erfahren hatte. Es ist allerdings nicht recht glaublich, daß Schiller den Verfasser dieser Recension, die sich weder durch einsichtige, noch absonderlich thörichte Bemerkungen unter den Kritiken gewöhnlichen Schlages hervorthut, der satirischen Geißel gewürdigt haben soll. Indeß, da der Dichter einmal, und zwar mit gutem Grunde, der Reichardt'schen Zeitschrift gram war, so mag er immerhin einen, an sich unverfänglichen, Satz herausgegriffen und ihn absichtlich in ungünstigem Sinne gedeutet haben, um diese Deutung dann, epigrammatisch zugespitzt, in einem Xenion auszusprechen. Suchen wir also nach einem derartigen Satze!

In jener Recension werden Goethe's venetianische Epigramme, die als ein für sich bestehendes Ganzes am Schlusse des Musen-Almanachs für 1796 erschienen, den derben, aus heimischem Boden entsprossenen Erzeugnissen des märkischen Pastors vergleichend gegenübergestellt; und nach Angabe der Erklärer soll der Kritiker zu Gunsten dieses letzteren die Entscheidung fällen. Dieser in seiner blöden Beschränktheit verwegene Recensent werde demnach durch jenes Epigramm verhöhnt, weil das ländliche Fabricat des behaglich in der Platitüde schwelgenden Sängers ihm mehr zusage, als die zu genialischer Freiheit geborene Poesie Goethe's, die, wie vom Hauche italischer Lüfte emporgehoben, alle vielgestaltigen und vielfarbigen Erscheinungen des Lebens in leichtem Fluge umschwebt und berührt.

Man muß bekennen, daß, auf diese Weise ausgelegt, das Epigramm als ein ziemlich mißrathenes erscheint. Es trifft nicht recht; ihm fehlt die rechte Spitze, die Schiller doch sonst energisch genug hervorzutreiben verstand. Jedoch selbst der meisterlichste Epigrammatist kann nicht immer in gleich glücklicher Stimmung sein; diese leichten Dichtungen sind Geburten des Augenblicks, und auch von der Gunst und Ungunst des Augenblicks abhängig;*) unter so viel Distichen von durchdringender Schärfe darf daher auch wohl ein stumpferes sich einschleichen.

Damit aber die erwähnte Auslegung nur irgendwie Statt finden könnte, müßte der Recensent, auf den das Distichon zielen soll, entweder vernehmlich aussprechen oder durch seine Worte errathen lassen, daß er Schmidt, als den Würdigeren, des Kranzes werth halte, und daß er ihm, dem Sänger vater-

*) „Sie wollen sich ihr urspüngliches Recht als glückliche Einfälle nicht nehmen lassen." Schiller an Goethe 22. Januar 1796.

Digitized by Google

ländischer Natur und Sitte, den Rang zuerkenne vor dem zügellosen Dichter der venetianischen Epigramme. Und ferner müßte dieser Recensent merken lassen, daß, auch nach seiner Meinung, die Schmidt'sche Naturbeschreibung zuweilen in das Platte falle. Er müßte etwa sagen: „Freilich ist es zu bedauern, daß dem trefflichen Werneuchener Sänger für seine dichterische Naturbegeisterung nicht immer der edelste Ausdruck zu Gebote steht, daß die kümmerliche Naturumgebung, in die er gebannt ist, auch seinen Blick im Engen und Kleinen gebannt hält, so daß die Darstellung das Niedrige und Triviale gelegentlich nicht vermeiden kann. Aber dafür behauptet er auch um so entschiedener den Vorzug der Natürlichkeit. Und welche durchaus würdige Gegenstände der Dichtung sind diese Bilder ungeschminkter Einfachheit und unverfälschter ländlicher Einfalt! Wer möchte mit dem Dichter zürnen, wenn er bei ihrer Ausführung auch hie und da unvermeidlich an das Allzugewöhnliche oder Platte streift!" — Solche und ähnliche Bemerkungen müßten in der Recension mit bestimmten Worten oder andeutungsweise vorgetragen werden; Schiller's Epigramm würde dann, freilich nicht die gewohnte treffende Witzesschärfe, aber wenigstens einen faßlichen Sinn erhalten.

Von solchen Bemerkungen findet sich jedoch in der Recension nichts, aber auch gar nichts. Der verdienstvolle Boas und alle, die ihm mit mehr oder minder selbständigem Verdienst nachgefolgt sind, haben, von wunderlicher Selbsttäuschung befangen, dasjenige, was sie zu ihrer Deutung des Epigramms bedurften, in die Recension geradezu hineingelesen. Die Parallele zwischen Schmidt und Goethe wird freilich, wie sie an sich abgeschmackt ist, so auch mit lächerlichem Ungeschick durchgeführt; aber nirgends zieht Goethe hier den Kürzeren. Der Recensent, der sich offenbar auf seinen unparteiischen Ueberblick etwas zu gute thut, begnügt sich, umständlich die Materialien herzuzählen, die jeder der beiden Dichter verarbeitet: — dort in der Lagunenstadt die unübersehlichen Manigfaltigkeiten eines in wechselnder Fülle stets regen Lebens, hier die bescheidenen, unansehnlichen Reize, die sich auf dem sandigen Boden der Mark entfalten.*) Der Beurtheiler meint es mit Goethe gar nicht übel. Nachdem er den Inhalt der venetianischen Epigramme hergerechnet hat, ruft er bewundernd: „Welch eine ungeheure Welt! und das alles eingeschlossen in reine antike Formen!" — Und so wenig er Goethe in irgend einem Sinne zurücksetzt oder ihm den Preis der Natürlichkeit abspricht,

*) Ich kann auch keineswegs mit Boas glauben, daß Goethe's Gedicht „Musen und Grazien in der Mark" (zuerst im Musen-Almanach für 1797 S. 68) durch diese Recension veranlaßt worden ist. Hier bedurfte es wahrlich nicht der Anregung aus zweiter Hand. Goethe brauchte nur unmittelbar mit flüchtigem Blicke auf die Naturherrlichkeiten zu schauen, welche die märkische Muse aufschloß, und er war zu seinem köstlichen parodischen Scherz hinlänglich angeregt, und auch zugleich mit hinlänglichem Stoff versehen. — Vgl. Tieck in der Vorrede zu seinen „Kritischen Schriften" S. VIII.

eben so wenig gibt er zu verstehen, daß er die märkischen Grazien in einem idealischeren Schmucke zu erblicken wünsche, oder daß er ihre allzunahen Berührungen mit den Plattheiten des alltäglichen Daseins zwar bedauere, aber, um des höheren und würdigeren Zweckes der Natürlichkeit willen, gern entschuldige. Nichts von alledem! Jeder der beiden Dichter wird in der ihm eigenen Sphäre als musterhaft anerkannt. — Und wo bleibt nun der Inhalt des Schiller'schen Epigramms? Will man dies mit jener vergleichenden Kritik in eine gewaltsame Verbindung bringen, so wird ihm in der That jeglicher Inhalt entzogen.

Aus inneren Gründen ergibt sich also, daß die bisher angenommene Deutung der beiden Xenien (Nr. 303 und 304) verwerflich ist. Und zu diesen inneren Gründen gesellt sich entscheidend ein äußerer, sobald wir auf das folgende Distichon blicken:

(305) Schillers Würde der Frauen.

Vorn herein liest sich das Lied nicht zum besten, ich les' es von hinten,
Strophe für Strophe, und so nimmt es ganz artig sich aus.

Hier wird, wie Boas dargethan hat, abermals Friedrich Schlegel getroffen; auch das unmittelbar sich anschließende Xenion gilt ihm; und er hatte diese epigrammatischen Gaben reichlich verdient durch seine oberflächlichen, vorwitzig spöttelnden Aeußerungen über Schiller's „Würde der Frauen“ und „Pegasus in der Dienstbarkeit.“*) Diese Aeußerungen sind in derselben Recension enthalten, die auch schon zum Xenion Nr. 302 den Anlaß gegeben. — Und nun überblicken wir die fünf Xenien (von Nr. 302—306), und müssen fragen: Wie? Zuerst wendet sich der Dichter gegen Friedrich Schlegel, dann nimmt er einen schuldlosen Bibliothekar der schönen Wissenschaften aufs Korn, kehrt sich dann gegen einen ebenso unschuldigen Recensenten, der Goethe und Schmidt gleichmäßig bewundert, und lenkt hierauf wieder zurück zu Friedrich Schlegel, dem noch mehrere Gaben zugedacht sind! Wie kommt es, daß die satirische Muse des Dichters hier so sprungweise hin und her fährt und das völlig Ungleichartige äußerlich an einander reiht? — Die Xeniendichter lieben es, eine Reihenfolge von Epigrammen zusammen zu ordnen, und sie unter die übrigen einzelnen Distichen als ein künstlerisch geschlossenes Ganzes hinzustellen. Aber nur was einen innerlichen Bezug zu einander hat, wird auf diese Art auch äußerlich verbunden. Und in wie auffälliger Weise wird nun hier dieser innere Zusammenhang unterbrochen? Denn, will der Dichter hier nicht offenbar etwas von dem „Neuesten“ spottend vorzeigen? Jene Recensenten aber, denen die beiden mittleren Xenien (303 u. 304)

*) So hieß das Gedicht im Musen-Almanach für 1796 S. 62.

Digitized by

gelten sollen, ihnen gebührt wahrlich weder der Vorwurf, noch der Ruhm, den „Neuen" anzugehören. Sie gehen gemächlich einher in den längst ausgetretenen Geleisen; sie wagen keinerlei selbstwillige Ausschreitung, unternehmen keine auffälligen Geistessprünge; für sie gelten noch die von den alten ästhetischen Behörden längst approbirten Grundsätze: sie müssen sich demnach in der Nähe Friedrich Schlegel's gar unbehaglich fühlen, und dürfen mit vollem Recht seine Genossenschaft von sich abwehren.

Aeußere und innere Gründe leiten also mit gleicher Entschiedenheit zu der Annahme, daß Friedrich Schlegel auch die zweite und dritte Kritikprobe geliefert hat, welche der Dichter in den beiden mittleren Xenien ausstellt. Und warum sollten diese zweite und dritte nicht aus demselben Vorrathe entnommen sein, aus welchem die erste, aus welchem auch die vierte und fünfte (305 u. 306) gewählt worden? Man beschaue sich die zweite Probe noch einmal:

Lieblich und zart sind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck,
Eins nur tadl' ich, du bist frostig von Herzen und matt, —

und höre nun, wie Friedrich Schlegel in der oft genannten Recension sich kritisch ausläßt:

S. 351. „Eben so vollkommen (wie einzelne Epigramme Schiller's) in einer durchaus verschiednen Art, ist „das innere Olympia", ein didaktisches Epigramm, von allen Gedichten der Ungenannten vielleicht das vollkommenste. Fehlte es diesen Dichtern nicht fast immer an sinnlicher Stärke, oft an Lebenswärme, selbst bei glänzender Farbengebung wie in Parthenope, so könnten sie auf den ersten Rang Ansprüche machen: denn diese Zartheit des Gefühls, Biegsamkeit des Ausdrucks und Bildung des Geistes, sind des größten Meisters werth." —

In der That ein ächt Schlegel'scher Wahrspruch! Ein Prunkstück neuester Kritik! Diese Gedichte wären des größten Meisters würdig — aber leider! es fehlt ihnen nur eben die Hauptsache, wodurch ein Gedicht zum Gedicht wird; es fehlt ihnen an „sinnlicher Stärke und Lebenswärme" (frostig von Herzen und matt). Wer zweifelt, daß wir in diesen Worten die Quelle des bisher ungedeuteten Epigramms gefunden haben? — Die ungenannten Poeten aber, die Schiller durch dies Distichon an dem neuen Kritiker rächt, wer sind sie?

Der Musen-Almanach für 1796 bietet uns eine beträchtliche Zahl eigenthümlich anziehender Gedichte, deren Verfasser nicht genannt, sondern, wie es in derartigen Sammlungen so häufig geschah, durch Chiffern bezeichnet sind. Durch ihren übereinstimmenden Charakter weisen uns aber die Gedichte selbst

Digitized by Google

darauf hin, unter diesen verschiedenen Chiffern nur einen Autor zu suchen; und dieser Eine ist Herder.

Schiller's Beziehungen zu Herder waren damals äußerlich noch ungestört und hatten seit der Gründung der „Horen" eine Zeit lang sogar den Schein von Herzlichkeit angenommen. Zu dem Musen-Almanach für 1796 hatte Herder mit schöner Freigebigkeit aus dem Schatze seiner ethischen Poesie eine sehr reiche und willkommene Beisteuer geboten. Wenn Schiller für diesen seinen ersten Almanach einen glücklichen Erfolg voraussah, und zuversichtlich hoffte, daß er neben seinen älteren Genossen und Mitbewerbern sich stattlich darstellen würde, so rechnete er dabei vorzüglich auch auf das Gewicht, die Bedeutung und den Reichthum der Herder'schen Beiträge*).

Schiller gedachte denn auch, diese Bedeutung durch ein äußeres Zeichen gleichsam zu beurkunden. Er hatte, dankbaren Sinnes, anfänglich die Bestimmung getroffen, daß Herder's Gedicht Parthenope an der Spitze der Sammlung erscheinen sollte. Wilhelm v. Humboldt, der im Sommer 1795 in Berlin den Druck des Almanachs überwachte, wünschte diese Bestimmung geändert zu sehen**), und wir können es ihm nicht verargen, daß er jenen Ehrenplatz für Schiller's Macht des Gesanges bewahrt wissen wollte — ein Gedicht, das ihn besonders nahe berührt und tief ergriffen hatte, und das mit symbolischer Bedeutsamkeit die Periode der wiederbeginnenden Schiller'schen Dichtung einzuleiten schien. Immerhin aber hätte Herder's Parthenope keinen unwürdigen Eingang zu dieser Sammlung gebildet, in welcher sich die ganze Vielseitigkeit der Goethe'schen, die geistige Hoheit

---

*) Schiller an W. v. Humboldt 21. August 95: „Die Epigramme, meine eigenen und Herder's Beiträge geben dem Almanach ein entscheidendes Uebergewicht, wie ich hoffen kann, über seine Mitbewerber." — an Körner 17. August: — „ich denke, daß er unter seinen Brüdern keine schlechte Figur machen soll. Von Goethe allein sind über hundertundfünfzig zusammengehörende Epigramme darin, von Herder auch über zwanzig Stücke, und von mir etwa funfzehn kleine und große Gedichte." — Herders's Chiffern sind D (neun Stücke) E (zwölf Stücke) und P. (Parthenope. Ein Seegemählde bei Neapel. S. 124). Auch die nach Sarbievius gearbeitete kleine Ode S. 54 gehört zu Herder's Beiträgen. Ob wir ihm auch das Gedicht „Uneigennützige Freundschaft" (S. 31) zuzuschreiben haben, das bei Humboldt (an Schiller S. 134) so großes Gefallen erregte? Jedenfalls finden wir hier Herder's zart andeutende, musikalisch weiche Manier sehr glücklich angewandt. — Uebrigens wußten die damaligen Leser wohl, wen sie hinter diesen Chiffern zu suchen hatten. Im dritten Stück „Deutschlands" S. 404, in der Gesammtrecension der Musen-Almanache von Voß, Schiller und Schmidt, heißt es: „Die mit D und E bezeichneten sinn- und gefühlvollen Gedichte, die die Meisterhand eines unserer Lieblingsdichter verrathen" u. s. w.

**) An Schiller S. 180: „Indeß kann ich mich noch nicht entschließen, es (nämlich: die Macht des Gesanges) von der Spitze wegzunehmen, und gegen die mystische Parthenope (die gar nicht so sehr meine Liebschaft ist), auszutauschen; und Sie müssen mir dießmal meinen Ungehorsam schon nachsehen." — Humboldt hatte diesem Gedichte zuerst nur einen getheilten Beifall gegeben (an Schiller 164), bekannte aber hernach (S. 272) daß er gegen dasselbe „nicht gerecht genug gewesen." —

Digitized by Google

und großartig aufstrebende Kraft der Schiller'schen Poesie darstellen sollte. In jenem Gedichte verkündet Herder nach seiner Weise ein Liebesevangelium, das ihm durch die Nymphe Parthenope offenbart wird. Er feiert die beseelende Liebe, die, in alle Tiefen hinab, in alle Höhen hinauf dringend, aus allem Geschaffenen mit erquickenden und erleuchtenden Strahlen wiederglänzt, die alle Creatur mit unzerreißbarem Bande umschlingt, die auch dem Menschenherzen innewohnt, es sicher leitet und ihm für den verlorenen Frieden der Unschuld Ersatz bietet. Das Gedicht ist ein Nachklang der glückseligen, kaum durch leise Wehmuth getrübten Stimmung, die ihn während seines neapolitanischen Aufenthaltes, in den ersten Wochen des Jahres 1789, erfüllte. Der Anblick Neapel's und der umgebenden Natur überwältigte ihn mit einem Entzücken, wie es ihn während der übrigen Zeit seiner italienischen Reise nur allzuselten beglückte. Aus dieser liebestrunkenen Stimmung entsprang das Gedicht. Aber dem, was der Mensch so voll und ganz empfunden, vermag der Künstler nicht die volle und ganze Gestalt zu geben: die formenbildende Kraft läßt ihn im Stich. Auch hier, wie fast überall in Herder's Dichtungen, entbehrt die Darstellung der festen Umrisse; sie ist nicht zu voller Klarheit gediehen; ein Halbdunkel drängt sich störend hinein, das der Dichter nicht etwa mit Absicht über seinen Stoff verbreitet, sondern das, gegen seinen Willen, aus seiner unsicheren Behandlung des Gemäldes entsteht. Auch hier mag man in Mitgefühl und Ahnung erfassen, was der Dichter sagt und zeigt; aber man sieht und hört es nicht deutlich genug. Unsere Phantasie wird von ihm zwar in Bewegung gesetzt, jedoch nicht sicher gelenkt und beherrscht. Aber Lebenswärme, wie Friedrich Schlegel's Vorwurf lautet, wird hier wahrlich nicht vermißt. Sie ist vielmehr durch das Ganze reich ergossen und athmet aus dem süßen Wohllaut der, trotz einzelnen Härten, sanft dahinwallenden Verse. Herder hat die ottave rime nie wieder mit gleichem Glück, wie hier, gebraucht. Als er diese Verse bildete, schwebten ihm unbewußt Goethe's Stanzen aus den Geheimnissen im Sinne; der erste Vers:

Ermüdet von des Tages schwerem Brande,

muß uns den Anfang des Goethe'schen Gedichts zurückrufen:

Ermüdet von des Tages langer Reise.

Ueberhaupt mag die „Parthenope" als ein Herder'sches Gegenstück zur Goetheschen „Zueignung" gelten, die der Dichter ja ursprünglich zur Einleitung der „Geheimnisse" bestimmt hatte, und die während der Zeit seines innigsten Zusammenlebens mit Herder entstanden war*).

*) Wer Herder's Parthenope kennen lernen will, muß sie im Musen-Almanach für 1796 aufsuchen. Das Gedicht findet sich freilich auch in der Sammlung von Herder's Poesien

Digitized by Google

Von entschiedenerem Kunstwerthe, als dieser Natur- und Liebeshymnus, sind die Epigramme, von denen Herder eine beträchtliche Anzahl im Musen-

---

(Werke zur Literatur und Kunst 4, 17). Dort steht es, wie mit verändertem Titel (Am Meer, bei Neapel, 1789), so auch in vielfach veränderter Form; und überdies ist es um zwei Strophen verkürzt. Die natürliche Voraussetzung wäre nun, daß, nachdem es im Musen-Almanach erschienen war, Herder selbst es für die Sammlung seiner Gedichte noch einmal überarbeitet habe. Doch diese Voraussetzung muß uns schon als unhaltbar erscheinen, sobald wir nur erwägen, daß Herder selbst nie eine umfassendere Sammlung seiner Gedichte veranstaltet hat. Und sollte er sich während seiner letzten so vielbeschäftigten Jahre, ohne äußeren Anlaß, zur Ausfeilung und Umarbeitung eines schon gedruckten Gedichtes bequemt haben? Wohl schwerlich! — Völlig zu Schanden aber wird jene Voraussetzung, sobald wir die beiden Formen des Gedichtes vergleichen. Nicht bloß sind im Musen-Almanach die einzelnen Lesarten die bei weitem vorzüglicheren; das ganze Gedicht erscheint hier reicher, voller ausgearbeitet und innerlich abgerundeter; der Grundgedanke ist hier nachdrücklicher betont und alles Einzelne entschiedener auf ihn bezogen. Es stellt sich bei der Vergleichung als unzweifelhaft heraus, daß wir im Musen-Almanach die völlig ausgebildete Gestalt des Gedichts, in den Werken den früheren Entwurf vor uns haben. Als man das Gedicht in die Werke aufnahm, gab man es in der Form, in welcher es sich unter Herder's älteren Papieren fand, ohne auf die schon längst im Druck vorhandene spätere Umarbeitung dieser älteren Form Acht zu haben. Man gab das Unvollkommene, und das Vollkommene ward zurückgedrängt. — Diese Behauptung klingt unglaublich, ich gebe es zu; aber ich wage sie dennoch auf die Gefahr hin, daß sie einst aus Herder's Papieren widerlegt werde. Und wieviel Unglaubliches haben nicht unsere Classiker, hat nicht vor allen Herder in den sogenannten Gesammtausgaben der Werke erdulden müssen! — Um jene Behauptung endgiltig zu erhärten, müßte, was hier nicht des Ortes ist, eine ausführliche Vergleichung beider Formen des Gedichtes vorgenommen werden. Aber auch schon durch Zusammenstellung einzelner Lesarten könnte man das Sachverhältniß klar machen. Man überblicke folgende Beispiele:

	Herder's Werke (Gedichte 2, 17)	Musen-Almanach:
2, 7.	Die schlanke, schöne Königin der Bäume,	— — — — — — — — — — — — —
	Die Pinie hob mich in goldne Träume.	Die Pinie rauschte mich in goldne Träume.
5, 1.	Die Liebe nur ist Schöpferin der Wesen,	Nur Liebe war die Schöpferin der Wesen,
	Ihr Herz und Geist, ist ihre Lehrerin,	Und ward der Liebgebornen Lehrerin.
	Und Lehre. Willt du rings im Buche lesen,	Willst du den Sinn des großen Buches lesen,
	Das um dich liegt, lies diesen Inhalt drin;	Das vor dir liegt; sie ist die Seele drin.
	Und will dein Geist, und will dein Herz genesen,	Und will dein Geist, und soll dein Herz genesen,
	So folge rein der hohen Führerin. —	So folge treu der hohen Führerin. —
8, 1.	Und sieh, wie dort der ganze Himmel trunken	Schau, wie umher der ganze Himmel trunken
	Sich spiegelt in des Meeres Angesicht;	Sich spiegelt in des Meeres Angesicht.
	In Amphitritens Silberschoos versunken,	In Amphitritens heil'gen Schooß gesunken,
	Wallt dort und zittert noch der Sonne Licht.	Wie wallt, wie zittert dort der Sonne Licht!

Jeder Kenner der poetischen Technik wird hier ohne Weiteres die erste Form von der später verbesserten zu unterscheiden wissen. Anzumerken ist noch, daß die beiden in den Werken fehlenden Strophen zu den schönsten des Gedichts gehören; Herder wird sie wohl nicht muthwillig zum Schaden des Ganzen hinausgeworfen haben. — Möge dies eine Beispiel ahnen lassen, wie viel für die Kritik der Herder'schen Werke zu thun ist. Die Gesammtausgabe dieser Werke ist, wie sie jetzt vorliegt, für die wissenschaftlichen Zwecke des Literarhistorikers völlig unbrauchbar. Vergebens suchen wir in ihr das vollkommene geschichtliche Bild Herder's mit

Digitized by Google

Almanach und in den Horen erscheinen ließ*). Durch seine Beschäftigung mit der griechischen Anthologie, welche für die deutsche Literatur so schöne Früchte trug, war ihm diese anscheinend begränzte und doch so dehnbare und so vielseitiger Anwendung fähige Dichtungsform besonders werth geworden, ja, er hatte sie sich vollständig zu eigen gemacht. Sie bot sich ihm von selbst dar, um einen ethischen Gedanken, den Ausdruck einer menschlich-sittlichen Empfindung oder eines begeisternden Naturgefühls in sich aufzunehmen. Nirgends zeigt der Dichter sich in ängstlicher Abhängigkeit von den griechischen Vorbildern. Diese Form scheint sich frei und natürlich mit seinen Gedanken zusammenzufinden, und zu dieser natürlichen Freiheit stimmt auch die Behandlung des Verses: sie ist etwas leicht und lose, aber von einer einschmeichelnden Gefälligkeit, die uns über manche unbehilfliche und unsichere Wendung des nicht immer streng durchgearbeiteten Ausdrucks hinwegsehen läßt. Was Herder in dieser Form gibt, gehört ganz dem sittlichen Leben der neueren Zeit, ganz seiner eigenen reichen Empfindungswelt an; aber doch ist es, als ob eine geistige Grazie, die über diesen köstlichsten Gebilden des Herder'schen Dichtergeistes schwebt, uns an Hellas mahnen, uns nach Hellas weisen müßte**).

---

allen seinen charakteristischen Zügen. Keiner unserer großen Autoren ist einer kritischen Wiederherstellung so bedürftig, wie Herder; keiner hat durch eine solche Wiederherstellung so viel zu gewinnen, wie Er.

*) Herder'sche Epigramme finden sich in den letzten drei Monatsstücken der Horen von 1795 und im ersten Stück des folgenden Jahrgangs.

**) In einem zierlichen Bilde hat Herder selbst die Art seiner Epigrammendichtung veranschaulicht:

Zwo Gattungen des Epigramms.

Dir ist das Epigramm die kleine geschäftige Biene,
  Die auf Blumen umher flieget und sauset und sticht.
Mir ist das Epigramm die kleine knospende Rose,
  Die aus Dornengebüsch Nektar-Erfrischungen haucht.
Laß uns beide sie dann in Einem Garten versammeln;
  Hier sind Blumen, o Freund; sende die Bienen dazu.

Horen 1796. 1, 28.

Diese Epigramme müßten, sorgfältig geordnet, den vornehmsten Platz unter Herder's Gedichten einnehmen; aber man hat sie in nachlässig ungeschickter Weise zerstreut und den Augen des Lesers fast entzogen. Einige sind in die Gedichtsammlung aufgenommen; andere aber, und darunter mehrere der schönsten (z. B. das innere Olympia, das Orakel) sucht man an dem ihnen gebührenden Platze vergebens. Nur ein glücklicher Zufall ist es, wenn man sie endlich findet. Und wo sind sie verborgen? Im zehnten Theile der Werke zur Litteratur und Kunst. Dort sind sie in einer „Nachlese zur griechischen Anthologie" untergebracht. Der Herausgeber ertheilt uns die Nachricht, daß die meisten hier zuerst aus Herder's Handschrift erscheinen. Er hat also auch von diesen Gedichten den ersten Druck nicht gekannt; (vergl. Anmerkung auf Seite 415) und um die Verwirrung vollkommen zu machen, werden in dieser „Nachlese" einzelne Epigramme als ungedruckte mitgetheilt, die auch im zweiten Bande der Gedichte stehen (z. B. der Schmetterling auf einem Grabmal 2, 29 und 10, 127). — In dieser Nachlese finden wir auch das Distichon der Skrupel, das im zwölften Stücke der Horen von 1795 S. 61 mit Schiller's Namen erschien, aber aus dessen

Digitized by Google

Schiller konnte diesen Dichtungen Herder's schon deshalb nicht recht abgeneigt sein, weil sich an ihnen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit seinen eigenen Producten dieser Art zeigte*). Herder, wie Schiller, deutet mit Wort und Blick stets auf die inneren Gesetze und Mächte des sittlichen Lebens. In Herder's wie in Schiller's Natur finden wir die so seltene und so fruchtbare Vereinigung von Reflexion und Gefühl, von dichterischem Anschauungsvermögen und speculativem Geiste, von umfassender Phantasie und kühner Gedankenkraft. Daß trotzdem zwischen ihnen beiden ein fundamentaler Unterschied bestand, daß jene Eigenschaften bei dem einen nicht in gleich hohem Grade vorhanden und nicht in gleichen Verhältnissen gemischt waren, wie bei dem anderen, das kann bei Dichtungen so geringen Umfangs nicht immer entschieden merkbar hervortreten. Wo Herdern der poetische Wurf am glücklichsten gelungen ist, da möchte es, ohne die Hilfe äußerer Zeugnisse, schwer fallen, seinen Vers von dem Schiller'schen zu unterscheiden. Selbst den nächsten Geistesfreunden Schiller's, selbst einem Wilhelm von Humboldt konnte über über die Autorschaft mancher Epigramme ein Zweifel entstehen**). Auf den ersten Blick ist die Aehnlichkeit eine täuschende***); sieht man dann scharf zu,

---

Gedichtsammlung ausgeschlossen blieb. (In Fulda's Trogalien zur Verdauung der Xenien wird dies Distichon travestirt). — Zum Ueberfluß hat sich auch eine Goethe'sche Strophe unter Herder's Gedichte verirrt, die Strophe aus der Claudine: „Liebe schwärmt auf allen Wegen" u. s. w. Sie steht bei Herder 1, 158.

*) Schiller nimmt Herder's Beiträge zum Musen-Almanach in Schutz gegen Körner's schroffes Urtheil. Brief vom 7. Januar 96.

**) Ja, selbst der entschiedene Irrthum war nicht immer zu vermeiden. Im zehnten Stücke der Horen von 1795 erschienen zwei Epigramme: Der rauschende Strom S. 67 und Leukothea's Binde S. 152. Humboldt schreibt an Schiller S. 298: „Die beiden kleinen Epigramme füllen ihren Platz gut aus. Vorzüglich hat mir Leukothea's Binde gefallen. Beide sind wohl von Ihnen, oder wenigstens doch das letztere." — Beide waren Herder's Eigenthum. Aber glaubt man nicht in der That, Schiller'sche Worte zu vernehmen, wenn man liest:

Lerne die Lehren der Schule; doch, gleich der Leukothea Binde,
Bist du am Ufer, so wirf sie in die Wellen zurück.

Als Humboldt eine Sendung von Gedichten, für den Musen-Almanach bestimmt, erhalten hatte, schrieb er (S. 141): „Anfangs war ich versucht, Sie unter dem E zu suchen. Vorzüglich hielt ich das Orakel und das innere Olympia (— dasselbe welches auch von Schlegel ausgezeichnet wird —) nicht bloß Ihrer werth, sondern auch in Ihrem Charakter." — Und ebenso erkannte Humboldt mit Recht in Schiller's „Tanz" eine Annäherung an die Kunstweise, eine Verwandtschaft mit den Lieblingsideen Herder's.

***) Wie Schiller's nächste Freunde hier nicht immer vor Irrthum sicher waren, so ließen sich auch die Nächsten Herder's durch den Schein der Aehnlichkeit täuschen. In den „Erinnerungen aus dem Leben Herder's" wird 3, 147 der Gedichte Erwähnung gethan, die „gegen den Mißverstand und stolzen Egoismus vieler kritischen Philosophen" gerichtet sind; dann heißt es: „Folgendes hat sich später noch gefunden" — und welches Gedicht folgt nun? Kein anderes, als Schiller's wohlbekannter „philosophischer Egoist." — Ferner lesen wir 3, 186 die Anmerkung: „Einen seiner Grundsätze über die Wirkung auf die Menschheit drückt er im folgenden Gedichte aus (das in der Sammlung seiner Gedichte fehlt):" — und dies in der

Digitized by Google

so erkennt man, besonders in den breiter ausgeführten Epigrammen, Herder's Hand an einer gewissen weiblichen Zartheit, die zuweilen in Schwäche ausartet; und überhaupt zeigt sich, sobald man nicht bei dem einzelnen Epigramm stehen bleibt, sondern eine größere Anzahl von diesen Producten beider Dichter zur Vergleichung herbeizieht, die Energie des künstlerischen Vermögens bei Schiller auch hier durchaus höher gesteigert. Selbst bei diesen kleinen Gebilden vermag Herder es nicht immer zu verhüten, daß der Umriß ins Ungewisse schwanke; die Linien sind manchmal gar zu leicht und dünn gezogen; die Gedanken springen oft nicht in der scharfen Bestimmtheit hervor, in welcher sie vor dem Geiste des Dichters gestanden, weil dieser den einzig treffenden, den wirklich erschöpfenden Ausdruck nicht gefunden hat*). Die Epigramme jedoch, die der Musen-Almanach brachte, gehören zu den erlesensten Erzeugnissen Herder'scher Dichtung. Reich ausgestattet mit Lebensfülle und Lebenswärme, gingen sie aus seinem Geiste hervor; wenn Friedrich Schlegel diese Eigenschaften an ihnen vermißt und nur um dieses angeblichen Mangels willen diesen Gedichten den höchsten Rang vollkommener Meisterstücke absprach, so verdiente er, daß Schiller, zu seiner Verspottung, diesen Ausspruch reproducirte. —

In den beiden Xenien 302 und 303 hatte Schiller also dem jungen Kritiker vorgehalten, wie dieser über ihn selbst und über Herder geurtheilt. Aber in jener Recension des Musen-Almanachs war doch gewiß auch Goethe nicht leer ausgegangen. Stellt sich nicht ganz natürlich die Vermuthung ein, daß Schiller in dem nun folgenden Xenion einen Schlegel'schen Ausspruch über Goethe wiedergegeben? Man setze das Distichon:

Sammlung fehlende Gedicht besteht aus Schiller's köstlichen Versen „An einen Weltverbesserer." — Beide Schiller'sche Gedichte sind zuerst gedruckt im neunten Stück der Horen von 1795. Wie kam es nun, daß sie in Herder's Handschrift unter dessen Papieren sich fanden? Auch dies läßt sich erklären. Wir wissen, daß Schiller im Sommer 1795 mehrere seiner, in so rascher Aufeinanderfolge entstandenen Dichtungen, insbesondere die für den Almanach bestimmten, vor dem Druck Herdern mittheilte. Auch den beiden oben erwähnten Gedichten war zuerst ein Platz im Almanach zugedacht (vergl. Schiller an Humboldt 7. Septbr. 95). Da Herder in ihnen seine theuersten Ueberzeugungen in einer ihm zusagenden Weise ausgedrückt fand, so behielt er sie in Abschrift zurück. Auf diese Art geriethen sie unter seine Papiere; auf diese Art wird es auch begreiflich, daß die Gedichte hier noch mit den Lesarten des ersten Drucks erscheinen, ohne die später vorgenommenen sehr glücklichen Verbesserungen. — Es kann uns wohl ein Lächeln entlocken, wenn wir wahrnehmen, wie uns die Gedichte des Mannes, dem Herder eine zu entschiedene Hinneigung zu den Grundsätzen der kritischen Philosophie vorwarf, hier als Herder'sche Protestationen gegen eben diese Grundsätze dargeboten werden. Auch der kurzsichtigste Beobachter mag an einem solchen Beispiel erkennen, wie Schiller's Genius von den Banden eines ausschließenden Systems sich beständig frei erhalten hat.

*) Wilhelm v. Humboldt spricht einmal über den Unterschied, der, ungeachtet aller Aehnlichkeit, dennoch zwischen den Herder'schen und Schiller'schen Epigrammen obwaltet; doch muß man erwägen, daß diese Aeußerung unmittelbar an Schiller selbst gerichtet ist. (Briefwechsel S. 177.)

Digitized

Du nur bist der würdige Dichter! es kommt dir auf eine
Platitüde nicht an, nur um natürlich zu seyn —

neben folgende Worte Schlegel's:

S. 358. Schiller und Goethe neben einander zu stellen, kann ebenso lehrreich wie unterhaltend sein, wenn man nicht blos nach Antithesen hascht, sondern nur zur bestimmteren Würdigung eines großen Mannes, auch in die andere Schale der Wage ein mächtiges Gewicht legt. Es wäre unbillig, jenen mit diesem, der fast nicht umhin kann, auch das geringste in seiner Art rein zu vollenden, der mit bewundernswürdiger Selbstbeherrschung, selbst auf die Gefahr uninteressant und trivial zu sein, seinem bestimmten Zwecke treu bleibt, als Dichter zu vergleichen. —

Auch dies Xenion ist nun nach Inhalt und Beziehung erklärt. Vor Allem behält Goethe, wie Friedrich Schlegel meint, die Art und Natur des Gegenstandes, den er sich einmal zur Darstellung gewählt hat, fest im Auge; er entfernt sich nie von der natürlichen Wahrheit der Dinge; und um dieser höchsten Pflicht des darstellenden Dichters treu zu bleiben, kommt es ihm nicht darauf an, seine Poesie, wenn es der Stoff zu verlangen scheint, selbst mit dem Unbedeutenden und Platten in Berührung zu bringen. Es gilt hier nicht zu erörtern, ob in diesem Urtheil ein Körnchen Wahres enthalten sei; wir müssen hier nur darauf sehen, wie gelegen dem Xeniendichter dieser Ausspruch kam. Dieser Ausspruch brauchte nur um einen Ton verstärkt zu werden, und er war dem Dichter alsdann ein bequemes Mittel, um dieser neuen, so anspruchsvoll sich geberdenden Kritik zu beweisen, wie sehr es ihr an innerer Consistenz und Folgerichtigkeit mangle. Denn dieser selbe Dichter, dem hier ohne Scheu das Wort „trivial" entgegengehalten wird, dieser selbe Dichter war ja, nach Schlegel's Ansicht, der Verkünder und Urheber einer neuen herrlichen Epoche der Kunstbildung; vornehmlich in seinen Werken sollte, nach eben dieser Ansicht, der deutschen Poesie die Verheißung einer großen, reichen Zukunft und die Gewähr edler Selbständigkeit gegeben sein. Hatte doch erst wenige Monate zuvor Friedrich Schlegel der deutschen Lesewelt einen Abschnitt aus seinem Werke über „die Griechen und Römer" vorgelegt, der einer Schilderung des Goethe'schen Dichtercharakters gewidmet war, — einer Schilderung, in welcher die meisten der damaligen Leser nur den maßlosen Ausdruck einer parteiischen, ins Ueberschwängliche gesteigerten Bewunderung erblickten*). In der Meinung Vieler war Friedrich Schlegel

*) Und doch klang auch in diesen prächtig tönenden Hymnus ein wohlberechneter Mißlaut hinein. Wir finden da die Worte: „So gefällt er sich auch zu Zeiten in geringfügigem Stoff, der hie und da so dünne und gleichgiltig wird, als ginge er ernstlich damit um — wie es ein leeres Denken ohne Inhalt gibt — ganz reine Gedichte ohne allen Stoff hervorzubringen." —

Digitized by Google

seitdem zum geschworenen, unbedingten Lobredner Goethe's gestempelt. Und nun wagte selbst dieser Lobredner, dieser Vertreter der neuesten Kritik, die offenbar die Tugend der Consequenz verachtete, sich so rücksichtslos an seinem erkorenen Lieblinge zu vergreifen!

(Die Griechen und Römer 1797) S. 79. Zahlreiche und umfängliche Documente setzen uns in den Stand, genau zu verfolgen, wie Friedrich Schlegel in den verschiedenen Perioden seiner Thätigkeit Goethe's Dichtung und den Dichter selbst ansah und beurtheilte. Stellt man diese Documente der Zeitfolge nach zusammen, so läßt sich an ihnen deutlicher, als an manchen anderen kritischen Arbeiten Schlegel's, der jedesmalige Standpunkt seiner — darf ich sagen? — Ueberzeugungen und die allmälige Umwandlung seiner Sinnes- und Anschauungsart nachweisen. Den Anfang macht die im Text erwähnte Schilderung des Goethe'schen Dichtercharakters; in der Mitte liegen die Aufsätze, die einen vorzüglichen Schmuck des Athenäums bilden, — die Charakteristik des Meisters (1, 2, 147), in welcher manche Leser der Ironie, die dort vorhanden sein soll, wohl vergeblich nachspüren, und der „Versuch über den verschiedenen Stil in Goethe's früheren und späteren Werken" (im Gespräch über die Poesie 3, 2, 170), ein für jene Zeit höchst bemerkenswerther Versuch, die Universalität des Goethe'schen Dichtergeistes, durch einen zusammenfassenden Ueberblick seines damals noch nicht abgeschlossenen künstlerischen Bildungsganges, aus dem verschiedenen Charakter seiner Werke darzuthun; — er möchte schon damals glücklicher ausgefallen sein, wenn nicht Friedrich, eben so wie sein Bruder — hierin sind einmal beide einstimmig — die geschichtliche Bedeutung und den künstlerischen Werth der Goethe'schen Jugendpoesie zu gering angeschlagen hätte. — Den Uebergang zu seiner spätern Welt- und Kunstanschauung bezeichnet sehr bestimmt die in den Heidelberger Jahrbüchern 1808 veröffentlichte geistreich sophistische, mit vollkommener Virtuosität geschriebene Recension, an welcher Schleiermacher sich so sehr ergetzte. (an Brinckmann 29. März 1808) und über welche Goethe selbst im Briefe an Reinhardt vom 22. Juni sich mit wohl abgemessenen Worten äußert. Wie dann in den Vorlesungen über die Geschichte der Literatur das Bekenntniß über Goethe lauten mußte, das ließ sich nach der ganzen Tendenz dieses Unternehmens schon im voraus ziemlich genau bestimmen. —

(Schluß in nächster Nummer.)

Correspondenz aus Hamburg.

Hamburg, Anfang December.

Das Hamburgische Budget für 1870, welches vom Senat kürzlich der Bürgerschaft vorgelegt ist, schließt mit einem Deficit von 281,494 Mark ab. Wenn dasselbe nun auch aus den Ueberschüssen früherer Jahre gedeckt werden kann, so bleibt ein finanzieller Zustand, welcher ein früheres regelmäßiges Plus durch ein Minus ersetzt, immer unbefriedigend, und Niemand wird in Abrede stellen können, daß dies vor Allem den Mehrausgaben und Mindereinnahmen zuzuschreiben ist, welche der norddeutsche Bund uns gebracht hat; die ersteren bestehen in dem Aversum und dem höheren Militäretat, die letzteren vorläufig in dem an den Bund übergegangenen Wechselstempel, von welchem interimistisch den Einzelstaaten noch 36 Proc. verbleiben. Das Aversum ist

Digitized by Google

der Punkt, welcher zu den am meisten berechtigten Ausstellungen Anlaß gibt, weil dasselbe in der That nicht, wie manche Binnenländer glauben, zu niedrig, sondern zu hoch bemessen ist; denn es basirt auf der Annahme, daß die Consumtionsfähigkeit per Kopf in Hamburg und Bremen mehr als doppelt so groß sei, als im Zollverein, während statistisch festgestellt ist, daß dies Verhältniß längst nicht erreicht wird. Das Plus ist also eine Prämie, welche man die Hansestädte für die Erhaltung ihrer Freihafenstellung bezahlen läßt. Eine solche erscheint uns nicht gerechtfertigt; entweder die beiden Freihäfen sind im Interesse Deutschlands nicht gefordert, dann hebe man sie auf, oder sie sind es, wie man im Bundeskanzleramt zugibt, dann sollte man im Aversum auch nur genau den Betrag der Consumtion per Kopf erheben.

Dagegen beklagt sich kein Verständiger über die erhöhte Militärlast, weil man wohl einsieht, daß unsere früheren geringeren Ausgaben wie bei allen Kleinstaaten ihren Grund lediglich darin hatten, daß Preußen das Plus für uns mittrug. Auch die Einbuße des Wechselstempels, obwohl ein empfindlicher Verlust für die Staatseinnahmen, wofür die Verminderung der Matricularbeiträge kein Aequivalent gibt, ist ohne Mißvergnügen hingenommen worden und Gleiches gilt von der erhöhten Armenlast, welche uns, wie allen großen Städten, die Freizügigkeit gebracht hat.

Ueberhaupt dürfen wir sagen, daß von allen besonnenen Patrioten erkannt wird, wie unendlich überwiegend die Vortheile sind, welche der norddeutsche Bund uns gebracht hat. Die Ausgaben sind freilich wie überall stark gewachsen, aber auch die Einnahmen und zwar bis jetzt ohne neue Steuern. Das vorliegende Budget schlägt die zu erwartenden Mehreinnahmen gegen 1869 auf 200,000 Mrk. von der Grundsteuer, auf 100,000 Mrk. von der Einkommensteuer und auf ebensoviel von Zoll und Accise an. Das beweist, daß die Quellen der eigentlichen Steuerkraft trotz der ungünstigen Handelsconjuncturen im Wachsen sind, und da diese Quellen in der Handelsgröße Hamburgs liegen, so ergibt sich daraus, daß der norddeutsche Bund diese Größe nicht schmälert, sondern fördert. In erster Linie unter den Wohlthaten des Bundes steht die Erlösung von der dänisch-hannoverschen Nachbarschaft. Niemand, der unsere Particulargeschichte der letzten 50 Jahre genauer nicht kennt, hat eine Ahnung von den Kämpfen, welche Hamburg gegen den Neid Dänemarks und Hannovers mit seinen schwachen Kräften hat führen müssen, wie jene beiden Regierungen künstlich unsere natürlichen Verkehrsadern zu unterbinden suchten, durch Transitzölle, Verbote Straßen zu bauen, Behinderung von Stromregulirungen u. s. w. Jede Concession in Hinwegräumung dieser Hindernisse mußte mit schweren Opfern erkauft werden. Berghohe Acten sind noch in den ersten Jahren dieses Decenniums angehäuft in Unterhandlungen mit Hannover über die Elbbrücke, sie

Digitized by

scheiterten an den exorbitanten Forderungen der Welfenregierung, welche alle Opfer Hamburg aufbürden und zum Lohne einen befestigten Brückenkopf an der Stadt anlegen wollte. Das hat sich nun seit 1866 mit einem Schlage geändert. In kürzester Frist sind die Verhandlungen über Herstellung der Hamburg-Bremen-Kieler Bahn zum Abschluß gebracht, welche durch eine rationell geführte, auf die Bedürfnisse des großen nationalen und internationalen Handelsverkehrs berechnete Linie die unnatürlich verzerrten Maschen des weiland hannoverschen Eisenbahnnetzes, mit seinem „Knotenpunkt" Lehrte durchschneidet. In wenig Jahren wird der Zustand aufgehört haben, den man Ausländern kaum eingestehen möchte, daß den beiden ersten Handelsstädten Deutschlands eine Schienenverbindung fehlte; andererseits wird auch Bremen durch die Insterburg-Wittenberger Bahn eine directe Verbindung mit Berlin und seinem großen Hinterlande erhalten. Mit dieser Freiheit des Verkehrs, mit der Möglichkeit überall die geradesten Wege wählen zu können, — wodurch beiläufig bemerkt auch der deutschen, namentlich der westphälischen Kohlenindustrie erst der rechte Abzug gesichert wird, — erachten wir die Zukunft der commerziellen Bedeutung Hamburgs entschieden. Die alten Vorzüge unserer von der Natur so hoch begünstigten Oertlichkeit, welche man einzubüßen fürchten mußte, so lange das deutsche Eisenbahnwesen von kleinstaatlichen Sonderinteressen beherrscht ward, sind jetzt wieder in ihre Rechte eingesetzt und es wird sich hier eine Vereinigung natürlicher und künstlicher Verkehrswege herausbilden, die kaum anderswo erreicht, gewiß nicht leicht übertroffen werden wird. Nimmt man dazu die großen Capitalien, unter denen das geistige Capital kaufmännischer Einsicht und Erfahrung kaum von minderem Werthe ist als das Geld, so darf man sicher hoffen, daß der Schwerpunkt des deutschen und nordischen Waarengroßhandels, wenn er nicht schon in Hamburg liegt, mehr und mehr dahin verlegt werden wird.

Der Gesichtspunkt, der steigenden Handelsgröße Hamburgs allen möglichen Vorschub zu leisten, wird auch unsere Regierungsbehörden voraussichtlich abhalten, dem Antrage der Bürgerschaft zuzustimmen, welche wünscht, daß das dem Staate gehörende Areal auf dem südlichen Elbufer, dem sog. kleinen Grasbrook, und den Inseln Steinwärder und Peddel successive zum Verkauf gebracht werden möge Die dieses Gebiet bildenden Plätze waren bisher in Zeitpacht gegeben und es läßt sich nicht bezweifeln, daß durch den Verkauf desselben, welcher dem Staat zugleich wieder Grundsteuereinnahmen bringen würde, ein beträchtlich höherer Ertrag erzielt werden könnte. Aber wie uns scheint, sollte man um dieses augenblicklichen Vortheils willen nicht ein Gebiet aus der Hand geben, dessen Erhaltung im Staatsbesitz wesentlich auf die Entwickelung des Hamburgischen Handels einwirken muß. Der Massenverkehr nämlich erträgt bei der gleichzeitig wachsenden Concurrenz

Digitized by Google

immer weniger das alte umständliche Umladeverfahren aus den Seeschiffen in Leichterfahrzeuge, er verlangt vielmehr, daß die Waaren direct von den Schiffen in die Eisenbahnwagen übergeladen werden. Dies kann nur durch Herstellung von Quais möglich gemacht werden, an denen einerseits die Schiffe anlegen können und auf denen andererseits Schienenstränge laufen; man darf also sagen, daß in unseren Tagen die Leistungsfähigkeit eines Welthandelsplatzes auf der Ausdehnung der Quais beruht. In dieser Beziehung ist hier ein hoffnungsvoller Anfang mit dem vor sechs Jahren eröffneten Sandthorquai gemacht worden; seine Länge beträgt ca. 2800 Fuß, so daß 12 große Dampfer gleichzeitig in demselben Platz finden; von dem Bahnhof der Berliner Bahn ist ein Schienenstrang hergeführt und vermittelst Dampfkrähnen werden die Waarenballen unmittelbar aus der Tiefe der Schiffe in die am Ufer haltenden Waggons gebracht. Aber schon genügt diese Anlage dem wachsenden Verkehr nicht mehr, ein neues, gegenüber an der Südseite des Sandthorhafens liegendes Quai von 3800 Fuß Länge ist in der Ausführung begriffen und weitere Fortsetzungen und Anlagen sind in Berathung. Die Möglichkeit dieser Fortsetzungen aber findet ihre Grenze, sobald sie bebaute Stadttheile erreicht und daher sollte die Stadt das ihr auf der Südseite der Elbe noch gehörige Terrain nicht aus der Hand geben, auf den Inseln aber, auf denen eben keine Quais angelegt werden können, seine Plätze vorzugsweise an Leute verkaufen, welche dort Schiffswerften anlegen wollen.

Welche Entwickelung der Handel Hamburgs jetzt, wo er aus der erdrückenden Umarmung Dänemark-Hannovers befreit ist, entgegengeht, mag man aus folgenden Angaben der Zeit entnehmen, in der er noch mit der Feindschaft der Eifersucht jener beiden Staaten zu kämpfen hatte und außerdem erst langsam die furchtbaren Verluste der französischen Herrschaftsperiode ersetzen konnte. Von 1817—67 stieg die Anzahl der angekommenen Seeschiffe auf das $2^1/_2$fache, die durchschnittliche Trächtigkeit pro Schiff auf das $3^1/_2$ fache, der Massenbetrag der Einfuhr auf das $8^1/_2$ fache, in den letzten zehn Jahren allein hat sich die Trächtigkeit der Schiffe und der Massenbetrag der Einfuhr verdoppelt. Nachdem jetzt die Stadt wieder in die natürlichen Vorrechte ihrer Lage eingesetzt ist, wird es sicher nicht zu sanguinisch sein, wenn man namentlich bei Eintritt friedlicherer Aussichten annimmt, daß die Zunahme des Verkehrs nicht nach dem einfachen arithmetischen Verhältniß, sondern in rascherem Fortschritt stattfinden wird.

Digitized by Google

Briefe vom preußischen Landtag III.

Berlin, Anfang December.

Der Etat des Cultusministeriums hat in der letzten Zeit fast ausschließlich die Kammer beschäftigt. Leider ist es keine sehr dankbare Aufgabe, über die darauf bezüglichen Verhandlungen zu berichten, deren unerquicklicher Charakter unwillkürlich die Zeiten der Confliktsperiode ins Gedächtniß ruft. Gerade so feindselig, wie damals in der Militärfrage, stehen sich heute die Parteien in Allem gegenüber, was die Interessen der Schule oder der Kirche berührt. Auf Seiten der Regierung wird gelegentlich der Versuch gemacht, den Schein der Verfassungsmäßigkeit und der Gesetzlichkeit zu wahren. Aber dieser Schein ist zu durchsichtig, um die Probe auch nur der oberflächlichsten Prüfung zu bestehen. Die Sophistik der officiellen Vertheidigung, weit entfernt, zu täuschen oder zu überzeugen, hat daher keine andere Wirkung, als die vorhandene Erbitterung noch zu vermehren und die bestehenden Gegensätze zu verschärfen. Wie schwach es moralisch um die Sache des Ministers steht, zeigt sich deutlich genug in der magern Unterstützung, die er selbst bei der Rechten des Hauses zu finden pflegt. Das kirchlich gesinnte Trifolium der Strosser, Bieck und Wantrup bildet fast allein den Chorus seiner Fürsprecher, und selbst diese Kampfgenossen verstummen bisweilen. Sie haben vor dem, für den sie streiten, im Ganzen wenigstens den Vorzug der Ehrlichkeit voraus; im Einzelnen könnten ihre Ausführungen, Wantrup's besonders, hin und wieder dazu verleiten, die ganze Angelegenheit mehr von ihrer erheiternden Seite zu betrachten. Aber wenn wir auch glauben dürfen, daß auf den Tribünen sowohl, wie unter den Lesern der Sitzungsberichte gar Manche in diesem Vergnügen ihren Trost suchen: der Gegenstand ist doch zu ernst, um der komischen Auffassung einen mehr als vorübergehenden Platz zu lassen. Es handelt sich ja im Grunde in diesem Kampfe um nichts Geringeres, als um die höchsten Interessen der Bildung und des Staates überhaupt. Diese Ueberzeugung und die dadurch bedingte Erregung, drängte sich auch in der Etatsdebatte bei den verschiedensten Anlässen immer wieder aufs Neue hervor. Obwohl man daher im Interesse der Zeitersparniß auf die Generaldebatte verzichtet hatte, nahm die Specialberathung doch beinahe fünf volle Sitzungen in Anspruch, in denen es an leidenschaftlichen Episoden nicht fehlte.

Gleich in der ersten dieser Sitzungen hatte der Hoverbeck'sche Antrag auf Streichung der Kosten für den Oberkirchenrath eine überaus heftige Debatte zur Folge. Der Antrag kam ziemlich unerwartet und fand zunächst eine um so günstigere Temperatur vor, als die Berufung der eben tagenden Provin-

Digitized by Google

zialsynoden die beklagenswerthe Lage unserer kirchlichen Verhältnisse einmal wieder in drastischer Weise an den Tag gelegt und die Unzufriedenheit mit dem kirchlichen Regimente noch verstärkt hatte. In der That wurden diese Synoden fast einstimmig verurtheilt, und es fand sich Niemand, der die Vorschlagslisten und das darin enthaltene Princip einer Scheinvertretung der Gemeinden zu rechtfertigen wagte. Der Hoverbeck'sche Antrag ist nichts destoweniger von der Majorität des Hauses verworfen worden, und, wie wir glauben, mit Recht. Es ist keine Frage, daß der Oberkirchenrath als eine selbständige Vertretung der Kirche nicht gelten kann, daß derselbe vielmehr die Unabhängigkeit der Gemeinden beeinträchtigt und daß er sich den Rechten derselben stets feindselig gezeigt hat. Ebenso ist es richtig, daß diese Behörde von Anfang an nur eine provisorische Schöpfung war und daß sie 1850 nur auf dem Wege der Verordnung eingeführt wurde. Trotzdem sind von dem Landtage fortwährend die Gelder dafür bewilligt worden. Weder bei der Organisation der kirchlichen Gemeindeordnung und der Kreissynoden in den Jahren 1860 und 1861, noch später in der Conflictszeit hat man die Mittel zu seiner Unterhaltung versagt. Diesen Bewilligungen gegenüber konnte man sich also nachträglich auf die rechtliche Ungiltigkeit der Verordnung von 1850 nicht berufen. Aber auch hiervon abgesehen mußte ein Beschluß bedenklich erscheinen, der einen vereinzelten Streich geführt hätte, während doch das ganze System gemeint war. Es hatte, ernstlich erwogen, keinen Sinn, das übrige Gebäude stehen zu lassen und gerade an dieser Stelle einen Einbruch zu versuchen, und diese Erwägung mußte durchschlagen, sie mußte es umsomehr, als es sich um eine extreme Maßregel handelte, die ihrer Natur nach nur als ein letztes Mittel angesehen werden kann und die sich am wenigsten zu einer so inprovisirten und gewissermaßen gelegentlichen Beschlußnahme eignete.

Der Grundsatz des Streichens konnte bei dem Cultusetat überhaupt nur in sehr beschränktem Umfange zur Geltung kommen, da die Bedürfnisse auf diesem Gebiete besonders dringend sind und man nicht gegen den Minister Opposition machen durfte auf Kosten der Lehrer und zum Schaden der Schulen. Das Haus hat sich daher damit begnügt, solche Posten abzusetzen, bei denen entweder jene Interessen nicht in Betracht kamen, oder wo die Ausübung eines bestimmten Druckes beabsichtigt wurde. So sind unter Anderem die für das Gesammtconsistorium in Hessen geforderten Gelder, ferner der Staatszuschuß zu dem katholischen Lehrerseminar in Osnabrück und die für den Superintendenten Uhlhorn an der Schloßkirche zu Hannover ausgeworfene Summe gestrichen worden. Diese letzte Absetzung schien namentlich dringend geboten. Denn nirgend zeigt es sich so deutlich, wie in Hannover, welche traurigen Früchte die Verwaltung des Cultusministers gezei-

Digitized by Google

ligt hat. Ohne auf die Interessen des Staates Rücksicht zu nehmen, hat Herr von Mühler, dem Zuge der inneren Seelenverwandtschaft mit den Lutheranern folgend, in den letzten Jahren den hannoverschen Clerus begünstigt, eine kurzsichtige Nachgiebigkeit gegen alle seine Wünsche bewiesen und sich dadurch eine geistliche Fronde groß gezogen, die ihm unvermerkt über den Kopf gewachsen ist. Im letzten Augenblick versuchte er, der drohenden Gefahr durch die Ernennung einiger gemäßigten Mitglieder zu der hannoverschen Provinzialsynode zu begegnen. Aber es war zu spät. Die Majorität der Synode ließ sich zu Beschlüssen fortreißen, welche auf eine fast souveräne Selbständigkeit der Landesconsistorien und der Synodalentscheidungen abzweckten, und es wurde zugleich immer klarer, daß dieser kirchliche Separatismus Hand in Hand geht mit dem oppositionellen Welfenthum, das auf allen Punkten der Regierung entgegenarbeitet und in der Bevölkerung einen grundsätzlichen Haß gegen deren Organe und gegen die Anordnungen derselben zu nähren sucht. Die hier vorliegenden Schäden kamen besonders in den Verhandlungen zur Sprache, welche sich auf die Aufhebung der hannoverschen Landesconsistorien bezogen. Der gehässige Ausfall, den sich bei dieser Gelegenheit Herr Wantrup gegen die Abgeordneten Miquèl und v. Bennigsen erlaubte, wurde von Herrn Lasker in gebührender Weise zurückgewiesen. Dem Cultusminister gelang es nicht, die vorgebrachten Anklagen zu widerlegen, und es war bezeichnend genug für die Situation, daß außer Wantrup nur der Particularismus in der Person der Herren Windthorst und von Mallinckrodt für den Minister in die Schranken trat. Denn selbst der Abgeordnete Bieck, wiewohl er sich gegen die Absicht verwahrte, das Ministerium zu tadeln, stand mit seinem Antrage über das Volksschulwesen doch factisch auf der Seite der Opposition.

Sie werden es mir erlassen, Ihre Leser mit weiteren Details zu ermüden. Wie die Abgeordneten Miquèl und v. Bennigsen, so haben auch die Herren Wehrenpfennig und Richter bei verschiedenen Anlässen gegen die von dem Cultusminister verfolgte Richtung auf das Feierlichste protestirt. Ob diese Proteste den Erfolg haben werden, den Minister von seinem Posten zu drängen, müssen wir bei der Eigenthümlichkeit unserer constitutionellen Zustände bezweifeln. Von dem Grafen Bismarck sind wir es leider gewohnt, daß er in kirchlichen Dingen eine passive Haltung bewahrt. Sonst wäre gerade gegenwärtig eine Intervention wohl am Platze, wo neben den kirchlichen zugleich die politischen Interessen in so eminenter Weise betheiligt sind.

Der Entwurf des Consolidationsgesetzes ist inzwischen mit einigen von dem Finanzminister gebilligten Modificationen von der Budgetcommission angenommen worden. Unter den vorgenommenen Aenderungen betrifft die wichtigste die Amortisationspflicht der Regierung. Herr Camphausen wünschte,

Digitized by Google

der ursprünglichen Fassung des Entwurfes entsprechend, eine bindende Bestimmung über diesen Punkt möglichst auszuschließen; er erklärte sich aber schließlich mit dem von dem Abgeordneten von Bennigsen vorgeschlagene Amendement einverstanden, welches die jährlichen Etatsüberschüsse ein für allemal für die Amortisation bestimmt und eine Ausnahme von dieser Regel nur in dem Falle statuirt, daß in dem Staatshaushaltsgesetz ausdrücklich eine anderweitige Verfügung getroffen wird. Für die practischen Chancen der beabsichtigten Operation und ihre eventuelle Aufnahme Seitens des Publicums ist die Aufstellung jenes Grundsatzes jedenfalls von großer Bedeutung, da er entschieden dazu beitragen wird, den Glauben an die Solidität der Anlage zu stärken. Für die schließliche Entscheidung des Hauses bietet auch der vorliegende Commissionsbeschluß noch keinerlei Garantien, zumal die Annahme des Entwurfs nur mit einer Majorität von vier Stimmen erfolgte. Die Fortschrittspartei ist, wie ich schon neulich schrieb, principiell gegen die Convertirung, weil sie fürchtet, daß die dadurch frei werdenden Mittel lediglich der Ausbeutung durch den Militäretat verfallen werden. Von den Conservativen wird ein Theil vielleicht für das Gesetz stimmen, um die Gefahr eines neuen Steuerzuschlages dadurch abzuwenden. Der äußerste Flügel der Rechten strebt danach, den Entwurf und mit ihm Herrn Camphausen, der nicht der Mann nach ihrem Herzen ist, zu Falle zu bringen. Es wird danach wesentlich von dem Zusammenhalten der Mittelparteien abhängen, ob das Gesetz zu Stande kommt oder nicht.

Politischer Monatsbericht.

✕ Leipzig, Anfang December.

Der November 1869 hat den Zeitgenossen all' die Dinge gebracht, die mit größerer oder geringerer Aufmerksamkeit von ihm erwartet worden waren: die feierliche (wenn auch noch nicht die factische) Eröffnung des Suezcanals, die Pariser Nachwahlen, die Eröffnung des Corps législatif, das Scheitern der spanischen Hoffnungen auf den Herzog von Genua, endlich den Camphausen'schen Plan zur Beseitigung des kleinsten aber meist besprochenen Deficits im Haushalt der europäischen Großmächte. Zu diesen Ereignissen ist noch eine Reihe anderer Vorgänge gekommen, welche sich unangemeldet eingestellt haben: das Fiasco der k. k. Unternehmungen gegen die aufrührerische Bocca di Cataro, das vorläufige Verbleiben der galizischen Landboten im Wiener Reichstage, der erneute Wahlsieg der bayrischen Ultramontanen

Digitized by Google

und für Rußland ein partieller Umschwung in der inneren Politik, der zwar wenig beachtet worden, aber darum nicht minder wichtig ist. Unbeantwortet ist dagegen die schon seit Monaten aufgeworfene Frage nach dem Ausgang des Conflicts zwischen dem Sultan und dem Vicekönige von Aegypten geblieben — der vielen großen Zeitfragen nicht zu gedenken, deren Lösung, was den Zeitpunkt anlangt, überhaupt unberechenbar ist. — Die Physiognomie des Welttheils hat sich nicht sichtlich verändert; auf der Stirn desselben läßt sich nicht besser lesen, als vor vier Wochen. Wohl hat es den Anschein, als ob die alten Gruppen — hüben Preußen und Rußland, drüben Oestreich und Frankreich — nicht mehr so fest zusammen stehen, wie in den Jahren, welche der großen Katastrophe von 1866 folgten, aber von neuen Configurationen ist noch nichts zu spüren und die leichtblütigen Journale, welche Frankreich bereits in den Armen Rußlands sehen, beziehen ihre Nachrichten entweder aus Hitzing oder aus dem Schubfach der von der professionellen Conjecturalpolitik aufgespeicherten Möglichkeiten.

Frankreich, oder richtiger gesagt, Paris hat seit Jahren nicht so bewegte Tage gesehen, wie die, welche den letzten Nachwahlen vorhergingen. Alles, was sich seit zwanzig Jahren an politischer Jungenhaftigkeit, radicalem Phrasenkram und thörichter Ueberstürzung angesammelt hatte, kam bei Gelegenheit der Rochefort'schen Wahlcandidatur auf die Oberfläche des Pariser Lebens und die verschiedenen radicalen Candidaten suchten sich in Maßlosigkeiten zu überbieten. Das Resultat ist gewesen, daß der ungefährlichste und unwürdigste der Socialrepublikaner, die um die Vertretung des ersten Pariser Wahlbezirks stritten, zu den Thüren des gesetzgebenden Körpers eingegangen ist und sechs Jahre lang die Freiheit haben wird, die liberale Partei bei jeder ihm gutdünkenden Gelegenheit zu compromittiren, den Granier und Jerôme David in die Hände zu arbeiten. Freilich ist noch nicht ausgemacht, was aus dieser liberalen Partei selbst wird und ob sie sich gehörig zu constituiren und eine lebensfähige parlamentarische Regierung zu ermöglichen im Stande sein werde. Emil Ollivier's Stellung zum linken Centrum ist in ein bedenkliches Schwanken gekommen und von den Gliedern der alten Tiers-Fraction ist dieser Mann der einzige, dem man das Zeug zum practischen Staatsmann zutraut. Noch steht es so, daß der Kaiser die gesammte Executive fest in seiner Hand hält und daß die republikanischen Elemente nur nöthig haben, die Partei der gemäßigten Liberalen über den Haufen zu rennen, um Napoleon zu einem Rückzuge aus der beschrittenen constitutionellen Bahn die Brücke zu bauen. Die Präsumtion spricht gegen die Wahrscheinlichkeit jener Versöhnung zwischen Ordnung und Freiheit, welche die Thronrede als Pfand für weitere Concessionen verlangte und trotz all' der Wellen, welche die Hochfluth des Pariser Wahlkampfs getrieben hat,

Digitized by Google

gibt es (von der Armee ganz abgesehen), eine große Anzahl von Franzosen, auf welche das zweite Kaiserthum mit Sicherheit rechnen kann, wenn es sich um die Alternative „Ordnung oder Freiheit" handelt. Wird man dieser Alternative aus dem Wege zu gehen wissen? Schon die Unfaßbarkeit des Programms der radicalen Opposition, die Spaltung der Linken in eine stets wachsende Zahl von Fractionen und die practische Unerfahrenheit grade der Führer, welche bei den Massen das größte Ansehen genießen, haben dafür gesorgt, daß die besitzenden Classen nur wenig Vertrauen zu einer wirklich freiheitlichen Entwickelung hegen können und Ruhestörungen fürchten müssen. Das heutige Corps législatif macht den Eindruck, politisch kaum reifer zu sein, als die Versammlung, welche der großen Revolution vorherging. Von dem längst verbrauchten Thièrs abgesehen, zählt die linke Seite dieses Körpers nicht einen einzigen Staatsmann, der sich auch nur selbst Erfahrung in großen Geschäften zuschreiben könnte. Jener Mangel an Talenten und Capacitäten, der die vielbeklagte Folge des Systems ist, das sich heute zu einem parlamentarischen erweitern will, ist nie so offenkundig gewesen, wie in der gegenwärtigen Krisis. Was werden soll, wenn das Kaiserthum zusammenstürzt, weiß Frankreich eben so wenig wie vor zwei Jahren und noch nie hat eine politische Bewegung einen so rein negativen Charakter getragen wie die gegenwärtige.

Mit ihrer Gegnerin verglichen, erscheint die kaiserliche Partei immer noch als die stärkere, denn sie zählt wenigstens einen Mann in ihren Reihen, — den Kaiser selbst. Aber die Bürgschaft für die Ordnung, welche derselbe übernommen hat, ist noch keine Bürgschaft für die Bildung einer lebensfähigen Regierung, einer Regierung, welche ihren vor sieben Monaten übernommenen constitutionellen Verpflichtungen nachzukommen im Stande wäre. Daß das gegenwärtige Cabinet der Lage nicht gewachsen sei, ist in Compiègne noch früher anerkannt worden, als in Paris. Wer wird die provisorischen Minister zu ersetzen willens und fähig sein? Der Mangel an Personen ist so groß, daß ein und derselbe Mann für die Leitung des Cabinets und für die Führung der Regierungspartei in Aussicht genommen worden ist, — ein Mann, dessen Charakter noch nicht erprobt ist und über dessen Fähigkeiten die Meinungen weit auseinander gehen. Ollivier's Zukunft ist von dessen Verhältnissen zu den ehemaligen Genossen abhängig; übernimmt er vorzeitig die Leitung eines Cabinets, das mit der Majorität nicht fertig zu werden vermag, so ist er auch als Deputirter verbraucht und dem Kaiserthum ist eine Stütze entrissen, die sich kaum ersetzen lassen würde. Von den Namen, die sonst genannt werden, ist kaum einer, der auch nur innerhalb Frankreichs einen bestimmten Klang hätte und Vertrauen einzuflößen vermöchte.

Bezeichnend für die Unklarheit und Unsicherheit der Lage ist es, daß

Digitized by

zwar alle Welt weiß, daß es zwischen der Regierung und der Opposition zu harten Stößen kommen muß, Niemand aber anzugeben vermag, welche Verhandlungsgegenstände eigentlich die kritischen und für den Charakter der Session entscheidenden sein werden. Nur auf einem Gebiet wissen die Gegner der Regierung mehr, als was sie nicht wollen, — auf dem volkswirthschaftlichen — aber gerade hier hat der Kaiser die öffentliche Meinung von ganz Europa auf seiner Seite. Herr Pouyer-Quertier hat Anstalten gemacht die protectionistische Agitation im großen Stil zu betreiben und die Arbeiter, auf deren Zufriedenheit das Kaiserreich stets ein besonderes Gewicht gelegt hat, mit hineinzuziehen. Nichts destoweniger wird dieser rührige Agitator kaum mehr fertig bringen, als dem Kaiser einen Triumph zu bereiten und die Nation daran zu erinnern, daß sie dem Mann, dessen Hand seit zwanzig Jahren auf ihrem Nacken ruht, wenigstens in volkswirthschaftlicher Rücksicht zu Dank verpflichtet ist. — Zunächst hat die protectionistische Bewegung in Frankreich über den Canal hinübergewirkt und auch hier die Anhänger der beiden feindlichen Handelssysteme dazu veranlaßt, die bisher gewonnenen Resultate kritischer Revision zu unterziehen. —

Frankreichs auswärtige Politik hat während der Amtsdauer des Fürsten Latour d'Auvergne kaum etwas von sich hören lassen. Wohl werden die verschiedensten Gerüchte über des Fürsten Verhalten in dem türkisch-egyptischen Conflict colportirt, wohl wird von Freunden und Feinden versichert, General Fleury arbeite in Petersburg an dem Abschluß einer gegen Preußen und Oestreich gerichteten Alliance, wohl hat die „Moskau'sche Zeitung" sich in den letzten Tagen aus Paris schreiben lassen, Frankreichs und Rußlands vereinte Bemühungen hätten die Unwirksamkeit des Abkommens bewirkt, welches Oestreich und die Pfordte über eine Besetzung Montenegros getroffen, aber all' diese Nachrichten entbehren der festen Grundlage und die öffentlichen Handlungen der französischen Diplomatie haben zu keinerlei Schlüssen auf eine veränderte Haltung dieses Staats Ursache gegeben. Der Gedanke an eine auswärtige Diversion würde im gegenwärtigen Augenblick nur dazu führen, all' die disparaten Elemente des anti-imperialistischen Liberalismus und Radicalismus auf einen Punkt zu sammeln und schon aus diesem Grunde ist wenig wahrscheinlich, daß der Kaiser ohne jede äußere Nöthigung den gegenwärtigen Zeitpunkt zu einer diplomatischen Schwenkung von größerer Tragweite. ausersehen haben sollte.

Die Sendung des General Fleury nach Petersburg und die Wichtigkeit, welche die Moskauer Presse der Ernennung dieses Gesandten zuschrieb, haben zu all' den Conjecturen über eine französisch-russische Alliance Veranlassung gegeben, welche durch die Luft schwirren. Aber gerade im gegenwärtigen Augenblick verräth Rußland wenig Neigung, sich auf Unternehmungen im

Digitized by Google

Auslande einzulassen. Die Petersburger Journale kommen immer wieder darauf zurück, daß an einen russisch-englischen Conflict in Mittelasien nicht zu denken sei und daß Rußland zunächst alle Hände voll zu thun habe, um von der kostspielig Eroberung Taschkents auch nur in commerzieller Beziehung Nutzen zu ziehen. Wohl verräth sich bei den Organen der Nationalpartei gelegentlich der Wunsch, im Bunde mit Frankreich von der türkisch-egyptischen Verwickelung und den Vorgängen in Cattaro Nutzen zu ziehen, wohl haben dieselben die Hoffnung ausgesprochen, Rußlands orientalische Politik werde von der Eröffnung des Suezcanals Nutzen ziehen können, aber erbitterte Parteikämpfe über die Fragen der inneren russischen Politik drängen all' diese Aspirationen immer wieder in den Hintergrund. Entsprechend dem widerspruchsvollen Charakter der gegenwärtigen Lage hat die von Moskau aus inspirirte nationale Partei in einer und derselben Woche einen Sieg errungen und eine Niederlage erlitten. Der Curator der Universität Dorpat Graf Keyserling hat seinen Abschied nehmen müssen, weil er an der Opposition der deutschen Behörden Liv- Est- Kurlands gegen den ihnen zugemutheten Besuch russischer Gottesdienste Theil nahm und gleichzeitig sind die beiden leidenschaftlichsten Vorkämpfer der nationalen Demokratie in dem unglücklichen Lithauen, der Wilnasche Curator Batjuschkow und der Civilgouverneur Schischkow des Dienstes entlassen worden, weil sie dem gemäßigten, das Interesse der Gutsbesitzer schonenden General-Gouverneur Potapow im Bunde mit der Moskauschen Zeitung heftige Opposition machten. Diesem Siege der gemäßigten Partei wird in Rußland eine große Tragweite zugeschrieben, ja es gibt Leute, die denselben als den Vorläufer eines principiellen Umschwungs in der inneren Politik dieses Staats ansehen. Bemerkenswerth ist immerhin, daß das einflußreichste russische Blatt in einer Frage den Kürzeren gezogen hat, in der es bisher eine unumschränkte Dictatur übte. General Potapow hat die zu Gunsten seiner Agrar-Politik getroffene kaiserliche Entscheidung mit der Begründung eines neuen officieusen Organs in Wilna gefeiert, dessen Herausgeber bisher an der „Wesstj", dem Organ der polenfreundlichen Opposition beschäftigt gewesen waren. — Im Königreich Polen wird an dem bisherigen System unverändert festgehalten und es heißt sogar, Graf Berg, der kaiserliche Statthalter, der persönlich eine gemäßigtere Richtung vertrat, werde abberufen, die Statthalterschaft vollstänständig aufgehoben werden. — Unter den zahlreichen Gesuchen um neue Eisenbahnconcessionen, welche in Petersburg eingegangen sind, ist zum zweiten Male das vielbesprochene Project der Lyk-Bjalostocker Linie aufgetaucht, dieses Mal durch eine Deputation von Königsberger Kaufleuten patronisirt. Sowohl das Organ des russischen Kriegsministers wie die Direction der neuconcessionirten Libauer Eisenbahn sind diesem Unternehmen günstig, wel-

Digitized by Google

ches für den ostpreußischen Handel eine ganz außerordentliche Wichtigkeit haben würde. Desto heftiger ist die Opposition der „Mosk. Zeit.“, welche unaufhörlich versichert, diese Bahn werde den westrussischen Handel in die schmählichste Abhängigkeit von Preußen bringen und diesen Staat außerdem in die Lage versetzen, jeder Zeit Truppen nach Rußland werfen zu können. — Wie ängstlich man in Bezug auf die Sicherheit der westlichen Reichsgrenzen ist, beweist der neueste Vorgang in Kischenew, der Hauptstadt Bessarabiens, welche zufolge der Abtretungen von 1856 ziemlich dicht an die Grenze der Moldau gerückt ist. Auf Grund eines alten Gesetzes, welches den Juden vorschreibt, mindestens fünfzig Werst (7 Meilen) von der Grenze entfernt zu leben, sind dreizehn Jahre nach jener Grenzregulirung plötzlich 20,000 Juden von ihrem bisherigen Wohnort verwiesen und in das Innere des Reichs transportirt worden. Diese Maßregel, welche einen neuen Beleg dafür abgibt, wie tief die despotischen Gewohnheiten des alten Systems in der russischen Bureaukratie eingewurzelt sind, hat die jüdischen Gemeinden von ganz Europa in eine Aufregung gesetzt, die bis nach Amerika hinüber Wiederhall fand. General Grant soll bereits seine Verwendung für Zurücknahme dieser Maßregel zugesagt haben und bei dem intimen Charakter der Beziehungen zwischen Rußland und Amerika wird diese Verwendung schwerlich ohne Erfolg bleiben. Glücklicher als die Polen Litthauens und die Deutschen der baltischen Provinzen, können die Juden Bessarabiens auf eine moralische Unterstützung ihres gekränkten Rechts rechnen, welche jenen bis jetzt versagt geblieben ist.

In der Verbreitung von Nachrichten über eine bevorstehende russisch-französische Entente, deren Spitze gegen Preußen gerichtet sein soll, hat das Wiener Preßbureau sich besonders eifrig gezeigt. Und doch wäre Oestreich die Macht, die die Unkosten einer solchen Conjunctur zunächst zu zahlen hätte und von allen Vortheilen derselben ausgeschlossen bliebe. Versteht es sich doch von selbst, daß ein Abkommen zwischen den Cabinetten von Paris und Petersburg zunächst auf die orientalische Frage Bezug hätte und diese ist, wie wir in Cattaro aufs Neue gesehen haben, in erster Reihe eine östreichische Frage geworden. Das Ungeschick, das die Wiener Regierung verräth, sobald es sich um slavische Angelegenheiten handelt, kann geradezu unvergleichlich genannt werden und doch sind diese Angelegenheiten für die Zukunft des Kaiserstaates die wichtigsten. In Galizien hat man es glücklich dahin gebracht, keine einzige der maßgebenden polnischen und ruthenischen Parteien für sich zu haben, in Böhmen erhält man die deutsche Bevölkerung in fortwährender Besorgniß um die Zukunft, ohne die Czechen zufrieden zu stellen. Den Serben gibt man zu Klagen über Störung ihrer kirchlichen Gewohnheiten Veranlassung, indem man die thörichten Kreuzzüge gegen den Gebrauch des Kyrillischen Alphabets unterstützt, welche der Landtag von Agram beschlossen hat (der zur

Digitized by Google

Zeit in Rußland weilende Patriarch von Serbien hat gegen diese Maßregel soeben im Namen „aller Serben" protestirt), die Magyaren setzt man in den Stand, den Grenzern zu Klagen über Beleidigung ihrer Nationalität Veranlassung zu geben und die Aufhetzung der serbischen Bewohner von Bocca di Cattaro besorgt man gar durch ungeschickte k. k. Beamte. — Die Geschichte des Aufstandes im südlichen Dalmatien gehört zu den merkwürdigsten Capiteln in der Leidens- und Sündenchronik des modernen Oestreich. In denselben Jahren, da man den Besitz Venetiens mit Anstrengung aller Kräfte zu behaupten suchte und fortwährende Klagen über die italienische Propaganda in Welschtirol laut wurden, hat es geschehen können, daß der von Serben bewohnte südlichste Theil Dalmatiens durch k. k. Beamte nicht etwa germanisirt — sondern italienisirt und dadurch systematisch gegen die Wiener Regierung aufgereizt wurde. Und auf diesem unterminirten Boden versuchte man dann das neue Militärgesetz in denselben strengen Formen durchzuführen, wie in Wien oder Linz. Gegen den Aufstand, der die Folge dieses Vorgehens war, werden erst Maßregeln ergriffen, als derselbe in hellen Flammen steht und die Herzen der Montenegriner für den Gedanken eines gemeinsamen Kreuzzugs gegen die Slavenunterdrücker erwärmt sind. — Verglichen mit dieser langen Reihe von Fehlern kommen die Mißgriffe, welche den übeln Ausgang eines mühseligen Winterfeldzuges in unwirthbarem, dem Generalstabe so gut wie unbekanntem Gebirgsterrain verschuldet haben, kaum mehr in Betracht. Daß man die Aufnahme neuer energischer Operationen bis zur Rückkehr des Kaisers verschoben und das Publicum an den Gedanken eines Aufschubs derselben bis zum Frühjahr gewöhnt hat, steht offenbar mit der Scheu der Minister vor weiteren Verwickelungen im Zusammenhang; wollte man von der türkischen Bereitwilligkeit zu gemeinsamen Operationen Gebrauch machen und wäre man ganz sicher, daß dieselben ohne Folgen blieben, so hätte es nicht erst dieser Vertagung bedurft.

Während das östreichische Fiasko am adriatischen Meere aufs neue die Gefahren bloslegte, von denen der Kaiserstaat umgeben ist, auch wenn er mit seinen Nachbarn in Frieden lebt, hat der Reichskanzler Graf Beust an den Ufern des Nil orientalische Zukunftspolitik getrieben und Zeit übrig gehabt, um seine Rückreise über Italien zu nehmen und die östreichischen Sympathien Victor Emanuels zu stärken. Seine Rückkehr in die Hofburg soll den galizischen Polen die gewünschten autonomistischen Concessionen, den Böhmen die Entscheidung über Krieg oder Frieden, den constitutionellen Deutsch-Oestreichern die Lösung des Streits über die Wahlreform bringen. In der östlichen Hälfte der Monarchie regieren die Landesminister ohne nach dem Beirath des Vertreters der Gesammtstaatsidee zu fragen, dem sie so vielfach

Digitized by Google

zu Dank verpflichtet sind; die cisleithanischen Minister vermögen dagegen keine wichtigere Entscheidung ohne den Mann zu treffen, der ihnen gegenüber wesentlich das Interesse der nichtdeutschen Elemente vertritt, der den deutschen Einfluß in Galizien geopfert hat, auf den die Czechen ihre Rechnung setzen und welcher die den Deutschöstreichern so außerordentlich ungünstige Gruppenvertretung in der cisleithanischen Delegation durchgesetzt hat! — Daß den Polen neue Concessionen auf Unkosten der Einheit der cisleithanischen Reichshälfte gemacht werden sollen, gilt für sicher. Wenn man weiß, daß dieser neue Gehorsam gegen die disparaten Elemente im Reichsrath blos dazu führen kann, die Begehrlichkeit und den Einfluß des Föderalisten Smolka und seiner Anhänger zu stärken, so erscheint es ziemlich gleichgiltig, ob der Reichsrath für den kurzen Rest der ihm gegönnten Tage aus direct oder indirect gewählten Volksvertretern besteht. Der beschrittene Weg muß mit Nothwendigkeit zur Entlassung oder zum Austritt der Polen aus dem Reichsrath führen, die Slaven werden ihnen folgen, den Tirolern ist an dem Wiener Constitutionswerk niemals etwas gelegen gewesen, und ist es erst soweit gekommen, so wird man mit den Czechen auf die von diesen beliebten Bedingungen Frieden schließen müssen. Alles was von neuen liberalen Reformen, Einführung directer Wahlen, Verdoppelung der Zahl der Deputirten u. s. w. geredet wird, hat nur die Bedeutung einer den „slechen Tagen" bewilligten Frist.

Wie in Oestreich sind auch in Italien die Symptome der Zersetzung während der letzten Wochen im Zunehmen begriffen gewesen, wenn auch Symptome einer Zersetzung anderer Art. Weder die schwere Krankheit des Königs noch die Geburt eines Thronerben haben der zerrissenen Nation den Ausdruck wirklicher Theilnahme und Anhänglichkeit an die Dynastie zu entreißen gewußt, welche ihre Einheit repräsentirt. Das Ministerium Menabrea, das während seiner nunmehr zweijährigen Regierung keinen einzigen durchschlagenden Erfolg errungen hat, ist wiederum zu einer Umgestaltung genöthigt worden; Lanza, der es unternommen, aus den Trümmern der alten eine neue Regierung zu bilden, hat alle Mühe, Männer ausfindig zu machen, die sich die Fähigkeit zuschreiben, das lecke Staatsschiff über Wasser zu halten. — Der Lobbiasche Scandalproceß hat mit der Verurtheilung jenes Abgeordneten geendigt, der sich für den Märtyrer seiner Ueberzeugung auszugeben versucht hatte. Bei der leidenschaftlichen Erregung der Gemüther hat nicht ausbleiben können, daß diese Verurtheilung vielfach für eine Connivenz der Richter an die Regierungswünsche ausgegeben worden ist. Wie das constitutionelle System nicht im Stande gewesen, die ihm bei der Wiedergeburt des italienischen Staats zugedachte Rolle durchzuführen, so haben weder die verfassungsmäßige Un-

Digitized by Google

abhängigkeit der Richter, noch die auf breitester Basis durchgeführte Ausbildung des Geschworneninstituts der Nation Achtung und Vertrauen zu der Justiz einzuflößen vermocht. Es geht hier wie in einem großen Theil der östreichischen Länder: die Arbeit, welche nur ein liberaler Absolutismus hätte durchführen können, vermag von dem Parlamentarismus nicht nachgeholt zu werden, denn dieser hat ein Maß sittlicher und intellectueller Bildung zur Voraussetzung, die eine Staatsordnung nicht zu schaffen vermag, welche die Staatsbürger wie Mündige behandelt. In die Unmündigkeit läßt das Volk sich nicht mehr zurückschrauben und durch steten Mißbrauch der Freiheit läßt die Mündigkeit sich nicht erwerben. — Erfahrungen über die Wahrheit dieses einfachen Satzes haben während des letzten Monats auch die Spanier gemacht. Victor Emanuels Weigerung, seinen Neffen Thomas Albert zur Annahme der spanischen Königskrone zu bewegen, hat dem bescheidenen Faß, daß die Monarchisten sich zur Wohnung ausersehen, vollends den Boden ausgeschlagen und die Republikaner treten wieder auf die Bühne, von welcher Prim's Soldaten sie für einige Zeit verdrängt hatten. Das republikanische Programm ist ein wesentlich föderatives und hat darum den Vorzug, von den mittelalterlichen Traditionen unterstützt zu werden, welche sich in einem Theil des spanischen Volks erhalten haben; in den nördlichen, namentlich den baskischen Provinzen, sind die alten Fueros niemals vergessen worden. Mag die Entscheidung vertagt oder beschleunigt werden, im monarchischen oder im republikanischen Sinne ausfallen, der modernen oder der mittelalterlichen Staatsidee zum Siege verhelfen, — unvermeidlich ist der Eintritt einer Anarchie, die sich seit Jahrzehnten in Spanien vorbereitet hat und seit dem Sturz Isabella's II. nur noch Frage der Zeit war.

Dieselben Tage, von denen die Nachricht über die vollzogene Neubildung des italienischen Cabinets erwartet wird, sollen der Welt das seit drei Jahrhunderten entbehrte Bild einer feierlichen Concileröffnung bringen. Je näher der Zeitpunkt für dieselbe heranrückt, desto lauter und zahlreicher werden die Stimmen, welche die Curie mahnen, vor den ausschweifenden Planen der Jesuitenpartei auf der Hut zu sein. Dem Votum der in Fulda versammelt gewesenen deutschen Bischöfe ist eine Erklärung des Bischofs Dupanloup von Orleans gefolgt, welche die beabsichtigte Proclamation der Unfehlbarkeit des Papstes als Gefahr für die gesammte katholische Christenheit darstellt. Auch innerhalb der Kirche sind die Leute die vorgeschrittensten Verfechter unhaltbarer Doctrinen, welche der Wirklichkeit des practischen Lebens am Weitesten entrückt sind: englische Bischöfe in partibus infidelium und die ultramontanen Journalisten von Paris und München gehen für eine Idee, die sich selbst im Mittelalter nicht verwirklichen ließ, todesmuthig in den Kampf,

während die Kirchenfürsten, welche inmitten des großen Kampfes der Zeit stehen, zu Vorsicht und Umkehr rathen. Die innerhalb der Curie herrschende Partei scheint absichtlich nur auf die Stimmen hören zu wollen, die in ihrem Sinne reden, und ein päpstliches Decret hat das bekannte Buch von Janus sammt verschiedenen anderen Zeugnissen der gemäßigten Richtung bereits auf den Index prohibitorum gesetzt. Daß eine große Zahl der einflußreichsten Bischöfe dem Concil fern geblieben ist, daß keine einzige katholische Regierung der alten oder der neuen Welt die große Priesterversammlung durch einen diplomatischen Vertreter beschickt hat, wird von dem Nachfolger Petri mit jener Consequenz ignorirt, welche dem Papstthum von je eigenthümlich gewesen ist und den Ultramontanen grade für die starke Seite desselben gilt. Auch das schwüle, über ganz Italien hängende Gewitter hat auf die im Vatican herrschende Temperatur keinen Einfluß gehabt und die Rathgeber des heiligen Stuhls scheinen bis jetzt an dem Plan festzuhalten, die Unfehlbarkeit des heil. Vaters und die Erhaltung des Dominium temporale zu dem Range von Dogmen zu erheben.

Obgleich die siegesgewissen Mienen der römischen Jesuitenpartei nicht wenig dazu beigetragen haben, den Muth und die Ansprüche ihrer diesseit der Alpen lebenden Anhänger zu heben, können diese Letzteren sich practischer Erfolge im größeren Stil in der Neuzeit nicht rühmen. Selbst in Wien, wo man sich von drohenden Worten und Geberden sonst leicht imponiren läßt, ist die anti-concordatliche Politik von der Linie, die sie seit dem März 1868 angenommen, nicht zurückgewichen. Ebenso wird in München die Unzufriedenheit der gebildeten Bevölkerungsclassen mehr gefürchtet, als die Klage der ultramontanen Wahlsieger über den Fortbestand eines Ministeriums, das die Majorität gegen sich hat. Es ist dieses Mal die liberale Partei, welche bereitwillig davon Vortheil zieht, daß das Ideal rein parlamentarischer Regierungen weder nördlich noch südlich vom Main verwirklicht ist, dieselbe Partei, welche lang genug ihre Wünsche als Ausdruck des eigentlichen, nur künstlich zurückgehaltenen Volkswillens angesehen und das Recht dieses Volkswillens gefordert hatte. Trotz der Veränderung der Wahlbezirke und der größeren Strenge der Regierung gegen ihre Beamten ist die liberale Partei in Bayern auch dieses Mal den vereinten Anstrengungen der Clericalen und der blauweißen Patrioten erlegen. Die Staatsraison, welche so oft nur den Deckmantel dynastischer Liebhabereien abgegeben, hat dieses Mal im Interesse der Selbsterhaltung gefordert, daß das geschlagene Ministerium oder mindestens der Führer desselben im Amte blieb, und selbst der junge König, der bis jetzt nach keiner Seite hin Parteisympathien zeigte, hat das Gebot dieser Nothwendigkeit nicht überhört.

Digitized by Google

Die dreijährige Dauer der Bündnißverträge, welche Herr v. d. Pfordten nach dem Prager Frieden abschließen mußte, hat dem zurechnungsfähigen Theil des bayrischen Volks längst die Ueberzeugung gegeben, daß die Gefahr der Verpreußung am leichtesten und bequemsten durch ein erträgliches Verhältniß zum norddeutschen Bunde abgewendet wird und daß Bayern an der militärischen Sicherheit Deutschlands im Grunde dasselbe lebhafte Interesse hat als Preußen. Ebenso drängen die materiellen Verhältnisse auf Aufrechthaltung des Zollvertrags und Graf Bismarck hat zu wiederholt und zu deutlich gesagt, daß beide Verträge in seinen Augen solidarisch verbunden seien, als daß man wagen dürfte, Bayern's Wehrkraft, wenn auch nur zeitweise östreichischen oder französischen Velleitäten zur Verfügung zu stellen. Von den Verträgen kann Bayern nicht mehr los, ohne seine Existenz aufs Spiel zu setzen, und wenn diese Verträge dem Lande nicht nur neue Kosten, sondern auch Nutzen bringen sollen, so ist nothwendig, daß sie unter der Aufsicht des Fürsten Hohenlohe bleiben und nicht in die Hände von Männern gelegt werden, welche nach Wien, Rom oder Paris schielen. Bei der entschiedenen Position, die Baden genommen hat, und der Unsicherheit des verlogenen würtembergischen Systems ist die Festhaltung der bisherigen Politik für Bayerns süddeutsche Stellung eine Nothwendigkeit. Freilich wird der Stand, welchen Fürst Hohenlohe der Kammer gegenüber haben wird, ein außerordentlich schwieriger sein und im Interesse des constitutionellen Princips wäre der Bankerott eines clericalen Cabinets der künstlichen Erhaltung des gegenwärtigen Systems vorzuziehen gewesen.

Müssen wir uns zufrieden geben, wenn die Dinge südlich vom Main in ihrer bisherigen Schwebe bleiben und wenn der Zeit eine Wandlung überlassen wird, welche sie allein doch nicht fertig bringen kann, so haben wir im norddeutschen Bunde eine wenn auch nur relative Wendung zum Bessern zu constatiren. Nicht als ob in der deutschen Frage auch nur ein Finger gerührt worden wäre; wir müssen uns bescheiden, daß die Entwickelung der norddeutschen Dinge die Consolidation des neuen Bundes wenigstens nicht erschwert.

Das Camphausen'sche Finanzproject, die Debatte über den Etat des Cultusministeriums, die Ausdehnung des Miquèl-Lasker'schen Antrags auf Erweiterung der Bundescompetenz und die leidige Denkmalangelegenheit von Celle sind die Hauptgegenstände der Verhandlungen im Berliner Abgeordnetenhause gewesen. Die Behandlung des Eulenburg'schen Entwurfs einer neuen Kreisordnung hat so langsame Fortschritte gemacht und so zahlreiche Unterbrechungen erfahren, daß von ihr kaum etwas zu sagen ist; genug, daß die ministerielle Vorlage bis jetzt nicht gescheitert ist und daß der Minister

Digitized by

keine der Abänderungen, welche das Haus an seiner Bill vorgenommen, für schlechterdings unannehmbar erklärt hat. Auch das Schicksal des Camphausenschen Finanzplans ist noch nicht entschieden, aber die Aussichten für Annahme desselben mehren sich täglich. Zu diesen Aussichten muß entschieden gerechnet werden, daß die extremen Parteien auf beiden Seiten des Hauses sich gegen die Consolidation der Staatsschulden erklärt haben, die Alt-Conservativen noch entschiedener als die Demokraten. Dafür hat sich von Seiten der Mittelparteien eine entschiedene Geneigtheit auf Unterhandlungen mit den Ministern einzugehen, kundgegeben, und Herrn Camphausen's bisherige Haltung leistet dafür Bürgschaft, daß Meinungsverschiedenheiten über Einzelheiten das Ganze nicht zu Fall bringen werden. Von den in die Commission gewählten Gliedern der national-liberalen Partei hat sich der überwiegende Theil zu Gunsten der Vorlage ausgesprochen; wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, daß die andersdenkenden Vertreter der Fraction sich der Parteidisciplin zu Liebe der Majorität ihrer Genossen fügen, so läßt sich mindestens erwarten, daß dieselben es bei der Abgabe verneinender Stimmen bewenden lassen werden.

Auf die Verhandlungen über den Cultusetat ist in diesen Blättern so ausführlich eingegangen worden, daß wir nicht nöthig haben, dieselben nochmals zu recapituliren. Der Erwähnung bedarf nur, daß die Taktik der Opposition dieses Mal sehr viel glücklicher gewesen ist, als im December 1868, und daß man von den damals gemachten Fehlern in erfreulicher Weise gelernt hat. Die linke Seite des Abgeordnetenhauses kann in der That sagen, daß es heuer nicht ihre Schuld ist, wenn Herr v. Mühler im Amte bleibt, und daß die Anhänger dieses Ministers keinen Grund haben, über Maßlosigkeiten und Ueberstürzungen ihrer Gegner zu triumphiren.

Der gegen das Bundes-Oberhandelsgericht gewendete Antrag des Grafen zur Lippe, der bei der Eröffnung der Session mit so vielem Geräusch eingebracht wurde, ist dem verdienten Schicksal nicht entgangen. Selbst das Herrenhaus hat nicht den Muth gehabt, sich mit dieser Ausgeburt des beschränktesten Particularismus zu identificiren und die kleinstaatlichen Feinde des neuen Bundes haben vergeblich darauf gerechnet, für das Recht ihrer bundesfeindlichen Wünsche ein preußisches Zeugniß anführen zu können. Im Gegentheil hat dieses Attentat auf die Competenz des Reichstags den Erfolg gehabt, der nationalen Sache zu einem Siege zu verhelfen, der unter anderen Umständen vielleicht minder vollständig gewesen wäre. Der Miquèl-Lasker'sche Antrag ist unter entschiedener Zustimmung der Fortschrittspartei angenommen worden und kann sich auf eine Majorität berufen, welche manchen Namen für sich hat, dem eine principielle Geneigtheit für Befesti-

Digitized by Google

gung des Werks von 1866 auch beim besten Willen nicht imputirt werden kann. Auch ohne Optimist zu sein kann man in diesem Vorgang typische Bedeutung nachweisen: je deutlicher sich die Partei, welche bisher für die nächste Bundesgenossin des Grafen Bismarck zu gelten den Anspruch machte, sich von der nationalen Politik des Bundeskanzlers lossagt, desto zahlreicher werden die Vertreter der Demokratie, die sich von der Gemeinschaft mit derselben nicht länger fern halten können.

Neue Kunstblätter.

Album der Casseler Gallerie. 12 Photographien nach Kreidezeichnungen mit Text von Merkel, und

Rembrandt-Album, Photogr. nach Kreidezeichnung. Text von Prof. Friedr. Müller. Cassel. Verlag von Theodor Kay.

Die Casseler Gemälde-Gallerie war bis vor wenig Jahren — und galt allerdings in noch höherem Grade dafür, als sie es war — ein Buch mit sieben Siegeln, ein Dornröschen mitten in unserer nüchternen und aufgeweckten Zeit. Erst der Passe-partout-Schlüssel (oder sagen wir Dietrich?), der die eigenthümliche Form eines Schwertes hat, will sagen: die preußische Occupation, öffnete die Säle in Cassel dem Volke und gab dieser herrlichen Sammlung von Gemälden ihre „eigenthümlichste Berechtigung" zurück, — gesehen zu werden. Denn vordem waren sie — nicht unähnlich den Goethezimmern in Weimar — von inhumaner Willkür in Sequester gehalten worden. Wie es im Staatslexikon der deutschen Duodezdespoten des vorigen Jahrhunderts eine ganze Reihe „Leib-Chargen" gab, so gab es in Cassel bis Anno 66 gewissermaßen auch nur eine kurfürstliche „Leib-Bildergallerie", einen „Leib-Rembrandt", „Leib-Tizian", „Leib-Van-Dyck" und so weiter. Nach Beseitigung dieser Corporalzucht der Kunst tritt nun in verschiedenen Gestalten das Bemühen auf, das große deutsche Publicum zum Genusse der fast weihnachtsartigen Bescherung einzuladen, und zu den löblichen Unternehmungen der Art gehören die Bilder-Hefte, welche die Verlagshandlung von Th. Kay in Cassel unter dem Titel von Albums der Casseler Gallerie und der Rembrandt-Sammlung herausgegeben hat. Mehrere ähnliche gehen denselben zur Seite: Eines, welches mehr auf den Kreis der Kunstforscher berechnet, die bedeutendsten Gemälde in Originalphotographien wiedergibt, ein zweites (vom Verleger der Zeitschrift für bildende Kunst angekündigt), bietet ausgezeichnete Radirungen von W. Unger, besonders nach den hervorragendsten holländischen Meistern, die in Cassel vertreten sind. In den obengenannten Albums, welche einander dergestalt er-

Digitized by

gänzen, daß das eine die Werke italienischer Kunst, niederländische Kleinmeister u. A. enthält, während das zweite ausschließlich dem Rembrandt gewidmet ist, haben wir es mit photographirten Kreidezeichnungen zu thun. Die erste Serie führt eine gute Zusammenstellung von Bildern Tizian's, Reni's, Ribera's, A. Carracci's, Molinari's, Trevisani's, Terburg's, Metsu's, Jan Steen's, Hals', Anton und Philipp van Dyck's vor. Die Künstler, welchen die Kreidecopien anvertraut waren (namentlich E. Nitschky und Ph. Witze) haben ihre Aufgabe recht wacker gelöst, und wenn auch dann und wann die Neigung zur Eleganz des Vortrags überwiegt, so geben die kleinen Photographien doch einen sehr hübschen Begriff von den Originalen. Noch mehr darf dies von dem schwierigeren Unternehmen der Copien nach Rembrandt gerühmt werden, bei denen namentlich Victor Müller nnd C. Glinzer mit offenbarer Liebe und tüchtiger Kraft thätig gewesen sind. Der wundervolle Meister des Helldunkels, der in seiner Farbenmystik ebenso schwer durch das Schwarz auf Weiß des Griffels wie der Feder zu erschöpfen ist, tritt uns in einer Reihe seiner Charakterköpfe vor's Auge, deren physiognomischen und technischen Nüancirungen man mit hohem Genusse folgt. Er führt uns als echter Poet bei Leuten oder in Gegenden ein, die zwar fremde Röcke tragen und seltsame Stimmungen anklingen, aber stets das Gemüth durch den Umgang mit wahrhaften Menschen, ganzen Persönlichkeiten, echter ungeschminkter Natur erquicken und befreien. — Wir wünschen, daß diese Nachbildungen in dem Maße, in dem sie können, dazu beitragen mögen, daß Rembrandt's Gemälde, die noch viel zu sehr für eine Specialität der Kenner gelten, auch auf weite Kreise ihren Zauber üben, und daß die Casseler Gallerie der Nation, der sie nunmehr, Dank dem Schwarz auf Weiß des neuen Regimentes, zurückerobert ist, ein fleißig besuchter Tummelplatz des Kunstgenusses werden möge. — Ueber die Schicksale der Gallerie, die geschichtliche Stellung der Meister und die Charakteristik der einzelnen Werke, welche die Albums bieten, gibt der beigefügte Text erwünschten Aufschluß. —

Die Grenzboten beginnen am 1. Januar 1870 ihren **29. Jahrgang.** Die seitherigen wie die neu eintretenden Abonnenten ersuche ich, ihre Bestellungen auf den nächsten Jahrgang bis spätestens zum 15. Decbr. bei den betreffenden **Buchhandlungen** oder **Postämtern** anzumelden, damit die Zusendung rechtzeitig erfolgen kann.

Leipzig, im Decbr. 1869.

Fr. Ludw. Herbig.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXVIII. Jahrgang. II. Semester.





Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

№ 51.
Ausgegeben am 17. December 1869.

Inhalt:

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Leipzig, 1869.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

☞ Wichtige Ergänzung zu jedem Werke über die französische Revolution! ☜

Im Verlage von **Veit & Comp.** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Tableaux
de la
Révolution française
publiés
sur les papiers inédits du Departement et de la Police secrète de Paris
par
Adolphe Schmidt,
Professeur d'histoire à l'université de Jéna.
Tome second.
Gr. Octav. VIII. u. 560 S. Eleg. geh. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: Les derniers temps du ministère Garat (juin — août 1794). Le règne de la Terreur (août 1793 — juillet 1794). La réaction thermidorienne et ses suites (juillet 1794 — mai 1795). La fin de la Convention (mai — octobre 1795). La début du Directoire exécutif (novembre et décembre 1795).

Band I. enthielt:
La chute de la royauté et le début de la république.
La chute de la Gironde et l'ascendant de la Montagne.
Gr. Octav. XII. u. 380 S. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

☞ Band III. (Schluss des Werkes) erscheint Ostern 1870.

Dem Konzil zu Rom

Haller'sche Verlagsbuchhandlung in Bern.

Jesuitenmoral
von
Dr. Franz Huber,
Verfasser der „Lateranischen Kreuzspinne".
31 Bg. eleg. geh. Preis 6 Fr.

Inhalt: Gründung und Zweck des Jesuitenordens. — Constitutionen oder Grundgesetze des Jesuitenordens. — Eigentliche Jesuitenmoral: 1) Von den menschlichen Handlungen. 2) Vom Gewissen. 3) Vom Probabilismus. 4) Von den Gesetzen. 5) Von den Sünden. 6) Von den Tugenden. 7) Die Lehre vom Dekalog oder von den zehn Geboten. — **Der Zweck heiligt die Mittel.** Anmerkungen.

Dieses soeben erschienene Hauptwerk des Verfassers der „Lateranischen Kreuzspinne" liefert den dem Pater Roh S. J. versprochenen Beweis, nach Erhalt dessen dieser versprochen hat, aus dem Orden treten und dessen ärgster Feind werden zu wollen, in einer Weise und Ausführlichkeit, die für den unbefangenen Denker nichts zu wünschen übrig läßt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz.

gewidmet.

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben in Berlin** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Churfürstinnen und Königinnen auf dem Throne der Hohenzollern,
im Zusammenhange mit ihren Familien- und Zeit-Verhältnissen;
aus den Quellen bearbeitet von
Kirchner, Superintendent rc.

III. (Schlußband): Die sechs ersten Königinnen. Mit deren Bildnissen. 1⅓ Thlr. (Preis des nun vollständigen Werkes mit 20 Bildnissen 5½ Thlr.)

Se. Majestät der König Wilhelm hat die Dedication des Werkes angenommen.

Die preußischen Provinzialsynoden.

Die politischen Köpfe im Schooße der preußischen Regierung haben es dem Cultusminister v. Mühler zum schweren Vorwurf gemacht, daß er die Provinzialsynoden der sechs alten östlichen Provinzen, Hannovers und Kurhessens unmittelbar vor dem Concil zu Rom berufen habe, da die hiervon zu erwartenden und auch bereits reichlich eingetretenenen ärgerlichen Auftritte nur dazu dienen könnten, die deutsche evangelische Kirche der geschlossenen Einheit des Katholicismus gegenüber in das Licht der Verwirrung und Zerrissenheit zu setzen. Besonders die Anhänger des Grafen Eulenburg, der bereits zum Sturze des Frhrn. v. d. Heydt das Seinige beigetragen hat, werden diesen Gesichtspunkt immer wieder geltend machen. Die liberale Nationalpartei braucht nichts dagegen zu haben, wenn einer ihrer alten Widersacher im Schooße des preußischen Cabinets mit solchen Argumenten den Andern schädigt. Allein wenn der dermalige Cultusminister nichts Schlimmeres gethan hätte, als die Provinzialsynoden überhaupt einzuberufen, so müßte sie ihm für ihren Theil doch Absolution ertheilen. Dieser Schritt vorwärts auf dem Wege zur inneren Befreiung der Kirche hat wahrhaftig schon lange genug auf sich warten lassen. Ihn des römischen Concils halber aufzuschieben, hätte höchstens im Zusammenhang mit der engen Anschauungsweise Sinn, für deren Vertreter grade vorzugsweise Herr v. Mühler gilt: als ob nämlich das Ideal protestantischen Kirchenlebens dem römisch-katholischen gleich oder nahe verwandt sei, Einheit im Glauben und Unterordnung alles Einzelnen unter eine streng-gegliederte, gebietende Hierarchie. Es kann sein, daß der Cultusminister, wenn man ihm jenen Wink früher gegeben hätte, anstatt erst jetzt, wo derselbe zum Vorwurf und zur Anklage wird, ihn nicht allein als einen Vorwand abermaligen Hinausschiebens der Synode begierig ergriffen, sondern auch seinem politischen Werthe nach vollkommen gewürdigt haben würde. Aber an der protestantischen Kirche oder an der deutschen Nation hat er sich mit der Unterlassung dieser Rücksicht nicht versündigt. Im Gegentheil: je handgreiflicher der künstlichen und auf finsterem Zwange beruhenden Einheit

des Katholicismus, gegenüber der im Schooße der evangelischen Christenheit herrschenden Freiheit, Mannigfaltigkeit und Lebensfülle hervortritt, desto besser für die Menschheit, für das Vaterland und die Kirche. Nichts wäre trauriger, als wenn die evangelische Kirche an diesem großen Wendepunkt nur eine kläglich mißlungene Nachbildung der katholischen Kirche darstellte. Wenn die letztere sich in der düstern Majestät ihrer mittelalterlichen Geschlossenheit zusammenfaßt, so ist alles daran gelegen, daß der geschichtliche Gegensatz nicht fehle, daß mit anderen Worten die protestantische Christenheit nicht minder nachdrücklich und augenfällig zeige, wie das kirchliche Leben aufgeklärter und unabhängiger Geister beschaffen sei.

Die preußischen Provinzialsynoden, so angesehen, werden sicherlich eher zu wenig als zu viel leistend befunden werden. Isolirte man sie von ihrer miterregten Umgebung, so würde man in ihnen nur ein kleines und sehr einseitiges Stück evangelischen Kirchenlebens dargestellt finden. In ihrem Schooße sammeln sich vorzugsweise die, welche der römischen Kirche ihre vermeintlichen Vorzüge im Stillen beneiden. Aber die, welche draußen stehen und über das Treiben dieser altgläubig-herrschsüchtigen Majoritäten zürnen, gehören mit dazu. Es sind zu spät erwachte Schläfer, Hungrige die die Stunde der Mahlzeit überhört haben, die sich das nächste Mal aber desto pünktlicher einstellen und die Minderheiten auf den Synoden in Mehrheiten verwandeln werden. Ob in näheren oder entfernteren Kirchen um das Concil herum ebenfalls solche erregte Schaaren stehen werden, die mit Einbruch oder Abfall drohen, je nachdem die Thore der Kirche sich ihnen aufthun oder für immer verschließen, ist trotz der rheinischen Laien-Adressen und der gleichartigen Regungen in Süddeutschland noch sehr ungewiß. Daß dagegen die Herrschaft der orthodox-hierarchischen Partei auf den protestantischen Synoden Preußens nur noch kurz sein wird, verbürgt der anschwellende Sturm des Unwillens in den Tausenden rings umher zur Genüge.

Die genannte Partei hat lange von der Einführung des constitutionellen Princips in die Kirche nichts wissen wollen. Ihre Lehren und geheimen Besorgnisse waren es, was trotz der ausdrücklichen Zusage der Landesverfassung in Preußen (gleichwie in Hannover und anderswo) den Cultusminister so böswillig langsam mit Synodaleinrichtungen vorgehen ließ. Nun da die Besorgnisse durch die Wirklichkeit anscheinend und zunächst nicht gerechtfertigt sind, da fast auf jeder Synode eine stramme conservative Majorität den Ton angibt, werden die Lehren wohl zeitgemäß revidirt werden. Wie die Kreuzzeitungspartei zur Zeit der Landraths-Kammer und der getreuen Manteuffel-Westphalen'schen Mehrheit die heimlichen Attentate auf den Bestand der Verfassung allmälig aufgab, so wird ihr kirchliches Abbild gegenwärtig die verhaßten und gefürchteten Synoden segnen lernen.

Digitized by Google

Können sie doch immerhin noch etwas mehr, als das bestcomponirte Consistorium und der wohlgesinnteste Minister; müssen ihrer Majorität doch auch die Liberalen sich fügen, welche der Autorität bureaukratisch-theologischer Behörden den Gehorsam aufgekündigt haben, und trägt diese Majorität doch eine so erfreulich harmonisch tiefschwarze Farbe.

Wenn der Ausfall der ersten Synodalwahlen demnach die alten Gegner kirchlicher Repräsentativverfassung in größerem oder geringerem Umfang zu bekehren verspricht, so braucht er ihre Freunde und Erkämpfer darum nicht zu entmuthigen. Sie haben es im Grunde ja nicht anders erwarten können. So gut sie wußten, daß nur ein verschwindend kleiner Theil der Gebildeten in den Gemeinden der Schalmei jener altgläubigen Hirten noch folgte, so wenig war ihnen doch verborgen, daß der ganze große Rest zunächst nur negativ mit ihnen war, nur in der Perhorrescirung hierarchischen Regiments und starrer zwangsweiser Rechtgläubigkeit, nicht aber in positiver Erstrebung der Reform. Ihre Rechnung konnte daher nicht auf unmittelbare Früchte der Einführung der Synodalverfassung gerichtet sein, sondern nur auf mittelbare. Nicht daß dieser Act in gewaltigem Umschwunge sofort alle erwünschte Freiheit nach sich ziehen und für immer befestigen werde, durften sie annehmen, sondern nur, daß er früher oder später mit Gewißheit das evangelische Volk in hinlänglich starke und nachhaltige Bewegung setzen werde, um sich der ihm zukommenden Freiheit Stück vor Stück selbst zu bemächtigen. Das war die Tendenz des liberalen Kampfes für Kirchensynoden, und das wird eintreffen, trifft ersichtlich bereits ein. Die Verhandlungen der Synoden entwickeln eine ganz andere Macht, die Gemüther aufzuregen, die Gleichgiltigen zu fesseln und die Lauen zu erwärmen, als gelegentliche brutale oder perfide Acte der Consistorien konnten. Schon weil auf den Synoden auch das rücksichtsloseste hohepriesterliche Extrem, von politischer Erwägung nicht im Zaume gehalten, zu Worte kommt, wird durch sie im Volk die gesunde Leidenschaft wachgerufen, welche die Consistorialpolitik mit dem Mohnsaft ihrer jesuitischen Umschweife und Verdrehungen stets wieder zu betäuben wußte. Zugleich lernen die Gemeinden ihre kirchlichen Fürsprecher und Anwälte kennen; ja solche bilden sich erst in größerer Zahl, seitdem es für den ehrlichen Kampf der Gründe eine geeignete öffentliche Stätte gibt, seitdem für consequente practische Agitation eine entsprechende Prämie ausgesetzt ist: die gesetzliche Macht der Mehrheit auf der Synode.

Es kann natürlich nicht fehlen, daß auch die dermaligen Inhaber der Gewalt diesen Gang der Dinge ahnend voraussehen und ihm Steine in den Weg zu wälzen suchen. So hat die pommersche Provinzialsynode, auf der überhaupt das exclusive Lutherthum seine ausgelassensten Orgien feierte, die Oeffentlichkeit von ihren Berathungen ausgesperrt; der bekannte Herr v.

Digitized by Google

Roman, der einmal den Grafen Bismarck wegen seines mangelhaften Kirchenbesuchs zu interpelliren sich herausnahm, machte mit irgend einem Geistesverwandten einen höchst dürftigen Auszug der Verhandlungen zurecht, der dann in die Presse wandert. Allein was ist die Folge? Daß Synoden, auf denen die liberalen Ideen stärker vertreten sind, für ihre freisinnigen gefärbten Discussionen mehr Leser finden, als die pommerschen Altlutheraner während die Gegenstände der Verhandlung doch fast durchweg dieselben sind. Wir prophezeien daher, daß der dünne Roman'sche Extract seinen Bestellern selbst nicht mehr lange genügen wird, sie vielmehr bald wünschen werden, den Argumenten der Unions-Freunde und Protestantenvereins-Genossen die ihrigen in gleich weiter Oeffentlichkeit entgegengesetzt zu sehen. Der Parlamentarismus ist nun einmal eine schiefe Ebene, auf der der gewandteste scholastische Seiltänzer und sogar die nägelbeschlagenen Schuhe des hinterpommerschen Landpastors es schwer finden werden nach Belieben anzuhalten.

Destillirt wie die Provinzialsynoden sind aus einem Wahlverfahren, das jedes je erlebte ständisch-politische an Engherzigkeit übertrifft, haben sie aus dem Schooße der Gemeinden und von einzelnen unbenebelten Köpfen in ihrer Mitte Proteste dagegen hervorgerufen, daß sie eine echte kirchliche Volksvertretung seien. Insoweit diese Proteste von Mitgliedern ausgehen, wie z. B. dem vortrefflichen Prediger Thomas in Berlin, appelliren sie von dem geistlich geschulten Häuflein Laien an das gesammte evangelische Volk. Insofern sie von außerhalb stammen, sind sie das erste erfreuliche Zeichen, daß man sich bei späteren Wahlen besser rühren will. Beide Arten von Verwahrungen können der Regierung die Richtung angeben, in welcher sie demnächst das Product der Provinzialsynoden, den Durchschnitt aus ihren unmaßgeblichen Gutachten zur Kirchenreform zu verbessern haben wird, wenn sie ein irgend dauerhaftes Werk zu schaffen wünscht. Sollte freilich Herr v. Mühler noch Cultusminister sein, wenn diese Arbeit vorgenommen werden muß, so würde man wohl selbst in Cassel nicht viel Gutes erwarten. Er würde sich dann ohne Zweifel mit weiser Ueberlegenheit zwischen seine eigenen Vorschläge und den Oberkirchenrath auf der einen, die Heißsporne der confessionellen Orthodoxie auf der andern Seite stellen, und aus den Ideen beider Seiten ein Gebräu zurechtmischen, das Jedem gleichmäßig übel machte. Allein wir denken, mit der gegenwärtigen Session des Abgeordnetenhauses ist das Mühler'sche System in das Stadium der schleichenden Auflösung getreten. Mag dieses Stadium längere oder kürzere Zeit dauern, — sein Ausgang ist zweifellos.

Digitized by Google

Friedrich Schlegel und die Xenien.

An R. Haym
von
Michael Bernays.

(Schluß zu Nr. 50.)

Gewiß wird man dem Xeniendichter das Zugeständniß machen, daß er die Proben aus dem Bereiche neuester Kritik für seine Zwecke trefflich auszuwählen verstanden. Schiller, Herder und Goethe hatten durch ihre Beiträge dem Musen-Almanach reichen Schmuck und köstlichen Gehalt verliehen — und die junge Kritik, zwischen Bewunderung und Tadel schwankend, von der Sucht nach Paradoxen verführt, erging sich bei der Würdigung dessen, was diese Männer geleistet, in solchen unzulänglichen, launenhaften Aeußerungen, die sich gegenseitig selbst aufzuheben schienen! Und ferner — was hier den eigentlichen Ausschlag gab — Schiller, Herder und Goethe konnten mit Recht auch in ihren eigenen Augen als die Führer des Zeitalters gelten; jene jungen Geister aber, die über das Zeitalter schon keck hinauszustreben sich vermaßen, gaben durch solche Urtheile den vollgiltigen Beweis, daß sie unfähig waren, diesen Führern sicheren Schrittes nachzugehen, geschweige sie zu überholen; sie gaben durch solche Urtheile wider sich selbst das unzweideutige Zeugniß ab, daß sie, weit entfernt, über den gegenwärtigen Standpunkt der künstlerischen und literarischen Bildung sich erheben zu können, vielmehr das Größte, Edelste und Beste, was diese Gegenwart aus ihrem fruchtbaren Schoße geboren, noch nicht sicher erfaßt, noch nicht zu ihrem vollen Eigenthum gemacht hatten. Wir sehen nun, — eben die Proben hatte Schiller herausgegriffen, die von dem ganzen Verfahren und Bestreben dieser jugendlich Vordringenden einen entschieden ungünstigen Begriff erwecken mußten.

Und wir sehen nun auch, wie diese gegen Friedrich Schlegel gerichtete Xenienreihe, deren Zusammenhang auf eine so unerklärliche Weise zerrissen schien, sich zu einem ununterbrochenen Ganzen schicklich aneinander fügt. Zur Einleitung dient ein allgemein gehaltener Spruch über den verschiedenartigen Betrieb des literarischen Handwerks (301)*). Dann wird Schlegel selbst in den Kreis vorgefordert, um seine Bemerkungen über Schiller, Herder und

*) Das Xenion 300 („Seht, wie artig der Frosch nicht hüpft"), als dessen Verfasser Goethe angenommen wird, kann sich zwar auf tausend und aber tausend Recensionen beziehen, wie sie zu allen Zeiten geschrieben worden sind und geschrieben werden, — auf jene nach landläufiger Manier zugestutzten Kritiken, in denen Lob und Tadel so ungeschickt zusammengestellt sind, daß sie einander aufreiben müssen. Der Platz, der dem Epigramm hier ertheilt ist, läßt indeß vermuthen, daß dieser allgemein giltige Spruch insbesondere eben auf Schlegel's Beurtheilung des Musen-Almanachs zielen soll, die ja auch der hier gegebenen Charakteristik der herkömmlichen Recensentenweise in so vorzüglichem Grade entspricht.

Digitized by

Goethe vorzutragen (302—4); da er indeß gegen Schiller am schwersten sich vergangen, so wird ihm dann zur gerechten Strafe noch aufgegeben, seine unreifen Einfälle über „Würde der Frauen" und „Pegasus im Joch" zu recapituliren. Nachdem er so durch seine eigenen Aeußerungen sich hinlänglich charakterisirt hat, wird er mit zwei Distichen entlassen (304—8), in welchen Schiller diesem Charakterbilde mit energischer Hand die letzten vollendenden Striche hinzufügt. In dem abschließenden Xenion:

> Etwas wünscht' ich zu sehn: ich wünschte einmal von den Freunden,
> Die das Schwache so schnell finden, das Gute zu sehn!

spricht er die Ahnung aus, die sich ihm später vollkommen bestätigte, daß nämlich diesem ganzen Kritikergeschlechte, das seinen Scharfsinn, seinen „entsetzlichen Witz"*) mit so viel Selbstgefälligkeit zur Geltung brachte, das mit anscheinender Leichtigkeit die gewagtesten Geistessprünge vollführte, doch die selbständig schaffende Geisteskraft abgehe. Je ausschließender Schiller sich der künstlerischen Production zuwandte, um so entschiedener fühlte er sich zur Mißachtung der vornehmthuenden Unfruchtbaren berechtigt, die, wie er meinte, hinter blendendem Geistesschimmer nur ihr dauerndes Unvermögen verbargen. Und ihm, der den schweren Ernst und die erhebende Wonne des künstlerischen Schaffens so ganz kannte, ihm, der in jedem einzelnen Falle das Höchste, das ihm erreichbar schien, von sich forderte und es nur als Preis des unablässigen Ringens seiner gesammten Kräfte erlangte, ihm war es wohl verstattet, geringschätzig die vorschnellen Tadler abzuweisen, die wenigstens nicht aus eigener Erfahrung Einsicht in das Wesen und Wirken des Genius gewonnen hatten. Im Anklang an jenes Xenion ruft er später einmal im Drange der Arbeit aus: „Wüßten es nur die allzeitfertigen Urtheiler und die leichtfertigen Dilettanten, was es kostet, ein ordentliches Werk zu erzeugen!**)

Der Meister der neuesten Kritik hat nun von seiner Art und Kunst eine so gründliche Probe abgelegt, daß er für jetzt vom satirischen Schauplatz zurücktreten mag. Damit aber durch den Gegensatz sein Charakter noch deutlicher ausgeprägt erscheine, wird gleich nach ihm der Chor der Alten, der wehmüthig gestimmten Anhänger des Hergebrachten vorgerufen, um in den „Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger" (309—18)***) mit possirlichen

---

*) Schiller an Goethe 19. Juli 1799.

**) An Goethe 31. Mai 1799. — Diese Betrachtung war auch Goethe'n geläufig. Schon Jahre zuvor hatte dieser, während des zweiten Aufenthalts in Rom, aus der Fülle der gesammelten Anschauungen heraus, ruhig, ohne polemischen Seitenblick, die Ueberzeugung geäußert, daß „doch im Grunde niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst habe, als der Künstler selbst." (29, 161).

***) Unter dem Gesammttitel „Jeremiade" hat Schiller diese prächtigen, ohne Commentar allgemein verständlichen Epigramme verdientermaßen in den zweiten Band der Gedichte (S. 191—193) aufgenommen.

Digitized by Google

Trauertönen den Verfall jeder löblichen poetischen Sitte, das rettungslose Dahinschwinden des einst so sanft glänzenden goldenen Zeitalters der Literatur zu beklagen. Nachdem kaum Friedrich Schlegel's kecke Sprüche verklungen sind, vernehmen wir ein Schmerzenslied, das wohl verdiente, von allen Insassen des Nicolai-Weiße'schen Lagers empfindungsvoll nachgesungen zu werden. Durch diese Anordnung der einzelnen contrastirenden Gruppen suchten die Dichter gewissermaßen Ersatz zu bieten für den unausgeführt gebliebenen Plan, den sie ursprünglich mit so lebhafter Neigung erfaßt hatten und den sie endlich nur gezwungen und ungern fahren ließen — für den Plan nämlich, die Xenien zu einem wohlgefügten und wohlgegliederten Ganzen kunstgemäß auszubilden.

Indem wir nun die vielseitige Kraft des satirischen Dichters bewundern, der die entgegengesetzten Sinnesarten und Bestrebungen der Zeitgenossen mit gleich treffender Schärfe zu zeichnen vermag, können wir uns doch eines leisen Bedenkens nicht erwehren, das seinen Ausdruck in der Frage findet: Ist hier dem jungen Friedrich Schlegel nicht zu viel geschehen? Und zwar zu viel im doppelten Sinne: — verdienen seine Aeußerungen eine so eingehende Beachtung? verdienen sie eine so verletzende Zurückweisung? Mehr als ein halb Dutzend Epigramme — ist das nicht ein zu reichlicher Lohn für die auf wenigen Seiten einer Zeitschrift verübte kritische Ungebühr? Und wäre noch die Zeitschrift ein seit langen Jahren fest begründetes, einflußreiches Institut, wäre noch der Kritiker ein Mann von weit verbreitetem Ansehen gewesen! Aber keins von beiden; die Zeitschrift, die sich nur ein Jahr hindurch mühselig erhielt, gehörte nicht zu den Journalen, aus welchen zahlreiche Leserkreise ihre Meinungen zu schöpfen pflegten; und der Kritiker selbst, wenn er auch Anlage und Lust sowohl zum Revolutionär wie zum dictatorischen Gesetzgeber verrieth, hatte es bis dahin doch noch nicht zu weitreichendem Einflusse, zu richterlichem Ansehen gebracht. Weshalb also die geschärfte Rüge, dieser auszeichnende Tadel?

Schiller hatte seine zureichenden Gründe, diese dem jungen Kritiker bereitete Auszeichnung für wohlverdient und zweckmäßig zu halten. Schon vor längerer Zeit war Friedrich Schlegel für ihn der Gegenstand einer nicht unfreundlichen Aufmerksamkeit geworden. Der junge Mann war damals in einem schwierigen Proceß des Werdens begriffen; er schien noch den Weg zu suchen, auf dem eine gedeihliche und bequemere Entfaltung seiner Anlagen gelingen konnte. Er war reich an Ideen, die, wie sie durch die geistige Bewegung des Zeitalters angeregt waren, so auch fördernd auf diese zurückwirken und mit treibender Kraft sie beschleunigen sollten; er war reich an Planen, die seine Thätigkeit anspornen und zugleich in einer bestimmten Richtung festhalten mußten. Aber dieser Ideenreichthum war noch nicht voll-

Digitized by

kommen bewältigt, diese Pläne schienen noch nicht gereift; und sie waren so umfassend und weitaussehend, daß es zweifelhaft erscheinen konnte, ob man gerade ihm ihre Vollführung zutrauen durfte. Vor Allem aber ward es ihm schwer, den Gedankengehalt, den er in sich trug, übersichtlich darzulegen oder in gefällige Form zusammenzufassen; es ward ihm schwer, in der Mittheilung seiner Anschauungen bis zur völligen Klarheit vorzudringen. Indeß selbst diese Schwierigkeit deutete auf den Ernst seines Strebens. Das Formtalent, das seinem älteren Bruder schon von der Natur vergönnt war, sollte sich bei ihm als das mit eigenen Kräften gewonnene Ergebniß einer selbständigen Geistesbildung entwickeln*). Er nahm es schwer mit sich und mit seinen Aufgaben, er begnügte sich nicht mit dem Schein, er drang auf das Wesen; vor aller Flachheit schien sowohl sein Wille wie seine Neigung ihn für immer bewahren zu müssen.

Dies Alles war dem Blicke Schiller's nicht entgangen. Dem philosophischen Dichter, der Ernst und Kraft des Willens immer höher schätzen lernte, mußte diese beharrlich in ihren Tiefen arbeitende Natur wohl einige Theilnahme abnöthigen. Er hatte Acht auf Schlegel's schriftstellerische Versuche. Diese schreckten ihn allerdings zuweilen durch ihre innere und äußere Unfertigkeit dermaßen ab, daß er besorgte, dem schwerfälligen Autor möchte doch das eigentliche Talent zum Schriftsteller versagt sein**). Dennoch behielt eine hoffnungsvollere Meinung die Oberhand. Schiller glaubte, daß man berechtigt sei, sich von Friedrich's Leistungen Vortreffliches zu versprechen, wenn es diesem nur erst gelungen sein würde, den noch in ihm bestehenden Kampf zwischen Form und Gehalt zu glücklichem Ende zu bringen und Leichtigkeit der Behandlung, Sicherheit und Klarheit der Darstellung als Preis dieses Kampfes sich anzueignen. In diesem Sinne sprach Schiller sich wiederholt aus***); und auch der Wohlwollende hätte sich kaum anders aussprechen

*) Daß er sich als einen Denker von tieferer philosophischer Bildung dem formgewandten Bruder gegenüberstellte, deutet er ziemlich unbefangen an, indem er an Schiller (12. Decbr. 1795) schreibt: „Ich bin sehr begierig auf meines Bruders Briefe über die Poesie. Wenn er die metaphysischen Untersuchungen ganz zu vermeiden gewußt hat, so erwarte ich viel Gutes." — Die hier angedeutete Befürchtung war allerdings nicht ohne Grund. Diese zuerst in den Horen gedruckten Briefe wurden zwar noch in den „Charakteristiken und Kritiken" zugelassen; im Vorwort aber legte der Verfasser über das Einseitigte und Mangelhafte der hier begonnenen Untersuchungen ein freimüthiges Bekenntniß ab. Warum er später diese Briefe aus der „Sammlung seiner kritischen Schriften" (1828) ausschloß, sagt August Wilhelm im Briefe an Tieck vom 3. Septbr. 1837.

**) Der im 5. Stück des Merkur von 1795 (S. 79—92) enthaltene Aufsatz „Ueber die Grenzen des Schönen" erweckte ihm diese Besorgniß, die auch ein jetziger Leser wohl noch begreiflich finden wird.

***) Und zwar nicht nur gegen den Bruder im Briefe vom 29. October 95, sondern schon viel früher, im Anfange dieses Jahres, gegen Körner. Diesem schreibt er am 5. Januar: „Auch von ihm erwarte ich mit der Zeit, wenn seine Ideen, an denen er sehr reich ist, mehr

Digitized by Google

können*). Im Ganzen, darf man sagen, betrachtete Schiller Friedrich's Sein und Streben mit günstigen Voraussetzungen; und der wohlmeinende Körner unterließ es nicht, diese zu bekräftigen und durch ein zur rechten Zeit gesprochenes, bald entschuldigendes, bald erklärendes Wort seinen Schützling dem Freunde zu milder, schonender Beurtheilung zu empfehlen.

Friedrich seinerseits schien diese Empfehlungen durch sein Verhalten gegen Schiller durchaus rechtfertigen zu wollen. Unverholen, mit jugendlicher Wärme gab er kund, wie innig und dankbar er den Mann bewundere, „der um die Wiederherstellung der Kunst einen zweifachen Lorbeer verdient habe"; man konnte glauben, daß gerade er unter den Jüngeren am besten befähigt sei, Schiller's Natur in ihrer Einheit und Einzigkeit zu erfassen und die in den Werken des Philosophen und Dichters sich vollziehende Verbindung zwischen streng speculativem Sinne und poetischem Darstellungsvermögen in ihrer tiefen und herrlichen Nothwendigkeit zu begreifen. Mit dem, was Schiller in den Untersuchungen über naive und sentimentalische Dichtung für die Philosophie der Kunst leistete, kam er auf Friedrich's eigenem Forschungsgebiete diesem fördernd entgegen; sieht man von den nächsten Geistesfreunden Schiller's ab, so war unter der damaligen Generation nicht leicht Jemand so vorbereitet, wie eben Friedrich Schlegel, auf die dort niedergelegten und angeregten Betrachtungen einzugehen; ihre schöpferische Bedeutung, ihre folgenreiche Wichtigkeit für die Gestaltung einer auf geschichtlichem Fundament aufzubauenden Kunstphilosophie hat er gewiß, wenn auch nicht völlig erkannt, so doch deutlicher als andere geahnt; und gewiß war es ein Lob, aus vollem Herzen gesprochen, wenn er bekannte, daß „die Philosophie der Kunst durch Schiller in wenigen Monaten um viele Jahre älter geworden sei."**)

Auch schien es sein Wunsch, persönlich freundschaftliche Beziehungen mit

---

Klarheit erhalten haben, und die Form über den Stoff erst Meisterin geworden ist, viel Vortreffliches."

*) Nachdem Schiller den in der Berlinischen Monatsschrift (Juli und August 1795) veröffentlichten Aufsatz über die Diotima gelesen, den Wilhelm ihm als die reifste unter den bis dahin bekannt gemachten Arbeiten Friedrichs bezeichnet hatte, gab er zu, daß hier eine merkliche Verbesserung anzuerkennen sei, fürchtete aber dennoch, daß der Verfasser von „einer gewissen Schwerfälligkeit, Härte und selbst Verworrenheit" sich nie ganz befreien würde. (An Humboldt 17. Decbr. 95. Fast dieselben Ausdrücke kamen schon vor in dem Briefe an Körner vom 4. Juli. —) Daß Schiller dies fürchtete, darf uns wohl nicht befremden, wenn wir erwägen, daß selbst Schleiermacher im Jahre 1800 (an Brinckmann 22. März) noch von Friedrich's „sich immermehr verlierenden innern Unfertigkeit und ungeordneten Fülle von Gedanken und Anregungen" spricht. „Dies ist ein Zustand", fährt Schleiermacher fort, „durch den er nach seinem ganzen innern Wesen, der Art seiner Bildung, und der Größe seines Zieles und seiner Ansichten nothwendig hindurch mußte, und ich glaube nach vielen Anzeichen ihn nun am Ende desselben zu sehen." — Diese Worte wurden geschrieben, nachdem Schleiermacher das ihm sehr zusagende „Gespräch über die Poesie" gelesen hatte.

**) Vgl. Friedrich's Briefe an Schiller vom 12. Decbr. 95 und 2. Mai 96.

Digitized by Google

Schiller herbeizuführen. Schon im Herbst 1794 hatte er diesem durch Körner's Vermittelung einen Aufsatz für die „Thalia“ angeboten; es war ihm nicht lieb, daß Schiller die Arbeit, die er allerdings in seine Zeitschrift aufzunehmen versprochen hatte, hernach an den Herausgeber der „Berlinischen Monatsschrift“ abtrat*). Als die „Horen“ begründet wurden, konnte Friedrich zwar nicht mit dem rüstigen Eifer, den sein Bruder entwickelte, in die vorderste Reihe der Mitarbeiter eintreten; als Schiller ihn aber in diesen Kreis einlud, begrüßte Schlegel diese Aufforderung mit lebhafter und, wie man annehmen darf, unverstellter Dankbarkeit**); zugleich sprach er sich bei diesem Anlaß über das Mißfällige und Ungenügende seiner Arbeiten so unumwunden aus, daß selbst der unfreundlichste Kritiker diesen Tadel kaum hätte überbieten können. Vielleicht mochte es scheinen, daß dieser junge Autor die edle Pflicht der Selbsterkenntniß etwas gar zu streng ausübe; aber noch hatte Friedrich keinen Grund zu dem Argwohn gegeben, daß hinter dieser mit so absichtsvoller Stärke ausgedrückten Bescheidenheit ein noch stärkeres Selbstgefühl sich verberge. Mit Offenheit und Vertrauen äußerte er sich gegen Schiller über seine Plane, die ihm aus dem Studium der antiken Poesie aufgegangen waren; er verbreitete sich über die Schwierigkeiten und Hindernisse der langsam vorschreitenden Ausführung und wünschte, daß Schiller dem Ausgeführten eine kritische Prüfung gönnen möchte. Endlich überwand er auch seine Zaghaftigkeit so weit, daß er die Ehre der Mitarbeiterschaft an den „Horen“ durch einen Aufsatz zu erstreben wagte, der unglücklicher Weise Schiller's Meinung von seinen Fähigkeiten nicht höher stimmen konnte***).

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 2, 207. 211. 216. 217. 227. In den beiden letzten Heften der Berlin.-Monatsschrift vom Jahre 1794 erschienen die Aufsätze „von den Schulen der griechischen Poesie“ und „vom ästhetischen Werth der griechischen Komödie.“ — Außer Körner bezeigte damals auch Wilhelm von Humboldt für Friedrich's Autorschaft ein thätiges Interesse. Siehe in demselben Bande des eben genannten Briefwechsels S. 180. 183. 185. —

**) Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 268. 272. Im Briefe an Humboldt vom 17. December 95 wiederholt Schiller den Wunsch, Friedrich möchte etwas Brauchbares für die Horen liefern.

***) Es war dies der Aufsatz über Cäsar und Alexander. Schiller verweigerte die Aufnahme dieser „welthistorischen Vergleichung“, obschon sie in den Horen, wo Archenholz und Woltmann als Historiker prangten, immerhin ein Unterkommen hätte finden dürfen. Schlegel würdigte sie später eines Platzes im vierten Bande seiner Werke. Ob er dieser Jugendarbeit vorher einige Verbesserungen angedeihen lassen, vermögen wir natürlich nicht zu bestimmen; aber auch so wie sie jetzt dasteht, rechtfertigt sie Schiller's Verwerfungsurtheil. Schlegel selbst spricht in der später beigegebenen Anmerkung von „der jugendlichen Schwerfälligkeit der Behandlung und des Ausdrucks.“ Aber damit ist der Tadel bei weitem nicht erschöpft. Unter allen damaligen Arbeiten Schlegel's ist diese die geringfügigste. An geschichtlichem Gehalt ist sie gänzlich leer, und von überraschender Dürftigkeit ist das hier vorgetragene Raisonnement, in welchem Schlegel nachträglich Ansätze zu seiner historisch-philosophischen Betrachtungsweise entdecken wollte. Vgl. die Anmerkungen auf S. 263 und 91 des vierten Bandes mit der Vorrede S. V.

Digitized by Google

Solchergestalt hatten sich die persönlichen Beziehungen zwischen Schiller und Schlegel entwickelt, als jene Recension des Musen-Almanachs in die Welt gesandt ward.

Der jugendliche Autor schien hier plötzlich sein Wesen umgewandelt zu haben; oder vielmehr, er hatte sich der unbequemen Hülle der Bescheidenheit entledigt und zeigte, sei es mit Absicht oder halb unbewußt, seine angeborene und schon bis zu einem anerkennenswerthen Grade ausgebildete Geistesart. Aus dieser Beurtheilung, mochte sie sich zu Lob oder Tadel wenden, blickte ohne Scheu eine unbehagliche Anmaßung hervor; versteckter und offener Spott war hier, nicht kärglich, ausgesäet; der Kritiker erschien durchaus von dem Hange beherrscht, seltsam aufgestutzte Gedanken in möglichst auffallender Form vorzubringen.

War das der ungewandte, verzagte Schriftsteller, der, wie Körner rühmte, für jede Belehrung sich zugänglich und dankbar bewies, der, mit allem Nachdruck einer wirklichen Ueberzeugung, seine wohlerkannten Mängel eingestanden und beklagt hatte? War das der warme Verehrer Schiller's, der für das Haupt des Dichters und Denkers einen zwiefachen Lorbeer bereit hielt?

Man mag nun ermessen und sich deutlich genug vorstellen, welchen Eindruck Schiller von dieser unerwarteten kritischen Kundgebung empfangen mußte! Eben weil er von Schlegel's geistigem Vermögen nicht gering gedacht hatte, mußte dieser Eindruck doppelt widerwärtig sein. Eben deshalb aber konnte ihn auch Schlegel's Spott und Tadel nicht ganz und gar gleichgiltig lassen.

Und dieser Tadel richtete sich zum Theil gegen die Erzeugnisse, die seinem Geiste, seinem künstlerischen Empfinden damals noch so lieb und nahe waren, gegen die Gedichte, in welchen, wie er es zu bezeichnen pflegte, „er noch am Ufer der Philosophie hingesteuert war." Wir wissen und erkennen jetzt, wie Schiller in diesen Gedichten, mit denen er seinen Wiedereinzug in das Reich der Poesie feierte, die Herrschermacht und bildende Kraft der Phantasie auf einem ihr scheinbar fernliegenden Gebiete, auf dem Gebiete des Gedankens, energisch bewährt hat; wir wissen, wie viele von den Ideen, welche ihm die theuersten waren, hier nicht etwa blos mit dichterischem Gewand bekleidet, sondern in die Freiheit und helle Weite der künstlerischen Anschauung hinübergeführt, und, ohne von ihrem selbständigen Gehalt etwas einzubüßen, der Poesie innigst anvermählt wurden, so daß sie in dieser überraschenden Verbindung eine neue Kraft erhielten und zugleich jedem Gemüthe faßlich und vertraut nahe rückten; wir wissen ferner, mit welcher „verstandenen Bewunderung" *) jeder der nächsten Freunde Schiller's

*) Humboldt an Schiller S. 149.

Digitized by Google

diese Dichtungen aufnahm, in welchen der Poet die Doppelnatur seines Geistes nur offenbarte, um deren untrennbaren inneren Zusammenhang zu bezeugen. Und nun, nachdem Goethe, Humboldt, Körner ihr Urtheil gesprochen, trat Friedrich Schlegel an ihn heran, um mit jugendlicher Kunstweisheit ihm gelehrt und lehrhaft darzuthun, daß in dem Gedichte „der Tanz" ein Ton gewählt worden, welcher die Weitschweifigkeit des Ovid mit der Schwerfälligkeit des Properz vereinige*). — Der zuversichtliche Kritiker theilte ihm ferner mit, daß er von den „Stanzen an den Leser" — (gemeint ist das Gedicht: die Muse schweigt, mit jungfräulichen Wangen u. s. w.) — zwar die erste Strophe wunderschön, die beiden folgenden aber unschicklich finde und in ihnen nichts als eine leere Verbeugung erblicke. Den „Idealen" spendete er zwar Lob und Bewunderung im Ueberfluß; aber das Lob ward doch bis zu einer bedenklichen Höhe gesteigert, wenn er sich schließlich dahin vernehmen ließ, daß er, um einige kleine Flecken aus diesem Gedichte getilgt zu sehen, gerne die „Würde der Frauen" hingäbe**).

Zwischen diese gehaltleeren Einfälle waren dann einige feine, richtige Bemerkungen hineingestellt***). Aber dadurch ward das Vergehen des Kunstrichters nur noch erschwert. Denn wenn dieser in einzelnen Aeußerungen ein so feines Verständniß verrieth, und dennoch in den meisten Fällen den Dich-

---

*) „Ueberhaupt scheint die Elegie", setzt er dann hinzu, „welche ein sanftes Ueberströmen der Empfindungen fordert, Schiller's raschem Feuer und gedrängter Kraft nicht angemessen. Seine kühne Männlichkeit wird durch den Ueberfluß, wozu selbst der Rhythmus lockt, wie verzerrt." — Es ist schon ein absurdes Mißverständniß, daß der Kritiker, doch nur aus Rücksicht auf das Metrum, ein Gedicht, wie den Tanz, unter den gewöhnlichen engen Begriff der Elegie bringen will.

**) Die Worte lauten: „Um die Knoten der Liebe und die Säule der Natur aus den Idealen zu tilgen, gäbe ich gern die Würde der Frauen." — In der ursprünglichen Fassung jenes Gedichts schloß die vierte (jetzt die dritte) Strophe mit den Versen:

So schlangen meiner Liebe Knoten
Sich um die Säule der Natur,
Bis durch das starre Herz der Todten
Der Strahl des Lebens zuckend fuhr.

Durch die später vorgenommene Aenderung (So schlang ich mich mit Liebesarmen u. s. w.) ward das Mißfällige in Wort und Bild beseitigt. — Die feindselige Gesinnung gegen die Würde der Frauen theilte Friedrich Schlegel mit Tieck, der sie in einer wenig beachteten und auch wenig beachtenswerthen Recension des Musen-Almanachs kundgab. Diese Beurtheilung ward, als ein Product Bernhardi's, im Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks abgedruckt und ist jetzt auch in Tieck's Kritischen Schriften 1, 87 fgg. zu lesen.

***) So hebt er z. B. in Uebereinstimmung mit Schiller's Freunden das Epigramm „Columbus" besonders hervor; den Schluß der Ideale, der selbst Körnern keine volle Befriedigung gewährte, der aber, wie Schiller sagte, (an Humboldt S. 186) „schlechterdings nicht anders sein durfte", findet Schlegel durchaus tadellos; wenn er in der „Macht des Gesanges" die dritte Strophe tadelt und von einem „nicht reif gewordenen Gleichnisse" spricht, so kann er hier Körner's Meinung für sich anführen, die er auch vielleicht im Gespräch vernommen haben mag; vgl. Körner an Schiller 3, 283.

Digitized by Google

ter und dessen Zwecke so gröblich verkannte, so durfte man leicht zu der mißtrauischen Vermuthung geführt werden, daß dies Verkennen weniger aus Mangel an Gefühl und Einsicht als aus einem absichtlichen Nichtverstehen entsprungen sei. —

Mochte nun Schiller sich diesem Mißtrauen hingeben oder mochte er die Fehlgriffe des Kritikers aus der mangelhaften Entwickelung eines sich überhebenden Geistes ableiten, in jedem Falle — das wird uns jetzt einleuchtend geworden sein — mußte er sich bewogen fühlen, den vermessenen Aufkömmling in seine Schranken zurückzuweisen; in jedem Falle mußte er es der Mühe werth erachten, es diesem vorwitzigen Adepten der kritischen Kunst durch eindringlichen Spott zum Bewußtsein zu bringen, wie wenig er noch von den inneren Geheimnissen dieser Kunst erlauscht habe. Friedrich hatte muthwillig diese satirische Rüge herausgefordert. Selbst der freundlich gesinnte Körner vermochte gegen die Züchtigung nichts einzuwenden; und der eigene Bruder mußte bekennen, daß sie wohl angebracht und wohl verdient gewesen*).

Vielleicht stimmte Friedrich selbst im Geheimen diesem Bekenntniß bei; vielleicht gab er zu, daß er die Pfeile des Spotts, welche aus dieser ersten gegen ihn gerichteten Xenienreihe so dicht ausflogen, selbst auf sich herabgezogen habe. Aber wollte er auch, was freilich seiner Natur widersprochen hätte, diesen gerechten Lohn ohne Murren hinnehmen, so mußte er um so entschiedener darauf beharren, daß er die Angriffe, die sich im weitern Verfolg der Xenien gegen ihn erneuerten, keineswegs verschuldet habe.

Zwar darüber durfte er dem Xeniendichter nicht zürnen, daß dieser auch bei dem Besuche der classischen Unterwelt seiner nicht vergessen hatte. Friedrich konnte es wohl als eine schmeichelhafte Aufmerksamkeit gelten lassen, daß er und der Bruder hier als Nepoten Lessing's zu Ehren kamen**); und

---

*) Körner schreibt (3, 262): „Daß du auch Friedrich Schlegel gezüchtigt hast, kann ihm nicht schaden;“ — doch bittet er zugleich den Freund, den jungen Unbescheidenen nicht ganz aufzugeben. — August Wilhelm sagt in der Antwort auf Schiller's Absagebrief vom 31. Mai 1797: „Wenn meine dringendsten Vorstellungen etwas gefruchtet hätten, so hätte er seinen Brief über den Almanach von 96 gar nicht drucken lassen. Daß diese Manier zu urtheilen, mit einigen spottenden Einfällen erwidert ward, fand ich sehr natürlich und billig, und hätte von Herzen gewünscht, daß er es dabei hätte bewenden lassen. Er kannte den Grad meiner Anhänglichkeit an Sie, und es war also seit jener Zeit eine ausgemachte Sache unter uns, daß er sich nie gegen mich über irgend etwas äußerte, was Sie auf das entfernteste betraf.“

**) Ich nehme es für ausgemacht, daß in dem Xenion 341: „Du verkündige mir von meinen jungen Nepoten“ u. s. w. Achilles-Lessing und nicht etwa Johann Elias Schlegel der Fragende ist. — Zur Erläuterung der Xenien, welche die Nekyia im eilften Buche der Odyssee parodiren, pflegt man die homerischen Verse in der späteren Vossischen Uebersetzung anzuführen. Um aber den parodischen Witz dieser Xenien herauszuheben, muß man die Verse aus der ältesten Vossischen Uebersetzung der Odyssee von 1781 herbeiziehen. Diese hatte Schiller vor Augen; an den Wortlaut dieser Uebersetzung schloß er sich, wie es ja auch das Wesen der

wenn dann berichtet ward, daß diese Nacheiferer des großen Kunstrichters bei ihren kritischen Kampf- und Wagestücken ihr Geschoß zuweilen ziellos ins Blaue entsendeten, so durfte er auch daran kein ernstliches Aergerniß nehmen. Scharf und verletzend mußten ihn aber die Xenien treffen, in welchen einzelne Sätze aus seinem Werke über „die Griechen und Römer“ mit satirischer Lust unbarmherzig parodirt wurden. Sie bilden eine reiche Gruppe (von Nro. 320—331); der kühne Witz des Dichters feiert hier die schönsten Triumphe. Das angeblich Uebertriebene oder Abgeschmackte der Schlegel'schen Behauptungen wird mit sinnlicher Anschaulichkeit dem Leser vors Auge geführt; ich erinnere beispielsweise nur an den mit erleichterter Brust aus der Tragödie hinweghüpfenden Griechen (326); — der prägnante bildliche Ausdruck, der in dieser Xenienreihe vorherrscht, reizt und befriedigt die Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grade; der Poet hat die Stacheln seiner Verse so fein und scharf zugespitzt, als ob er recht geflissentlich dafür Sorge tragen wollte, daß sie sich der Erinnerung der Hörer so tief und fest wie möglich einsenkten; und so konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß der Spruch über die mit so kurzem Gedärm versehenen geschwindschreibenden Sonntagskinder alsbald zu dem Ansehen einer sprichwörtlichen Wahrheit gelangte.

Aber ich will hier nicht Schiller als den Meister der epigrammatischen Kunst preisen, obschon ich glaube, daß er als solcher noch nicht den verdienten Kranz empfangen hat. Hier sei nur die Frage in Betracht gezogen, ob damals dem kaum veröffentlichten Buche Friedrich Schlegel's ein solcher vervielfältigter satirischer Bewillkommnungsgruß gebührte.

Zuversichtlich darf man antworten: nein! Grade bei Schiller und dessen

---

Parodie erfordert, so eng wie möglich an. Wenn z. B. im Xenion 343 Achilles sich nach dem alten Peleus-Gleim erkundigt:

> Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmest,
> Ob er noch weit geehrt in den Kalendern sich liest? —

so citiren die Erklärer dazu die steifen gravitätischen Verse der spätern Vossischen Uebersetzung:

> Sage mir auch, was von Peleus, dem Tadellosen, du hörtest:
> Ob er annoch ehrvoll bei den Myrmidonen gebietet?

Diese Erklärer mußten also annehmen, daß Schiller ganz zwecklos, oder vielmehr seinem Zwecke geradezu entgegen, die Verse zum Behufe seiner Parodie erst selbst übersetzt habe. Aber nein, er gibt ganz genau die alten Vossischen Verse wieder:

> Melde mir auch, wo du Kunde vom großen Peleus vernahmest,
> Ob er noch weitgeehrt die Myramidonen beherrsche.

Schiller ließ die späteren Vossischen Arbeiten nicht gelten; nur die alte „Odüssee“ hielt er stets lieb und werth; (an Körner 4, 79) an dies herrliche und liebliche Meisterstück deutscher Sprache und Kunst knüpften sich für ihn, wie wir aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte wissen, die schönsten Erinnerungen aus dem Sommer 1788. (vgl. an Körner 1, 335).

Digitized by Google

großem Freunde verdiente das Buch eine wohlwollende Aufnahme zu finden. Keineswegs hätten die beiden Dichter, welche die Bildungsverhältnisse ihres Zeitalters bis tief auf den Grund durchschauten, den jungen Verfasser auf seiner Bahn überall mit durchgehender Billigung begleiten können; aber sie durften nicht leugnen, daß die von ihm betretene Bahn sich in der Richtung hinzog, auf welche sie selbst hingedeutet und hingeleitet hatten. Mit einem Worte, die Tendenz des in diesem Buche begonnenen Unternehmens mußten sie rühmend anerkennen, wenn auch die Ausführnng oft genug die Probe nicht bestehen konnte.

Hat also Schiller hier, im Bewußtsein der Uebermacht, ein noch nicht zur vollen Entwickelung seiner Kräfte gediehenes, aber einem richtig erkannten Ziele mit ernstem Willen zustrebendes Talent mit den Streichen der Satire niederhalten und zurückschlagen wollen? Auch hier müssen wir mit gleicher Zuversicht ein Nein aussprechen.

Man rückt schon das ganze Verhältniß aus dem richtigen Gesichtspunkt, wenn man Schlegel's Buch, wie es kurz nach dem Erscheinen der Xenien als ein zusammenhängendes Werk in die Literatur eintrat, mit den Schiller'schen Epigrammen unmittelbar in Verbindung bringt. Diese Epigramme gelten allerdings dem Buche; unmittelbar hervorgerufen wurden sie aber nicht durch das Buch, sondern durch einen vorläufigen Auszug aus den ersten zehn Bogen dieses Buches, der, zum schweren Schaden des Verfassers, in dem sechsten Hefte der Zeitschrift „Deutschland“ erschien*), — in demselben Hefte, welches auch die unselige Recension des Musen-Almanachs ans Licht gebracht hatte.

Daß wir aus diesem Auszuge und nicht aus dem Buche selbst die Erklärung der Schiller'schen Epigramme zu entnehmen haben, das hat schon Boas mit unbefangenem Blicke eingesehen und richtig nachgewiesen. Der gegen diesen Nachweis leichtfertig erhobene Widerspruch konnte nur von denen ausgehen, die weder das Schlegel'sche Buch in seiner ersten Gestalt, noch die Reichardt'sche Zeitschrift je gesehen hatten.

Und daß wir diese Beziehung der Schiller'schen Epigramme zu jenem vorläufigen Auszuge entdeckt haben, — was gewinnen wir hierdurch? Wir lernen hierdurch begreifen, wie Schiller zu seinen Epigrammen angereizt ward, wir lernen einsehen, daß — wenn mir der paradoxe Ausdruck gestattet

*) Der Auszug, der sich bis auf S. 152 des Buches erstreckt, wird in der Zeitschrift S. 393 mit folgenden Worten eingeleitet: „Wir haben von dieser wichtigen Schrift, die zur Michaelismesse erscheinen wird, zehn Bogen vor uns liegen, und eilen unsern Lesern einen kleinen Vorschmack davon zu geben, indem wir die Hauptsätze ausheben und sie mit vielen der schönsten Stellen vorlegen.“ — Zum Schluß heißt es dann: (S. 415) „Und hiermit sey's genug. Jeder Freund der Kunst und Literatur wird gewiß der Erscheinung dieses wichtigen Werkes mit Sehnsucht entgegensehen.“

Digitized by Google

ist — Schlegel ein Unrecht erlitt, ohne daß Schiller ihm ein Unrecht that; beide, der angreifende Satiriker wie der angegriffene Autor, beide sind gerechtfertigt. —

Schlegel's Buch war die Frucht des ernsten Strebens seiner Jugendjahre. Er selbst bezeichnete es in späterem Alter als „den Anfang und die Grundlage aller seiner Arbeiten und Studien über das classische Alterthum*)." Er hatte es nicht voreilig unternommen. Ganz dem Alterthum zugewandt, innerlich beglückt in der Nähe der classischen Welt, emporgehoben durch den Verkehr mit den Geistern, die jene Welt beherrschten, hatte er schon früh den Gedanken einer Arbeit gefaßt, welche wohl die Mühen eines ganzen Lebens lohnen konnte. Er wollte für die Geschichte der alten Literatur ein Winckelmann werden. Was Herder schon vor Jahrzehnten verlangt und erhofft hatte**), das sollte durch ihn zur Erfüllung kommen. Was er unternahm, war durch die Zeit gefordert. Auf ein Werk, wie er es im Sinne trug, wiesen die edelsten Bestrebungen hin, die seit Winckelmann und Herder in unserer Literatur rege geworden. Er durfte hoffen, durch ein solches Werk unmittelbar fortzuleiten, was jene Geister begonnen hatten.

Den Grundgedanken dieses Werkes, das freilich bei dem damaligen Stande der philologischen Studien und, bekennen wir es nur, bei der Beschaffenheit des Schlegel'schen gelehrten Wissens im Einzelnen nur ungenügend hätte ausfallen können — den Grundgedanken faßte er unstreitig in seiner ganzen Weite und Tiefe. Sein Blick war auf das Alterthum gerichtet, aber um sich von dort heller und schärfer auf die Gegenwart zurückzuwenden. Wenn eine geschichtliche Darstellung vom Werden, Sein und Vergehen der antiken Dichtkunst der Entwickelung der neuen Literatur förderlich werden sollte, so mußte vor Allem das Verhältniß der modernen zur antiken Kunstbildung untersucht und festgestellt werden.

Diese Aufgabe hatte Schlegel in seinem Erstlingswerke über „die Griechen und Römer" kühn ins Auge gefaßt. Die große Erscheinung der an-

---

*) In der Vorrede zum fünften Bande der Werke.

**) Schon 1767, in der zweiten Sammlung der Fragmente über die neuere deutsche Literatur (S. 273) hatte Herder die denkwürdige Frage gethan: „Wo ist aber noch ein deutscher Winckelmann, der uns den Tempel der griechischen Weisheit und Dichtkunst so eröffne, als er den Künstlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeigt?" — Und er fährt fort: „Diese Geschichte der griechischen Dichtkunst und Weisheit, zwei Schwestern, die nie bei ihnen getrennt gewesen, soll den Ursprung, das Wachsthum, die Veränderungen und den Fall derselben nebst dem verschiedenen Stil der Gegenden, Zeiten und Dichter lehren, und dieses aus den übrig gebliebenen Werken des Alterthums durch Proben und Zeugnisse beweisen. Sie sei keine bloße Erzählung der Zeitfolge, und der Veränderungen in derselben, sondern das Wort Geschichte behalte seine weitere griechische Bedeutung, um einen Versuch eines Lehrgebäudes liefern zu wollen." — Herder braucht hier fast dieselben Worte, mit denen Winckelmann die Vorrede zur Geschichte der Kunst eröffnet. —

Digitized by Google

tiken Poesie sollte in ihrer Gesetzmäßigkeit, in der harmonischen Verbindung ihrer Theile, als ein Ganzes, zur Darstellung kommen. Es sollte deutlich werden, daß die alte Dichtung in ihrer durch innere Nothwendigkeit bestimmten geschichtlichen Entwickelung selbst als ein herrlich zusammenstimmendes Kunstwerk dastehe, in welchem das eine Gesetz der Schönheit waltet. — Wie kann es anders sein, als daß diese Darstellung überall vom Hauche der lebendigsten Begeisterung emporgetragen wird! Aber diese Begeisterung ist nicht künstlich erweckt, sie ist nicht leer und gegenstandslos. Daß sie von Einsicht und Kenntniß, von wahrem Gefühl für das Große begleitet ist, zeigt Schlegel, sobald er aus dem Gesammtbilde der alten Literatur die einzelnen Dichtergestalten hervorhebt, um gleichsam das Auge des modernen Lesers an sie zu gewöhnen. Manches würdig ausgesprochene, aus tieferem Einblick in das Wesen der antiken Kunst hervorgegangene Urtheil mußte damals überaus anregend wirken; auch noch in unseren Tagen kann man sich erquicken an den frischen und treffenden Worten, die uns hier oft genug begegnen*). Und wenn der Verfasser den Ton der Begeisterung auch noch so hoch stimmt, so sagt er doch im Grunde nicht mehr, als z. B. Goethe sagt, wenn er in der Einleitung zu den Propyläen die Griechen als ein Volk preist, „dem eine Vollkommenheit, die wir wünschen und nie erreichen, natürlich war, bei dem in einer Folge von Zeit und Leben sich eine Bildung in schöner und stätiger Reihe entwickelt, die bei uns nur als Stückwerk vorübergehend erscheint.“ —

Dieser harmonischen Erscheinung der antiken Poesie wird nun die abschreckende und, wie man fürchten könnte, unheilbare Verworrenheit, das gestaltlose Chaos der neueren Literaturen entgegengehalten. Schlegel müht sich ab mit Schilderung der drückenden Nachtheile, die auf dem Geistesleben der neuen Zeit lasteten, der Hindernisse, unter denen die neue Menschheit sich vergebens hervorzuarbeiten ringt und die in allen Literaturen ein freies und edles Aufstreben zur Schönheit hemmen. Auch hier fehlt es nicht an einem richtigen Hauptgedanken. Aber die Beobachtungen, die dieser vielfach überladenen Schilderung zum Grunde liegen, sind einseitig, willkürlich und mangelhaft. Mit schwerem Nachdrucke werden hier Meinungen vorgetragen, die Schlegel selbst später bei gereifter Erfahrung auf das entschiedenste verwarf**).

*) Ich verweise vornehmlich auf die mehrfachen Aeußerungen über Sophokles und auf die Bemerkung über Virgil S. 221.

**) Man vergleiche die auf S. 35—37 mitgetheilten Bemerkungen über die Künstlichkeit des Reims, „der in der schönen Kunst immer eine fremdartige Störung bleibt“, mit der geradezu entgegengesetzten Ansicht, die in der Recension der Goethe'schen Werke geltend gemacht wird. — Es versteht sich, daß ich hier überall nur auf die erste Ausgabe der Abhandlung „über das Studium der griechischen Poesie“, nicht auf den späteren Abdruck derselben im fünften

Digitized by Google

Aber ungeachtet solcher zahlreichen und leicht erkennbaren Fehlgriffe verleugnet Schlegel nicht den Sinn für die scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeiten, die in der Kunst- und Dichtungswelt der neueren Zeit hervortreten. Man würde ihm hartes Unrecht thun, wenn man ihm die Schuld aufbürdete, daß er, in einseitiger Befangenheit dem Alterthum hingegeben, vor den großen Offenbarungen des Menschengeistes in der neueren Poesie sein Gemüth verschließe, daß er von den mannigfaltigen Wundern der modernen Dichtung sein Auge abwende. Um eine solche Anklage auf das Gründlichste zu widerlegen, brauchte er nur auf alles das hinzuweisen, was er mit einer, so vielen Zeitgenossen damals noch unfaßlichen und unerschwinglichen Begeisterung über Dante, Shakespeare, Goethe und vornehmlich auch über Schiller*) selbst geäußert hatte. Eine einseitige Verherrlichung der alten Poesie auf Kosten der neueren lag keineswegs in seiner Absicht. Er wollte darthun,

---

Bande der Werke Rücksicht nehme. Wer Schlegel's Jugendarbeiten nur aus den „sämmtlichen Werken" kennt, geräth auf jeder Seite in Gefahr, dem jungen Schlegel Ansichten und Ausdrücke unterzuschieben, die der längst katholisch gewordene Schlegel wohlbedächtig und ängstlich seinen früheren Schriften eingefügt hat, um seine ehemaligen Meinungen den Gesinnungen, zu welchen er sich später bekannte, wenigstens scheinbar anzunähern. So hat man, aus Unkenntniß dieses Verhältnisses, zur Erläuterung des Xenion Nr. 328:

Endlich ist es heraus, warum uns Hamlet so anzieht,
Weil er, merket das wohl, ganz zur Verzweiflung uns bringt —

auf eine im fünften Bande der Werke enthaltene Note hingedeutet, in welcher Schlegel sich folgendermaßen vernehmen läßt: (S. 64) „Dieser vollkommene Zusammenhang (im Hamlet) wurde auch durch das Urtheil eines großen Dichters anerkannt. Aeußerst treffend ist alles, was in Goethe's Meister darüber und über den Charakter der Ophelia, so wie über alles Einzelne im Hamlet gesagt wird. Nur die Idee des Ganzen, so wie dieser Gattung überhaupt ist nicht berührt; nämlich die Idee von dieser eigenthümlichen tragischen Weltauffassung, welche auf dem alle Tiefen der Seele durchschneidenden skeptischen Gefühl über die ewig unauflösliche Dissonanz des in seinen innersten Fugen zerrütteten Menschenlebens beruht." — Man hat sich durch diese Note zu der unglücklichen Vermuthung bestimmen lassen, Goethe könne wohl, um sich an Schlegel zu rächen, jenes Xenion verfaßt haben. In der ersten Ausgabe jedoch lautet diese Note ganz unschuldig: „Es war mir eine Ueberraschung, diesen vollkommenen Zusammenhang durch das Urtheil eines großen Dichters anerkannt zu sehen. Aeußerst treffend scheint mir alles, was Wilhelm in Goethe's Meister darüber und über den Charakter der Ophelia sagt, wahrhaft göttlich seine Erklärung, wie Hamlet wurde. Nur vergesse man auch nicht, was er war." (S. 56) Diese Note fehlt in dem Auszuge. Hätte der Xeniendichter sie aber auch in dem Buche selbst gelesen, so hätte sie ihn in dieser Fassung unmöglich zu einer rächenden Satire anstacheln können. Man sieht hier zugleich ein Beispiel von der Art und Weise, wie Schlegel bei der Rectification seiner ehemaligen Arbeiten zu Werke ging.

*) Es ist nur Gerechtigkeit gegen Schlegel, wenn man die damals zum Preise Schiller's geschriebenen Worte heute dem Leser wieder vorführt: (S. 248) „Ihm gab die Natur die Stärke der Empfindung, die Hoheit der Gesinnung, die Pracht der Phantasie, die Würde der Sprache, die Gewalt der Rhythmus, — die Brust und Stimme, welche der Dichter haben soll, der eine sittliche Masse in sein Gemüth fassen, den Zustand eines Volks darstellen, und die Menschheit aussprechen will." — Man bedenke, daß diese Worte um die Mitte der neunziger Jahre geschrieben sind! — Das gleich darauf folgende Urtheil über Wieland ist sogar lobend bis zur Ungebühr.

Digitized by Google

wie weit unsere Literatur seit ihrer, mit Klopstock's Auftreten erfolgten Wiedergeburt sich selbständig, aus innerem Triebe, den Alten genähert habe; er wollte den Punkt bezeichnen, wo die neuere Literatur, zu ihrem Heile, sich am innigsten mit der antiken berühren müsse; er wollte den Zweck angeben, den die Zeitgenossen beim Studium der classischen Poesie zu verfolgen hätten.

Schon ehe das Werk den Lesern übergeben war, hatte Schlegel Schiller's Aufmerksamkeit dafür zu gewinnen gesucht. Da sich das Erscheinen des Buches verzögerte, ließ er die ersten Bogen an Schiller gelangen*), der, wie Schlegel selbst zu verstehen gibt, es mit Interesse aufnahm. Ueber den Werth seiner Arbeit äußerte sich der Autor mit einem wahren Ueberfluß von Bescheidenheit, oder vielmehr er kehrte sein hochmüthiges Selbstbewußtsein gegen seine eigene Arbeit hervor, indem er das Bekenntniß abgab, daß dieser „unreife Versuch" ihn mit „Ekel und Unwillen" erfülle. Er sprach die begründete Furcht aus, daß für die meisten Leser „das Ganze, und noch weit mehr die erste Hälfte den Schein einer Parteischrift" haben würde, „da es doch ein Richterspruch sein sollte." Er wies dann auf die Einleitung und auf das Ende hin, wo einiges, wie er sagte, gut gemacht sei. Aber mochte er auch noch so triftige Gründe haben, seinem Buche viel Böses nachzureden, seine Selbstverurtheilung darf uns nicht abhalten, zu bekennen, daß hier, zum ersten Male seit Herder's großen Jugendarbeiten, wieder ein kräftiger Anstoß zu fruchtbarer Behandlung der Literaturgeschichte gegeben war.

Und gewiß hätte Schiller auch diese Anerkennung nicht zurückgehalten, gewiß hätte er in Schlegel's historischen Betrachtungen eine Verwandtschaft mit seinen eigenen ästhetischen Untersuchungen zugegeben, wenn das Buch ihm gleich als ein Ganzes entgegengekommen wäre. Wenigstens hätte er das Buch mit dem entschiedensten Vorurtheil ansehen, es mit mißgünstig spähenden Blicken durchmustern müssen, um die anscheinenden Widersprüche herauszufinden, die er in den Xenien mit so köstlichem Witze bloßgestellt hat.

Nun aber bekam Schiller in unglücklicher Stunde — er hatte eben die Recension des Musen-Almanachs gelesen — den Auszug zu Gesichte. Die einzelnen Schlegel'schen Kraftsprüche, alle der ersten schwächeren Hälfte des Buchs entnommen, standen hier, unvorbereitet und innerlich unverbunden, hart nebeneinander gerückt. Das Ganze erhielt das Ansehen einer Sammlung von kecken Aphorismen, in denen ein frühreifer Geist sich seiner unverdauten Weisheit entlud. Schiller glaubte hier dieselbe Manier wiederzuerkennen, die sich schon in der Recension des Musen-Almanachs abstoßend und widerwärtig genug gezeigt hatte, — denselben Hang zum Paradoxen, dieselbe

*) Schiller hatte also diese ersten Bogen vor Augen; daß er aber für die Xenien nur den Auszug benutzt hat, geht aus den Xenien selbst unwidersprechlich hervor.

Digitized by Google

Anmaßung und, bei allem Schein der Tiefe, dasselbe Unvermögen, in den eigentlichen Kern der Gegenstände zu dringen. Er sah, — was Schlegel eben befürchtet hatte, — in dem Urheber dieser Sprüche einen beschränkten Verehrer des Alterthums, der seine engherzige, kurzsichtige Parteilichkeit bis zum Lächerlichen trieb, der „dem hitzigen Fieber der Gräcomanie" unrettbar verfallen war. Aus den gewagten Sätzen, die hier in die engste und gefährlichste Nachbarschaft gebracht waren, schienen die grellsten Widersprüche hervorzublicken. Wenn Schiller auf S. 399 des Auszuges las:

„Charakterlosigkeit scheint der einzige Charakter der modernen Poesie, Verwirrung das Gemeinsame ihrer Masse, Gesetzlosigkeit der Geist ihrer Geschichte und Skepticismus das Resultat ihrer Theorie" —

wenn er diesen umfassenden Urtheilsspruch in Betrachtung zog und dann gleich hernach (auf S. 379) von dem Autor vernahm, daß „nichts die Künstlichkeit der modernen ästhetischen Bildung besser erläutern und bestätigen könne, als das große Uebergewicht des Individuellen, Charakteristischen und Philosophischen in der ganzen Masse der modernen Poesie", — so wuchsen diese scheinbar sich widersprechenden Sätze wie von selbst zu dem lustigen Xenion zusammen:

> Völlig charakterlos ist die Poesie der Modernen,
> Denn sie verstehen blos charakteristisch zu sein.

Nun begründet es freilich schon an und für sich keinen wirklichen Widerspruch, wenn man sagt: eben weil in der ganzen Masse der modernen Poesie alles Einzelne in einseitiger Richtung dem Charakteristischen zustrebt und nicht einem durchgehenden Bildungsgesetze gehorcht, eben deshalb zeigt die Gesammterscheinung der modernen Poesie nicht, wie die der antiken, einen allumfassenden, festbestimmten, sich stets gleich bleibenden Charakter. In dem Buche selbst aber, wo jene beiden Sätze um mehr als dreißig Seiten von einander getrennt stehen und sorgfältig unter einander vermittelt werden, — in dem Buche selbst verschwindet auch jeder Schein des Widerspruchs. Nachdem Schlegel die Charakterlosigkeit der modernen Poesie proclamirt hat, ist er sogar vorsichtig genug, limitirend hinzuzusetzen (S. 19): „Es ist einleuchtend, daß es in strengster und buchstäblicher Bedeutung keine Charakterlosigkeit geben kann." —

Indem ich den Auszug mit dem Buche selbst vergleiche, muß ich eines sehr bezeichnenden Wortes von August Wilhelm gedenken, das auf Friedrich's schriftstellerische Eigenthümlichkeit ein richtiges Licht wirft. „Das Fragment", heißt es in dem Briefe an Windischmann, den Böcking den Schlegel'schen Werken einverleibt hat (8, 291), „das Fragment war ihm schon früh ein hypostasierter Lieblingsbegriff geworden und ist es immer geblieben. Eine Jagd auf den Schein des Paradoxen ist unverkennbar. — — Wenn er aber

Digitized by Google

zusammenhängend und ausführlich schrieb, dann verfuhr er ganz anders schon in der frühesten Periode. Vollends aber in der letzten versäumte er niemals, ehe er vor dem Publicum auftrat, conciliatorische Filzschuhe anzulegen." — Dies trifft vollkommen zu und ist unmittelbar auf jenen Auszug anzuwenden. Denn dort ward die erste Hälfte des Schlegel'schen Buches, nachdem die Bindeglieder herausgenommen waren, in solche Fragmente aufgelöst, die schon eine Familienähnlichkeit mit den aphoristischen Sätzen verrathen, durch welche Friedrich hernach in der ehrbaren und ernsten deutschen Literatur so viel absichtlichen Anstoß gegeben hat. Die conciliatorischen Filzschuhe sind hier abgelegt und der sonst so behutsam Wandelnde tritt mit keckem Fuße hart und unangenehm dröhnend auf.

Wenn also Schiller den anspruchsvollen Schriftsteller satirisch abfertigte und ihm zurief, daß er die würdige Sache, für die er kämpfe, zum Spott und Gelächter mache, so ist der Dichter in gewissem Sinne gerechtfertigt; aber begreifen wird man es auch, daß Schlegel, der sich in seinem Wollen und Streben verkannt und sein Thun geschmäht sah, einen nie wieder schwindenden Groll faßte.

Dieser machte sich alsbald Luft in einer Recension des Xenien-Almanachs, in welcher der Schlegel'sche Witz, vornehmlich gegen Schiller gerichtet, mit meisterhafter Gewandtheit sein ernstes Spiel treibt*). Nur die Rücksicht auf Goethe bewirkte, daß man später im Athenäum, wo die Xenien in dem „literarischen Reichsanzeiger" einen nicht unwürdigen Epilog erhielten, von offener Feindseligkeit gegen Schiller abstand**). Während Wilhelm, den man noch im Herbst 1797 in literarischen Kreisen zur „Schiller'schen Partei" rechnete***),

*) Die den Xenien selbst gewidmete Stelle kann man bei Boas lesen (2, 35), der aber das Schlegel'sche Geistessiegel auf dieser Recension nicht erkannt hat. Dies ist ihr indeß so deutlich aufgeprägt, daß man Friedrich unbedenklich als den Autor annehmen müßte, auch wenn er nicht durch Wilhelms Zeugniß äußerlich als solcher bestätigt würde. Dieser schreibt an Tieck (15. Januar 1830): „Ich erinnere mich unter andern, daß seine Anzeige der Xenien ein Meisterstück von Witz war." — Vollkommen ausgebildet zeigt sich Schlegel's Manier auch in folgenden Worten der Recension, welche die einzelnen Beiträge Schiller's zum Musen-Almanach für 1797 berühren: „Die untadeliche Sittlichkeit in den von der Weiblichkeit handelnden Gedichten (S. 88—91), die sichtbare Kunst in Pompeji und Herkulanum, die versteckte Klugheit in den politischen Gnomen (S. 32. 33), der glänzende Schmuck, die elegante Pracht des Ausdrucks in der Klage der Ceres, verdienen wirklich nicht blos im Allgemeinen bewundert, sondern aufs genaueste entwickelt zu werden; wozu wenigstens hier der Ort nicht ist." — Friedrich Schlegel's gereimte Epigramme gegen Schiller mögen zur Ehre seines Witzes der Vergessenheit theilhaftig werden, die er ihnen später mit so gutem Grunde wünschte.

**) August Wilhelm schreibt an Schleiermacher (1. November 1799): „Wenn wir mit Schiller übel umgehen, so verderben wir unser persönliches Verhältniß mit Goethe, woran mehr gelegen ist, als an allen Teufeleien der Welt." — Mit Freuden liest man jedes Wort, welches uns die hohe und rührende Freundschaft der beiden Einzigen von neuem bestätigt. —

***) Vgl. die zwischen Friedrich Jacobs und Schütz gewechselten Briefe in der Briefsammlung des Letzteren 1, 199 u. 245. —

Digitized by Google

die persönlichen Beziehungen mit Schiller durch Goethe's Vermittelung gern wiederhergestellt hätte, unterließ Friedrich offenbar jeden Versuch der Annäherung. Konnte er einmal im Laufe der nächsten Jahre nicht umhin, den Schiller'schen Namen und die Schiller'schen Werke zu erwähnen, so geschah dies mit einer Ironie, die sich gar nicht verstecken sollte*).

Daß Schiller einen persönlichen Widerwillen gegen das Brüderpaar nie hat überwinden können und wollen, wissen wir aus zahlreichen Aeußerungen. Obschon er das Einzelne ihrer Leistungen nicht unbillig beurtheilte, und besonders in Friedrich's Natur den Ernst und die Tiefe anerkannte, so muß man doch wohl zugeben, daß er die Summe ihres Könnens und Thuns unterschätzte und ihre hohe Bedeutung für die Fortbildung unserer Literatur nicht nach vollem Verdienst gewürdigt hat.

Damals, als Friedrich Schlegel die Recension des Musen-Almanachs und die Abhandlung über das Studium der griechischen Poesie schrieb und hierauf von den Xenien so schwer getroffen ward — damals gab es noch keine sichtbar ausgebildete neue, noch keine romantische Schule. Und doch kann man behaupten, daß Schiller's ganzes Verhältniß zu dieser Schule, wie es sich in der Folgezeit gestaltete, durch den hier geschilderten Vorgang, wenigstens äußerlich, bestimmt worden ist.

Was ich hier in engen Umrissen darzustellen versuchte, gehört der Vorgeschichte der romantischen Schule an. Damit es aber einem Jeden möglich werde, sowohl die Vorgeschichte dieser Schule wie die Geschichte selbst ihrem ganzen Umfange nach aus den Quellen kennen zu lernen, scheint es endlich geboten, Hand anzulegen zur Ausführung eines Werkes, das schon lange nicht mehr unausgeführt sein sollte. Es scheint geboten, für Friedrich Schlegel's Schriften das voll und ganz zu leisten, was für die Schriften August Wilhelm's schon so musterhaft geleistet worden. Und zwar wird eine nach strengen Grundsätzen geordnete Sammlung von Friedrich's Werken für die Literaturgeschichte noch ergiebiger ausfallen und dieser das werthvollste Material zuführen.

Schon bald nach Friedrich's Tode beschäftigte sich Wilhelm mit dem Gedanken, aus den früheren Arbeiten des Bruders eine Auswahl zu treffen**)

*) Siehe Europa 1, 59.

**) Brief an Tieck vom 15. Januar 1830. — Auf diesen Plan, welcher den Angehörigen Friedrich's wohl nicht zusagen mochte, kam er auch 1834 in dem Briefe an Windischmann zurück, dem ein unvollständiges Verzeichniß von Friedrich's älteren Arbeiten beigegeben ward (Werke 8, 288 fg.) (Es sei hier angemerkt, daß die Note zu Nr. 9 auf S. 289 nicht die Recension von Goethe's Werken, sondern die überaus witzige Anzeige der von Büsching und v. d. Hagen herausgegebenen Volkslieder betrifft. Uebrigens hat sich Friedrich bei dieser Anzeige nicht anonym gehalten. Im Inhaltsverzeichnisse sind, wie bei den andern Recensionen, die er in den Heidelberger Jahrbüchern drucken ließ, die Buchstaben Fr. S. angegeben.)

Digitized by

und, wie er es ganz schicklich bezeichnete, „dem früheren Friedrich gegen den späteren ein Denkmal zu setzen." Denn, in der That, Friedrich hat alles aufgeboten, um sein eigenes Jugendbild aus der Literaturgeschichte auszulöschen. Es ist unmöglich, in den „sämmtlichen Werken", mit deren Bearbeitung er seine so vielfach gewundene literarische Laufbahn abschloß, den jungen Friedrich Schlegel zu erkennen, der die Grundsätze und Doctrinen der romantischen Schule am selbständigsten ausgebildet und am unerschrockensten vertreten hat. Dieser Friedrich Schlegel muß für die Literaturgeschichte wiedergewonnen werden.

Friedrich befand sich in einer unbehaglichen Lage, als er die Sammlung seiner Werke vornahm. Sein Geist war nicht frei und seine Lebensstellung nicht unabhängig genug, daß er es über sich vermocht hätte, in dieser Sammlung unbefangen ein getreues Abbild seiner wundersamen Geistesentwickelung und Geistesumwandlungen zu geben. Er wollte seinen Lesern nichts vorlegen, was zu den Ueberzeugungen, die er damals predigte, in einem unversöhnbaren Gegensatze stand. Nun gab es aber unter den Producten seiner jüngeren Jahre gar manche, die sich gegen jede, auch nur scheinbare Annäherung an seine späteren Grundsätze mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit sträubten, manche, die von dem nun verpönten Geiste des jungen Friedrich Schlegel so durch und durch erfüllt waren, daß dieser Geist auch durch die gewaltsamsten Proceduren nicht mehr wegzubannen war. Hier blieb also keine Hilfe übrig; diesen widerspenstigen, incorrigibeln Erzeugnissen ward der Zutritt in den Kreis der sämmtlichen Werke versagt; und so entzog uns denn Friedrich eine ganze Reihe von Arbeiten, die für die Erkenntniß seines eigenen Bildungsganges wie für die Entwickelungsgeschichte der romantischen Schule von eingreifender Bedeutung sind. —

Die andern Erzeugnisse, deren völlige Aufopferung nicht unbedingt nöthig schien, wurden von ihrem Urheber — und dies ist erst recht geeignet, den schwankenden Literarhistoriker irre zu führen, — einem sorgfältigen Umbildungs- und Läuterungsproceß unterworfen. Die früheren Schärfen und Härten wurden, so viel es irgend thunlich war, gemildert; die ehemaligen Ansichten so vielfach bedingt und beschränkt, daß ihr eigentlicher Gehalt darüber verloren zu gehen drohte. War es nicht möglich, die früheren Worte zu der späteren Meinung herüberzuzwingen, so trug der Autor die in seinem letzten Lebensabschnitt errungene Gesinnung, halb kühn, halb ängstlich, in das Werk seiner Jugendzeit hinein, unbekümmert darum, daß nun der ursprüngliche Grundton dieses Werkes auf eine seltsame Weise verstimmt ward. — Man kann sich der Theilnahme nicht erwehren, indem man den Autor während seiner langen und mühseligen Arbeit beobachtet, wie er, der Vielgewandte, alle stilistischen Rettungsmittel

Digitized by

zu Hilfe nehmen muß, um den Geburten seines jugendlichen Geistes eine Art von zweifelhafter Fortdauer zu sichern. Bleibt auch ihr inneres Wesen unangetastet, so wird doch ihr äußeres Ansehen umgewandelt. Wer würde in der Rede über die Mythologie, wie sie im fünften Bande der Werke steht, noch das kühne Manifest der Romantiker erkennen*)!

Möge also der Wunsch nach einer kritischen Herstellung der Werke Friedrich Schlegel's hier nicht vergebens ausgesprochen sein! Auf allen Gebieten des literarhistorischen Wissens die Kenntniß und das Studium der unverfälschten Quellen zu fördern — dieser Aufgabe müssen wir vor Allem genügen, wenn unsere Literaturgeschichte sich endlich zu der Würde einer strengen und ernsten Wissenschaft erheben soll.

Französische Zustände und Aussichten.

Prévost-Paradol gilt mit Recht als der geistvollste politische Schriftsteller des heutigen Frankreich, keine Feder fürchtete der Imperialismus so als die seinige, man verfolgte den Conna du Dimanche, in dem er zuerst besonders schrieb, aufs äußerste, unterdrückte ihn zuletzt und brachte es dahin, daß ein gefälliges Gericht den unbequemen Kritiker zu kurzer Gefängnißstrafe verurtheilte. Er widmete sich darauf ganz dem Journal des Débats und die Academie, für die seine oppositionelle Gesinnung eher eine Empfehlung als das Gegentheil war, öffnete ihm ihre Thüren als er kaum die Mitte der

*) Man sehe hier besonders, wie er dem unbequemen Namen Spinoza aus dem Wege geht! — Wer sich von dem ganzen Proceß dieser Umbildung eine genügende Vorstellung verschaffen will, muß ihn durch alle früheren Arbeiten hindurch verfolgen. Manchmal werden ganze Seiten eingeschoben; (vgl. die Griechen und Römer S. 257 mit den Werken 4, 94) oft nur die Worte durch gelinde Modificationen der späteren Sinnesweise des Autors annehmlich gemacht. Nicht selten gewährt diese Mühsal der Umarbeitung dem vergleichenden Leser einen komischen Eindruck. In dem Vorworte zum Epitaphios des Lysias, dessen Uebersetzung Schlegel in Wieland's Attischen Museum veröffentlicht hatte, fand sich der Satz: (1, 216) „In der Urgeschichte der Menschheit sind sogar einige abergläubische Gebräuche, welche dem Denker kindisch scheinen müssen, die ersten Zeichen ihrer höhern Bestimmung." — Dieser harmlose Satz fand später keine Gnade mehr, und ward in den Werken 4, 167 auf folgende Weise zurechtgerückt: „In der Urgeschichte der Menschheit sind manche eigenthümliche und zum Theil sonderbare Todes- und Grabes-Gebräuche, welche dem Vernünftler ohne Zweck und Bedeutung scheinen, die ersten Zeichen einer höhern Bestimmung." — Zu welchen Fehlgriffen ein Literarhistoriker verleitet wird, der den Unterschied zwischen der früheren und späteren Gestalt der Schlegel'schen Werke nicht kennt oder nicht beachtet, — das mag man an dem traurigen Beispiele von Cholevius lernen; vgl. dessen Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen 2, 397.

Digitized by Google

Dreißiger erreicht hatte. Im vorigen Jahre hat er den freieren Spielraum, welcher der Presse gegeben ward, benutzt, sein politisches Programm in einem Buche **la France nouvelle** zu entwickeln, in welchem wir, was die auswärtige Frage betrifft die Hinneigung zum Chauvinismus bedauern, das man aber für die innere Politik Frankreichs nur mit großem Nutzen lesen kann. Immerhin aber redet er darin noch eine sehr leise Sprache und zweifelt selbst in der Vorrede, ob die Regierung sein Buch nicht unterdrücken werde. Ganz frei aber hat er seine Ansichten kürzlich in zwei Vorlesungen dargelegt, welche er in Edinburgh über die socialen und politischen Zustände Frankreichs gehalten. Dieselben verdienten ins Deutsche übertragen zu werden, weil sie in gedrungenen Zügen mit großer Sachkenntniß die innere Lage des Landes schildern, auf deren Entwickelung Europa jetzt mit Recht in Spannung hinsieht. Wir wollen inzwischen versuchen den Gedankengang derselben mit einigen kritischen Bemerkungen wiederzugeben, indem wir ein anderes Buch von freier Beobachtung, welches Prof. Mézières, kürzlich über die französische Gesellschaft geschrieben, zur Vergleichung herbeiziehen.

In seiner Schilderung der gesellschaftlichen Zustände betrachtet der Verf. der Reihe nach die Bauern, die kleinen Städte, Paris und die Familienzustände.

Die Bauern, welche durch Einführung des allgemeinen Stimmrechts zur einflußreichsten Classe geworden sind, hängen an den Grundsätzen der Revolution von 1789, welche sie zu freien Eigenthümern gemacht hat. Die Milliarde, durch welche die Restauration die Emigrirten entschädigte, ihre Versuche das Erstgeburtsrecht wieder herzustellen haben ihr bei der ländlichen Bevölkerung mehr geschadet als alle Preßverfolgungen. Der Bauer hat keinen Lord über sich, von dem er abhängt oder dem er Achtung schuldet, die Priester haben nur in einzelnen Theilen des Landes großen Einfluß bei ihm, der einzige Herr, den er über sich erkennt und von dem er ganz abhängt ist der Staat, genauer die Executivgewalt, le gouvernement oder l'autorité wie man sagt. Von Selbstregierung ist auf dem Lande keine Spur, die Bauern würden die Idee derselben kaum verstehen; die Regierung dagegen stellt sich ihm als allgegenwärtig dar, sie schickt Präfekten, Mairs, Gensd'armen, Feldhüter, Schulmeister, sie erhebt Steuern, baut Straßen, Kirchen, Brücken, Schulen, sie hebt die Pflichtigen zum Heer aus, sie hilft bei Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten und sonstigen Calamitäten. Es ist begreiflich, daß der Bauer ihr unbedingt gehorcht, so lange sie nicht seine Existenz antastet. Unter der Restauration und Julimonarchie waren die Bauern politisch bedeutungslos, weil der hohe Census sie von den Wahlen ausschloß, die Revolution von 1848 trieb sie durch die von ihnen nie geforderte Einführung des allgemeinen Stimmrechts plötzlich und unvorbereitet

Digitized by Google

zur Wahlurne. Der Bauer ist an sich ziemlich gleichgiltig gegen die eigentliche Politik, ob Guizot oder Thiers, Rouher oder Ollivier Minister sind, ob Preß- und Vereinsfreiheit herrschen oder nicht, bekümmert ihn wenig, er hat nur zwei Interessen, seinen ländlichen Besitz und den Ruhm Frankreichs. Bei der Invasion einer fremden Armee könnte jede Regierung auf die bäuerliche Bevölkerung zählen, die Mehrzahl ist selbst Soldat gewesen oder hat Angehörige im Heere. Die kleinliche auswärtige Politik der Julimonarchie schadete dieser deshalb auf dem Lande mehr als die parlamentarische Freiheit dort ihr nützte, weil der Bauer von jenen Kämpfen der Herren in Paris nichts verstand; er bezahlte so viel Steuern wie zuvor und wurde von den Präfekten so gemaßregelt wie sonst, aber er hatte mit dem ganzen Lande das Gefühl, daß Frankreich nach außen hin nicht die Stellung einnehme, die ihm gebühre, er sah deshalb die Julimonarchie ohne Bedauern fallen, nahm aber auch die von ihm nicht verlangte, in Paris improvisirte Republik gleichgiltig auf. Diese Gleichgiltigkeit verkehrte sich sofort in Feindschaft als die socialistische Partei, die treibende Kraft der Revolution, ihre Fahne entfaltete. Nachdem das J. 1789 ihm gegeben, was das Ziel seiner Wünsche war, freien Grundbesitz, fürchtet er von jeder Revolution Gefährdung dieser Errungenschaft. Was helfen ihm die tönenden Reden von Gleichheit und Brüderlichkeit, was Freiheitsbäume und Nationalwerkstätten? und er fühlte die Segnungen der Republik nur in der Form der Zuschlagsteuer und des stockenden Absatzes seiner Producte. Er brauchte also sofort das Wahlrecht, welches ihm die Revolution bescheerte, gegen die Republik, er sandte die conservative Majorität in die Constituante, wählte den Erben der napoleonischen Legende und ratificirte den Staatsstreich, denn er wollte eine starke Regierung; Louis Napoleon ist Kaiser der Bauern, die seitdem zu ihm gehalten haben. Es ist daher von ernster Bedeutung, daß sich bei den letzten Wahlen manche bäuerliche Wahlkreise gegen die Candidaten der Präfekten entschieden, während sie früher unbedingt für dieselben stimmten; es zeigt, daß die Regierung den Bogen überspannt hat, viel versprochen, wenig gehalten, große Niederlagen nach Außen erlitten, leichtsinnig mit den Finanzen gewirthschaftet hat. Die Gleichgiltigkeit beginnt zu weichen und es scheint eine Art Bewegung in die conservativ-träge Schicht der ländlichen Wähler zu kommen; man fängt an, sich ernstlich um ihre Gunst zu bewerben, die demokratischen Candidaten wiederholen ihnen unaufhörlich, daß sie ihr Loos in den eigenen Händen haben, daß es nur von ihren Wahlen abhänge, weniger Steuern zu zahlen und weniger Rekruten zu stellen. Wie sich die Dinge gestalten werden, wenn die offiziellen Candidaten aufgegeben werden müssen und die Opposition mit freiem Vereinsrecht um die Stimmen der ländlichen Distrikte wirbt, läßt sich noch nicht sagen, Prévost-Paradol aber macht auf

Digitized by Google

die Gefahr aufmerksam, daß der französische Bauer, der von Natur sparsam bis zum Geiz ist, wenn er sich wirklich als Herr fühle, leicht dahin kommen könne, die zum Staatshaushalte nothwendigen Mittel zu weigern. „Er könnte geneigt sein, den Staat zu behandeln wie mein berühmter Landsmann, der Gascogner, sein Pferd behandelte, als er beschlossen hatte, das arme Thier zu gewöhnen, ohne Essen zu leben.“

Dem Lande werden gegenübergestellt die Städte. Wenn man einige Handels- und Fabrikstädte ersten Ranges, wie Marseille und Bordeaux, Lyon und St. Etienne, einige alte Provinzialmittelpunkte, wie Nismes, Toulouse, Brest ausnimmt, so liegt über denselben eine tödtliche Einförmigkeit, ein bleierner Schlummer der Indifferenz. Jede Classe lebt getrennt von der andern für sich abgeschieden. Die Arbeiter stehen meist unter republikanischen Einflüssen, die durch das gemeinsame Leben in den Cabarets genährt werden, sie neigen namentlich zu socialistischen Theorien, der Haß gegen die Reichen, der Krieg gegen das Capital, die Staatshilfe, die Aufhebung der Familie werden in diesen Kreisen offen gepredigt. Ihnen gegenüber steht die Bourgeoisie, den vernünftigeren, aber auch furchtsameren Theil der Bevölkerung bildend, aus ihren Reihen sind die Meisten Verfechter liberaler Grundsätze und Vertreter der französischen Wissenschaft so wie der Verwaltung hervorgegangen; diese Mittelclasse wird aus durchschnittlich gut begabten und fleißigen Menschen gebildet, ihre Begriffe von Sittlichkeit sind vielleicht nicht so strenge als die des deutschen Bürgerstandes, aber man würde ihr großes Unrecht thun, wenn man sie nach den Romanen oder Dramen eines Paul de Kock beurtheilte. Auf diese Classe, welche früher so entschieden ihren Gehorsam gegen die Kirche abgeschüttelt, hat in neuerer Zeit, nach unseres Gewährsmannes Aussage, der Katholicismus vornehmlich seine Macht gegründet; die Angst vor dem Socialismus hat den Bourgeois in die Arme des Clerus getrieben, der Art, daß es jetzt nicht blos als Schande gilt, ein Gegner der Kirche zu sein, sondern selbst wenn man nicht zu ihren thätigen Freunden gerechnet wird. Diese Stellung wird um so stärker, als die sittliche Haltung der französischen Geistlichkeit besonders gut ist „und sie sich sehr thätig in Liebeswerken zeigt.“ Es kommt indeß noch ein anderer Umstand hinzu, den unser Verfasser wie Mezières nicht berühren, um den Aufschwung der streng kirchlichen Partei zu erklären. Derselbe datirt von demselben Akt, durch den Napoleon I. glaubte das Papstthum gefesselt zu haben, vom Concordat. Dieses erklärte mit einem Federstriche alle Bischofssitze Frankreichs für erledigt und neu vom Papste zu besetzen; damit wurde dem Gallikanismus, der Selbständigkeit der nationalen Kirche ein tödtlicher Streich versetzt. Von da an faßte der Ultramontanismus Wurzel, heute beherrscht er die französische Kirche. Männer wie Dupanloup und Montalembert kann

Digitized by Google

man kaum als Gallikaner gelten lassen, wenn sie sich auch gegen die jetzt zu Tage tretenden letzten Consequenzen des Romanismus verwahren. In demselben Maße, als diese conservativen Kreise sich den katholischen Interessen hingeben, betrachten die revolutionäre und die demokratische Partei im Großen wieder wie früher die Kirche als ihren bittersten Feind. Der Voltairianismus ist umgeschlagen in Positivismus und Unglauben, es ist unter den Demokraten herkömmlich geworden, durch ihren letzten Willen sich die religiösen Ceremonien zu verbitten, welche in katholischen Ländern für so wichtig gehalten werden. Trotz ihres moralischen und materiellen Fortschritts kommt daher die Kirche der Revolution gegenüber in größere Gefahr, als sie seit 1793 gewesen ist. Die gemäßigten ihrer Gegner wollen sie vom Staate trennen und sich selbst überlassen, die Radicalen aber wollen ihr nicht blos ihr Eigenthum nehmen, sondern sie auch möglichst unterdrücken, wenigstens unter argwöhnische Ueberwachung stellen.

Welche Einwirkungen das Concil auf die katholische Welt Frankreich's haben wird, bleibt abzuwarten; die Erregung hat übrigens in neuester Zeit, namentlich durch die Fehde Dupanloup's mit Veuillot eine ziemlich lebhafte Gestalt angenommen und die letzten Reste gallikanischer Selbständigkeit versuchen sich gegen die Tendenzen des Bischofs von Nismes zu wahren, keine der beiden Parteien aber betrachtet das Concil so wie der Kaiser es in seiner Eröffnungsrede zu thun affectirt. Auf einen tiefgreifenden Wechsel in der Form des Gottesdienstes wird man schwerlich rechnen dürfen, weil theologische Fragen das große Publicum nicht entfernt in dem Maaße interessiren wie in Deutschland, die Religion vielmehr in allgemeinen Gefühlen, Tendenzen und Gebräuchen besteht als in klarer und fester Zustimmung zu gewissen Glaubensgrundsätzen.

In Bezug auf Paris widerlegt Prévost-Paradol die Ansicht, daß Paris überwiegend Vergnügensort sei, während es allerdings die wirkliche Hauptstadt und den Mittelpunkt Vergnügungssüchtiger aus allen Theilen der Welt bilde.

Was das Pariser Vergnügen auszeichne und glauben mache, daß es jede andere Form des Lebens verschlungen habe, sei der Umstand, daß es einerseits so öffentlich, andererseits so durchwebt mit intellectuellen und künstlerischen Bestrebungen wie nirgendwo sonst sich darbiete. Indeß das wahre Paris müsse anderswo als im leichtlebigen kosmopolitischen Genusse gesucht werden, es liege auch ebensowenig in der vielfach idealisirten Arbeiterwalt, sondern in der Bourgeoisie, welche viel aufgeklärter als als ihre provinzielle Schwester, thätig, wirthschaftlich, intelligent, vorwärtsschreitend und gemäßigt, nur oft etwas zaghaft sei, gleichsam eine moralische Reserve des nationalen Verstandes und Geistes. In der Pariser Bourgeoisie erblicke man auch vorzugs.

weise die allgemeinen Züge des Nationalcharakters, die in verschiedenen Graden, doch minder ausgeprägt in den andern Classen gefunden werden. Eine gewisse allgemeine Klugheit und der Wunsch nicht sowohl nach Reichthum als nach einer ruhigen und sichern Unabhängigkeit, sind die Hauptzüge des französischen Charakters.

Der Franzose ist überhaupt vielleicht nicht so sehr von der Phantasie beherrscht als man gewöhnlich glaubt, und ernster tiefer Ehrgeiz ist bei ihm seltener, als das Streben nach Lob und Ruhm im kleineren Kreise.

Er ist eher geneigt, sein Geschick mit einem gewissen Gleichmuth zu tragen und der Name Philosoph, den er einem Manne gibt, der leicht zufriedenzustellen ist, wird in Frankreich auch am öftesten verdient, weil die Leidenschaften zwar rasch geweckt, aber kurz von Dauer sind und die Freiheit des Urtheils daher auf die Länge wenig trüben. Daher beeinträchtigen auch politische Kämpfe die Gerechtigkeit des Urtheils weniger als anderswo, man verfolgt selbst unpopuläre Tendenzen mit Interesse, wenn sie geistvoll und beredt vertheidigt werden, ja man sieht seine eigene Ansicht gern vom Talent bekämpft.

Das Familienleben steht in Frankreich unter dem Gesetz des nationalen Erbrechts, welches fordert, daß jedes Vermögen zu gleichen Theilen unter die Kinder getheilt werde. Da nun Frankreich keine Colonien hat, auch jede Auswanderung als Strafe oder verzweifeltes Mittel betrachtet wird und andererseits die Franzosen im Allgemeinen ihre Kinder sehr lieben, so erklärt es sich, daß bei der Eheschließung die Rücksicht auf Vermögen so stark mitspricht und daß die Zahl der Kinder eine geringe ist. Daher die große Zahl der Vernunftheirathen d. h. der Ehen, welche durch ein von der Vernunft vorgezeichnetes Interesse bestimmt worden sind und die am häufigsten wie ein Geschäft gleich von den Eltern oder Anwälten der Familie abgeschlossen werden. Die traurige Seite dieser Bündnisse, welche ihnen alle Poesie der Liebe nimmt, bestreitet unser Verfasser nicht, aber er betont, daß man darum doch nicht die Sensationsschilderungen des französischen Ehelebens als Spiegelbild der täglichen Wahrheit annehmen dürfe. Die Familien in Frankreich seien nicht schlechter als anderswo, der klare Kopf, der überwiegende Verstand, welcher die französische Frau vermocht, eine Vernunftheirath zu schließen, läßt sie auch später das Beste daraus machen; dazu kommt die Unmöglichkeit der Scheidung einer katholischen Ehe, so daß nur äußerliche Trennung, nie Wiederverheirathung möglich wäre und schließlich die gemeinsame Liebe zu den Kindern.

Man kann dieser Auffassung Prévost-Paradol's im Allgemeinen beistimmen, ohne sie doch als erschöpfend anzunehmen. Gewiß zeichnet sich die Französin durch rasche Auffassungsgabe und einen offenen Kopf für Geschäfte aus; weit öfter, als es in England oder Deutschland der Fall ist, führt die

Digitized by Google

Frau die Bücher ihres Mannes oder setzt das Geschäft desselben nach seinem Tode selbständig fort. Auch ist dem weiblichen Theile unserer Nachbarn der Sinn für Geschmack und Eleganz angeboren und ihr Verstand, gepaart mit dem Sinn für das Feine und Angenehme, macht die Unterhaltung französischer Damen so anziehend. Aber der schönen Form, dem Witz und Geist entspricht freilich oft der Inhalt wenig, man strebt mehr nach dem Unterhaltenden und Picanten, als nach dem Soliden und Wahren. Schon die Erziehung der französischen Mädchen geht mehr darauf aus, die liebenswürdigen Talente zu entwickeln, als den Geist zu reifen und zu vertiefen. Man geht zu sehr darauf aus, die Oberfläche der Dinge mit einem Witzwort zu streifen; man lehrt von Allem zu sprechen, ohne etwas gründlich zu können. Die Französin liest weniger und weniger ernste Bücher als die Engländerin oder Deutsche; man mustre vergleichsweise nur die Leihbibliotheken, sie werden wenig Werke ernsten Inhalts bieten, welche wie bei uns und noch mehr in England allgemeiner Gegenstand der weiblichen Lectüre sind, wie z. B. populär-gehaltene wissenschaftliche Darstellungen. Was außerdem das moralische Gefühl anlangt, so wollen wir gern zugeben, was unser Verfasser über die gute Haltung der Frauen in Vernunftehen sagt, aber der Mangel eigentlicher Liebe macht sie ohne Frage nachsichtiger für Verirrungen und laxer in ihren Begriffen der Treue. Gewiß soll man nicht voreilige Rückschlüsse auf die wirklichen Familienzustände aus den Romanen von Paul de Kock und Georges Sand oder den Dramen von A. Dumas Sohn machen, aber der ungeheure Absatz, den diese Bücher finden, die glänzenden Einnahmen der Theater von solchen Stücken sprechen doch für die allgemeine Beliebtheit derselben und wir haben selbst jene Pariser Bourgeoisie, die der Verfasser als Kern der Nation feiert, sich mit Frau und Kind zu den Darstellungen der Demi-Monde drängen sehen. Welchen Einfluß aber solche geistige Nahrung auf die Bildung der künftigen Gattinnen und Mütter haben muß, läßt sich leicht ermessen. Die Kirchlichkeit der französischen Frauen wird freilich in neuester Zeit sehr gepriesen und sicher bietet dieselbe bewundernswürdige Beispiele religiöser Hingebung, namentlich bei den barmherzigen Schwestern, aber im Ganzen müssen wir gestehen, daß uns diese Kirchlichkeit doch den Eindruck großer Aeußerlichkeit macht. Man findet sich mit der Religion ab, indem man regelmäßig zur Messe geht, Geld für Klöster und Peterspfennige gibt und sammelt. Aber von einem wirklich erweckten religiösen Leben, von selbständigem Denken über kirchliche Fragen findet man wenig Spuren, meist ist dasselbe nur in der kleinen protestantischen Minderheit geweckt.

In seiner zweiten Vorlesung behandelt Prévost-Paradol die politischen Zustände seines Vaterlandes und der Eindruck seiner Darstellung muß, wie uns scheint, ein höchst niederschlagender sein. Man wundert sich nicht über die

Digitized by Google

zahlreichen Revolutionen, sondern eher, daß dieselben nicht noch öfter stattfinden.

Das J. 1789 schuf eine neue Gesellschaft, deren Organisation bisher allen Angriffen widerstanden hat. Napoleon suchte vergebens eine militärische Aristokratie zu gründen, die Bourbons erschöpften sich in unfruchtbaren Restaurationsbestrebungen, Louis Philipp ward von seinem pays légal im Stich gelassen, die Socialisten versuchten umsonst Frankreich republikanisch zu machen; Frankreich hat mit einem Wort bis jetzt ohne Erfolg nach einer Regierung gestrebt, die mit seiner gesellschaftlichen Ordnung in Harmonie stände. Ueber das zweite Kaiserreich sind die Acten noch nicht geschlossen, aber der jetzige Zustand sieht nicht darnach aus, als ob es das große Räthsel lösen sollte. Prévost-Paradol hat offenbar eine Vorliebe für die Republik, er meint, nur die erste und zweite Republik hätten es nicht verdient, gestürzt zu werden, sie seien die Opfer großer Verschwörungen gewesen, denen die Nation nicht habe widerstehen können. Diese Ansicht scheint uns stark parteiisch gefärbt; warum konnte die Nation denn der Verschwörung nicht widerstehen, wenn der Zustand gut war? Der Verfasser schildert uns den Staatsstreich des 2. December mit düstern Farben und sagt, Niemand könne sich eine Vorstellung von der furchtbaren Erbitterung machen, welche dieses Attentat im Herzen der Nation hinterlassen. Wir glauben, daß dabei eine Täuschung unterläuft, die Bitterkeit besteht sicherlich im Herzen der liberalen Partei, aber nicht in der Masse der Nation. Der Verfasser vergißt, welchen hoffnungslos chaotischen Zuständen der Staatsstreich ein Ende machte; die Besten trauerten um den Untergang der Freiheit, aber die große Masse verlangte vor Allem Ruhe und Sicherheit, — die Ordnung war der Schrei der Gesellschaft. Frankreich als Nation kann sich über den Staatsstreich nicht beklagen, nachdem 7 Millionen Stimmen dreimal ihn ratificirt. Wenn jetzt die dunkeln Schilderungen des Verbrechens vom 2. December so großen Anklang finden, so liegt das lediglich in den großen Fehlern der persönlichen Regierung, deren Nachwirkungen jetzt greifbar hervortreten.

Die Anforderungen, welche Prévost-Paradol an eine neue Republik stellt, sollten ihn schon bedenklich machen, dieselbe zu erstreben, weil sie sich schwerlich je erfüllen lassen. Er verlangt diese Regierungsform, weil die Erblichkeit dem Gleichheitssinne der Franzosen zuwider sei, aber er will sie zugleich stark und decentralisirt. Ohne locale Freiheiten sei die Executive zu stark, stark aber müsse sie doch bleiben, um Frankreich als großen Staat zu erhalten. Aber hat der Verfasser wohl erwogen, welche fast unüberwindlichen Schwierigkeiten sich in Frankreich der Organisation eines dauerhaften Selfgovernment entgegenstellen? will er dasselbe auf das allgemeine Stimmrecht gründen, bei dem er selbst fürchtet, daß die Bauern die Mittel für den

Digitized by

Staat verweigern könnten? Wie will er in dem Lande, das seit undenklichen Zeiten mit dem alleinigen Princip der Autorität regiert ist, den Sinn für die Uebernahme unentgeltlicher Ehrenämter wecken? Dazu kommen die Gefahren von der socialistischen Partei, welche der Verf. selbst mit Recht so hoch anschlägt und die in Frankreich größer sind als irgendwo sonst. Die Revolution von 1789 gründete in der That eine neue Gesellschaft, und zwar in kürzester Frist. Warum, fragt der französische Socialist, sollte es nicht möglich sein, dieses, durch den Absolutismus Bonaparte's unterbrochene Werk wieder aufzunehmen und durch eine Reihe durchgreifender Decrete zu vollenden? Wenn die erste Revolution in wenigen Jahren so Großes vollbrachte, warum sollte das Volk, wenn es wieder die Macht in Händen hätte, nicht nochmals eben so Großes und selbst Größeres thun? Wie hat es denn Napoleon III. gemacht? Folglich, schließt er, ist der Fehler nur, daß die Macht in falschen Händen liegt, denen man sie entreißen muß. Der Staat kann nach den Ansichten dieser Schule eben Alles, die Staatsgewalt ist die Wünschelruthe, in deren Besitz man sich setzen muß; der Kaiser benutzt sie schlecht, aber in socialdemokratischen Händen würde sie Wunder thun. Und mit solchen Materialien will der Verfasser eine freie, decentralisirte starke Republik gründen?

Das Unglück für Frankreich ist, daß in jeder der Regierungen, die sich seit 1789 gefolgt sind, etwas war, was die Nation um jeden Preis loswerden zu müssen glaubte und deshalb ist die Revolution in Permanenz. Das Kaiserthum macht jetzt einen Versuch, sich liberal umzugestalten, es mag ehrlich in diesem Bestreben sein, aber wir haben keine sanguinischen Erwartungen von den Resultaten. Die gemäßigt liberale Partei ist anscheinend hoffnungslos getheilt; sie ist bis zu einem gewissen Grade einig über die Opposition, gänzlich uneinig über den einzuschlagenden Weg, kein Führer ist da, der eitle Ollivier ist allen Parteien verdächtig. Die Tierspartei ist in voller Auflösung, die Linke zeigt sich, erschreckt durch den revolutionären Wahnsinn der Unversöhnlichen, augenblicklich gemäßigt und appellirt, obwohl auf die Republik hinarbeitend, nur an die Macht freier Discussion. Aber selbst ihr Manifest, das im Ganzen als der Ausdruck der Wünsche des Landes gelten mag, zeigt stark doctrinäre Befangenheit, indem es für das Corps législatif das Recht verlangt, allein den Krieg erklären zu können. Sie übersieht dabei, daß ohne wirklich verantwortliches Ministerium die Executive durch ihre Führung der auswärtigen Angelegenheiten doch den Krieg unvermeidlich machen kann, während ein verantwortliches Ministerium nie wagen würde, auf ein solches Ziel loszusteuern, wenn es sich nicht von der Majorität getragen fühlte. Aber auch hiervon abgesehen muß man fragen, wird die Linke es auf die Dauer ruhig ertragen überstimmt zu werden, wird sie nicht ungeduldig werden, wenn die Mehrheit der Tierspartì, eingeschüchtert durch die

revolutionären Manifestationen sich wieder mehr nach Rechts wendet? Daß diese Tendenz da ist, zeigt die Aufnahme der kaiserlichen Eröffnungsrede.

Das Resultat für die Gegenwart ist eine tiefe Desorganisation und Verwirrung, deren Ausgang kein Prophet voraussagen kann aber die denen, welche es gut mit Frankreich meinen, nur ernste Sorge für seine Zukunft einflößen kann.

Eine Biographie von Calvin.

Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf von F. W. Kampschulte, o. ö. Prof. der Geschichte an der Universität Bonn. Erster Band. Leipzig, Duncker und Humblot 1869.

Während die von den Straßburger Theologen Reuß, Kunitz und Baum seit dem Jahr 1863 begonnene neue Gesammtausgabe der Schriften Calvin's ihrer Vollendung entgegengeht, ist vor Kurzem der erste Band einer neuen Biographie des Reformators erschienen, die eine Zierde unserer geschichtlichen Literatur zu werden verspricht und bei der Bedeutung, welche Calvin's Hauptschöpfung, sein Kirchenstaat in Genf, lange Zeit behauptete, ein über die theologischen Kreise weit hinausgehendes Interesse in Anspruch nimmt. Es ist ein gelehrtes Buch, aber mit dem Geschmack und der Durchsichtigkeit geschrieben, die man heutzutage auch bei den strengeren Werken der Wissenschaft nicht vermissen will. Ueberall geht es zu den ersten Quellen zurück und stellt aus ihnen ein so vollständiges Bild von der Wirksamkeit des Reformators in Genf zusammen, wie es bisher noch nicht existirte. Zurückhaltend in der Beurtheilung legt es dafür die Fülle des Geschehenen in breiter Ausführlichkeit auseinander und zwar so, daß überall streng das Gesetz von Ursache und Folge waltet. Für eine erneute Bearbeitung dieses Gegenstandes kam dem Verfasser vor Allem die Veröffentlichung der Genfer Geschichtsquellen des 16. Jahrhunderts zu statten, die seit einigen Jahrzehnten von den dortigen Gelehrten mit so rüstigem Eifer besorgt wird und durch welche eine Reihe von Aufzeichnungen und Berichten aus jener Zeit, die bisher in den Archiven ruhten und schwer zugänglich waren, nunmehr der Oeffentlichkeit übergeben ist. Aber immerhin noch reicher sind die ungedruckten Schätze, zu deren Ausbeutung der Verfasser einen längeren Aufenthalt in Genf nahm. Nur durch das Studium der Rathsprotocolle und anderer öffentlicher Documente, Proceßacten u. s. w. war ein wahrheitsgetreues Bild von der Thätigkeit Calvin's und dem Einfluß, den er auf dem politischen wie kirchlichen Gebiet ausgeübt hat, zu gewinnen. Werthvolles

Material lieferten ferner das Archiv und die Bibliothek zu Bern, mit welchem Genf in der Reformationszeit aufs engste verbunden war. Endlich mußte Calvin's ausgebreitete Correspondenz, die zum großen Theil noch ungedruckt und weit zerstreut ist, zu Rathe gezogen werden. Hier kam dem Verfasser der Briefschatz zu statten, den die Straßburger Gelehrten für die bevorstehende Veröffentlichung im Corpus Reformatorum gesammelt haben und im Voraus dem Biographen zur Verfügung stellten.

Calvin ist ohne Frage derjenige unter den Reformatoren, der in seiner ganzen Eigenthümlichkeit in Deutschland am wenigsten bekannt ist. Zum Theil rührt dies daher, daß hier die Persönlichkeit Luther's dem Reformationswerk von Anfang an ihren Charakter aufgedrückt hat und die Einwirkungen Calvin's weniger zu selbständiger Geltung gelangt sind. Sie ordneten sich hier ein in ein Werk, das bereits auf anderer Grundlage ruhte. Aber auch davon abgesehen, ist Calvin die räthselhafteste, am schwersten mit einem Male zu übersehende und vielseitigste Erscheinung unter den Reformatoren; er steht nicht in einer Reihe neben ihnen, er beansprucht seine eigene Stellung, wie er ja strenggenommen nicht zu den Bahnbrechern gehört, schon in der zweiten Generation der Reformationszeit steht und an bereits vorhandene Schöpfungen anknüpft. Um so intensiver ist dann die Wirkung, die er innerhalb der schon gesicherten Reformation ausübt. In der Lehre wie in der Verfassung sind es eigenthümliche und geradezu schöpferische Gedanken, denen er Bahn bricht und mit schroffer Energie Wirklichkeit verleiht. Ein geborener Franzose, concentrit sich sein persönliches Schaffen auf eine kleine Republik außerhalb seines Vaterlandes, in der er mit der Autorität eines Papstes schaltet und doch hat keine andere Gestalt der Reformation so weit in Ländern der verschiedensten Zunge Eingang gefunden. Keiner führte sein Werk bis ins Einzelste mit so souveräner dictatorischer Autorität durch, und doch sind es die unter seiner Einwirkung gebildeten Kirchen, welche, wie die britische, die größte Mannigfaltigkeit der Entwickelung zeigen, die größten Gegensätze in ihrem Schooß vereinigen. In der Lehrweise zeigte er das einemal, in der Abendmahlsfrage, eine überlegen vermittelnde Tendenz, welche die Gegensätze innerhalb der Reformation hätte versöhnen müssen, wenn die Doctoren jener Zeit überhaupt der Versöhnlichkeit zugänglich gewesen wären — im anderen Hauptdogma, in der Prädestination, gab er der allen Reformatoren gemeinsamen Lehre die allerschroffste, absoluteste Form, wie er denn der abschließende Systematiker ist, der immer vom Letzten ausgeht, zum Letzten hinzielt und die kirchliche Revolution mit rücksichtsloser Logik ausbaut. Er ist der consequenteste Gegner Roms und er steht ihm andererseits — denn auch hier berühren sich die Extreme — wieder am nächsten und bekennt sich ungescheut zu dem Grundsatz, jure gladii coërcendos esse haereticos, ein Grundsatz, mit welchem er Servet's Hinrichtuug mit römischer Kälte vertheidigt. Und so streiten sich in seiner Kirchenverfassung ein demokratisches und ein absolutes Prinzip. Sein Regiment in Genf ist so absolut theokratisch, daß es nur mit dem päpstlichen Rom verglichen werden kann, und doch hat er die Presbyterialverfassung in ihren Grundzügen entworfen, welche die Keime der künftigen Gemeindeverfassung des Protestantismus in sich trägt. Seine Sittenzucht ist ein System ungeheuerlicher Knechtung, und doch hat sie die Menschen zur Freiheit erzogen und zur Energie des bürgerlichen Lebens. Seltsam! In denjenigen Völkern, welche sich zu jener düsteren Lehre Calvin's bekannten, die den freien Willen des Menschen leugnete, hat die Kraft des menschlichen Willens ihre höchsten Triumphe gefeiert.

Als Calvin zum ersten Male in Genf erschien, im Jahre 1536, war hier

Digitized by Google

die Sache der Reformation bereits gesichert; der calvinischen Bewegung war eine lutherische und der kirchlichen eine politische vorausgegangen. Die eine hing mit der anderen aufs engste zusammen und der Biograph des Gesetzgebers von Noyon sieht sich daher, nicht blos um den Boden zu zeichnen, auf welchem derselbe auftrat, sondern insbesondere zur Würdigung der Parteien, auf welche er hier stieß, genöthigt, die vorausgehenden kirchlichen und politischen Kämpfe des Näheren zu schildern. Dieser Vorgeschichte sind die zwei ersten höchst interessanten Capitel des Buches gewidmet. Sie erzählen die Herstellung der Unabhängigkeit Genfs und die Einführung der Reformation.

Es handelte sich, um es kurz zu sagen, darum, ob Genf, die alte Freistadt, eine savoyische Stadt oder als freies Gemeinwesen ein Glied der Eidgenossenschaft werden sollte. Damit, daß sie der fast schon an ihr Ziel gelangten savoyischen Herrschaft sich erwehrte und den schweizerischen Städten Freiburg und Bern die Hand reichte, entschied sich zugleich der Sieg der Reformation. Die Verhältnisse, unter welchen nach jahrhundertelangem Ringkampf dieses Resultat herbeigeführt wurde, konnten nicht verwickelter sein. Eine Art Protectorat des Hauses Savoyen datirte schon vom 13. Jahrhundert, aber es alterirte noch nicht den Charakter der freien Stadt, an deren Herrschaft noch überdies der Bischof als „Fürst von Genf" Antheil hatte, so daß hier ein Gemeinwesen der eigenthümlichsten Art sich bildete, das durch Vereinigung hierarchischer, feudaler und demokratischer Elemente selbst in der Geschichte des an wundersamen politischen Bildungen so reichen Mittelalters eine merkwürdige Erscheinung bleibt. Ein Bischof, ein Graf, eine freie Bürgerschaft theilten sich in den Besitz der öffentlichen Macht und im Namen aller drei wurden die Gesetze erlassen. Natürlich war dieser verwickelte Charakter der Verhältnisse eine Quelle fortdauernder Reibungen. Die Grafen von Savoyen namentlich waren mit der ihrem Hause eigenen Zähigkeit bemüht, das „Vicedomat" nur als Stufe zur völligen Herrschaft über Genf zu benutzen. Am Ausgang des 14. Jahrhunderts unter Amadäus VIII., der vom Kaiser den Herzogstitel erhielt und entschlossen auf die burgundischen Traditionen seines Hauses zurückging, nahm ihre Macht einen gewaltigen Aufschwung. Genf wurde ringsum von savoyischem Gebiet eingeschlossen, so daß — nach einem Ausdruck der alten Chronisten — seine Glocken mehr von Savoyarden als Genfer Bürgern gehört wurden, und dadurch war ebenso die Widerstandskraft Genfs geschwächt, als die Begehrlichkeit der Herzoge nach einer Stadt wuchs, die zum Mittelpunkt eines zukunftsvollen Staats bestimmt schien.

Je bedrohlicher die savoyischen Plane hervortraten, um so inniger hatten Bischof und Bürgerschaft sich aneinander angeschlossen. Die Politik der Savoyer mußte also darauf gerichtet sein, diese Allianz zu sprengen. Auch dies gelang ihnen. Es kam nur darauf an, Rom zu bewegen, daß es das Bisthum savoyischen Prinzen überließ, und es war noch Amadäus VIII. selbst, der am Abend seines Lebens den Bischofsstuhl bestieg und damit die Reihe der savoyischen Prinzen eröffnete, welche sterbend einer dem anderen den Bischofsstab in die Hand gaben. Von da an stieg auch innerhalb der Stadt der savoyische Einfluß, es bildete sich eine Annexionspartei und in der Ferne galt Genf bereits als eine savoyische Stadt.

Als im Jahr 1504 Herzog Karl III. zur Regierung kam, gedachte er das Werk seiner Vorgänger zu vollenden. Allein je näher das anscheinend Unvermeidliche rückte, um so mehr regte sich der alte Freiheitssinn der Bürger. Dazu versah es der Herzog in den Mitteln. Anstatt entschlossen vorzugehen

Digitized by Google

und einen raschen Schlag zu wagen, zog er Intriguen und halbe Maßregeln vor, durch die er nur das Selbstgefühl der Stadt verletzte. Das schon vernichtet geglaubte Bürgerthum entwickelte eine ganz unerwartete Festigkeit und Kraft, welche sogar die Grundlagen der Macht des Hauses Savoyen erschütterte, und was die Unterwerfung Genf's hatte vollenden sollen, legte den Grund zu seiner völligen Unabhängigkeit. Als im Jahr 1514 wieder ein Savoyer, der sehr ungeistliche „Bastard" Prinz Johann von Savoyen zum Bischof gewählt wurde, schien der Augenblick zum Handeln gekommen. Drei patriotische Männer von sehr verschiedenem Temperament und innerem Werth übernahmen die Führung: Philibert Berthelier, Bezanson Hugues und der junge Francois de Bonnivard. Jetzt begannen die Verbindungen mit Freiburg, mit welchem ein Burgrecht abgeschlossen wurde. Zwei Parteien bildeten sich, die „Eidgenossen", und die „Mameluken", letztere die Anhänger Savoyens. Noch aber dauerte der Kampf mit wechselndem Erfolg bis zum Jahr 1526, in welchem auch zu Bern die Aufnahme Genf's ins Burgrecht beschlossen wurde und unter Mitwirkung des damaligen Bischofs, des gutmüthigen schwachen Pierre de la Baume die bisherige Herrschaft der Mameluken endgiltig gestürzt wurde.

Bis dahin war der Kampf ausschließlich ein politischer gewesen. Die Führer der Bewegung, unter welchen sich in der letzten Zeit besonders Bezanson hervorgethan, wollten den Uebergriffen und der tyrannischen Willkür des Hauses Savoyen ein Ziel setzen und durch das Burgrecht mit den beiden schweizerischen Orten einer Wiederkehr der früheren Zustände vorbeugen. Sie dachten nicht daran die Rechte des Bischofs anzutasten, im Gegentheil, Bezanson führte den Kampf unter dem bischöflichen Banner und war dem Glauben der Kirche so zugethan wie seine Gegner. Aber seit dem Jahre 1526 arbeitete hinter ihm eine Partei, welche weitergehende Tendenzen verfolgte und auch den Bischof in die Katastrophe des Vicedoms zu ververwickeln suchte. Baudichon und später Bonnivard wurden die Seele dieser Partei, die an Bern ihren Rückhalt hatte. Hier entschied sich im Jahr 1528 der vollständige Sieg der neuen religiösen Ideen, und es zeigte sich bald, daß Bern nicht gesonnen war in Genf eine Macht befestigen zu helfen, die es in der Heimath eben zertrümmerte. Sein kirchliches Interesse verlangte, die Gelegenheit zum Sturz des Bischofs zu suchen und dadurch dem Evangelium auch den Weg nach Genf zu bahnen. Der Bischof bot dazu selbst die Hand, indem er sich wieder dem Hause Savoyen in die Arme warf und die Wiedereinsetzung des Vicedoms betrieb. Seit 1528 wurde die Stimmung gegen ihn immer ungünstiger und gereizter, und als er zum offenen Bruche schritt setzten sich die Heere der Freiburger und Berner in Bewegung, welche mit Leichtigkeit sich zu Herren der Lage machten. Der Vertrag von Payerne im Jahr 1531 besiegelte die völlige Unabhängigkeit der Stadt.

Nicht blos als Befreier sondern zugleich als Missionäre des Protestantismus waren die eidgenössischen Heere gekommen. Seitdem fanden im Volk wie bei den Behörden die neuen Ansichten mehr und mehr Eingang, die Bibel wurde häufiger zur Hand genommen, die Widersetzlichkeit gegen die kirchlichen Anordnungen nahm zu, und im Jahr 1532 war der protestantische Geist bereits so mächtig, daß er glaubte offen und unverhüllt hervorzutreten. Von Rom selbst wurde dazu der willkommene Anlaß geboten. Indem Clemens VII. ungewarnt durch die Erfahrungen seiner Vorgänger, in Genf den allgemeinen Jubelablaß verkünden ließ, gab er der Opposition selbst die Waffen in die Hand. Wie in Prag und Wittenberg, so war es auch in Genf die Ablaßpredigt, die das Signal zum offenen Abfall gab. Dies geschah

Digitized by Google

im Juni 1532, und noch im Herbst desselben Jahrs traf W. Farel, gebürtig aus Gae im Delphinat, der bisher unter Berns Schutz die wälschen Landschaften zwischen dem Genfer und Neuenburger See für die neue Lehre gewonnen hatte, ein, um der Reformator Genf's zu werden. Bei dem anfänglichen Uebergewicht des Katholicismus zog sich der Kampf mit wechselndem Erfolg noch durch mehrere Jahre. Entschieden wurde er hauptsächlich durch den Einfluß Bern's. Vom Anfang des Jahres 1534 an war der Rath überwiegend protestantisch zusammengesetzt. Der Bildersturm im August des folgenden Jahres machte vollends allen Schwankungen ein Ende. Von da an wurde kein katholischer Gottesdienst mehr öffentlich geduldet.

Diese ganze Bewegung von den ersten Anfängen an mit ihren verschiedenen sich durchkreuzenden Motiven, mit ihren dramatischen Peripetien, mit ihren Rückschlägen und Episoden bis zum endlichen Sieg der evangelischen Sache, kurze Zeit bevor der 27jährige Calvin auf seinen Wanderungen zufällig in der Stadt erschien, in welcher er durch Farel's glühende Bitte für immer festgehalten wurde, ist vom Verfasser mit bewunderungswürdiger Klarheit erzählt. Und wenn neben der Meisterschaft in Veranschaulichung so verworrener Verhältnisse noch Eines hervorgehoben zu werden verdient, so ist es die geschichtliche Unbefangenheit, mit welcher er, selbst ein Katholik, diese Umwandlung der Bischofsstadt in das „protestantische Rom" in allen Einzelheiten schildert und aus ihren natürlichen Ursachen heraus vor dem Leser werden und sich vollziehen läßt.

Das dritte Buch schildert Calvin's Anfänge, seine Bildung, seine Reisen, dann sein theologisches System, wie er es in dem erstmals zu Basel 1536 veröffentlichten Hauptwerk „die christliche Institution" entwickelte, Ankunft und erste Wirksamkeit zu Genf, die Reaction des Jahres 1538, deren Folge Calvin's und Farel's Verbannung war, den Aufenthalt in Basel und Straßburg, die Reise nach Frankfurt, Worms, Regensburg und sein Verhältniß zu den deutschen Dingen — ein höchst interessantes Kapitel, — endlich die Rückkehr nach Genf im Jahre 1541. Das vierte Buch ist ganz der neuen kirchlichen Ordnung gewidmet, die Calvin nun in Genf einführte, und den Wirkungen derselben bis zum Jahre 1546. So weit der vorliegende Band.

Den Inhalt des zweiten Bandes werden, der Vorrede zufolge, die weitere Befestigung und Ausbildung der neuen Ordnung unter den Kämpfen Calvin's mit seinen kirchlichen und politischen Gegnern, die vollständige Niederwerfung der Gegenpartei nnd der endgiltige Sieg des Reformators bilden. Ein dritter wird die Weltstellung des calvinischen Genf zum Gegenstand haben und das bedeutende Werk zum Abschluß bringen.

Neue Kunstwerke.

Fidelio, Oper in 2 Acten von Ludwig von Beethoven. Vollständiger Clavierauszug mit deutschem und französischem Texte, bearbeitet von G. D. Otten, illustrirt von Moriz v. Schwind, nebst dem Porträt Beethovens und einem Facsimile der Partitur. Verlag von Rieter-Biedermann. Leipzig u. Winterthur.

Eine Prachtausgabe von Beethoven's Fidelio wird nicht an den Rechtstitel des literarischen Bedürfnisses appelliren. Mancher, der das kostbare Buch anschaut, welches diese Zeilen einführen möchten, bewundert den Reichthum seiner Ausstattung vielleicht

Digitized by Google

mit dem Gefühle, daß einem solchen Werk dieser Schmuck nicht noth thut; aber ist es Verschwendung, was uns hier begegnet, dann gehört sie in diejenige Kategorie, welche Goethe schön genannt hat. Müssen wir uns heutzutage gefallen lassen, daß kleinen, ja erbärmlichen Erzeugnissen der Poesie oder der zeichnenden Kunst Drucker und Buchbinder zu Hilfe gerufen werden, um sie ansehnlich und dadurch dem verwöhnten Anspruch des modernen Publicums begehrenswerth zu machen, so erfreut es auf der anderen Seite doch gar sehr, wenn einem geborenen Fürsten vor den Augen der Leute der Purpur gegeben wird, den er zwar nicht braucht, um zu sein, was er ist, der ihm aber desto mehr gebührt.

Dazu bedarf es aber des edlen Geschmackes, welchen dieses Werk zur Schau trägt, das als Vorgruß zum 16. Dezember 1870, dem hundertsten Geburtstage Beethovens, vor die Oeffentlichkeit tritt. Zwei Schwesterkünste haben sich beeifert, der dritten die Honneurs zu machen. Ein poetischer Prolog in Stanzen von Paul Heyse, der von warmer und edler Empfindung getragen ist, leitet würdig ein, und dem mit verständigem Feingefühl arrangirte Clavierauszug selbst ist außer der gewöhnlichen Ouverture in E-dur billiger Weise noch die große in C beigefügt, beide zu vier Händen, um den reinen Orchesterstücken etwas mehr Klangfarbe zu verleihen. Zu Grunde liegt der Ausgabe die bei den heutigen Bühnen recipirte Bearbeitung, welche am 23. Mai 1814 in Wien zuerst aufgeführt wurde. Musikern von Fach muß das Urtheil überlassen werden, ob der neue Verfasser des Clavierauszuges, Herr Otten in Hamburg, hätte versuchen sollen, die eine oder andere Nummer, die bei Beethoven's Redaction letzter Hand getilgt worden, wieder aufzunehmen. Die zweite Bearbeitung der Oper („Leonore" 1806) hat bekanntlich der jüngst heimgegangene große Kenner Beethoven's, Otto Jahn, im Jahre 1851 mit der nur ihm allein eigenen höchsten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit im Clavierauszuge herausgegeben, und das Vorwort zu unserer Ausgabe ruft ihm in gebührender Pietät den Dank dafür über das Grab nach. Jahn wünschte damals, die Bühnen möchten allmälig wieder gut zu machen suchen, was der Componist durch die letzte Ueberarbeitung seinem Werke hatte anthun müssen, indem sie die verstümmelten oder ganz beseitigten Stücke der früheren Fassung jetzt, da das musikalische Verständniß des Publicums es gestatte, wieder zu Ehren brächten. Hoffentlich gibt im nächsten Jahre das Beethovenjubiläum dazu den Anstoß, und diese Angelegenheit verdient schon um der Autorität willen, welche sie anregte, practische Fürsprache, gleichviel, wie man über Wirkungsfähigkeit oder absoluten Werth der betreffenden Nummern des musikalischen Drama's denken möge. Auf der anderen Seite scheint aber der neue Bearbeiter gerechtfertigt, wenn er sich in allem Wesentlichen an den jetzt normirten Bestand der Oper hielt. Auch das wird Beifall verdienen, daß er den Notentext nicht mit zuviel rein technischen Fingerzeigen belud, da es sich ja wohl insgemein empfiehlt, für die Nüancirungen der Ausführung in ausgedehntem Maße an den Geist des Werkes selber zu verweisen.

Denjenigen Schmuck aber, welcher dieser Prachtausgabe eine besondere Physiognomie verleiht, hat Moriz von Schwind hinzugethan. Die Spende seiner Compositionen ehrt den Künstler und den Herausgeber. Denn es würde schwer, wenn nicht unmöglich sein, einen bildnerischen Interpreten zu finden, der so wie Schwind dem Wesen dieser Operndichtung genug zu thun wüßte. An zahlreichen früheren Bildern insbesondre an dem schönen phantasiereichen Blatt „Symphonie" und neuerdings an dem Entwurfe zur Decoration des wiener Opernhauses hat Schwind gezeigt, wie sehr ihm gegeben ist, den eigenthümlichen Reiz musikalischer Gestaltung mit dem Griffel zu treffen. Dieß ist es auch, was seine Compositionen, zu deutschen Volksliedern und seine Märchencyklen so überaus anziehend macht: sie haben in Typus und Stil melodischen Rhythmus, Humor und Grazie gatten sich in ihnen so, daß jener unmittelbarste Seelenausdruck erreicht wird, wie er sich sonst eben nur im Liede, in Musik äußert. Bei der Aufgabe, Illustrationen zum Fidelio zu entwerfen, mußte diese Auffassung dem

Digitized by Google

Ernst einer tragischen Handlung angepaßt werden, und es ist überaus anziehend, zu beobachten, wie der Künstler verfährt. Die erschütternde Einfachheit der Motive — die bis zum Heroismus gesteigerte Aufopferung eines edlen Weibes, das den Gatten vom Untergange rettet, der Einklang und die Sehnsucht reiner Seelen im Gegensatz zu Haß und Tyrannei, Kerkerschauer und Alltagsgesinnung — sind dem Maler wie dem Tondichter in gleicher Weise ausgibig. Die Kunst aber, die sich des Stoffes zuerst bemächtigt, vollends wenn es wie hier mit der höchsten Meisterschaft geschehen, schreibt jeder andern auch die Gesetze der Behandlung vor. Schwind ist deshhalb der Verlockung, frei nachzudichten, nicht gefolgt, sondern hält sich genau an die Scenen des musikalischen Drama's. Seine Wahl überzeugt völlig: er gibt in den 4 Bildern erstens die Exposition (Auftreten Fidelio's vor dem großen Kanon im I. Act), dann aus dem II. Act den Höhepunkt der Spannung (Florestan im Kerker von Leonore erkannt), die Katastrophe (Rettung des Gatten) und zuletzt den Hymnus der Erlösung (Schluß-Ensemble.) — Die Hauptfigur ist herrlich gelungen: in den Phasen ihrer Affekte steht die holde Gestalt mit dem ganzen poetischen Zauber vor uns, der über die Leonore Beethovens ausgegossen ist. Wir haben in ihr, künstlerisch genommen, die Schwester der Heldin des Märchens von den sieben Raben, dieses aus Wehmuth und sinnlicher Gesundheit so rührend gemischte Frauenbild, gleich liebenswürdig und verehrungswerth in der geheuchelten Unbefangenheit des ersten Erscheinens als Knabe, wie in dem Schmelz des fast übergroßen Wehs der Erkennungsscene, in dem energischen Schwung der entscheidenden That und endlich im still-frommen Entzücken erfüllter Sehnsucht. Mit sinniger Abwägung läßt der Künstler den Wellenschlag der Seele je nach den verschiedenen Stimmungen auch in den Linien der Gestalt hier männischer, dort weiblicher sich wiederspielen, und nie verlieren wir die Empfindung, daß die Sprache dieses Gemüthes Musik ist. An den übrigen Gestalten mag man hier und da Anstoß finden; die Scene im Kerker erscheint vielleicht zu drastisch, das Schlußbild ein wenig geziert in Gruppirung und Geberden; aber auch hierin liegt bestimmte und zwar echt künstlerische Absicht zu Grunde, die nur nicht überall ganz erreicht ist. Es kommt dem Künstler darauf an, uns durch die Wiedergabe der Scene empfinden zu lassen, daß es sich nicht um eigentliche, sondern um poetische Wirklichkeit handelt. Während es seiner Zeit bei Einführnng des Fidelio auf der Bühne den Bearbeitern nöthig schien, die Fabel ausdrücklich als auf einem historischen Factum beruhend darzustellen, damit sie dem Publikum — wie sonst wol den Kindern — Interesse abgewänne, sucht der Maler hier vielmehr das Seinige zu thun, um uns durch das Bewußtsein der Erfindung die Seele zu befreien. So erklärt sich die stellenweise etwas groteske Charakteristik der Nebenfiguren, wie des Jaquino oder des Gouverneurs, welche mit den Buffi des altitalienischen Theaters noch ähnliche Verwandtschaft haben, wie ihre Rollen in den musikalischen Bearbeitungen der Leonore vor Beethoven; und wenn dieselben sonach der Intention des großen Meisters nicht ganz entsprechen, so entspricht ihm nichts destoweniger die Grundidee des Künstlers: durchweg den eigenthümlichen Boden der Bühne und zwar der Opernbühne fühlbar zu machen.

Das Porträt Beethovens, welches wir beigefügt finden ist ein wackerer Versuch der Ueberarbeitung der besten früheren Vorlagen unter besonderer Rücksicht auf die bekannte nach dem Leben genommene Gesichtsmaske. Die technische Behandlung verdient hier wie auch bei den Compositionen Schwinds warmes Lob, — Merz und Gonzenbach haben sich besonders durch die künstlerische Hingabe an Genelli's Werke schon dauernden Namen gemacht. Sehr dankenswerth ist ein zweites porträtartiges Dokument Beethovens, welches wir mit bekommen: das Facsimile eines Stückes der Originalpartitur (ein Theil des Adagio aus der Arie Florestan's), welche sich in der berliner Bibliothek befindet. Das Vorwort berichtet in geziemender Kürze über Plan und Anordnung der Ausgabe, über Beethovens Lebensgang und über die Schicksale der Oper, die bekanntlich erst seit der dritten Einstudirung (1814) wirklich durchdrang. Jetzt herrscht

Digitized by Google

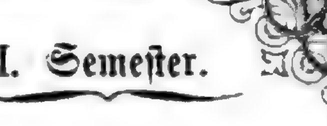
dies in zwiefachem Sinn einzige Werk bei uns und bei verwandten Nationen und wird in Aeonen nicht verklingen. So oft wir dasselbe aber begeistert genießen, soll auch der hohen Vertrefflichkeit des Textes (der in unserer Ausgabe deutsch und französisch gegeben ist) nicht vergessen sein. — Auf dem Weihnachtstische dieses Jahres läßt sich schwerlich ein zweites Buch dieser Prachtausgabe des Fidelio an die Seite stellen. Alle Betheiligten, von den Künstlern und Herausgebern bis zum Drucker und Buchbinder (Giesecke u. Devrient und H. Herzog in Leipzig) ist das Aeußerste geleistet, das Werk zu einem Kleinod von Geschmack, Akkuratesse und Sauberkeit zu machen. Wie wir hören, bereiten sich dieselben Kräfte, welche sich zu diesem Unternehmen verbunden haben, auf ebenso würdig-schöne Herausgabe noch anderer Opernwerke ersten Ranges vor. —

Italienische Landschaften, 30 Photographien nach Originalzeichnungen von Julius Schnorr von Carolsfeld, herausgegeben von Dr. M. Jordan. Neue Ausgabe. Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Gebildete Augen haben längst schon an den Landschaften, welche vielen Figurencompositionen Schnorr's zum Boden dienen, die außerordentliche Befähigung des Meisters für diesen Kunstzweig erkannt; aber der großen Mehrzahl seiner Verehrer ist es lange unbekannt geblieben, daß er sich in umfassender Weise in demselben bethätigt hat. Seine zahlreichen Landschaftsbilder stammen aus den ersten Zwanzigerjahren, aus jener reichen Zeit des gemeinsamen Strebens mit den großen in Rom versammelten Kunstgenossen und bilden das malerische Gedenkbuch der Wallfahrt in Italien. Mit den Augen dieses Meisters, der in allen seinen Gebilden vollendete Beherrschung der Mittel und seelenvolle Anmuth des Vortrags paart, weilt der Beschauer auf den Gebreiten der römischen Campagna, den Thälern und Höhen des Sabiner- und Albanergebirges, dann in Neapel und in Sicilien. — Nicht blos für die Landschaftskunst, auch für das Leben des Künstlers bilden diese Arbeiten Marksteine. Die meisten entstanden in unfreiwilliger Muße; denn Schnorr hatte lange mit der Feindschaft des Klima's zu kämpfen und mußte damals kaum Begonnenes unterbrechen. In Ariccia pflegte Rückert den Kranken mit aufopfernder Liebe; ihm aber ward die ländliche Zurückgezogenheit zu einer Quelle neuer künstlerischer Bereicherung. Wie diese Zeichnungen vermöge ihrer strengen Technik, ihrer reinen, stilvollen Formgebung und namentlich durch die Würde der Auffassung bei völliger Selbständigkeit zum Vergleiche mit Josef Koch auffordern, der auch Schnorr ein verehrter Lehrer war, so ertragen sie diese Vergleichung noch nach einer Seite hin, welche ein hervorragendes Element der modernen Landschaftsmalerei bildet: es erfüllt in ihnen die Staffage den ästhetischen Beruf, die Stimmung der Natur in der Erscheinung des Schlicht-Menschlichen verklärend abzuspiegeln. Durchweg zeigt sich in Schnorr's Landschaftsbildern bei Großartigkeit der Composition nicht minder wie bei Tiefe und Innigkeit des Gemüthsausdruckes stets die gleiche Selbstlosigkeit, das vollkommene Aufgehen im Gegenstande; und die Wirkung dieser echt künstlerischen Darstellungsweise ist ein würdiges Beispiel dafür, daß das Erhabene schlicht gesagt am ergreifendsten erscheint, und selbst das Liebliche durch den Ernst des Vortrags gesteigert werden kann. — Der Herausgeber hat einen vollständigen Bericht über die Beschaffenheit der Originale beigefügt, welche sich sämmtlich in einem stattlichen Bande von ungefähr 150 Nummern vereinigt im Besitz des Herrn Eduard Cichorius in Leipzig befinden. Die Sammlung der höchst sorgfältigen Photographien wird von der jetzigen Verlagshandlung zu bedeutend billigerem Preise geboten und verdient als ein anregendes und belehrendes Brevier für Künstler, eine Bereicherung für Kenner und Freunde der neudeutschen Kunst und als ein Kleinod für den Laien, der die Natur Italiens mit ernstem Sinne würdigt, aufs wärmste empfohlen zu werden. —

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google



XXVIII. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

№ 52.
Ausgegeben am 24. December 1869.

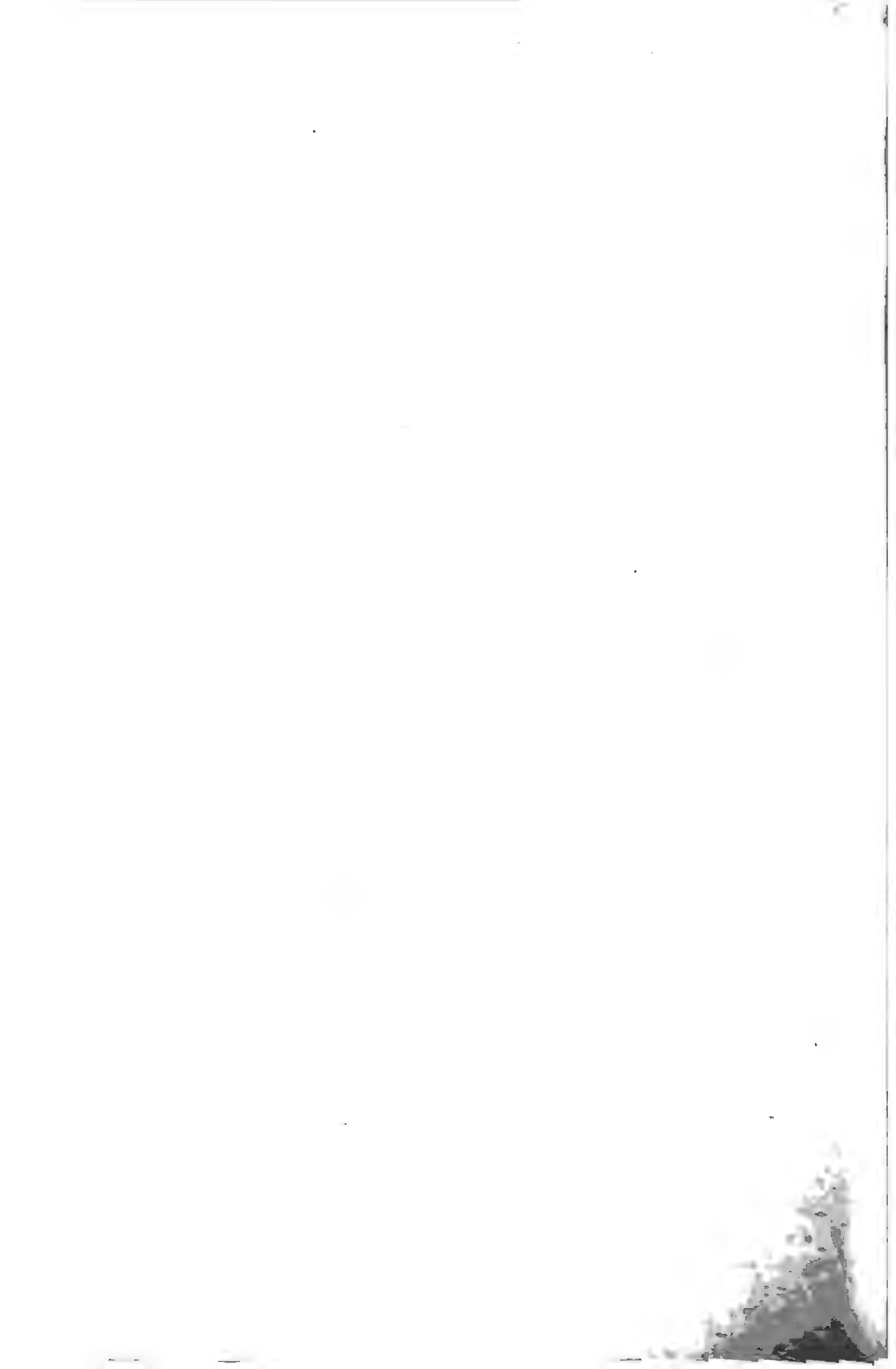
Inhalt:

Leipzig, 1869.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)



Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google



Politischer Monatsbericht.

✕ Leipzig, Ende December.

Die letzten Wochen haben auf Preußens Beziehungen zu den übrigen europäischen Großmächten und namentlich zu Rußland ein Licht geworfen, dessen Klarheit wir, wenigstens zum großen Theil, preußenfeindlichen Dunkelmännern zu danken haben. Der Besuch des Kronprinzen in Wien, das Zusammentreffen des Fürsten Gortschakow mit Herrn v. Beust und die Sendung des General Fleury nach Petersburg hatten die Möglichkeit einer veränderten diplomatischen Lage indicirt und sofort trafen von der Moskwa bis zur Donau und Seine alle Feinde unserer nationalen Sache in dem Bestreben zusammen, Preußens Stellung zu den übrigen Mächten als eine isolirte und unheilschwangere zu bezeichnen. Wiener und Pariser Blätter brachten geheimnißvolle Andeutungen darüber, daß etwas im Werk sei, daß Frankreich und Rußland an dem türkisch-egyptischen Conflict und dem dalmatinischen Aufstande Gelegenheit genommen hätten, ihre Interessen in Einklang zu setzen und die Spitze derselben gegen die Berliner Regierung zu richten. Alte und neue Freunde in Dresden, Leipzig, Cassel u. s. w. trugen dafür Sorge, daß diese erfreulichen Neuigkeiten an die rechten Adressen kamen und von Moskau aus wurde ihnen nach Kräften secundirt. Den Wünschen der nationalen russischen Demokratie, welche eben einen Hauptsturm gegen die gemäßigten General-Gouverneure der ehemals polnischen Länder vorbereitete, konnte Nichts gelegener sein, als eine gleichzeitige Wendung in der auswärtigen Politik. Preußens imposanter Machtentfaltung hemmend in den Weg zu treten, die Eisenbahnprojecte zu hintertreiben, welche unsere Ostseeprovinzen mit den russischen Grenzländern in ausgiebigere Handelsbeziehung setzen sollten und im Bunde mit Frankreich den Khedive gegen die loyalen Forderungen der Pfordte unterstützen — die Verwirklichung dieser Pläne hätte ein treffliches Complement zu jener inneren Politik abgegeben, welche in der Zerstörung der westeuropäischen Culturelemente eine Siegesbürgschaft für die gewünschte „rein-nationale“ Entwickelung sieht. — Der all' zu lebhafte Eifer der Männer, welche sich zu diesem Werk die Hände reichten, hat das bereits gelegte Fundament desselben wieder zerstört und die russische Regierung veranlaßt, durch die That zu beweisen, daß man sich in ihr verrechnet habe. Mit der Verleihung des höchsten russischen Militärordens an den König von Preußen, war in der auswärtigen Politik Rußlands ein ebenso deutliches Wort gesagt, wie in der inneren.

Digitized by

Die Frage, ob diese Kundgebung auch ohne die Provocationen der Moskauer Nationalen und den deutsch-östreichischen Anti-Nationalen erfolgt wäre, entzieht sich natürlich der Untersuchung; zweifellos ist, daß ihre Deutlichkeit dem verfrühten Triumphgeschrei dieser Verbündeten, die eine Klarlegung der Situation erzwangen, wesentlich verpflichtet ist. Daß der Sieg ein vollständiger ist, haben die letzten Tage aufs Nachdrücklichste bestätigt. Das Petersburger Minister-Comité hat dem Grafen Lehnsdorf soeben die Concession zum Bau jener Lyk-Bjelostoker Eisenbahn ertheilt, über welche seit Jahren verhandelt worden ist und deren Hinderung die Moskausche Zeitung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln versucht hatte. Die Entscheidung dieser Streitfrage ist in politischer Beziehung mindestens ebenso wichtig wie in commerzieller, denn an ihr haben sich die Kräfte der europäisch gesinnten russischen Politiker und der moskowitischen Preußenfeinde seit Jahren gemessen: dem jetzt erfochtenen Siege der Ersteren waren zwei Niederlagen vorhergegangen. — Die practische Bedeutung dieses endlich zu Stande gekommenen Schienenwegs besteht bekanntlich darin, daß die ostpreußischen Hafenstädte (namentlich Königsberg) von dem westrussischen Exporthandel nicht ganz ausgeschlossen sein werden. Was von den militärischen Vortheilen gesagt wird, welche diese Bahn Preußen bieten und die ihm die Möglichkeit bieten sollen, an die wichtigsten Punkte Westrußlands zu jeder Zeit Truppenmassen werfen zu können, beruht auf Uebertreibungen und ist durch die Thatsache der Concessionsertheilung widerlegt.

Daß die Beziehungen Preußens zu Rußland unverändert die früheren geblieben sind, ist auf das zweite diplomatische Ereigniß des Monats, die Ausgleichung der Zwistigkeiten zwischen dem Padischah und seinem mächtigen ägyptischen Vasallen nicht ohne Einfluß gewesen. Die Partei, welche auf ein russisches Bündniß mit Frankreich hinarbeitet, vertritt zugleich den Gedanken einer Wiederaufnahme der orientalischen Politik von 1853 und hält es für Pflicht, jede Gelegenheit zur Schwächung und Auflösung des osmanischen Reichs auszunutzen. Beide Ziele stehen mit der russischen Nationaltradition in zu engem Zusammenhange, als daß ihre Streichung von dem Programm der Petersburger Staatsmänner denkbar wäre und die jüngste Niederlage, welche die Moskauer Actionspartei erlitten, wird nur dazu führen, Entschiedenheit und Zusammenhalt derselben zu kräftigen. Nach dem, was wir in den letzten Jahren erlebt haben, erscheint der Sieg der gemäßigten Partei in der litthauischen Frage überhaupt als bloße Episode und wie die Nachrichten aus den Ostseeprovinzen bekunden, hat sie schon keine allgemeine Bedeutung. Prävaliren in der inneren Politik die nationalen und demokratischen Elemente wieder, so kann eine Rückwirkung auf die äußere Politik, namentlich auf die Beziehungen zu Preußen und auf die Behandlung der orientalischen Angelegenheiten für die Dauer nicht ausbleiben, zumal die Tage des Fürsten Gortschakow gezählt sind.

Eine wirkliche Entscheidung wird freilich erst möglich sein, wenn die Zukunft Oestreichs sich geklärt hat, denn die engen Beziehungen dieses Staats zu den orientalischen und zu den deutschen Dingen bildet immer wieder die Brücke zwischen preußischen nnd russischen Interessen, wenn diese auseinander zu fallen drohen. Die unaufhörlich wiederkehrenden Krisen der inneren östreichischen Politik üben jedesmal auf die auswärtigen Verhältnisse des Kaiserstaats entscheidenden Einfluß, denn dieser Staat umfaßt Völkerstämme, welche bei allen seinen Nachbarn Blutsverwandte und Freunde haben. — Möglich, daß die Krisis, welche gegenwärtig vor der Thür steht, in ihren weiteren Folgen bereits die entscheidende sein wird. Die Thronrede, mit welcher Franz Joseph den Reichsrath eröffnete, ließ freilich nicht durchsehen, daß das System welches im Frühjahr 1868 so hoffnungsvoll inaugurirt worden, bereits überlebt und von den eigenen Freunden aufgegeben sei. Aber es bedurfte ihres Zeugnisses nicht erst, um den Wienern zu sagen, daß die letzte Stunde der bisherigen Verfassung geschlagen habe. In Galizien wird das System des Dualismus und der einheitlichen Vertretung aller cisleithanischen Länder von allen Parteien, die überhaupt mitzureden haben verworfen; die Resolutionen, welche die Polen dem Reichsrath neuerdings übergeben, sind, wenn sie es auch nicht ausdrücklich sagen, mit dem reinen Dualismus unvereinbar. Wie die Polen und Ruthenen Galiziens denken auch die übrigen östreichischen Slaven, mögen sie zur westlichen oder zur östlichen Reichshälfte gehören. Im steyrischen Landtage haben sie der Regierungspartei schon bei ihrem ersten Auftreten Schwierigkeiten bereitet; die Landtage von Böhmen und Mähren haben alle Bedeutung verloren, weil die Czechen sich von ihnen fern halten, die Deutschen sich als den schwächeren Theil fühlen — die serbischen Bewohner Dalmatiens sind in offenem Aufstande; allenthalben steht die ultramontane Partei mit dem Föderalismus im Bunde, in Tirol repräsentirt sie — einige städtische Oasen ausgenommen — das ganze Land. Und dazu kommen noch unaufhörliche Streitigkeiten und Kabalen zwischen den Gliedern der cisleithanischen Regierung, stille, aber erbitterte Händel derselben mit dem Reichskanzler! Nirgend hat man den Freunden Vertrauen, den Gegnern Furcht einzuflößen vermocht. Aus Galizien erfahren wir, daß die deutschen Professoren der Universität Lemberg die Auflösung und Verlegung dieser Stiftung Josephs II. nach Salzburg verlangen, weil sie den Untergang der dortigen deutschen Colonie und die Unhaltbarkeit der eigenen Position voraussehen und der unausbleiblichen Polonisirung der deutschen Hochschule deren Schließung vorziehen. Es sind die Polen und Ruthenen, welche auf die Erhaltung dieser deutschen Stiftung dringen, weil sie überzeugt sind, dieselbe mit der Zeit in ihre Hände zu bekommen. Die Ohnmacht des deutschen Elements in Böhmen und Mähren ist wesentlich dadurch genährt worden, daß dasselbe nicht in der Lage war, auf dauernde und energische Unterstützung der Regierung zu

Digitized by

rechnen. Die steigenden Ansprüche des slavischen Elements beweisen, daß man den Zorn der Wiener Machthaber die längste Zeit gefürchtet hat; ist die slavische Nationalität erst in den cisleithanischen Ländern förmlich anerkannt, so wird sichs zeigen, daß ihre Unterwürfigkeit gegen die Magyaren niemals ernst gemeint war. In den Comitaten des nordöstlichen Ungarn treiben die Ruthenen eine stille aber unaufhaltsame Minirerarbeit, deren Ziel auf politischem Gebiete förmliche Anerkennung ihres nationalen Autonomierechts, auf kirchlichem, allmälige Loslösung von der katholischen Kirche ist.

So trägt der Föderalismus, auf den jetzt Alles hindrängt und den man zur Noth mit dem gegenwärtigen System versöhnen und verbinden zu können glaubt, bereits die Keime des Verderbens für die gesammte im J. 1867 geschaffene östreichische Ordnung der Dinge in sich. Ist das föderalistische Princip in den außerungarischen Ländern zur Anerkennung gekommen, so sind für diesen, Rückschritt der Kultur und Zerstörung der deutsch-östreichischen Colonien, auf welche die Regierung sich bisher stützte, ebenso unausbleibliche Folgen, wie für Ungarns Unterhöhlung der magyarischen Suprematie und vorschreitender Anspruch der Slaven. — So begreift sichs, daß das unvermeidliche Herannahen der neusten östreichischen Aera auch von denen ziemlich kleinmüthig begrüßt wird, die seine Unaufhaltbarkeit eingestehen und entschlossen genug sind, das Unvermeidliche zu thun, so lange es noch unter dem Schein freier Entschließung geschehen kann. Von der hoffnungsvollen Begeisterung, die vor 21 Monaten Oestreichs politische Ostern feierte, ist nirgends etwas zu spüren und selbst Graf Beust scheint die Segel seiner großmächtlichen Actionspolitik einzuziehen und sich damit zu begnügen, daß andere Leute den Austrag der egyptisch-türkischen Differenz besorgt haben.

Und in der That, nach welcher Seite sollte der k. k. Reichskanzler die Spitze seines diplomatischen Schiffs richten? Wo kann er Unterstützung für die Pläne finden, zu deren Durchführung er sich bei Uebernahme des östreichischen Staatsruders anheischig machte? Italien siecht an unheilbarer Schwäche dahin und ist kaum mehr im Stande Männer ausfindig zu machen, die die Verantwortlichkeit für die Leitung seiner Geschäfte übernehmen wollen; Frankreich liegt in einem Fieber, dessen Beseitigung die erfahrensten Aerzte nicht absehen zu können erklären, von Rußland ist im günstigsten Fall nicht mehr als eine Vertagung seiner orientalischen und slavischen Actionspolitik zu erlangen! Daß Preußen mit seinen über den Main gerufenen Losungswort: „Wir können warten“ Ernst macht, hat dem Reichskanzler die letzten Karten aus der Hand gespielt und wenn er dieselben ein Mal wieder aufnimmt, ist es zu spät, weil er dann keine Mitspieler mehr findet. Jene Alliance mit Frankreich und Italien, von welcher seiner Zeit so viel Aufhebens gemacht worden, ist gestorben, ehe sie zur Welt gekommen und die letzten Wochen haben sie vollends begraben. Das neugebildete florentinische

Digitized by Google

Cabinet, das die traurige Erbschaft des Grafen Menabrea übernommen, zählt keinen einzigen entschiedenen Anhänger der Rachepolitik Lamarmoras, mit Ratazzi's französischen Sympathien sind die besten Hoffnungen der Tripple-alliance verstorben und unter den neuen Räthen Victor Emanuels sind mehrere, welche entschieden zu Preußen stehen, vor Allem General Gavone (jetzt Kriegsminister) der Unterhändler von 1866.

Die der italienischen parallel laufende französische Ministerkrisis ist noch nicht beendet. Der Kaiser hat das entscheidende Wort bis zu der in das neue Jahr fallenden Wiedereröffnung des Corps législatif verschoben und überläßt es der Pariser Presse, sich inzwischen mit der Zusammenstellung möglicher Ministerlisten zu unterhalten. Noch immer ist es fraglich, ob ein Ministerium Ollivier auf das Zusammenhalten der Majorität rechnen kann und Ollivier ist der einzige Mann, der noch Gläubige findet.

So geräuschvoll es auch bei der Prüfung der Wahlen zugegangen ist, so ist dieselbe doch hinter den Erwartungen der Feinde des Kaiserthums zurückgeblieben. Die Langathmigkeit dieser Procedur und die Eintönigkeit der pathetischen Phrasen, in denen die Opposition ihre sittliche Entrüstung über die Präfectenwirthschaft aussprach, beginnen die Geduld der Leser zu ermüden, welche nach den ersten Niederlagen des Herrn Forcade de la Roquette auf größere Effecte ihre Rechnung gemacht hatten. Es hilft nichts, daß die Unmöglichkeit einer Rückkehr zum persönlichen Regiment von allen Seiten eingeräumt wird, daß der Kaiser sich vor den Arcadiern zurückzieht, die Kaiserin der Theilnahme an den Cabinetsberathungen und ihrem Groll gegen die Tiers-Partei entsagt hat, — die Unfruchtbarkeit der oppositionellen Programme und die Unmöglichkeit, einen Erben des Kaiserthums auch nur zu denken, machen sich immer wieder geltend und verhindern, daß die französische Krisis den acuten Character annimmt, der die bisherigen Staatsumwälzungen in Paris herbeiführte. Das bemerkenswertheste Symptom für die große Veränderung, welche sich seit den letzten Monaten in der Auffassung des Staatsoberhauptes vollzogen hat, ist die Zurückhaltung der Regierung gegenüber den Ausschreitungen der Presse, deren vorgeschrittenere Organe sich in einem wahren Schlamm radicaler Gemeinheit baden und dem mangelnden Selbstgefühl der Nation durch Schmähungen gegen den Kaiser auf die Beine zu helfen versuchen. Wäre Herr Rouher noch im Amte, so ließe sich glauben, die Regierung beabsichtige, die radicale Presse der Rochefort und Genossen sich selbst compromittiren zu lassen und dann unter Zustimmung der öffentlichen Meinung zuzuschlagen. Die jetzigen Minister müssen sichs gefallen lassen, daß man ihre Passivität einfach auf Rechnung des Gefühls der Unsicherheit und der Schwäche setzt, das sie an jeder Action hindert. Daß die öffentliche Meinung des Auslandes die Bedrohlichkeit der anti-imperialistischen Bewegung vielfach überschätzt, ist wesentlich dem Umstande zuzuschreiben, daß die gegenwärtige

Digitized by Google

Zügellosigkeit gewisser Pariser Blätter zu dem Zustande der bisherigen Gebundenheit in grellstem Contrast steht.

Nicht nur das Bedürfniß nach einer Aussöhnung mit der Volksvertretung, sondern ebenso die Nothwendigkeit, die „starke Regierung" wieder herzustellen, an welche das französische Volk gewöhnt ist, zwingen den Kaiser auf die Bildung eines neuen Cabinets zu denken. Wie immer dasselbe zusammengesetzt sein wird, eine Veränderung der auswärtigen Politik Frankreichs steht nicht zu erwarten. Wie die bisherigen, so werden auch etwaige künftige Versuche zu einer auswärtigen Diversion ihren Zweck nicht erreichen; die französische Nationaleitelkeit ist nach einer andern Seite hin engagirt und die gelegentlichen Fühler, welche gewisse bezahlte Pariser Journale periodisch herausstecken, beweisen nur, daß der rechte Zeitpunkt für Experimente am Rhein vorüber ist.

In minder bewegten Zeiten als den jetzigen würde die Aufmerksamkeit der Franzosen sicher eben so lebhaft auf Rom wie auf Paris gerichtet sein. Die französischen Kirchenfürsten, welche bis jetzt für ultramontan galten und deren Begünstigung dem von Priestern, Soldaten und Bauern aufgebauten zweiten Kaiserreich häufig genug zum Vorwurf gemacht worden ist — diese Kirchenfürsten stehen innerhalb des Concils an der Spitze der Partei, welche den päpstlichen Unfehlbarkeitsgelüsten in den Weg tritt. Für Frankreich werden die Entscheidungen, die man von der römischen Kirchenversammlung erwartet, in der That wichtig genug sein, um den Eifer zu rechtfertigen, mit welchem die französischen Prälaten das Papstthum vor einem Schritt warnen, der in jeder Rücksicht gefährlich erscheint. Auch wenn es wahr ist, daß das neue Dogma der päpstlichen Infallibilität streng auf das Gebiet des Glaubens beschränkt werden soll, steht außer Zweifel, daß ein Sieg der Jesuiten dieses Mal der Curie zum Pyrrhus-Siege werden könnte. Wenn Männer von dem kirchlichen Eifer eines Dupanloup diese Lehre für unannehmbar erklären, so werden die zahlreichen Glieder des niederen Clerus in Frankreich, die an den Traditionen des Gallicanismus festhalten, für dieselbe Sache sicher einen sehr viel härteren Namen finden. Und nicht diese allein. Ganz abgesehen von der Opposition aller gebildeten Katholiken in Deutschland, Oestreich, Ungarn, Spanien u. s. w., und dem ungeheuren Lärm, den der kirchenfeindliche Radicalismus in diesen Ländern und in Italien über eine solche Beleidigung des modernen Bewußtseins anschlagen würde — ist an die Millionen unirter Katholiken zu denken, welche im Osten Europas leben und unter denen eine antirömische Agitation seit lange im Schwunge ist. Rom hat auf die unirte Kirche von jeher ein besonderes Gewicht gelegt, weil dieselbe die einzige Brücke bildet, die zu einer Wiedervereinigung mit dem orientalischen Schisma führen könnte. Nicht ohne Absicht hat grade Pius IX. wiederholte Versuche ge-

macht, die durch römische Uebergriffe verstimmten Unirten in Ungarn, Galizien u. s. w. durch Concessionen zu versöhnen; zum ersten Male seit Menschengedenken wurde einem unirten Prälaten, dem verstorbenen Metropoliten Lewitzky von Lemberg die Cardinalswürde verliehen und dabei manches ermuthigende Wort von Concessionen an den historischen Charakter dieser Kirchengemeinschaft gesprochen. Mindestens in einem großen Theil der unirten Eparchien würde das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit den empfindlichsten Anstoß geben. Daß das Terrain hier für einen Abfall von Rom bereits leidlich vorbereitet ist, dafür haben wir in der letzten Woche ein paar neue Belege erhalten. In den unirten Ruthenengemeinden Galiziens und Ost-Ungarns circulirt eine Petition, welche vollständige Wiederherstellung des ursprünglichen Charakters der griechisch-unirten Kirche von dem Concil fordert. Nicht nur, daß die Sprache dieser Adresse nichts weniger wie ehrerbietig ist, ihr Inhalt enthält Forderungen, wie sie kaum jemals früher an die Curie gestellt worden sind. Der Ritus der unirten Kirche soll seinen schmerzlich vermißten orientalisch-slavischen Charakter wiedererhalten, die slavonische Sprache im Gottesdienst der lateinischen gleich gestellt, endlich den Eparchien und Gemeinden das Recht ertheilt werden, ihre Priester und die Bischöfe selbst und zwar durch die Vermittelung von Laien beschickter Synoden zu wählen. Und um alle Zweifel an der separatistischen Tendenz der Bittsteller auszuschließen, verlangen dieselben noch die Bildung eines geschlossenen unirten Patriarchats von wesentlich slavischer Farbe. Wenn man in Betracht zieht, daß diese Agitation mit den panslavistischen oder richtiger gesagt großrussischen Tendenzen der östreichischen Slaven im engsten Zusammenhang steht, so wird man keine weitere Belehrung über das Gewicht derselben nöthig haben. Selbst wenn dieselbe zunächst in den Sand verläuft, läßt sie doch darauf schließen, wie die Aufnahme beschaffen sein würde, auf welche das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit in diesen Regionen zu rechnen hätte. Für die Wiener Regierung, welche an der Erhaltung des Zusammenhangs zwischen Unirten und Katholiken aufs Höchste interessirt ist, würde mit der Auflehnung der der Ersteren wiederum einer der Gründe wegfallen, welche bisher für Rücksicht auf die Curie sprachen. Wenn das „Bürgerministerium" auch sonst auf kein dauerndes Gedächtniß in der östreichischen Geschichte rechnen kann, der von ihm vollzogene Bruch mit dem Concordat wird ihm unvergessen bleiben, so weit das Scepter Franz Josefes reicht, denn er läßt sich weder verkleistern noch zurücknehmen — am wenigsten, wenn die Curie die Herausforderung auszusprechen wagt, zu welcher sie von ihren jesuitischen Freunden gedrängt wird.

Wie das alte Oestreich Spanien zum treusten Genossen hatte, so oft es sich um Diensteifer für die römische Sache handelte, so haben diese beiden Staaten auch in dem Verhalten gegen die Curie, das ihnen der Drang der

Digitized by Google

letzten Jahre aufnöthigte, ähnliche Rollen gespielt. Die liberalen Regierungen beider Länder haben, so ohnmächtig sie auch sonst waren, in dem Kampfe gegen die traditionelle Priesterherrschaft eine gewisse Würde und Energie gezeigt. Daß Regierung und Volksvertretung des königslosen Königthums Spanien — dieauf politischem Gebiet darin wetteiferten, unausführbare Programme aufzustellen — den Muth gehabt haben, der römischen Kirche den bis dazu unbedingten Gehorsam ihres Volks aufzusagen, das läßt sich nicht mehr ungeschehen machen und wird — auch wenn Rückfälle eintreten sollten — in das Programm jeder künftigen Regierung mit aufgenommen werden müssen, die irgend auf Bestand rechnen will. Daß diese Regierung nicht die des Herzogs Thomas Albert von Savoyen sein wird, ist trotz der entgegenstehenden Versicherungen Prim's ausgemacht. Mit der Candidatur dieses Prinzen scheinen die besten Hoffnungen der Monarchisten zu Grabe gegangen zu sein, und die von mehreren republikanischen Führern abgegebene Erklärung, man werde die republikanische Regierungsform fortan nicht mehr mit den Waffen in der Hand, sondern mit gesetzlichen Mitteln anstreben, bestätigt nur, daß die Chancen der republikanischen Partei seit der letzten Niederlage derselben wieder gewachsen sind und eine breitere Basis gewinnen. — Republik und Anarchie sind in romanischen Ländern seit lange gleich bedeutende Begriffe und in Spanien bedarf es der republikanischen Staatsform nicht erst, um aus der chronischen Krankheit des Staates eine acute zu machen. So tief scheint der Krankheitsstoff in dem Blut der verkommenen Völker der Pyrenäischen Halbinsel zu sitzen, daß die in Spanien herrschende Aufregung sich auch dem benachbarten Portugal mitgetheilt hat und die Regierung des Königs Dom Luis, durch ein englisches Journal erklären zu lassen für gut hielt, sie sei noch nicht unmöglich gemacht! Und man sollte doch glauben, daß die letzten 14 Monate spanischer Geschichte geeigneter gewesen wären, von Revolutionen abzuschrecken, als zu ihnen aufzumuntern!

Im Gegensatz zu jenen Staaten Europas — sie bilden die Mehrheit — in denen Kämpfe um Erhaltung der gegebenen Staatsform das Leben der Völker bewegten, ist Preußen während der letzten Wochen ausschließlich in die Arbeit vertieft gewesen, welche erfolgreich nur gethan werden kann, wenn man das ABC des Staatslebens hinter sich hat. Und diese Arbeit ist, — was das Abgeordnetenhaus anlangt, eine glücklichere gewesen, als sich nach den Erfahrungen des letzten Winters und Frühjahrs erwarten ließ. Trotz der Differenzen innerhalb der nationalliberalen Partei, welche während der Commissionsberathungen über das Consolidationsgesetz zu Tage traten, ist die Camphausen'sche Vorlage mit sehr bedeutender Majorität und unter glücklichen Auspicien angenommen worden. Von den zahlreichen Gegnern der Vorlage, welche das Wort ergriffen, hat keiner nachhaltigen Eindruck auf die öffentliche Meinung des Landes hervorzubringen gewußt. Für die Fort-

Digitized by Google

schrittspartei war es von vornherein ein ungünstiger Umstand, daß der Redner, der den Hauptangriff versuchte, sich wenige Wochen früher für das Princip ausgesprochen hatte, auf welchem die Vorlage fußte und daß er aus diesem Grunde auf die Bemäkelung von Details und auf pathetische Vorwürfe gegen die nationale Politik des Reichskanzlers beschränkt war, die mit der Sache selbst kaum etwas gemein hatten! Auch die ziemlich zahlreichen Conservativen, welche ihr Votum gegen die Camphausen'sche Bill abgaben, haben sich dadurch keine Sympathien erworben. Daß es irrationell sei, neue Schulden zu drückenden Bedingungen zu machen, um damit die bequemer angelegten alten Schulden zu bezahlen, liegt zu sehr auf der Hand, um nicht jedem Unparteiischen einleuchten zu müssen. Die Gegner der Maßregel, welche das bisherige irrationelle Verfahren abgeschafft hat, mußten sich darum den Vorwurf systematischer Opposition machen lassen, und die Zeiten sind vorüber, in welchen diese auf sichern Eindruck bei dem Volk rechnen konnte. — Die Rubrik, unter welche das negative Votum des Grafen zur Lippe zu bringen wäre, ist bis jetzt noch nicht gefunden. Der frühere preußische Justizminister hat sich an die Spitze der Unversöhnlichen des Herrenhauses gestellt und sucht seinen ehemaligen Collegen bei jeder sich darbietenden Gelegenheit in den Weg zu treten. Einerlei, ob es sich um specifisch preußische oder um Fragen handelt, welche den gesammten Bund betreffen, ob der neue Finanzminister oder der Erbe des Grafen neue Gesetzesvorschläge einbringen, — Graf zur Lippe macht Opposition und sammelt conservative oder pseudo-liberale Particularisten unter seine Fahnen. Nur in einem Staat, der noch keine feststehende parlamentarische Tradition besitzt, ist es möglich, daß ein auf höherer socialer Stufenleiter stehender Politiker die einfachen Regeln politischer Schicklichkeit öffentlich mit Füßen tritt und lediglich weil er sich in seinem Amte nicht behaupten konnte, ein Ministerium angreift, dem er Jahre lang selbst angehörte. Selbst die dünne Decke alter Meinungsverschiedenheiten, die mit der Zeit deutlicher hervorgetreten sind, hat Graf zur Lippe seinem Verhalten umzuhängen verschmäht: er opponirt, weil er nicht mehr Minister ist den Männern, welche glücklicher oder ausdauernder waren, als er selbst!

Die letzten Tage, welche der Vertagung der Session vorhergingen, haben die Berathungen des Budgets so wesentlich gefördert, daß die Wiederaufnahme der Verhandlungen über die neue Kreisordnung ziemlich nahe bevorsteht. Was bis jetzt über die Verhandlungen der Vorberathungs-Commission bekannt geworden, läßt die Annahme der Eulenburg'schen Vorlage durch das Abgeordnetenhaus wahrscheinlicher erscheinen, als es nach der ersten Debatte der Fall war. Die Hauptschwierigkeit wird voraussichtlich das Herrenhaus bilden. Schon aus den Andeutungen der Kreuzzeitung läßt sich ersehen, daß die Modificationen, welche der Minister des Innern dem Abgeordnetenhause

Digitized by Google

und später der Commission desselben zugestanden hat, die preußische Pairie in der Abneigung wesentlich bestärkt haben, welche dieselbe der Vorlage von Hause aus entgegen trug. Es wird eines sehr nachhaltigen Druckes von Seiten der Regierung und des Hofes bedürfen, um „die Vertreter der conservativen Staatsinteressen" auch dieses Mal zum Nachgeben zu bewegen und die Opposition auf die näheren Freunde des Grafen zur Lippe zu beschränken. Hat das Herrenhaus doch seit den Tagen seiner Zusammensetzung stets an einer aus egoistischem Eigensinn und schwächlicher Gefügigkeit zusammengesetzten Politik festgehalten, welche man in Preußen die conservative nennt, obgleich sie gleich systematisch für Herabdrückung des Ansehens der Elemente gesorgt hat, welche sich berufen hielten, dem demokratischen Zuge der Zeit hemmend in den Weg zu treten. Niemanden ist die Demokratie für ihre Herrschaft über die Gemüther so tief verpflichtet, wie den Körperschaften, welche in Deutschland die Rolle der Pairie spielten, obgleich ihnen alle Eigenschaften einer solchen fehlen. Das Berliner Herrenhaus, das sich bisher als Hauptträger der Politik betrachtete, welche die Erfolge von 1866 möglich machte, hat sich durch die Aufnahme einer bundesfeindlichen Politik geradezu den Rest gegeben und seine Unfähigkeit nach einer Seite hin nachgewiesen.

Zu den bemerkenswerthen deutschen Ereignissen der letzten Wochen sind auch die Vorgänge in den beiden Häusern des sächsischen Landtags zu zählen. Während die zweite Kammer einen Fleiß und eine Regsamkeit bewies, welche zu der indolenten Haltung der nach dem früheren System gewählten Volksvertretung in anerkennenswerthem und erfreulichem Gegensatz steht, haben die in Dresden versammelten sächsischen „Herren" unter Vortritt des Grafen Hohenthal einen Versuch gegen die Ausdehnung der Bundescompetenz auf das Rechtsgebiet unternommen, der von der Unbelehrbarkeit gewisser Leute erfreuliches Zeugniß ablegt und dem sich der in die zweite Kammer gebrachte Antrag des Abgeordneten Sachße würdig anreiht. Dem Justizminister Dr. Schneider ist durch die Querköpfigkeit der sächsischen Ultras zu einem Bekenntniß bundestreuer Gesinnung Veranlassung gegeben worden, von dem wir bereitwillig Act nehmen. In Sachsen, wo die materiellen Interessen des gesammten Landes an der Entwickelung der neuen Ordnung der Dinge aufs stärkste interessirt sind, müssen gelegentliche Ausbrüche particularistischer Kurzsichtigkeit besonders dankbar aufgenommen werden; denn sie errinnern die Bevölkerung immer wieder daran, wohin sie naturgemäß gravitirt und constatiren außerdem, daß die politische Krankheit, welche durch ein System künstlicher Unterbindung der gesunden Organe herbeigeführt und erhalten worden war, in der Abnahme begriffen ist und ihre Ursache nicht lang überleben wird.

Digitized by Google

Aus Deutsch-Oestreich.

Wien, Anfang December.

Vor etwa neun Monaten schrieb ich Ihnen, daß wir am Vorabende einer neuen Verfassungsrevision und zwar noch nicht der letzten stünden. Seitdem haben sich nach und nach alle unabhängigen Organe der Publicistik der Frage bemächtigt, ob in der bisherigen Weise fortregiert werden könne oder nicht; fast ausnahmslos sind sie dahin gelangt, diese Frage zu verneinen, und logischerweise mußten sie in Folge dessen die schleunige Revision einer Verfassung fordern, welche nun einmal, unbeschadet ihrer vielen guten Eigenschaften, notorisch nicht lebensfähig ist. Die große Zahl von Blättern, welche mit Ernst in diese Discussion eingetreten sind, zeigt, was zu glauben man kaum noch den Muth hatte, daß die Mehrheit auch der Deutschöstreicher noch ein aufrichtiges Interesse an dem Bestande des Reiches nimmt. Bei wem dies nicht der Fall, wie würde dem beikommen einen Zustand zu perhorresciren, welcher ihm größere Garantien politischer und socialer Freiheit gewährt als irgend ein früherer, der dem deutschen Elemente das Uebergewicht sichert und — endlich die Rückzugslinie nach dem neuerstehenden Deutschland offen läßt. Nehmen wir ferner an, daß von den Reformgegnern wohl ebenfalls die große Mehrheit im Herzen gut östreichisch ist und sich nur von unklaren Sympathien und von sophistischen Führern irre leiten läßt — und ein solches numerisches Verhältniß ist mit Grund anzunehmen — so haben wir einen Kern, aus welchem ein echter Patriot und echter Staatsmann etwas machen könnte. Allein nach den Leistungen östreichischer Regierungskunst während der letzten zwanzig Jahre muß man mit größerer Sicherheit darauf rechnen, daß dieser Kern mit List und Gewalt werde zerstückelt und zerstreut werden. Die treuesten Anhänger und die ältesten Freunde zu verletzen oder irre zu machen, mit dem Feinde von gestern zu kokettiren und ihm morgen wieder zu zeigen, daß man ihn nur zum besten gehabt habe: diese Kunst verstanden alle die Minister, welche seit Schwarzenberg und Stadion die äußere und innere Politik unseres Staates geleitet haben, und in diesem Stücke scheinen auch Graf Beust und die Bürgerminister nicht von der Tradition abweichen zu wollen. Giskra war es, der einst mit gewohnter Emphase in seinem und seiner politischen Freunde Namen erklärte, so gut wie Schmerling nnd Rechberg würden auch sie das Staatsruder zu lenken wissen. Sie haben getreulich Wort gehalten: der Reichsrath der deutsch-slavischen Länder ist nicht minder eine Fiction, als es damals der „weitere Reichsrath" war, die Verfassung wird von einem sehr großen Theil der Bevölkerung nicht anerkannt, in Dalmatien besteht offene Empörung, und das Ministerium geht an innerer Uneinigkeit und Unentschlossenheit zu Grunde.

Digitized by Google

Vielleicht besteht dieses Cabinet schon nicht mehr in dem Augenblick wo ich schreibe, denn eben jetzt geht das Gerücht, dasselbe habe den Kaiser um seine Entlassung gebeten. Und sollte es gelingen, den Riß noch einmal zu verkitten, für längere Zeit hält diese Combination auf keinen Fall mehr. Daß dieses mit so großen Hoffnungen begrüßte Ministerium ein derartig klägliches Euch nehmen werde, war freilich schon vor längerer Zeit voraus-zusehen, die Schwierigkeiten begannen ja schon ehe es noch constituirt war. Eine Verfassung, welche zu den liberalsten gehört, war vom Reichsrath beschlossen, vom Kaiser sanctionirt worden, Versöhnung der Nationalitäten auf der Basis der Freiheit war die Parole. Aber schon als es sich darum handelte, dieses Programm durchzuführen, zeigte sich wenig rechtes Vertrauen zu demselben. Herbst machte immer neue Schwierigkeiten, verlangte bal dieses, bald jenes Portefeuille, trat bald ganz zurück und doch bestanden die Uebrigen darauf, ihn in ihrer Mitte zu haben, weil sie sich nichts weniger als aufrichtiger Unterstützung von ihm versahen, falls er Führer der Majorität des Abgeordnetenhauses geblieben wäre. Brestel hatte von jeher einer viel weitergehenden Autonomie das Wort geredet, als von der centralistisch gesinnten Mehrheit zugestanden worden war, und nur aus Parteidisciplin verstand er sich zum Eintritt in das Cabinet. Berger neigt ebenfalls der föderalistischen Partei zu, während Hasner nur mit großem Widerstreben den Dualismus als fait accompli anerkannte. Fürst Auersperg wurde der Sache bald überdrüssig; angebliche Einmischungen Beust's in die inneren Angelegenheiten Westöstreichs gaben ihm den Vorwand zum Rücktritt, doch wußte Jedermann, daß der Fürst die Aufgabe zu unerfreulich fand, die disparaten Elemente der Regierung zusammenzuhalten. Aspiranten auf das Präsidium barg das Ministerium in mehrfacher Anzahl, da aber Niemand sich einem Seinesgleichen unterordnen mochte und keiner von den verfassungstreuen „Cavalieren" sich zur Rolle eines bloß repräsentirenden Vorsitzenden hergeben wollte, einigten sich alle dahin, den Polizeiminister Grafen Taafe zum Präsidenten zu verlangen, denselben Mann, welchen sie als Buraukraten nur widerwillig, nur weil Beust es entschieden verlangte, unter sich aufgenommen hatten, und den lächerlich zu machen die vertrauten Organe des einen oder anderen seiner Collegen unablässig bemüht gewesen waren. Nun scheint er aber doch nicht ganz so willenlos und fügsam gewesen zu sein, wie man hoffte, denn die Agitation gegen ihn begann unmittelbar nachdem „das Vertrauen" sämmtlicher Minister ihn an die Spitze des Cabinets gebracht hatte. Ueberhaupt wurde nie zuvor die öffentliche Meinung so prompt über die Stimmungen und Stellungen im Schooße der Regierung aufgeklärt, wie gegenwärtig, die Neckereien und offnen Anschuldigungen zwischen den verschiedenen Fractionen belebten fortwährend die Spalten der Wiener und der hervor-

ragenden Provinzblätter und einzelner deutscher Zeitungen, welche entweder mit dem Preßbureau in Verbindung stehen oder sich durch ihre Wiener Correspondenten in den Streit hineinziehen ließen.

Die Verfassnngsfrage scheint die Krisis acut gemacht zu haben, die persönlichen Differenzen gewannen dadurch wenigstens principielle Vorwände. Daß etwas geschehen müsseum die Volkswünsche zu befriedigen steht fest; die Mehrheit im Ministerium jedoch wie im wesentlichen die Partei, aus welcher es hervorgegangen ist, schrickt vor dem Gedanken zurück, an der Verfassung zu ändern und will sich damit begnügen, die Zahl der Reichsrathsmitglieder zu verdoppeln, allenfalls die Abgeordneten direct anstatt durch die Landtage wählen zu lassen. Und das wäre keine Verfassungsänderung? Man behauptet so. Die Regierung hoffte die Neuerung ohne Eclat ins Leben führen zu können, indem sie den Landtagen nahe legte, selbst auf das Wahlrecht für den Reichsrath zu verzichten. Natürlich wollte man aber in allen jenen Ländern von der Zumuthung nichts wissen, wo vermittelst der höheren kunstreichen Schmerling'schen Wahlordnung Minoritäten im Lande die Mehrheit im Landtage besitzen. Anstatt eines Substrats für einen Gesetzentwurf erhielt die Regierung in den Voten der Landtage nur den deutlichsten Beweis, daß jedes System auf wenigstens ebensoviel Widerstand wie Zustimmung stoßen werde. Wie man sich aus dieser Verlegenheit zu helfen suchen wird, ist noch nicht bekannt, aber es läßt sich Eins gegen Hundert wetten, daß wieder eine halbe Maßregel zum Vorschein kommen wird

Das bestehende Wahlsystem, welches nicht nur die Classen acceptirt, sondern auch noch Elemente der ständischen und der Interessenvertretung damit vermengt hat, ist unleugbar eines der schlechtesten, die nur erdacht werden können; und wie man sich auch drehen und sperren möge, es wird über kurz oder lang das allgemeine Wahlrecht anerkannt werden müssen, wenn auch durch einen größeren Census begrenzt, — denn daß, wer über das Wohl des Staates mitreden will, auch irgend ein noch so geringes Interesse an dessen Bestande haben müsse, ist ein Satz, welcher bei den inneren Verhältnissen Oestreichs gegen jede andere Theorie verfochten werden kann und muß. Entschlösse man sich, in diesem Sinne vorzugehen, so würde eine Hauptquelle der Unzufriedenheit verstopft; wird wieder gewartet, bis die jetzt Ausgeschlossenen die Zulassung ertrotzen, so muß selbstverständlich viel mehr bewilligt werden, ohne daß es günstigen Eindruck macht.

Aber die Frage ist in Oestreich keine ausschließlich politische, und mit politischen Rechten allein ist Befriedigung nicht herzustellen. Das hat eben jene Partei erkannt, welche ich die östreichische nenne. Zehn Jahre des Scheinconstitutionalismus und des parlamentarischen Regiments haben e i n e Wahrheit handgreiflich deducirt: die slavischen Völkerschaften Oestreichs achten auch das höchste

Digitized by Google

Maß politischer Freiheit nicht als Ersatz für die nationale Autonomie. Sie machen mit Freuden von den Rechten Gebrauch, welche die Decemberverfassung ihnen gewährt, aber einzig und allein, um di e Verfassung zu bekämpfen. Sie bleiben der Reichsverfassnng fern, in der Presse und den Volksversammlungen wird eine völlig revolutionäre Sprache geführt, und in Gegenden mit gemischter Bevölkerung ist ohne Belagerungszustand kaum auszukommen. Hiernach bleibt nur eine Wahl: entweder kehren wir zum Absolutismus zurück und schlagen die nationale Opposition zu Boden, oder wir versuchen aufrichtig die Versöhnung derselben. Aus Liebhaberei wird kein vernünftiger Deutsch-Oestreicher dem Föderalismus das Wort reden, der ohne schwere Krisen gewiß nicht einzuführen wäre, der für einige Zeit wahrscheinlich die Culturbewegung aufhalten würde. Gesegnet sollte sein, wer uns einen andern Ausweg zeigte, aber ein solcher will sich nicht finden.

Die heftigsten Gegner der Autonomie sind diejenigen Politiker, für welche der Bestand Oestreichs überhaupt nur noch eine Frage der Zeit ist und welche die Auflösung des Reiches in ihrem eigenen Interesse herbeisehnen, unbekümmert um die ungeheueren Consequenzen, welche diese haben müßte nämlich das Vorrücken Rußlands, das Aufgehen Ungarns in einen südslavischen Staat, das Preisgeben aller der Vorposten des Deutschthums in Böhmen, Galizien, Siebenbürgen, Krain u. s. w. So beschränkt der Gesichtskreis dieser Leute ist, dürfen sie doch immer noch eher für Politiker gelten als jenes Gros der Liberalen, welche die Maximen der östreichischen Bureaukratie als Erbschaft übernommen haben und vermeinen, dieselben mit der Doctrin des modernen Liberalismus in Einklang bringen zu können. Allen Respect vor den alten Bureaukraten. Ihnen steht fest, daß im Geiste Maria Theresia's, Joseph's II. und Franz II. fortregiert werden müsse; Oestreich ist ihnen ein deutscher Staat, und wer sich demselben nicht gutwillig einfügen will, der muß gezwungen, gebrochen, erstickt werden; der Constitutionalismus ist ihnen eine Uebergangsphase, ihr Ziel der despotisme eclairé. Mit ihnen läßt sich reden. Aber Geduld gehört dazu, mit Menschen zu streiten, welche an einer fixen Idee hängen und das einzige Mittel, dieselbe lebendig zu machen, verschmähen, die auf jeden neuen Beweis, daß ihr System undurchführbar sei, die schnelle Antwort haben: es muß gehen, und die lieber den Staat selbst opfern, als eine vorgefaßte Meinung. Sie nennen das Consequenz — ein Wort, das in der Politik, der Erfahrungswissenschaft par excellence, schon viel Unheil angerichtet hat.

In diesen Kreisen ist hohe Entrüstung über eine Schrift, welche aus der östreichischen Partei hervorgegangen ist, „Oestreich und die Bürgschaften seines Bestandes, politische Studie von Dr. Adolph Fischhof“ (Wien, Wallishausser'sche Buchhandlung). Alle Hausmittel der Jour-

Digitized by Google

nalistik werden angewandt, um die Wirkung dieses Buches abzuschwächen, die große Menge vom Lesen desselben abzuhalten. Der Verfasser wird bald als Ideolog und Phantast, bald als verkappter Czechenfreund behandelt, aus dem Zusammenhange gerissene Sätze sollen ihn als unlogischen Kopf charakterisiren. Und wie allbekannt üben solche Mittel stets ihre Wirkung. Tausende sprechen über die gewissenhafte Arbeit eines Mannes von patriotischer Gesinnung, obgleich sie von derselben nichts kennen, als was perfide Zeitungsberichte ihnen daraus mitgetheilt haben. — Nicht jeden Satz dieses Buches möchte ich unterschreiben. Dem Verfasser ist es aber ganz unzweifelhaft darum zu thun, die Wahrheit zu finden, und ich glaube, daß er sie gefunden hat. Aber wie es Einem in solchem Falle leicht ergeht, wird er einseitig und parteiisch, indem er Andere zu überzeugen sucht. Mit den Czechen muß Frieden gemacht werden, wenn man sie nicht ausrotten will: das macht er Jedem, der sehen will, plausibel. Aber nun möchte er uns den Proceß auch einfacher und leichter vorstellen, als er ist, nun sollen die Czechen eine Nation sein, mit welcher gut zu leben ist — und das sind sie nie gewesen! Als Jude findet Fischhof leicht die Entschuldigung für all' die Eigenschaften, welche den Czechen verhaßt machen: die Unterdrückung soll ihn verdorben haben wie den Juden. Nun übt der Verlust der nationalen Selbständigkeit ohne Zweifel einen sehr verderblichen Einfluß aus, allein es verlohnt sich wohl zu untersuchen, ob die Charaktereigenschaften, welche das Product sein sollen, nicht im Gegentheil eine Ursache waren. Und die Geschichte zeigt uns, daß Juden und Czechen, so weit unsere historische Kenntniß reicht, stets dieselben Anlagen zeigten, welche ihnen jetzt eigenthümlich sind. Haben doch auch die Polen nicht übel Lust, das was an ihnen nicht „edel" ist, auf Rechnung der Sclaverei zu bringen!

Fischhof erkennt die Nothwendigkeit an, in den Ländern gemischter Nationalität den Minoritäten den ausgedehntesten Schutz gegen Vergewaltigungen zu sichern und er glaubt diesen in den Curien nach dem Vorbilde der schweizer Cantone gefunden zu haben. Dann wird man ihm entschieden beipflichten müssen, wenn er die Furcht nicht gelten lassen will, das deutsche Element werde unterdrückt werden. Für seine Ansicht, daß im Gegentheil deutsche Sprache, Wissenschaft und Kunst von dem Augenblicke an zu neuem Leben unter den fremden Nationalitäten erblühen werden, wo sie diesen nicht mehr aufgenöthigt werden, spricht die Erfahrung in Ungarn seit Wiederherstellung der Verfassung: in aller Stille wird dort wiedereingeführt, was man im ersten Sturm als Erinnerung an die Fremdherrschaft abschaffte. Und — setzen wir hinzu — wenn die Deutschen in Oestreich so geringes Vertrauen in sich und ihre Sache setzen, daß sie bei gleichen Waffen für sich

Digitized by Google

das Unterliegen fürchten: mit welchem Rechte beanspruchen sie dann die Führerschaft?

Wer ernstlich wünscht mit den gegenwärtigen Zuständen Oestreichs vertraut zu werden, der darf das Buch Fischhofs nicht ignoriren, eines Mannes, welcher mit größerem Rechte als hundert Andere den guten Namen, den er sich 1848 gemacht und in der Zeit der Reaction unbefleckt erhalten hatte, dazu benutzen konnte, um zu Amt und Würden zu kommen, es aber vorzog unabhängig, keiner Regierung und keiner Partei dienstbar zu sein. Gestatten Sie mir, zur Charakterisirung des Buches einige Stellen hier wiederzugeben. In dem einleitenden Rückblicke auf die jüngste Vergangenheit Oestreichs (seit 1848) heißt es: „Es verwirrte die Zustände überall, in Italien wie in Deutschland, und am schlimmsten daheim im eigenen Hause. Es hinderte die Einigung Italiens, indem es ihr entgegen-, und die Einigung Deutschlands, indem es ihr beitrat. Es sendete Deputirte nach Frankfurt, Truppen nach Mailand; es siegte da und dort, aber nur um zu siechen. Sein ganzes Staatswesen war tief erkrankt; denn um unhaltbare Stellungen zu behaupten, zersplitterte und erschöpfte es seine Kräfte, verlor es seinen Schwerpunkt im Innern, all' seine Stützpunkte nach außen; und so ohne Halt schwankte es hin und her und wäre taumelnd in den Abgrund gestürzt, hätte die Vorsehung ihm nicht Solferino und Königgrätz beschieden. Wie es früher an seinen Siegen erkrankte, so gesundete es jetzt an seinen Niederlagen.' Das Schicksal entriß ihm gewaltsam, was es freiwillig hinzugeben nicht die Klugheit hatte." Als die schwächlichste und darum gefährlichste Politik wird aber diejenige der constitutionellen Aera bezeichnet. „Sie bewilligt den Nationalitäten zu viel, um sie niederzuhalten, zu wenig, um sie zu befriedigen. Ihr theilweises und verdrossenes Zugestehen erweckt, als Ausfluß der Schlaffheit und des Uebelwollens, Prätensionen und Mißstimmung, während ein volles freudiges Gewähren Sättigung und Behagen brächte. Halbheit deutet stets auf Schwäche des Charakters oder des Urtheils, und wer einen großen Gedanken nicht ganz zu erfassen oder nicht ganz auszuführen vermag, taugt nicht zum Staatsmanne, am allerwenigsten zum östreichischen, welcher, des Zieles sich klar bewußt und der Wege kundig, festen, sicheren und gleichmäßigen Schrittes vorangehen muß, wenn er die Freunde der Monarchie ermuthigen und deren Gegner entwaffnen soll. Ein Großstaat aber, den seine Politik dahin bringt, daß er seinen Völkern keine Liebe, seinen Freunden kein Vertrauen, seinen Feinden keine Furcht einzuflößen vermag, thut wohl daran, sein Haus zu bestellen, denn er ist an der Neige seines Daseins!" Solche Sätze und die weiteren Auseinandersetzungen, daß die Staatsklugheit erheische, in nationalen Fragen das Bewußtsein vor Antastung durch Majoritätsbeschlüsse so sicher zu stellen,

Digitized by Google

wie in religiösem das Gewissen, — daß die centrifugalen Elemente in centripetale umgewandelt werden müssen, indem man ihren Interessen einen Mittelpunkt innerhalb des Reiches gewährt, — daß es ein Unsinn ist, mit dem Werke der Verständigung diejenige Versammlung zu betrauen, welche von der Opposition nur als Ausdruck der feindlichen Partei angesehen wird: alle solche Sätze laufen zu sehr gegen den herkömmlichen Strich, als daß sie unsere Tagespolitiker nicht in Harnisch bringen sollten. Wie zu Schmerlings Zeiten steifen sie sich darauf, daß nichts gegen die Verfassung und auch nichts neben derselben geduldet werden dürfe. Und doch! wie sie im Handumdrehen begeisterte Lobredner des Dualismus wurden, so werden sie sich auch mit dem Föderalismus aussöhnen, wann sie die Gelegenheit verscherzt haben, an dem Umbau mitzuwirken.

Aus Schleswig-Holstein.

Nachstehendes Schreiben eines Mitgliedes der preußischen Partei in Kiel, gerichtet an einen in den alten Provinzen seßhaften Landsmann, geht uns mit der Bitte um Veröffentlichung zu.

Kiel, Anfang December 1869.

Sehr geehrter Herr!

Ihren Brief habe ich einige Zeit liegen lassen müssen, weil der Ausfall der hiesigen Stadtverordnetenwahl abzuwarten stand, bevor ich Ihren Wunsch nach einigen Notizen über die Kieler politischen Dinge erfüllen konnte.

Mit der particularistischen Landespartei, deren Organisation wie überall, so auch hier durch den Verein der schleswig-holsteinischen Kampfgenossen bewirkt wird, und welche die Bezeichnung „liberale Partei" für sich beanspruchte, hat bei unseren Wahlen die sog. „Colosseumspartei" die Kräfte gemessen. Das Gros dieser Coalitionspartei bildete die „Volkspartei", welche den Grundsätzen der süddeutschen Volkspartei huldigt, und deren hiesiger Führer, von Maack, gemeinsam mit dem Reichstagsmitgliede Grafen E. Baudissin die Vereinstage der Frese und Karl Mayer besucht. Diese demokratische Linke hat sich als wohl disciplinirt gezeigt. Im Bunde mit der „Volkspartei" wirkt nun eine Fraction der preußischen Partei, nämlich derjenige Theil derselben, welcher aus dem Lager der ehemaligen dänischen Gesammtstaatspartei in das preußische übergegangen ist. Als Führer dieser Fraction ist der Justizrath Castagne zu nennen, von ihm laufen die Fäden direct zum Oberpräsidenten, der ihm durch langjährige politische Kameradschaft verbun-

Digitized by Google

den ist. Castagne — noch vor wenig Tagen Erwählter der „Volkspartei“ — ist seitdem mit den Vorbereitungen eines Hrn. v. Scheel-Plessen zur silbernen Hochzeitsfeier darzubringenden Fackelzuges als Leiter des Comités beschäftigt gewesen. Der Führung dieser früheren Gesammtstaatsmänner folgten bei den Stadtverordnetenwahlen ferner Einige der schwankenden Preußenfreundlichen, seit den Jahren 1864—1866 scherzweise „Blaue“ benannt, sowie andere politisch mehr oder minder gleichgiltige, aber mit Einzelheiten der bisherigen städtischen Verwaltung unzufriedene Elemente.

Die „Volkspartei“ an und für sich ist numerisch schwächer als die augustenburgische, und selbst die Hilfe der mit ihr coalirten Fraction hat ihr nicht zum Siege verhelfen können. Die Entscheidung fiel bei den Wahlgängen, wo die allgemeine Betheiligung verhältnißmäßig geringer war, in die Hände der minder extremen Schattirungen; wo aber die augustenburgische Partei, wie z. B. bei der Wahl Hänel's und Karsten's ihre volle Kraft zusammennahm, siegte sie mit glänzenden Majoritäten. Diese Partei darf demnach noch immer als die einflußreichste betrachtet werden, wie sie denn in das 24 Köpfe zählende Stadtverordnetencollegium nicht weniger wie 16 ihrer Candidaten gebracht hat. Im Uebrigen darf man natürlich nicht den Charakter dieser Wahlen im Sinne eines conservativen resp. liberalen Programms fassen; die sog. „liberale“ Partei der Particularisten umfaßt sehr zahlreiche conservative, ja legitimistische Elemente, von einem Programme konnte also hier keine Rede sein. Das ganze Wahlgeschäft gewann vielmehr im Wesentlichen das Gepräge eines Kampfes zweier Cliquen, die um die Herrschaft in der Stadtverwaltung rangen; und es ist dabei immerhin fraglich, ob die Verwaltung der Volksparteimänner der Commune zu größerem Segen gereicht hätte. Zwar hatten die Volkspartei- und Gesammtstaatsmänner für die Masse das Stichwort „Sparsamkeit“ im städtischen Haushalte klug ersonnen; die politischen Interessen resp. Grundsätze dagegen, welche die Führer der einzelnen coalirten Fractionen im gewöhnlichen Leben vertreten, waren bei den Wahlkämpfen geflissentlich außenvorgelassen; es versteht sich von selbst, daß eine Coalition der „Volkspartei“ und jener von Dänemark an Preußen abgetretenen Conservativen ebenfalls von Hause aus völlige Programmlosigkeit bedang.

Daß ich und meine politischen Freunde einem so unreinlichen Wahlgeschäfte ferngeblieben, bedarf für Sie keiner näheren Begründung.

Soll ich aus den Zuständen des engeren Kreises auf die Verhältnisse der Provinz einen Blick werfen, so vermag ich Unbefriedigung ebenfalls nicht zu verhehlen. In welchem Sinne jene früheren dänischen Gesammtstaatsmänner die Herzogthümer regieren, ist ja allbekannt. Unlängst hört ich von einem augustenburgisch Gesinnten recht drastisch sagen: „Scheel-Plessen hat

um uns wenigstens das Verdienst, daß er das Seinige dazu gethan, um das preußische Wesen von uns fernzuhalten." Die offene Ausdrucksweise ist jedenfalls frappant; daß Herr v. Scheel-Plessen bisher den Particularisten zu Liebe regiert hat, ist im Lande freilich nichts Neues; aber auch auswärts ist darüber nach der oft kundgegebenen Vorliebe des Oberpräsidenten für die wurmstichigen „berechtigten Eigenthümlichkeiten" wohl kein Zweifel.

Diesen Zug hat die Provincialverwaltung bis jetzt seit Jahren getragen. Seitdem jene Regierungsmaximen klarer hervorgetreten, habe ich keinen Raum für eine Thätigkeit mehr zu finden gewußt, welche meinen Begriffen von dem entspräche, was politisch nothwendig und anständig ist. Wie lächerlich, sich preußisch zu geberden, während das königliche Oberpräsidium mit den Particularisten schön thut! Sie haben hierin auch den Grund, weshalb ich seit dem Herbste 1867 aus so mancher, mir werth gewordenen Beziehung getreten bin. Ich habe keine Lust und weiß es auch nicht vor mir selbst zu verantworten, wenn ich direct oder auch nur mittelbar den Männern in die Hände arbeitete, welche in der Provinz das Ruder führen dürfen. Ich bin fest überzeugt, daß das preußische Interesse auf den Wegen, welche diese Leute bisher gegangen, übel berathen ist. Ich freue mich, daß ich in dieser Hinsicht von früheren Entschlüssen nicht abgewichen bin, denn die jüngsten Wahlvorgänge in Kiel haben meine Ansicht, daß die Wirksamkeit jener früheren dänischen Gesammtstaatsmänner dem preußischen Interesse verderblich ist, leider aufs Neue bethätigt. Es ist nicht leicht zu sagen, was unglückseliger ist — die Hätschelei der Augustenburger mit den „berechtigten Eigenthümlichkeiten" — oder die allerneueste Schwenkung des preußischen Oberpräsidenten zur Frese-Mayer'schen Volkspartei.

Jedenfalls stehen wir an einem Wendepunkte der preußischen Politik in den Herzogthümern. Denn daß Excellenz Scheel-Plessen mit der „Volkspartei" die Augustenburger hat überrumpeln wollen, werden ihm diese niemals vergessen. Daß sein Conniviren und Coquettiren mit ihren Zwecken für die Dauer ernst gemeint sei, wird freilich die particularistische Partei selbst nicht erwartet haben, sie begnügte sich, die augenblicklichen Vortheile der gebotenen Lage gleichmüthig einzusammeln. Für politisch zuverlässig hat Herr v. Scheel-Plessen überhaupt weder in den Herzogthümern noch in Dänemark jemals gegolten, und ich zweifle, daß die Volkspartei aus Irrthum hierüber ein Bündniß mit ihm einging. Sie hat ihren Zweck völlig erreicht, sie hat durch die Kieler Wahlvorgänge nicht blos in dieser Stadt, sondern für die Provinz eine Bedeutung erlangt, die sie vorher nicht entfernt besaß, und ohne die Unterstützung des Oberpräsidenten und seiner Freunde nie erlangen konnte. Wo sonst in unseren Städten die „Volkspartei" diesmal sich erhoben, z. B. in Rendsburg, ist sie durch die Vereinigung aller conservativen

Digitized by Google

Elemente geschlagen, in Kiel dagegen ward sie zur Regierungspartei erhoben. Sie wird diese Bedeutung bei den allgemeinen Wahlen des Jahres 1870 verwerthen, aber sicherlich in ihrem eigenen Interesse.

Wohin die neue Schwenkung des Herrn v. Scheel-Plessen uns führen soll, — ich will sagen, was sie für das Oeffentliche bezweckt, das sind dunkle Räthsel. Denn wo es der obersten Leitung an staatsmännischer Sicherheit gebricht, da ist auch nicht einmal ein Muthmaßen möglich. Wäre es, daß Herr v. Scheel-Plessen in seinem Lebenslaufe für das Wohl der unteren Classen jemals ein Herz bewiesen, so wüßte ich, worauf ich für mein Heimathsland am liebsten hoffen möchte. Aber, es ist nur eine Wiederholung des alten, vor 1863 blühenden Spieles der dänischen Gesammtstaatsmänner mit der äußersten Demokratie. Ich weiß, es wird dies Bündniß nur wieder gesucht, nachdem kein anderes möglich geblieben ist.

Genehmigen Sie ꝛc.

Deutsche Seegerichte.

Die allgemeine Zunahme des Verkehrs, der durchschnittliche große Umfang der einzelnen Transporte und die wachsende Oeffentlichkeit unseres Lebens haben den „Unfällen" eine Bedeutung gegeben, welche sie früher nicht hatten. Man findet sie gegen ältere Zeiten ärgerlich oft eintreten — was vielleicht nur eine optische Täuschung ist, denn ehemals zerstreuten sie sich mehr und wurden minder beachtet. Aehnlich geht es ja auch mit dem modernen Pauperismus. Aber wie dem bloßen Staunen und Erschrecken über das massenhafte Auftreten eines Elends, das sich früher mehr verlor und verkroch, alsbald ernstliche Versuche zu seiner Beseitigung gefolgt sind, so auch dem Aufsehen, das neuerdings Eisenbahn- und Dampfschiffunfälle hervorrufen. Der schöpferische Genius der Zeit ist mächtig darüber aus, gegen ihre Vermehrung sowohl wie die der Bergwerks- und Fabrikunfälle schützende Dämme anfzuwerfen, theils durch technische Sicherheitsvorrichtungen aller Art, theils durch Rechtsvorschriften, welche die Unternehmer zur Aufwendung jeder möglichen Vorsicht veranlassen, indem sie dieselben für verschuldete Beschädigungen Anderer erfolgreich haftbar und ersatzpflichtig machen.

Ein Werkzeug des schöpferischen Zeitgeistes in dieser Richtung ist auch der Ausschuß des norddeutschen Bundesraths für Justizwesen geworden, aber ein etwas schwerfälliger und unbeholfener. Er hat Grundsätze für ein die Eisenbahnen,

Digitized by Google

Bergwerke und Fabriken umfassendes Verantwortlichkeitsgesetz aufgestellt, die viel zu wünschen übrig lassen. Dieselben behandeln die Eisenbahnen im Vergleich zu den Bergwerken mit ersichtlicher Ungunst; sie lassen den Bergwerksbesitzer frei ausgehen, wenn einer seiner Arbeiter Schaden angerichtet hat; sie vermengen die Haftbarkeitsfrage auf eine höchst unzulässige Weise mit den Knappschafts- und sonstigen Unterstützungscassen, über deren jetzige kümmerliche Zwangsgestalt der Reichstag in seiner nächsten Session voraussichtlich den Stab brechen wird, — und was der Mängel mehr sind. Die Schiffsunfälle endlich — und das ist die schlimmste seiner Naivetäten — verweist er auf das Handelsgesetzbuch. Er weiß nicht oder läßt aus Gott weiß was für Gründen unbeachtet, daß die fraglichen Bestimmungen des Handelsgesetzbuchs todte Buchstaben geblieben sind.

Seitdem die Dampfschifffahrt ihre heutigen kolossalen Dimensionen angenommen hat, sind die Schiffsunfälle in noch weit erschreckenderem Verhältniß gewachsen, als die Wagenunfälle durch die Eisenbahnen, oder die Maschinenunfälle durch die Fabrikindustrie. Jene furchtbaren, aber glücklicherweise doch ziemlich seltenen Katastrophen, in denen ein menschengefüllter Dampfer im Ocean mit Mann und Maus untergeht oder irgendwo auf den Strand läuft, um wrack zu werden, sind dabei noch kaum der böseste Posten. Die Rolle eines solchen spielen vielmehr die zahllosen Zusammenstöße mit Segelschiffen oder anderen Dampfern, und die Uebersegelungen der ersteren. Was sie unserem Culturbewußtsein so empfindlich machen muß, ist die unleugbare Thatsache, daß eine große, vielleicht die größte Zahl von ihnen vermeidlich wäre. Die fatalen Collisionen entstehen meistens dadurch, daß die Post- und Passagierdampfer auch bei Nebel oder ungewöhnlich trüber Luft und in vielbefahrenen Gewässern, wie z. B. dem Canal mit voller Kraft fahren. Die Capitäne kennen die Gefahr dieses Darauflosjagens natürlich so gut wie andere Leute; manchem unter ihnen blutet das Herz, wenn er den Bug seines Schiffes über ein Fischerboot oder einen kleinen Schooner hinwegschießen sieht, mit dem ein paar Familienväter rettungslos in die Tiefe gehen. Allein hinter ihnen ist die gewaltige Peitsche der Concurrenz, mit der der Rheder sie unerbittlich vorwärtstreibt. Nach der Schnelligkeit der durchschnittlichen Fahrten wählt z. B. zwischen Europa und Amerika das Publicum die Linie und die einzelnen Dampfer aus, vergeben die Postverwaltungen ihre allbegehrten Contracte. Der Verlust, ja die Unmöglichkeit einträglichen Betriebs, bei einer auf Sicherheit berechneten langsamen Fahrt ist gewiß, der Nachtheil im entgegengesetzten Falle ungewiß — so versteht sich die Wahl des Rheders von selbst, und gäbe es unter ihnen (die doch meistens als Actionäre nur fragmentweise persönlich betheiligt sind) so gewissenhafte, daß sie ihren Gewinn nicht auf Kosten von Menschenleben erkaufen möchten, so würde die unabwendbare

Digitized by Google

Wirkung der Concurrenz sie bald ausmerzen und nur die rücksichtsloseren zurücklassen.

Die Hilfe steht theils beim Publicum, theils beim Staat. Das Publicum muß sich gewöhnen, nicht blos auf die geschwindeste, sondern auf die zugleich geschwindeste und sicherste Fahrt Gewicht zu legen. Der Staat ist zweifältig interessirt, als Inhaber der Postverwaltung und als Wächter des Rechts. In seiner ersteren Eigenschaft muß er es aufgeben, die Beförderungsverträge allemal einfach mit derjenigen Linie abzuschließen, deren Schiffe am schnellsten fahren; er muß in geeigneter Form zugleich ein sicheres, vorsichtiges Fahren ausbedingen. Er am wenigsten ist befugt, über die Sorge für promptest mögliche Beförderung von Briefen und Packeten die Rücksicht auf die Gefährdung oder Sicherung von Menschenleben ganz außer Acht zu lassen. Als Wächter des Rechts aber muß er darauf Bedacht nehmen, unmittelbar dem Capitän, mittelbar zugleich dem Rheder Vorsicht einzuschärfen, indem er jenen und subsidiarisch diesen ebenfalls zum Schadenersatz für frevelhaft geopferte Leben oder gesunde Glieder von Mitmenschen heranzieht. Die Sachverständigen stimmen ziemlich darin überein, daß dies das wirksamste Mittel sein würde, um die vermeidlichen Dampfschiffunfälle, Collisionen mit Segelschiffen natürlich eingeschlossen, auf das niedrigste Maß herabzudrücken. Man darf uns deshalb nicht auf das Handelsgesetzbuch verweisen, dessen vage Bestimmungen nach dieser Seite hin ohne allen Erfolg geblieben sind, sondern man muß — eher noch, als für Eisenbahnen, Bergwerke und Fabriken — für diese Art von Unfällen eine erfolgreich geltend zu machende Verantwortlichkeit statuiren.

Dazu ist es allerdings nicht unbedingt nöthig, daß das erwähnte, vom Justizausschuß des Bundesraths in den Grundzügen vorgeschlagene Haftbarkeitsgesetz auf Seeschiffe ausgedehnt werde. Es läßt sich auch im Zusammenhang mit der Bundes-Seemannsordnung thun, welche durch die seit längerer Zeit bereits bestehende Gemeinschaft der deutschen Handelsflagge ohnehin eine Nothwendigkeit geworden ist. Zu einem solchen nautischen Codex ist der Grund bereits gelegt. Auf Veranlassung Bremens haben Bevollmächtigte der drei eigentlichen Nordseestaaten, Hamburgs, Bremens und Oldenburgs, einen Entwurf zur Bundes-Seemannsordnung aufgesetzt und wiewohl die Berliner Bureaukratie dazu vorläufig ein wenig scheel sehen soll, wird sie diese fremde Initiative auf einem ihr selbst so fernliegenden Gebiet am Ende doch willkommen heißen müssen, da sie die Erreichung des Zweckes jedenfalls beschleunigt.

Wem aber die Handhabung der aufzustellenden Strafvorschriften anvertrauen? Den gewöhnlichen Gerichten? Das erklärt das Bewußtsein des Seemannsstandes, — der von der erhöhten Verantwortlichkeit an sich keineswegs

Digitized by Google

zurückschrickt, sie vielmehr durch seine Organe, die nautischen Vereine, selbst zuerst und am lautesten fordert, — mit bemerkenswerther Einstimmigkeit für geradezu unleidlich. Nicht unterstützt von seemännischer Sachkunde, würden die gewöhnlichen Strafgerichtshöfe nur mit äußerster Unsicherheit über die Schuldfrage entscheiden können und ihre Sprüche könnten sich des Vertrauens der Meistbetheiligten auf ihre wohlerwogene Gerechtigkeit nicht erfreuen. Daran würde auch die Zuziehung von Sachverständigen im gegebenen Falle wenig ändern. Es handelt sich hier nicht blos, wie wenn der Gerichtschemiker eine Leiche auf Arsenik oder Cyankali untersucht, um objective Thatsachen. Es handelt sich um die Frage, ob Anordnung oder Unterlassung eines bestimmten Manövers mit dem Schiffe Schuld involvire oder nicht; eine Frage, die nur der Sachkenner befriedigend beantworten kann, sodaß hier auf die Sachverständigenaussage sich das ganze Erkenntniß zu stützen hätte, nicht auf des Richters eigenes Urtheil. Das aber ist eine trügerische Grundlage, denn der blos auskunftsweise befragte Experte spricht niemals unter der Verantwortlichkeit, welche der entscheidende oder mitentscheidende Richter fühlt, und wird in den Fällen, auf die es hier vorzüglich ankommt, stets eher geneigt sein, einem Standesgenossen durchzuhelfen, als die nackte subjective Wahrheit auf alle Gefahr hin auszusprechen. Man muß ihn zum Mitgliede des Gerichtshofes machen, wenn man im Interesse der Gerechtigkeit und des allgemeinen Zweckes des Gesetzes von seiner Sachkunde den entsprechenden Nutzen haben will.

Der deutsche nautische Verein hat demgemäß schon auf seiner ersten allgemeinen Versammlung zu Berlin, im Frühjahr 1868, Seegerichte gefordert und schickt sich nun an, auf dem dritten, ebenfalls zu Berlin im nächsten Februar abzuhaltenden Tage diese Forderung etwas näher auszuführen. Man wird voraussichtlich verlangen, daß die Seegerichte aus einem rechtsgelehrten Vorsitzer und seemännischen Beisitzern bestehen, nach dem Vorgang der Handelsgerichte, — daß die Beisitzer Capitäne von der Handelsmarine seien, nicht von der Kriegsflotte, auf der man schon wegen des regelmäßigen Ueberflusses an Mannschaft die Lage an Bord eines Kauffahrteischiffes nicht völlig würdigen lernt, — und daß sie fest angestellt, nicht von Fall zu Fall oder auf kürzere Zeit wie die Kaufleute zu den Handelsgerichten zugezogen werden. Dieser letztere Anspruch rechtfertigt sich theils durch die eigenthümlichen Erwerbsverhältnisse der Capitäne, theils aus der Natur der Sache. Der rasche Wechsel in den Personen der kaufmännischen Beisitzer gereicht den Handelsgerichten nicht zum Vortheil und erklärt manche gegen sie noch vorhandene Eingenommenheit unter den Juristen. Mangel an Beschäftigung werden die zu Richtern erkorenen Seeleute nicht verspüren, wenn man nicht zu viele Seegerichte bildet, — wenn z. B. je eines für die Nordsee (in Hamburg) und für die Ostsee (in

Digitized by Google

Stettin) — und ihnen außer den angegebenen Strafsachen auch diejenigen Civilrechtsfälle zuweist, bei denen nautische Sachkunde unentbehrlich ist, und wenn man ihre Mitglieder sonst in Anspruch nimmt, so oft eben diese Sachkunde den regierenden oder gesetzgebenden Gewalten fehlt. Etwa übrigbleibende Mußestunden werden uns dann mit der Zeit vielleicht zu einem Stück nautischer Literatur verhelfen, mit der wir hinter den großen seefahrenden Völkern nicht allein, sondern selbst hinter den kleinen, wie Holland oder Dänemark, bisher erheblich zurückgeblieben sind.

Die Hörigkeit der Frau.

The subjection of women by John Stuart Mill. London 1869. Die Hörigkeit der Frau von J. St. Mill, aus dem Englischeu übersetzt von Jenny Hirsch. Berlin 1869.

Diese Blätter haben mit warmem Interesse die Bestrebungen unserer Tage verfolgt, das Loos der Frauen zu verbessern, Unbilligkeiten der Gesetze und der Sitte zu beseitigen, unter denen sie noch leiden, und ihnen neue Berufswege zu eröffnen. Es muß daher die Aufmerksamkeit derselben erregen, wenn einer der ersten Nationalöconomen und Philosophen der Gegenwart das Wort in dieser Sache nimmt. Freilich können wir dabei von vornherein das Bedenken nicht unterdrücken, daß Mill schon in seinem epochemachenden Werke über politische Oeconomie sich in manchen Punkten socialistischen Auffassungen zuneigte, daß er mit seiner kurzen parlamentarischen Thätigkeit, trotz der scharfen logischen Beredsamkeit, mit der er mehrmals Disraeli's doppelzüngige Tactik siegreich angriff, thatsächlich Fiasco gemacht hat und daß er namentlich zuletzt in der irischen Landfrage mit einem wilden agrarischen Project hervortrat, dem es wesentlich zuzuschreiben ist, daß er in den vorjährigen Wahlen seinen Sitz für Westminster verlor. Diese Bedenken gegen Mill's staatsmännische Begabung aber können durch sein neuestes Werk nur gesteigert werden und wir glauben, daß dasselbe der Sache, die es vertritt, mehr Schaden als Nutzen bringen wird.

Er schildert uns den Zustand der Frauen in unserer civilisirten Gesellschaft als den vollständiger Sclaverei, er faßt ihre Unterordnung unter die Männer als planvolle Unterdrückung auf, die von Adams und Evas Zeiten bis auf diese Tage dauert; es ist ein Despotismus, der sich nicht wie die Leibeigenschaft oder Sclaverei auf einzelne Länder beschränkt, sondern der die

Digitized by Google

ganze bewohnte Erde umfaßt. Das Weib wird keinen Augenblick ihre Ketten los, sie ist durch die lange Knechtschaft so herabgewürdigt, daß sie ihrer eigenen Erniedrigung nicht mehr bewußt ist, ja selbst ihre Fesseln liebt. Sie weiß nicht einmal mehr, was sie wünschen soll, sie hat so wenig Gelegenheit gehabt, ihre wahre Natur zu entwickeln, daß wir gar nicht sagen können, was sie leisten kann.

Wir glauben zu träumen, wenn wir diese in den stärksten Farben aufgetragene Schilderung lesen; wo ist die Welt, fragen wir unwillkürlich, wo der eine Theil des Menschengeschlechts so herabgewürdigt wird? Spricht der Verfasser nicht vielleicht blos von den orientalischen Frauen, deren Tage in der Erniedrigung des Harems verfließen oder von den indischen Sqaws oder von irgend einem anderen uncivilisirten Lande, wo eine Sclaverei herrscht, schlimmer als die des Onkel Tom, der doch nach vollendetem Tagewerke in seiner Hütte Herr über seine Zeit war, während das Wesen, das Mill uns schildert, in keinem Augenblick seines Lebens das lastende Joch abschütteln kann? Aber nein, dies irdische Pandämonium ist die christlich-civilisirte Welt, in der wir alle leben, und der Verfasser belehrt uns, daß aller Glanz und Reiz, der vor unseren Augen die weibliche Welt umgibt, Trug ist: die Ketten mögen mit Rosenkränzen umwunden sein, aber es bleiben Ketten. Mit solchen Uebertreibungen (overstating the case nennt es der Engländer) schadet man freilich seiner Sache nur, weil man sich mit der jedem Auge offen liegenden Wirklichkeit in zu starken Widerspruch setzt; indeß wir sind es von der irischen Landfrage her gewohnt, daß Mill die Farben nicht schont, wir wollen deshalb nicht mit ihm rechten und nur prüfen, welcher Kern von Wahrheit seiner Auffassung zu Grunde liegt. Und hier stoßen wir gleich auf einen Punkt, der zu merkwürdig ist, um ihn zu übergehen. Mill beansprucht, ein kosmopolitisches Buch zu schreiben, das die Lage der Frauen im Allgemeinen erörtern soll, und doch geht seine eigentliche Kritik von Uebelständen aus, die specifisch englischer Natur sind. Er schreibt in Avignon, seiner selbstgewählten zweiten Heimath, an die ihn das Grab seiner Frau und der milde Himmel des Südens fesseln, aber seine ganze Gedankenwelt ist in den Nebeln Altenglands geblieben, wenn er auch noch so viel gegen nationale Beschränktheit eifert. Seiner ganzen Rechtsauffassung der Ehe liegt die englische Gesetzgebung zu Grunde, die drei Punkte, welche er als für die rechtliche Ungleichheit der Frauen charakteristisch hervorhebt, passen kaum auf ein anderes Land als Großbritannien: nämlich die Schwierigkeit der Trennung einer unglücklichen Ehe, die vermögensrechtliche Unmündigkeit der Frau und ihre rechtliche Einflußlosigkeit auf das Schicksal der Kinder, soweit es von den Eltern abhängt. Was den ersten Punkt anlangt, so ist, abgesehen davon, daß es sich hier nicht um die Frauen allein, sondern um eine beide Gatten

Digitized by

gleichmäßig treffende gesetzliche Beschränkung handelt, auf die Klage des Verfassers zu erwidern, daß die Schwierigkeit der Trennung der Ehe in anderen Ländern keineswegs in dem von ihm geschilderten Grade besteht. Wenn bei katholischen Völkern wirkliche Ehescheidungen so selten sind, daß sie kaum in Frage kommen, so ist das meist nicht ein Fehler der staatlichen Gesetzgebung, sondern ein Resultat der Macht, welche die katholische Kirche, die die Ehe als Sacrament, also unlöslich auffaßt, noch über die Gemüther ausübt; wenn in England aus ganz anderen Gründen die Ehescheidung schwierig ist, nämlich weil der dazu nöthige Proceß so kostspielig ist, daß nur Wohlhabende ihn unternehmen können, so ist das ein practischer Uebelstand der Gesetzgebung, welcher verbessert werden kann, der aber z. B. in Deutschland keineswegs besteht. Der natürliche Schluß ist, daß die richtige Lösung dieses Problems ebenso wie das der Eheschließung nur durch die Trennung der Kirche vom Staate zu erreichen ist. Wie die obligatorische Civilehe den einzigen Weg bietet, aus dem Conflikte verschiedenartiger sittlicher und religiöser Anschauungen zu gelangen, so muß auch der Staat einseitig ein bürgerliches Ehescheidungsgesetz aufstellen, das für ihn die alleinige Norm bietet, mögen dann katholische und evangelische Kirche, Juden und Lichtfreunde die Frage der Scheidung ansehen und behandeln, wie sie wollen.

In noch stärkerem Grade gilt die nationale Beschränktheit des Verfassers bei den beiden anderen Punkten. Die Unmöglichkeit für die Frau, während der Ehe eigenes Vermögen zu besitzen, ohne daß wenigstens der Nießbrauch desselben ganz der Verfügung des Ehemannes anheimfiele, besteht in dem von Mill geschilderten Umfange weder nach dem Code Napoleon, noch nach dem preußischen Landrecht, noch in den Ländern des gemeinen Rechts. Und dasselbe gilt in Bezug auf die väterliche Gewalt; in Frankreich wie in Deutschland ist die Zustimmung der Mutter wie des Vaters zur Eingehung einer Ehe auch mündiger Kinder erforderlich; wenn in England nur der Consens des Vaters nöthig ist, so ist das eben eine englische Eigenthümlichkeit, die uns nichts angeht.

Aber die Beschränktheit Mill's ist nicht blos national, sie ist auch persönlich. Er führte eine glückliche Ehe mit einer ausgezeichneten Frau, deren Begabung sie seinen Studien mit intelligenter Theilnahme folgen ließ, aber sie konnte diesen Studien ihre ganze Zeit doch nur wesentlich deshalb widmen, weil die Ehe kinderlos war. Und überall legt Mill trotz seiner lebhaften Schilderungen des Familienlebens, unwillkürlich den Maßstab solcher geistig geförderten Frauen an, welche den besten Theil ihrer Zeit allgemeinen Interessen widmen können.

Diese nationalen und persönlichen Schranken muß man sich stets gegenwärtig halten, wenn man Mill's Klagen über die Hörigkeit der Frauen

Digitized by Google

richtig auffassen will. Indeß Niemand wird verkennen, daß auch damit nicht Alles erklärt ist, daß vielmehr der ganzen Auffassung ein prinzipieller Irrthum über die Aufgabe des Weibes und über das Verhältniß der Geschlechter zu Grunde liegen muß.

Mill fordert Gleichheit für Mann und Frau, deshalb sollen alle Gesetze abgeschafft werden, welche die Frauen der Autorität der Männer unterwerfen, und beide Geschlechter sollen auf den Fuß äußerlicher Gleichheit gestellt werden. Das Resultat wird, seiner Ansicht nach, zwar nicht sofort befriedigend sein, weil die Frau durch ihre lange Unterdrückung zu tief heruntergekommen ist, aber die Anerkennung der Gleichheit wird sie allmälig heben, sie wird sich ihrer Befreiung bewußt werden und sie zu brauchen lernen.

Ausgangspunkt wie Mittel scheinen uns gleich falsch zu sein. Die seichte Aufklärung des 18. Jahrhunderts glaubte den Stein der Weisen mit dem Wort gefunden zu haben, daß alle Menschen gleich geboren seien, die Theoretiker der französischen Revolution wollten auf die Menschenrechte einen Staat bauen und brachten es practisch doch nur zur Gleichheit vor der Guillotine. Der geriebene Berliner Schusterjunge aber, welcher, wie Marcus Herz uns erzählt, auf seinen Tadel über die ungleiche Gestalt der zwei Schuhe eines Paares, antwortete: „Sie wissen wohl nicht, lieber Herr, daß es nicht zwei gleiche Dinge auf der Welt gibt", scheint uns in diesem Punkt klüger gewesen zu sein als Voltaire und Rousseau. Nicht zwei Menschen auf dem Erdboden sind gleich und Mann und Frau sollten gleich sein, die den Stempel der Ungleichheit schon in ihrer äußeren Erscheinung so unverkennbar ausgeprägt tragen? Daß der Mann körperlich unendlich viel stärker ist als das Weib, leugnet niemand, daß die Frau ihm geistig überlegen ist, wird man doch auch nicht behaupten können, sondern höchstens, daß sie ihm ebenbürtig ist und doch sollen die Beiden gleich sein. Wenn man hundertmal alle jene Gesetze abschaffen würde, welche Mill so verwerflich erscheinen, so würde die bloße äußerliche Gleichstellung doch nicht ein Jota an den Bedingungen ändern können, die durch die Natur selbst festgestellt sind. Auch bei dem allgemeinen Stimmrecht gilt die Stimme des großen Grundbesitzers oder Fabrikherrn zehnmal mehr als die des Arbeiters, der von diesen abhängt. Nun aber nehme man in Betracht, daß diese Gleichstellung erzwungen werden soll nicht für Leute, die, wie es im politischen oder bürgerlichen Leben sonst der Fall ist, neben einander stehen, sondern für zwei Menschen, die durch das engste Band, welches es auf Erden gibt, verbunden und auf einander angewiesen sind; alle Gesetze müssen diesem einen Umstand gegenüber ohnmächtig werden, wenn sie nicht der Natur des Verhältnisses selbst entsprechen. Dieses normale Verhältniß, für welches Mann und Weib geschaffen sind, ist die Ehe und von ihr muß jede Erörterung

Digitized by Google

unserer Frage ausgehen. Jede sittliche Auffassung der Ehe aber lehrt uns, daß die beiden Theile ungleich und eben deshalb für einander geschaffen sind. Das Gesetz, auf welchem die ganze bürgerliche Gesellschaft ruht, die gegenseitige Ergänzung individueller Mangelhaftigkeit, findet seinen höchsten und sittlichsten Ausdruck in der Ehe. Die Frau ist ein Wesen für sich, nicht eine schwächere Ausgabe des Mannes, sie sind zwei Hälften eines vollkommenen Wesens, ihre Aufgaben sind verschieden, sie können nicht Nebenbuhler sein, weil sie nicht um denselben Preis ringen, weil sie ihre Stellen nicht wechseln können.

Der Mann hat das Brod zu verdienen, die Seinen zu schützen, dem Sturm, der Hitze und Kälte zu trotzen; die Frau kann ihm darin mehr oder weniger beistehen, aber es kommen Zeiten, wo sie dazu unfähig wird, wo höhere Pflichten, die ihr der Schöpfer befohlen, sie in geheiligter Schwachheit an das Haus oder die Hütte fesseln, wo sie die Quelle neuen Lebens wird und sich vor dem Blick der Welt verbirgt. Der Mann fährt fort, für sie und das um Beide aufsprießende junge Leben zu sorgen, sie hat für Haus und Kind zu sorgen, die Nahrung, die er gewinnt, zu bereiten. Wo bleibt da die Gleichheit, die unser Verfasser von der Zukunft erträumt, wo ist die Sclaverei, die er in der Gegenwart beklagt? Seltsame Sclaverei, die den Herrn für den Sclaven arbeiten läßt, räthselhafte Zukunft, wo der Mann vielleicht die Kinder wiegen soll und die Frau den Pflug führen, denn wo Gleichheit herrscht, da müssen doch die Rollen ohne Schaden gewechselt werden können. Wenn es in der Bibel heißt, die zwei sollen ein Fleisch sein, so ist nicht die Frau zum untern, der Mann zum höhern Wesen gestempelt, sondern es ist gesagt, daß die zwei sich der Art ergänzen sollen, daß erst beide vereint einen ganzen Menschen ausmachen. Keine Theorie wird diesen von der Natur selbst gelegten Grund ändern können, diese radicale Verschiedenheit beider Geschlechter wegzudisputiren vermögen. Möge man es nur darauf ankommen lassen, daß die begeisterte Verfechterin der Emancipation der Frauen den Mann finde, den sie wirklich liebt und alle Hirngespinste der Schule werden vor der Macht der Wirklichkeit zerstieben, mag sie selbst in der Ehe das Regiment führen, es werden doch Zeiten kommen, wo sie ihre natürliche Schwachheit fühlt und gesteht, daß sie von ihm abhängt. Gott selbst hat ihre Aufgaben von denen des Mannes unterschieden, sie sind nicht Nebenbuhler, sondern unzertrennliche Genossen und Gehilfen.

Der eine Stab des Andern
Und liebe Last zugleich

wie Geibel in seinem Ehespruch sagt.

Digitized by Google

Hält man diesen Gesichtspunkt fest im Auge, so entscheidet sich auch wie von selbst die Frage nach den politischen Rechten der Frauen, speciell nach ihrem Stimmrecht, auf das Mill so großen Werth legt, daß er bei der letzten englischen Reformbill vorschlug, anstatt „Männer" „Personen" in das Gesetz zu setzen. So weit es sich um den normalen Zustand, nämlich um verheirathete Frauen handelt, müssen wir sagen, daß ihnen das Stimmrecht zu geben nur zweierlei bedeuten könnte, entweder (was meist der Fall sein würde) ihren Gatten zwei Stimmen zu geben, oder Unfrieden in die Ehe zu bringen. Gemeiniglich wird der Fall so stehen, daß, was auch die Differenzen innerhalb der Familie sein mögen, die Frau nach außen unbedingt gegen die Gegner des Mannes Front machen wird, schon weil sie weiß, daß der gemeinsame Ausdruck des Willens beider dem Hause ein ganz anderes Ansehen sichert; sie hat ihre Familie aufgegeben, um der Ausgangspunkt einer neuen zu werden, wie könnte sie geneigt sein diese selbst zu erschüttern? Und wie könnte es die Absicht des Gesetzes sein dürfen, sie dazu bewegen zu wollen? Jedermann, der mit offenem Auge durch die Welt geht, weiß, wie manche Ehe durch Verschiedenheit der religiösen Auffassungen getrübt wird. Das läßt sich nicht ändern, denn in Gewissenssachen soll man Gott mehr gehorchen als den Menschen, aber sollte der Staat unnöthig einen neuen Erisapfel in das eheliche Leben werfen, indem er den Frauen politisches Stimmrecht gibt?

Die Wahrheit zu sagen, liegt die ganze Sphäre der Mill'schen Discussion nicht in dem ehelichen Leben, welches den normalen Zustand des Weibes bildet, obwohl er beständig davon spricht; das Weib, das ihm vorschwebt, ist vielmehr das unvermählte oder die Wittwe und die Lage beider ist allerdings eine ganz andere, für sie haben die Fragen, welche Mill anregt, in der That eine hervorragende Bedeutung.

Es ist statistisch constatirt, daß obwohl durchschnittlich mehr Knaben als Mädchen geboren werden, dies mehr als ausgeglichen wird durch die größere Sterblichkeit des männlichen Geschlechts. Einmal unterliegen Knaben in den ersten Lebensjahren aus ärztlich noch nicht hinreichend aufgeklärten Gründen mehr als Mädchen den Kinderkrankheiten und Seuchen; sie scheinen aus spröderem Stoff gebildet. Sodann erreicht die weibliche Bevölkerung durchschnittlich ein höheres Alter, als die männliche, weil der letzteren alle gefährlicheren Berufsarten zufallen, namentlich See- und Kriegsdienste, wogegen die Todesfälle bei Wochenbetten kaum in Betracht kommen; man erwäge nur, daß die Feldzüge in der Krimm, Italien und Mexiko Frankreich mehr als eine halbe Million rüstiger Männer gekostet haben. Dieser Ueberschuß der weiblichen Bevölkerung ist also zur Ehelosigkeit oder Wittwenschaft verurtheilt und bei der Vertheilung des Reichthums, welche wir überhaupt finden,

Digitized by Google

ist wiederum der größte Theil dieser Ehelosen genöthigt, sich selbst eine Existenz zu gründen. Hier zu helfen und Hindernisse, die sich in Recht und Sitte noch entgegenstellen, zu beseitigen, ist der Zweck einer berechtigten und hoffnungsreichen Agitation; der Beruf der Familie für die Erziehung der Mädchen scheint sich uns darin zusammenzufassen, daß sie zu Hausfrauen gebildet werden, denn die Ehe bleibt der Normalstand des Weibes. Aber in den zahlreichsten Fällen sind die Eltern nicht in der Lage, die Tochter ruhig auf eine Heirath warten zu lassen, indem sie nur etwa der Mutter bei der Hausarbeit hilft. Die Mädchen sollen sich selbst etwas verdienen, dafür müssen ihnen alle Wege geöffnet werden, die nicht mit den berechtigten Anforderungen der Sitte und Gesundheit in Widerspruch treten. Daß in dieser Beziehung bei uns in Deutschland die Schranken noch bei weitem zu eng gezogen sind, ist oft erörtert worden; aber in Folge der berechtigten Agitation, namentlich der Vereine zur Förderung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts beginnt bereits die Besserung und Verwendung weiblicher Arbeiterinnen in anderen Zweigen, als den bisher hauptsächlich gekannten der Dienstboten, Lehrerinnen, Erzieherinnen und Fabrikarbeiterinnen. Eine tüchtige Schule in bürgerlicher Berufsarbeit wird selbst der künftigen Hausfrau nie schaden, vielmehr sie mehr befähigen, ihrem Mann hilfreich zur Seite zu stehen. Der Berufskreis der Frauen wird sich in dieser Beziehung in dem Maße erweitern, als sie die falsche Scham ablegen und vorziehen, sich in Bureau's, als Gehilfinnen im Post- und Telegraphenfach, in Druckereien, als Diaconissinnen, selbst als weibliche Aerzte lieber einen auskömmlichen Unterhalt zu erwerben, als sich bei mühsamer Tapisseriearbeit zu Hause abzumühen, um einen kärglichen Lohn zu ernten. Hat nun ein Mädchen oder eine Wittwe sich in dieser Weise eine selbständige Lebensstellung geschaffen und fordert sie dann Theilnahme auch an politischen Rechten, so wüßten wir kaum, auf welchen Grund hin ihnen dieselbe verweigert werden sollte. Die durchschlagenden Gründe, welche verbieten, der Ehefrau diesen Antheil am öffentlichen Leben zu gewähren, treffen hier nicht zu. Die Alleinstehende ist wahrscheinlich ebenso selbständig als der Arbeiter oder kleine Gewerbtreibende, wahrscheinlich hat sie einen noch stärkeren Kampf in der Concurrenz auszuhalten; sie zahlt ihre Steuern wie ein Mann, sie hat in manchen Dingen vielleicht mehr Erfahrung als das stärkere Geschlecht, z. B. was Armen- und Erziehungswesen betrifft, sie ist jedenfalls durchschnittlich ebenso gebildet, als Männer, die auf gleicher socialer Stufe stehen. Also wenn solche Mädchen und Wittwen fordern, am öffentlichen Leben Theil zu nehmen, so wissen wir nicht, mit welchem Rechte man sie zurückweisen will. Nur gehört allerdings dazu, daß sie diese Theilnahme wirklich fordern, und es ist bezeichnend, daß gerade solche Frauen, die sich zur gewerblichen Selbst

Digitized by

ständigkeit emporgeschwungen haben, dies bis jetzt wenigstens nur sehr ausnahmsweise gethan haben, während sie die Thätigkeit der Vereine zur Förderung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechtes mit Freuden begrüßten. Der Ruf nach weiblichem Stimmrecht geht fast überall (mit Ausnahme Mill's) nur von Schriftstellerinnen aus und zwar solchen, deren Leistungen noch nicht als Proben der von unserem Verfasser behaupteten Gleichheit, geschweige der Ueberlegenheit des Weibes auf diesem Gebiete erscheinen.

Wir können unser Urtheil über Mill's Buch dahin zusammenfassen, daß trotz allen Aufwandes von Geist und Scharfsinn es seinen eigentlichen Zweck verfehlen muß und nur insofern fördern kann, als seine Widerlegung dazu führt, die Frage in das richtige Licht zu stellen. Mill ignorirt die radicale Verschiedenheit des physischen und deshalb auch des geistigen Organismus von Mann und Weib, er erwartet eine Besserung von einer socialen Gesetzgebung, welche auf eine Revolution hinauslaufen würde. Wir wollen nur die unnatürlichen Schranken beseitigt sehen, welche Recht und Sitte der Entfaltung der weiblichen Thätigkeit entgegenstellen; wir erwarten davon keine plötzliche Befreiung, weil wir die behauptete Sclaverei nicht zugeben, wohl aber eine allmälige Abhilfe für die wirklichen Uebel und den langsamen, aber sicheren Fortschritt, welcher Stein auf Stein fügt und damit hilft, das Gebäude einer besseren Zukunft seiner Vollendung entgegen zu führen.

Pascal und die Vermittlungstheologie.

Pascal, sein Leben und seine Kämpfe von Dr. J. G. Dreydorff, Pastor der reform. Kirche zu Leipzig. Leipzig. Duncker und Humblot. 1870.

Zunächst als Zeugniß einer frischen vielverheißenden Kraft begrüßen wir dieses Erstlingswerk des Verfassers,*) das nicht zu günstigerer Stunde an die Oeffentlichkeit treten konnte. Eine Monographie über jene interessante und vielbehandelte Episode der Kirchengeschichte, die sich an die Namen Pascal, Port-Royal und Jansenismus knüpft, stellt es sich zugleich mit herausforderndem Muthe mitten in die Kämpfe der Gegenwart. Im fröhlichen Bewußtsein der guten Sache, sicher durch das gelehrte Rüstzeug wie durch die Kunst der Waffenführung scheut es nicht zu gleicher Zeit mit

*) Früher erschien nur eine kleine Schrift: „Das System des Grafen Pico von Mirandula" Marburg bei Elwert 1858. Die Red.

Digitized by Google

Gegnern sehr verschiedener Art einen Gang zu thun. Es erneuert das Andenken an den streitbarsten aller Ankläger des Jesuitismus, zu einer Zeit, da abermals der Jesuitismus seine Ansprüche auf die Herrschaft der Welt proclamirt. Es weist aber zugleich die unvermeidliche Schwäche und Ergebnißlosigkeit aller Angriffe nach, welche innerhalb der gemeinsamen Kirche auf dem Boden ihrer Voraussetzungen geführt werden. Und indem es den trügerischen Compromissen auf den Grund geht, die haltlosen Gewebe einer falschen Vermittlung unerbittlich auftrennt, gilt das Buch verständlich genug zugleich der Vermittelungstheologie im eigenen protestantischen Bekenntniß.

Man könnte diese Schrift eine naturwissenschaftliche Analyse der Vermittelungstheologie nennen, die um so wirksamer ist, als sie nicht auf eine theoretische Ausführung sich beschränkt, sondern an einer bestimmten geschichtlichen Erscheinung durchgeführt ist, die eine objective Abschätzung der Kräfte wie der Resultate ermöglicht. Es gilt nur die Gründe, warum es so kam, unbefangen sich zu vergegenwärtigen. Warum ist Port-Royal, warum ist Pascal unterlegen? Diese Frage beantwortet Dreydorff in einer Weise, welche die Geschichte des Frommen von Clermont zum classischen Muster aller derjenigen Reformversuche macht, die auch dann noch auf dem Boden der Vermittlung stehen bleiben, wenn die Rettung allein im Bruche liegt.

Nur daß man hier nicht eine Gelegenheitsschrift vermuthete, wie deren das Concil dutzende auf den Büchermarkt geworfen. Offenbar auf jahrelangen Vorstudien beruhend geht Dreydorffs Darstellung nicht darauf aus, einen willkommenen Stoff für Tageszwecke zurechtzustutzen, sondern er dringt vor allem mit gewissen after Schärfe in denselben ein, und nichts springt dem Leser gleich vom Anfang an so deutlich in die Augen, als die Selbstständigkeit, mit welcher sich der Verfasser aus dem Acten selbst sein Urtheil gebildet hat, das in wesentlichen Punkten den herkömmlichen Meinungen gegenübertritt.

Frühzeitig hat die Sage auch Pascal's Leben wie das aller Glaubenshelden zu umspinnen begonnen, und theils in der Gesammtauffassung theils in manchem anekdotischen Beiwerk hat dies bis in die neueren Bearbeitungen nachgewirkt. Hier tritt nun die kritische durch und durch gesunde Nüchternheit des neuesten Biographen ein, dem es ein wahres Vergnügen ist, die Mythenbildung bis in ihre letzten geheimsten Schlupfwinkel zu verfolgen. Die Frömmigkeit der Freunde von Port-Royal und die Individualität des hilfreichen „Secretärs“ dieses Klosters sind ihm Phänomene, die er mit der sicheren Methode des Naturforsches in ihre Elemente zerlegt. So ist gleich die Athmosphäre von Port-Royal, in welcher Pascal's Gemüth, leer, skeptisch gelangweilt, Zuflucht findet, äußerst fein gezeichnet. Unbestechlich wird bei aller Anerkennung des Trefflichen auch das Weichliche und Ungesunde jener

Richtung hervorgehoben. In der That besitzt der Verfasser ein hervorragendes Talent für die Charakterisirung religiöser Erscheinungen und je complicirter dieselben sind, um so glänzender zeigt sich seine Virtuosität. Der Nachweis von Pascal's Seelenzustand vor und nach der Bekehrung, das wechselnde Verhältniß, in dem er zu den Männern von Port-Royal steht, die Motive, die seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu Grunde liegen, die Verschiedenheit in Ton und Absicht der beiden Hauptgruppen seiner Provincialbriefe, der Mythus vom wunderthätigen Dorn in seiner verhängnißvollen Bedeutung für das Kloster wie für Pascal persönlich, das Alles ist neu, scharfsinnig, überzeugend und in spannendem Vortrage entwickelt. Wir lernen wirklich einen anderen Pascal kennen, als er uns durch die bisherigen, meist im Voraus allzugünstig eingenommenen Darstellungen übermittelt war.

Die bedeutendste That von Pascal's Leben sind seine Provincialbriefe. Mit Recht hat sie der Verfasser ausführlich analysirt. Es bedarf keiner Ausführung, wie zeitgemäß es ist, diesen Versuch eines principiellen Angriffs auf den Jesuitismus, der anscheinend mit so siegreichen Waffen geführt wurde und doch vollständig unterliegen sollte, der Gegenwart zu Nutz und Frommen wieder vorzuführen. Zwar scheint das eigentliche Object des Angriffs, die damalige Jesuitenmoral, heute nicht mehr in Frage zu stehen. Die Jesuiten haben gelernt vorsichtiger zu sein, Manches haben sie selber zurückgenommen, einzelne Schößlinge sind auch von der Kirche verurtheilt worden. Aber doch werden noch heute in jesuitischen Lehrbüchern Sätze vorgetragen, welche die Familientradition nicht verleugnen können, wie denn z. B. in dem bekannten Compendium des Paters Gury, Regensburg 1868, gelehrt wird: „Sage nicht, daß man aus Noth „stehlen“ dürfe, denn alsdann hört es auf, Diebstahl zu sein.“ Allein, was wichtiger ist, vortrefflich weist Dreydorff nach, daß jene casuistischen Entscheidungen der Väter nicht etwa blos „zufällige“ Entartungen sind, sondern daß die jesuitische Ethik aufs innigste mit dem ganzen Wesen des Ordens zusammenhängt. Der leitende Gedanke des Jesuitismus ist die alleinige und absolute Herrschaft über die Gewissen. Dies ist nun zwar das Ziel aller Hierarchie ältester wie neuester Zeit. Aber in den Mitteln, durch welche sie ihren Ansprüchen Anerkennung erzwingt, ist Auswahl und Veränderung möglich und insoweit diese Mittel von allen früheren verschieden und eigenthümlicher Art gewesen sind, läßt sich die Thätigkeit des Jesuitismus allerdings als eine neue und eigenthümliche bezeichnen. Als im Laufe der Zeit der gereiftere Theil der getauften Menschheit sich das Recht eines ungestraften Abfalls von der Hierarchie mühsam erkämpft hatte, da galt es für diese, noch weit größere, als alle bisherigen Anstrengungen zu machen, wenn sie, abgesehen von Wiedereroberungsgelüsten, auch nur in dem ihr gebliebenen Gebiet sich in ihrer so gewaltig erschütterten Autorität be-

Digitized by Google

haupten wollte. Die Nothwendigkeit solcher Anstrengungen erkannte am deutlichsten der Jesuitenorden und er selbst nahm es auf sich, den Kampf um die Existenz durchzuführen — um jeden Preis.

Von den beiden Merkmalen der Kirche, „Allgemeinheit“ und „Heiligkeit“ hatte man das letztere thatsächlich längst aufgegeben und um so mehr die Einmüthigkeit im Glauben und im Gehorsam gegen die kirchlichen Einrichtungen betont. Die äußerste Consequenz in dieser Richtung stellt der Jesuitismus dar, indem er kein Mittel scheute das Individuum im Gehorsam der Kirche festzuhalten, indem er selbst ein gemeines und lasterhaftes Leben, wie es die obere und die untere Hefe der menschlichen Gesellschaft begehrt, auch innerhalb der alleinseligmachenden Kirche rechtfertigte, um so Gott und Teufel zugleich zu betrügen. Das Verfahren der Casuistik ist dabei folgendes. Der Beichtvater versetzt sich sympathisirend auf den Standpunkt des gemeinen Menschen, der die Sünde zu lieb hat, als daß er sein selbstsüchtiges Treiben den Anforderungen des Moralgesetzes zum Opfer bringen möchte; kommt er in ernstlichen Conflikt mit seinem Beichtiger, so wird er lieber diesem den Rücken kehren, als daß er nicht mehr thun sollte, was er nicht lassen mag. Andrerseits stört ihn jedoch im Genusse des Verbotenen theils ein unvertilgbarer Rest von Schuldgefühl, theils der Furcht vor einem dasselbe dereinst „vielleicht“ rechtfertigenden Gericht. Dieses „Vielleicht“ hat wie die Furcht vor einem Gespenst noch Gewalt über ihn, in den meisten Fällen nach gerade soviel, daß er es sich schon eine Kleinigkeit kosten lassen wird wenn ihm dafür eine anerkannte Autorität sein Gewissen und ein erträgliches Loos im unberechenbaren Jenseits sicher zu stellen verspricht. Und an diesem noch vorhandenen Minimum faßt ihn der casuistische Beichtiger, dessen elende Sophistereien alle zuletzt den dreifachen Zweck haben: 1. zu zeigen, daß man überhaupt nicht leicht in schwere Sünden verfallen könne: 2. die Verzeihung der unvermeidlich gebliebenen Sünden möglichst leicht, sowie die Bethätigung des neuen Gehorsams, die positive Frömmigkeit so leicht zu machen, daß es für schwer gelten muß, darin nicht mehr als genügend zu leisten. Daher nun alle jene bekannten Mittel, welche die Begriffe des Erlaubten und Verbotenen völlig aufheben. „Wo wir die verbotene Handlung nicht verhindern können, da reinigen wir wenigstens die Absicht, und so verbessern wir das schlechte Mittel durch die Lauterkeit des Zwecks.“ Man darf zum Zweikampfe herausfordern, nicht um sich an seinem Feinde zu rächen, bei Leibe nicht! das wäre unchristlich; wohl aber, „wenn es kein anderes Mittel gibt, sein Leben oder seine Ehre zu vertheidigen.“ Man darf seinen Feind selbst rücklings oder aus dem Hinterhalt tödten, allerdings nicht „verrätherischer Weise,“ das wäre unchristlich, — und so geschieht's, wenn man einen tödtet, der sich dessen gar nicht versieht, — aber unser Feind muß sich dessen

Digitized by Google

zu uns versehen, so daß ihn „verrätherischer Weise zu tödten“ ganz unmöglich ist. Todtschlagen darf man den Verläumder, todtschlagen für eine Ohrfeige, auch für eine nur angebotene, todtschlagen den, der uns bestohlen hat oder bestehlen will — „doch nicht für jede Kleinigkeit! die Sache, um die es sich handelt, muß etwas werth sein, wenigstens einen Thaler!“

Daher die Lehre vom heimlichen Vorbehalt, die den Zweck hat, „die Sünde in den Unterhaltungen und in den Welthändeln vermeiden zu helfen“, d. h. die in Wahrheit den Zweck hat, gewissenhafte Lüge und Meineid zu ermöglichen. Denn, sagt Pater Filiutius: man sage laut: „ich schwöre, daß ich das nicht gethan habe“ — und sage leise hinzu: „heute“, wenn man es dennoch gethan hat; oder, wenn man ganz laut gesagt hat: „ich schwöre“, spreche man ganz leise, „daß ich sage“, und fahre dann ganz laut fort: „daß ich das nicht gethan habe.“ Gott hört selbstverständlich auch die leise gesprochenen Worte; vor ihm ist also thatsächlich nicht gelogen worden. Für die Unerfahrenen ist es übrigens erlaubt, schlechtweg zu lügen, „wenn sie nur die — ganz von der äußeren That getrennte — Intention haben, so zu leugnen, daß ihre Aussage eine buchstäbliche Wahrheit enthält, wozu nöthig ist, daß sie wenigstens im Allgemeinen wissen, in irgend einem Sinne die freilich ganz anders lautende Aussage vor dem eigenen Gewissen vertheidigen zu können.“

Daher ferner die Lehre vom Probabilismus, d. h. die anempfohlene Berufung auf Aussprüche eines jesuitischen Schriftstellers, wobei man in Folge der fleißigen Spürkraft und Vielseitigkeit der Casuisten sicher ist, in jedem Falle irgend eine Autorität zu finden, die gerade convenirt; eine Lehre, welche darin gipfelt, daß auch „die an sich unwahrscheinlichste und unsicherste“ Meinung als probabal sich empfehlen läßt, wie denn das Entgegengesetzte vom Probabeln immer selbst wieder probabel sein kann.

Daher auch jene „frommen heiligen Schlauheiten“, jene wunderbaren Subtilitäten, Erleichterungen und Milderungen der Beichte, durch welche es geschieht, „daß man die Verbrechen heutzutage mit viel mehr Vergnügen und Eifer büßt, als man sie früher beging.“ Wenn der Beichtende z. B. erklärt, „daß er das Büßen auf die andere Welt verschieben und da alle ihm gebührenden Strafen im Fegfeuer abmachen wolle, dann soll ihm der Beichtvater eine ganz leichte Buße auferlegen, zumal wenn er sieht, daß derselbe eine größere nicht übernehmen würde.“ Reue ist überhaupt etwas überflüssiges, es genügt die Furcht vor den Strafen der Hölle, und auch diese kann unter Umständen durch den Verdruß über zeitliche Nachtheile und Verluste, welche von der Sünde untrennbar zu sein pflegen, vollkommen ersetzt werden.

Daher jenes kunstvoll ersonnene Minimum in der verlangten „Bethätigung des neuen Gehorsams.“ Gibt es doch so manche Andachten der allerleichtesten Gattung: „z. B. die heilige Jungfrau grüßen, wenn man auf eines ihrer Bilder trifft; den kleinen Rosenkranz der zehn Belustigungen der Jungfrau hersagen; oft den Namen Maria aussprechen; den Engeln Auftrag geben, ihr oft einen „ergebensten Diener“ von uns auszurichten; wünschen, ihr mehr Kirchen zu bauen, als alle Monarchen zusammen ihr gebaut haben; je nach der Tageszeit „guten Morgen und guten Abend“ zu ihr sprechen. Wird doch auch dem Gebot des Messehörens „durch die bloße Anwesenheit des Leibes“ genügt. Auch wenn man mit seinen Gedanken anderswo verweilt, auch wenn man die Absicht hat, der Messe keine Theilnahme zu schenken, auch wenn eine schlechte Absicht, wie etwa die: „mit unreiner Lüsternheit die Frauen zu betrachten“, mit der Absicht: die Messe zu hören, comme

Digitized by Google

il faut, sich verbinden sollte, so hindert jene nicht, daß man auch dies thue — comme il faut.

Schließlich ist das Meisterstück der jesuitischen Kunst die Lehre von der „Liebe zu Gott." Als vornehmstes und größtes Gebot steht geschrieben: „Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele u. s. w." Von diesem unbequemen Gebot scheint lediglich nichts wegzudeuten. Dennoch weiß der Casuist auch ihm beizukommen, um es illusorisch zu machen. Ueber das wichtige „Wann und wie oft" Gott so geliebt werden soll, hat Gott selbst nichts entschieden. Wie natürlich, daß die heiligen Väter sich mit dieser offenen Frage angelegentlich beschäftigen! Suarez sagt: es ist genug, wenn man Gott liebt vor der Todesstunde; er bestimmt aber keine Zeit. Vasquez findet, daß es genügt in der Todesstunde. Andere: wenn man die Taufe empfängt; andere: an den Festtagen; Scotus: jeden Sonntag. Hurtado von Mendoza behauptet, daß man alle Jahre einmal Gott zu lieben verpflichtet sei. Pater Conink meint, daß die Verpflichtung in je 3 oder 4 Jahren stattfinde. Henriquez ist für je 5 Jahre. Filiutius aber findet es wahrscheinlich, daß man nicht allzustreng alle 5 Jahre verpflichtet sei. Wann aber? das überläßt er dem Urtheil der Verständigen. Endlich findet einer, daß man genau genommen nur zur Befolgung der andern Gebote verpflichtet sei, ohne irgend eine Neigung zu Gott und ohne Hingebung unsres Herzens an ihn, — vorausgesetzt, daß man ihn nicht haßt. „Schaue an die Güte Gottes! es ist uns nicht sowohl geboten ihn zu lieben, als — ihn nicht zu hassen!"

Man sollte nun denken, eine solche Aufdeckung der jesuitischen Künste, ausgeführt zugleich mit solchem schriftstellerischen Talent, mit soviel Witz und so viel sittlicher Energie hätte müssen einen Aufschrei der Gewissen zur Folge haben, hätte geradezu tödtlich für den Jesuitismus sein müssen. Statt dessen sehen wir Port Royal unterdrückt, die Provincialbriefe auf Befehl des Königs verbrannt, den Jesuitismus siegreich aus dem Kampfe hervorgehen. Wie war das möglich? Mußte nicht der Angriff gerade deshalb um so mächtiger sein, weil er aus dem Katholicismus selbst sich erhob, an die guten Mächte innerhalb des eigenen Bekenntnisses sich wandte und von Männern ausging, die nicht müde wurden, ihre Rechtgläubigkeit zu betheuern? Gerade darin lag die verhängnißvolle Täuschung. Es sind die siegreichsten Abschnitte unsres Buchs, in welchen gezeigt wird, wie der Jansenismus an seiner eigenen Halbheit zu Grunde gehen mußte.

Ausgegangen war die jansenistische Bewegung von dem tieferen religiösen Bedürfniß des Subjects. Das Verlangen nach Heilsgewißheit wurde in jenen frommen Seelen zu stark, als daß ihnen die äußeren Formen der kirchlichen Gemeinschaft genügen konnten. Nicht Zweifel an irgend welchen Dogmen oder an der Autorität der Kirche, sondern Zweifel an seinem individuellen Heilsbesitze drängen den Jansenisten, eine besondere Versicherung desselben nicht neben, sondern innerhalb der kirchlichen Institutionen zu suchen, zunächst durch größeren Eifer in den vorgeschriebenen Cultushandlungen, durch asketische Uebungen und fromme Werke, dann durch besondere Betonung derjenigen Dogmen, welche ihm die Gewißheit seines Heils auf unmittelbarste Weise verbürgen, endlich durch die Steigerung der religiösen Temperatur bis auf die Stufe, wo man sich durch besondere Erfahrungen, durch Visionen und Wunder des Bewußtseins der Zugehörigkeit zu den Erwählten versichert. Je mehr sich nun eine solche Gemeinschaft als die „heilige Kirche" innerhalb der verunreinigten weiß, um so näher liegt die Gefahr eines Bruchs mit der Kirche, und der Bruch scheint unvermeidlich, sobald

sie von der herrschenden Kirche ernstlich bedrängt wird. Allein es kommt nicht zum Bruch, wenn sie noch nicht die Wahrheit von dem Begriff der Katholicität loszutrennen vermag und sich in Kampf versetzt sieht gegen eine Institution, deren oberste Autorität ihr doch feststeht. In diesem Fall bringt sie es blos zu mehr oder weniger schweren Gewissenskämpfen, in denen sie sich verzehrt, um schließlich der Partei zu unterliegen, welche sich als die consequentere zu behaupten weiß. Der Jansenismus Port-Royals blieb über sich selbst so sehr im Unklaren, daß er nicht nur die Aehnlichkeit seines innersten sittlichen Charakters mit dem Protestantismus gänzlich verkannte; sondern auch, als diese Verwandtschaft und die Unvermeidlichkeit eines gleichen Looses ihm deutlicher zu werden anfing, in seinen bedeutendsten Führern auf halbem Wege stehen bleibend, wie ein Verzweifelnder vor dem letzten Sprung, vor seinen eigenen Consequenzen kraftlos zurückbebte. Ja, wenn es möglich wäre, sagt unser Verfasser, durch fromme Dulderthränen und durch Gebet eine Reformation zuwege zu bringen, welche Bewegung in der gesammten christlichen Kirche hätte jemals mehr Aussicht auf dauernden Erfolg gehabt, als die jansenistische? Aber welche Bewegung zeigte auch deutlicher, daß solche Mittel nicht ausreichen?

Nun ist die Persönlichkeit Pascal's vor Allem deshalb so interessant, weil er genau bis an die äußerste Grenze innerhalb der auch von ihm festgehaltenen Katholicität geht. Nicht nur an Scharfsinn, sondern auch an moralischem Muth und lauterer Wahrhaftigkeit überragt er die Freunde. Er tritt für das bedrängte Port Royal ein, als die bekannten fünf jansenistischen Sätze bereits vom Papst verurtheilt sind. Als drei Jahre später die abermalige Entscheidung des Papstes im Jahr 1656 auch das Auskunftsmittel zerstört, an das sich inzwischen noch die Jansenisten festgeklammert hatten, zeigt Pascal, daß auch der Papst und die Concilien irren können, wobei er sich insbesondere darauf beruft, daß die Päpste sogar versuchten, ihrem Vorgänger Honorius ketzerische Lehren in seinen Schriften nachzuweisen. Zusehends entfremdet er sich dem Gedanken einer unbedingten Unterwerfung unter die päpstlichen Decrete, und er trennt sich von den feigen und undankbaren Freunden, die bereits anfangen vor seiner rücksichtslosen Polemik sich zu fürchten, und für die es ein absolutes Bedürfniß ist, zu einem Vergleich mit der Kirche zu gelangen, während Pascal's vornehmstes Interesse bleibt, sich vor Gott und sich selbst sein Heimathsrecht im Katholicismus zu garantiren. Denn freilich darauf verzichtet auch er nicht, er salvirt ein kirchliches Gewissen, lästert die protestantische Lehre und müht sich ab, selbst in der völlig übereinstimmenden Lehre von der Gnade Unterschiede nachzuweisen. So baut er sich mit Aufbietung aller sophistischen Kunst das Gebäude seiner Vermittlungstheologie auf, die nur eine Umschreibung des Satzes ist: die Thatsache, daß Gott Alles in Allem wirkt, hebt die menschliche Freiheit nicht auf; oder: Wahlfreiheit und Nichtanderskönnen, das ist kein Widerspruch. Und die höchste Autorität des Papstes lehnt er sowenig ab, daß er vielmehr bereit ist, die Streitfrage aufs Neue untersuchen zu lassen. Mit anderen Worten: er hat gegen die päpstliche Entscheidung nichts einzuwenden, sobald nur der Wahrspruch zu seinen Gunsten ausfällt.

Mit dem Wunder vom heiligen Dorn, das sich zuerst an Pascal's 12jähriger Nichte vollzieht — es ist dies einer der lehrreichsten Abschnitte, — beginnt dann die Katastrophe. Port Royal erblickt in diesem tendentiös gemachten und ausgebeuteten Wunder ein Gottesgericht zu seinen Gunsten, Pascal noch überdies eine göttliche Rechtfertigung seiner Polemik, einen mathematisch zwingenden Beweis für die Wahrheit seiner religiösen Ueber-

Digitized by Google

zeugung. „Neue Einsichten" in das Wesen der Religion werden ihm jetzt erschlossen, und das Wunder gilt ihm fortan als erstes und entscheidendes Merkmal der geoffenbarten Religion. Als freilich auch das Mirakel nichts hilft und der Erfolg kein besserer wird, ist er im schmerzlichsten Widerspruch mit sich selbst. Er glaubt an eine alleinwahre Kirche, die doch nicht im Besitz der Wahrheit, vielmehr von derselben abgewichen und durch die Jesuiten „meineidig" geworden ist, an eine Kirche, deren Autorität man sich um Gottes und des Gewissens willen nicht unterwerfen kann, von der man sich aber noch viel weniger lossagen darf. Er verabscheut die elende Capitulation eines Arnould, der auch die charakterfesten Nonnen von Port-Royal widerstehen, weil sie kein theologisch gebildetes Gewissen haben, er setzt seine scharfe Polemik gegen die charakterlose Vermittelung fort und noch zuletzt inspirirt er den geharnischten Brief seiner Schwester Jaqueline gegen die heuchlerische Transaction der Anderen. Aber doch kann auch er über die ultima ratio der Jansenisten nicht hinaus: „Nur nicht Altar gegen Altar! denn es gibt niemals eine zwingende Nothwendigkeit sich von der Einheit der katholischen Kirche zu trennen." Nur daß er als die wahrhaftigere Natur sich einen anderen Ausweg aus dem Dilemma sucht als Arnould und dessen Freunde. Denn während diese sich genöthigt sehen, ihr Gewissen zu Gunsten des Begriffs der Kirche zu erweitern, rettet sich Pascal in die schwüle aber sittlich reinere Sphäre der Mystik und kehrt zurück zu der Frömmigkeit krankhafter und weltflüchtiger Askese, die sein religiöses Leben vor dem Eintritt in die Jesuitenpolemik ausgefüllt hatte.

Der Verfasser verfolgt die Schicksale Port-Royals und des Jansenismus nicht weiter. Er schließt mit dem Ende Pascal's. Aber in dem Erliegen des Muthigsten in der Gemeinde sehen wir bereits das Schicksal der ganzen Gemeinde voraus — das Schicksal aller Vermittelungstheologie.

L.

Otto Jahn's

Musikalische Bibliothek und Musikalien-Sammlung.

Der Catalog zu der in ihrer Art einzig dastehenden musikalischen Bibliothek Otto Jahn's ist soeben erschienen, geziert mit dem, so Manchem wohlbekannten Bibliothekszeichen Jahn's, der hübschen Richter'schen Vignette: Inter folia fructus. Ein reicher Schatz, die Frucht jahrelangen Fleißes liegt hier vor uns, ein Resultat, wie es nur durch die seltenste Vereinigung gegenseitig sich ergänzender wissenschaftlicher Kenntnisse erzielt werden konnte. Wie das Vorwort zum Catalog richtig sagt: „erhellt auf den ersten Blick in diese Schätze, mit welchem Eifer der frühere Besitzer bemüht gewesen ist, auch diesen Theil seiner reichhaltigen Sammlung, die außerdem sämmtliche Fächer der classischen Alterthumskunde und die neuere deutsche Literatur in seltener Vollständigkeit umfaßt, unablässig zu vervollständigen und zu einem Ganzen abzurunden." Das 2884 Nummern starke Inhalts-Verzeichniß zerfällt in zwei Abtheilungen: A. Bücher (Geschichte der Musik — Biographien und Kritiken — Theoretische Werke, Aesthetik und Philosophie der Tonkunst — Bibliographie — Zeitschriften — Autographie) und B. Praktische Musik. In beiden Abtheilungen sehen wir außer den jedem Musikgelehrten geläufigen Werken älterer Zeit in passender Auswahl auch die Erzeugnisse der Gegenwart vertreten. Nament-

lich aber ist die auf die Tonmeister Bezug nehmende Literatur so vollständig wie möglich vertreten. Fast Alles, was über Bach, Gluck, Mozart, Haydn und Beethoven im Buchhandel erschien, findet sich hier vereinigt. Unter den theoretischen Werken, Aesthetik ꝛc. wird der Kenner kaum Einen Namen vermissen; darunter befinden sich manche mitunter selten gewordene Schriften von Kuhnau, Mattheson (dessen neueröffnetes-beschützendes-forschendes Orchester in 3 Bände; Critica musica) Riepel, Scheibe, Steffani, Tevo, Tinctoris, Werkmeister, Zarlino u. A. Die Sammlung von Zeitschriften dürften in dieser Reichhaltigkeit kaum noch heutzutage zusammenzubringen sein. Forkel, Reichardt, Cramer, Hiller, alle Bände der Cäcilia, der Allgem. musik. Zeitung und deren Nachfolger, die Wiener und Berliner Zeitungen bis in die jüngste Zeit (Monathefte für Musikgeschichte 1869) bieten dem Musikforscher ein unschätzbares Material. Von Seb. Bach, Beethoven, Chopin, Durante, Joseph und Michael Haydn, Ferdinand Hiller, Leonardus Leo, Mendelssohn-Bartholdy, Mozart (und dessen Vater Leopold) und Schumann sind äußerst werthvolle Autographe vorhanden. Als Unicum erscheint die Partitur zu Leonore in der zweiten Bearbeitung, von Jahn mühsam zusammengebracht (vergl. Jahn's Clavierauszug der Leonore, in der Vorrede). Ein reiches Feld öffnet die Abtheilung für practische Musik; Theater, Kirchen- und Kammermusik suchen sich hier den Vorrang streitig zu machen. In weitem Rahmen umfaßt der Catalog die Werke der Bach'schen Familie (worunter ein gedrucktes höchst selten gewordenes Exemplar der von Seb. Bach selbst in Kupfer gestochenen „Clavierübung ꝛc." — ein Geschenk von Brahms) und vor Allem Beethoven, Mozart und Haydn hervorragend, und darunter zahlreich in den Opern vertreten, sind Benda, Cherubini, Gluck, Gretry, Händel, Hasse, J. A. Hiller, Jomelli, Lotti, Lully, Mehul, Mendelssohn, Piccinni, Reichardt, Schumann u. A. In authentischen Abschriften liegen die reichhaltigen Brief-Sammlungen von Mozart, Haydn und Beethoven vor, welche zum Theil noch gar nicht oder doch ungenau veröffentlicht sind.

Ich erlaube mir hier noch speciell auf die Catalogs-Nummern 955a—956 und 1572 aufmerksam zu machen. Nr. 1572, als Oratorium in F-dur angegeben, ist nur ein Bruchstück eines Oratoriums nach Nedham's engl. Uebersetzung von Seldon's „Mare clausum", das Haydn in London zu componiren angefangen hatte. Es ist eine Arie für Baß F-dur „Nor can I think my suit is vain" mit darauffolgendem Chor D-dur „Thy great Endeavours to increase the Marine power." Ich fand das vollständig instrumentische Original im British Museum und copirte es für Jahn. (Näheres in meinem „Mozart und Haydn in London" II. 309). Nr. 956 ist das Clavierbuch Marianne Mozarts, aus dem auch Wolfgang die ersten Lectionen nahm und seine ersten Compositions-Versuche eintrug. Ich copirte es in Art eines Facsimile und Jahn zeigte es mir noch im Jahr 1866 mit sichtlicher Freude. Das Original kaufte später die Großfürstin Helene und schenkte es dem Mozarteum in Salzburg. Nr. 955a „Die Schuldigkeit des ersten Gebothes" ist ein geistliches Singspiel und Mozarts erstes dramatisches Werk (Köchel's Mozartcatalog Nr. 35). Ein Programm der Concerts of ancient music führte mich zur Entdeckung dieses umfangreichen verschollenen Werkes, dessen Erlangung übrigens nicht gar leicht gemacht wurde und seine eigene Geschichte hat. „Sie können wohl denken, lieber Pohl, (schrieb Jahn im December 1864) wie sehr ich mich Ihres Fundes gefreut habe, am meisten aber doch der Herzlichkeit, mit der Sie grade mir gern die Freude machen wollen — o ein Menschenherz geht doch über die interessante Composition. — Auf dieses Oratorium hätte ich nun nicht mehr gehofft. Wer weiß, ob nun nicht auch die Pariser Compositionen noch mal zum Vorschein kommen." Auch dieses Werk copirte ich getreu nach den abwechselnden Handschriften (Wolfgang, dessen Vater und eine dritte Hand.) Eine Arie daraus hat Mozart später in die Finta semplice aufgenommen. (Meine Anzeige des Werks steht in der „Allg. musikal. Ztg." 1865

Digitized by Google

p. 225 ff. Jahn hat es ausführlich besprochen in seinem „Mozart" 2. Auflage I. 50 ff.) Ein ächt königlicher Act und die schönste Pietät für Mozart bezeugend wäre es, wenn die Königin, die im Besitz der Werke ist (es liegt in der Royal library im Schlosse Windsor) dasselbe dorthin geben würde, wohin es gehört — ins Mozarteum zu Salzburg. — Unter den Haydniana befindet sich Nr. 1593 auch eine weltliche Cantate „Acis und Galatea"; ich stellte dieselbe, so viel noch davon zu finden war, aus den, als defect bei Seite gelegten Nummern im Eisenstädter Musikarchiv zusammen. Es ist Haydn's erstes dramatisches Werk, 1762/63 zu Eisenstadt componirt.

Unter den angeführten Werken Haydn's ist noch eine große Anzahl Abschriften, die ich Jahn auf seinen Wunsch nach den in meinem Besitz befindlichen Partituren besorgte. Er nahm bis zum letzten Augenblick lebhaftes Interesse an dem Zustandekommen der Biographie von Jos. Haydn und freute sich über jede neue Errungenschaft. Noch am 26. Januar 1869 wiederholte er, ihm alles copiren zu lassen, was ihm fehlt, „ich bin nun einmal mitten im Alphabet." — Bald sollte es anders kommen, — Am 29. Mai schreibt Jahn: „Mein Befinden ist besonders seit Neujahr so schlecht, daß ich mit der äußersten Anstrengung das Nothwendigste beschaffe. Mit der Musik habe ich innerlich und äußerlich abgeschlossen, sie liegt hinter mir, eine Kinderwelt. Lassen Sie daher nichts mehr für mich copiren, hören Sie mit der nächsten fertigen Nummer auf." Vierzehn Tage später (13. Juni) hatte Jahn mit sich und der Welt schon abgeschlossen, von der Unmöglichkeit einer Heilung überzeugt. Von einem künstlichen Apparat, ein angefressenes Leben zu verlängern oder doch wenigstens zu erleichtern, wollte er nichts mehr wissen. „Ich lasse die Natur gewähren, ertrage, was sie mir auferlegt, und thue meine Pflicht, so lange ich kann." Wenige Wochen darnach war Jahn verschieden! —

Es ist ein schmerzlicher Gedanke, die durch Jahn's aufopfernden Fleiß mühsam vereinigten Schätze durch Einzelverkauf dem Loose so vieler ähnlicher Sammlungen Preis gegeben zu sehen. Die gegenwärtigen Herren Besitzer (Jos. Baer in Frankfurt a. M., Max Cohen u. Sohn und M. Lempertz in Bonn) kommen dem Wunsche, die Sammlung als ein Ganzes erhalten zu sehen, in den Schlußworten der den Catalog einleitenden Zeilen selbst entgegen: „Wir haben es für unsere Pflicht erachtet, bevor wir den Weg der Einzelversteigerung betreten, den Versuch zu machen, die ganze Sammlung, wie sie dieser Catalog umfaßt, zum Verkauf auszustellen. Bibliothekvorstände, Gesellschaften und etwa sonstige geehrte Reflectanten belieben hierauf bezügliche Anfragen an die Herren Max Cohen u. Sohn in Bonn zu richten, welche Näheres mittheilen werden." C. F. Pohl.

Die Grenzboten beginnen am 1. Januar 1870 ihren **29. Jahrgang.** Die seitherigen wie die neu eintretenden Abonnenten ersuche ich, ihre Bestellungen auf den nächsten Jahrgang bis spätestens Ende December bei den betreffenden **Buchhandlungen** oder **Postämtern** anzumelden, damit die Zusendung rechtzeitig erfolgen kann.

Leipzig, im Decbr. 1869.

Fr. Ludw. Herbig.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google



Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Karl Mathy.

Geschichte seines Lebens.

Von

Gustav Freytag.

1 Band in Octav. Preis: 2 Thaler.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Busch, Moritz, **Eine Wallfahrt nach Jerusalem.** 2. vermehrte Ausgabe. 2 Bde. $2^1/_2$ Thlr.

Der Verfasser legt in diesem Werke die Beobachtungen dreier in den letzten Jahren unternommener Reisen in den Orient in einer Auswahl besonders charakteristischer Bilder nieder, in welchen er sich namentlich bestrebt hat, dem Leser Jerusalem und die dortige Gesellschaft, das heilige Land und seine Bewohner so zu schildern, wie sie in der Wirklichkeit sind, nicht wie sie ein in Erinnerungen an die alte Geschichte dieser Gegenden befangenes Auge erblickt. Voraus gehen lebhaft gefärbte Detailschilderungen aus Griechenland, vorzüglich aus Aegypten. Den Schluß bildet eine auf gründlichen Detailstudien beruhende sehr ausführliche Schilderung Jerusalems zur Zeit Jesu, seiner damaligen Sitten, Parteien, Sekten und politischen Zustände, die, in der neuen Ausgabe wesentlich verbessert und vermehrt, das Buch namentlich Theologen werth machen wird.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien soeben neu und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Königstreu. Roman von **C. Kessel.** 2 Bände. Preis $2^2/_3$ Thlr.

Früher erschien von demselben Verfasser:
Schleswig-Holstein meerumschlungen. $22^1/_2$ Ngr. — Eine heimliche Ehe. 2 Bde. 3 Thlr. — Der Diogenesclub. 2 Bde. 2 Thlr.

Im „Königstreu" stellt der Herr Verfasser eine Persönlichkeit hin, deren reine Natur angenehm anspricht, einen Charakter, welcher dem erwähnten Banner unverändert treu bleibt, ohne deshalb gegen die Fehler seiner eigenen Partei blind zu sein. Ein reicher Unterhaltungsstoff, eine gewählte Sprache, fesselnde Skizzirung der einzelnen Charaktere, verleihen diesem Werke einen mehr als gewöhnlichen Werth.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien soeben neu und ist in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken vorräthig:

Aschenlisel oder des Weibes Beruf.

Roman

von

Herrmann Klencke.

3 Bände. Preis 4 Thlr.

Der Herr Verfasser, welcher in einer Reihe populärer, belehrender und vielgelesener Schriften bemüht war, das weibliche Geschlecht über seinen natürlichen und sittlichen Beruf aufzuklären und in den Kenntnissen und Pflichten der weiblichen Bestimmung zu unterrichten, hat sich in diesem Romane die Aufgabe gestellt, seine von der Kritik längst anerkannten Ansichten und Lehren den deutschen Mädchen und Frauen auch in poetischer Form, in den plastischen Lebensgestalten und Zuständen der Gesellschaft zugänglich und anschaulich zu machen.

Neuer interessanter Roman von Lucian Herbert.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Das Testament Peter's des Großen.

Roman und Geschichte von **Lucian Herbert.** 5 Bände. Preis $6^2/_3$ Thlr.

I. Peter der Große in Deutschland. II. Das Testament. III. Die Revolution. IV. Das Codicill. V. Die Katastrophe.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google